





234Z<sup>3</sup>

3  
234 Z

Unsere Heimat. H Z 100  
Ill. Monatschrift für  
das gesamte Erzgebirge und  
Vogtland.  
Jg. 3.

IIIg					
932	♀	29.12.00	5760	M	10.1.62
1149	W	2.2.04	4312	J	
1149	K	1.11.58	4312	J	
4438	T	8.1.60	Bete Bad Elster		27.06
5625	J	15.6.60	68859		
5040	T	5.1.61	19907	J	
5040	T	20.1.61	M 3588		
		17.2.61	54587	J	
4976	M	17.2.61	58766		
4976	M	4.3.61	54587		
7609	S	13.10.61	B 897		

Best.-Nr. 10



Dieses Buch ist zurückzugeben bis zum:

11. 11. 59	27. MRZ. 1979		
195. 1. 50	070283		
21. 2. 51	20783		
13. 10. 51	251000		
17. 9. 52	20984		
15. 10. 56	29184		
15. 11. 52	30284		
15. 11. 62	30384		
27. 12. 60	26. Sep. 02		
22 JUN. 1967			
26 FEB. 1968			
14 JUL. 1969			
21 MRZ 1972			
26 APR 1973			
5 JUN 1975			

Best.-Nr. 19

H (37) Lp G 634/56 500 000







Ok. T. a 381.

# „Unsere Heimat“

Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge,  
Osterland und Vogtland.

Organ des Verbandes vogtländischer Gebirgsvereine.

Organ des Vereins der Naturfreunde in Plauen i. V. o

Organ des Vereins für Naturkunde in Reichenbach i. V.

Organ der Verschönerungsvereine zu Lichtenstein, Waldheim u. a.



III. Jahrgang.

Begründet und unter Mitwirkung vieler namhafter Schriftsteller

herausgegeben von

Prof. Dr. Heinrich Spindler, Zwickau Sa.



Der Verlag „Unserer Heimat“  
Zwickau i. S.





OK I 381

3

234 Z<sup>3</sup>  
H2 100



# Inhalts-Verzeichnis.

	Seite		Seite
<b>Erzählungen, Humoresken (mundartlich).</b>			
Johannes Dose, Ein lutherischer Feldprediger im Dreißigjährigen Kriege	132	Bad Elster, Bilder und Skizzen.	
Hugo Christof Heinrich Meyer, Die Dedung. Eine Geschichte aus dem Vogtlande . . . . .	205, 226, 250, 279	IV. Auf lauschigen Pfaden. Von Ferd. Barthel	149
Hugo Kösch, Das Muttergottesbild im Walde. Eine Geschichte von der böhmischen Grenze . . . . .	8, 33, 55, 84	Einweihung des Sanatoriums von Dr. Köhler	119
Robert Wolfram, Fürst und Priester. Eine Erzählung aus der sächsischen Geschichte des 15. Jahrhunderts	161	Erzgebirgische Wander-Skizzen.	
M. Frißsche, Vogtländer Schnooken . . . . .	116	I. Nach dem Bergfest zu Schneeberg . . . . .	262
Emil Müller, Ket derhäm . . . . .	40	Falkenstein i. V., Vogtländische Wanderstudien . . . . .	223
Albert Riedel, Falsch verstand'n! (Vogtländisch)	88	Wiezhühl-Sauerbrunn bei Karlsbad.	
<b>Gedichte.</b>			
Victor Blüthgen, Für das Leipziger Schlachtdenkmal	1	1) Lage des Kurorts. Nach Dr. Wilh. Gastl . . . . .	26
Ludwig Grimm, Heimat . . . . .	25	2) Ein Rundgang durch den Kurort. Von Hans Simsdorf . . . . .	27
Einsam . . . . .	83	3) Besuch des Kurorts . . . . .	219
Moritz Hartmann, Der erste Schnee . . . . .	50	Johannegeorgenstadt.	
Fritz Kesch, Spieldorf . . . . .	40	1) Die neue Gasanstalt . . . . .	71
R. Sp., Ostern . . . . .	122	2) Die Stadtgründungsfeier . . . . .	71
Rosa Spilger, Der Wundernabe . . . . .	173	3) Zur 250jährigen Gründungsfeier . . . . .	72
Julius Sturm, Maimacht . . . . .	190	Die Verfolgung der Evangelischen in Platten und die Gründung von J. Von A. Tittel . . . . .	74
<b>Mundartlich:</b>			
M. Frißsche-Werdau, Weihnachten finst und ipe . . . . .	51	4) Die Johannegeorgenstädter Zinnmedaille von 1663	120
Th. Krausch-Chemnitz (†), Dr. Frühling	152	5) Das 250jährige Stadtgründungsjubiläum . . . . .	143
M. Schmerler, 2 Gedichte in vogtländischer Mundart		Karlsbader Bilder und Skizzen.	
1. Abschied von Barchaus . . . . .	7	II. Zur Geschichte der evangelischen Kirche. Von Dr. Spindler . . . . .	60
2. Mei Voglbauer . . . . .	7	III. Alte Erinnerungen. Von Hans Simsdorf . . . . .	112
Heinrich Bschalig, Dr. Blechmann von Sitzengrien	95	Klingenthal, Das Klingenthaler Sommerheim . . . . .	224
<b>Geschichtliches und Biographisches.</b>			
Hugo Golditz, Lichtenstein, Die kirchliche Entwicklung in den Schönburgischen Rezesherrschaften bis zur Reformation . . . . .	169, 181	Kirchberg, die sächsische Siebenhügelstadt.	
Prinzessin Johann Georg, Herzogin zu Sachsen, †	198	I. Lage und Größe . . . . .	271
Joh. Traugott Berndt, Ein Dichter aus dem Volke. Von Arno Meinert . . . . .	44	II. Kirchberg — sonst und jetzt . . . . .	272
Hermann Grafer, Ein erzgebirgischer Berleger. Von Richard Bräuninger . . . . .	22	Lausitz, Das Herrmannsbath . . . . .	99
Dr. Ernst Köhler † . . . . .	105	Leipzig, Das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig. Von Dr. Franz Kiesling . . . . .	2-3
Schulrat Lohse-Zwickau † . . . . .	148	Prof. Seiffner's Goethe-Denkmal . . . . .	89
M. Johann Mathesius, geb. 24. Juni 1504 . . . . .	219	Aus dem Silberschatze der Leipziger Schützengilde . . . . .	167
Wilhelm von Polenz † . . . . .	47	Vom alten Rathaus . . . . .	141
Finanzminister a. D. von Wagdorf † . . . . .	148	Mein Leipzig lob' ich mir. Von Friedr. Herm. Löfcher . . . . .	236
<b>Landschaftliches, Städtebilder, Touristisches.</b>			
Annaberg, Die Sankt Annenkirche. Von Dr. Bernhard Wolf . . . . .	216, 230	Der Kettensteg im Nonnenholze bei Leipzig . . . . .	131
Aue, Bilder von Aue. VI. Hotel Erzgebirgischer Hof. Von S— . . . . .	69	Loßwitz, Elbbrücke . . . . .	130
Auerbach, Zur Heimatskunde von Auerbach i. V. und Umgegend. Von Albin Rother . . . . .	187, 7.	Mittweida und Umgebung. Von Alfred Bröhl . . . . .	5
I. Ortsnamen.		Mittweida-Markfersbacher Viadukt . . . . .	129
II. Sagen und Sagenhaftes.		Oschag, 1) Die Heringgedenktafel in Oschag . . . . .	198
1) Die Entstehung Auerbachs. Gedicht von Jos. Friedrich.		2) Ein Städtebild. Von G. Bödiseh . . . . .	265
2) Die Schätze in der Göltzsch.		Plauen i. V., Bilder aus Plauen.	
3) Des Fluhgottes Fluch.		VII. Das alte Amt (Herberge zur Heimat) am Amtsberg. Von A. Neupert sen. . . . .	184
4) Der Schatz im Malzhause.		Saaletal, Wanderungen im oberen Saaletale.	
5) Der Flötenbläser.		I. Lobenstein und Umgebung. Von —r . . . . .	191
Burgstädt, Bilder und Skizzen		II. Saalburg und Umgebung. Von S. . . . .	201
I Ein Städtebild. Von Th. Drescher . . . . .	255	Schandau, Die Elbbrücke . . . . .	131
II. König Johann als Schützenkönig von Burgstädt. Von Th. Drescher . . . . .	269	Schneeberg, Das Bergfest . . . . .	262
Dresden, Palais im Großen Garten . . . . .	110	Schöneck i. V., Wanderung durch den tiefen Graben nach der Hohen Reuth . . . . .	248
Eibenstock, Eine Maiwanderung durch das Bodental nach Eibenstock. Von D. Findeisen . . . . .	144	Auf dem Totenstein. Von Richard Kaufmann . . . . .	45
Elbefahrten, I. Einleitendes . . . . .	210	Vogtländische Wanderstudien.	
II. Die Elbe und ihre verkehrspolitische Bedeutung . . . . .	211	I. Die Falkensteiner Gegend . . . . .	223
III. Von Leitmeritz nach Salesel . . . . .	214	II. Schöneck, tiefer Graben, Hohe Reuth . . . . .	248
IV. Von Salesel bis Tetschen . . . . .	239	Waldenburg, I. Vom Waldenburger Heimatfest . . . . .	245
Elbtal, Bilder aus dem Elbtal . . . . .	287	Zwickau, Ein altes Zwickauer Torzeichen (Lgr.). „Der arme Heinrich“ von Karl Ludwig Kannegießer (Von Dr. P. Stöghner) . . . . .	49
<b>Kulturgeschichte, Volkskunde, Sagen.</b>			
		IV. Die III. Bürgerschule in der Blücherstraße . . . . .	94
		Zwönitz, Das Bad zum „Guten Brunnen“ bei Zwönitz. Von Friedr. Herm. Löfcher . . . . .	41
		Die Postsäule von Zwönitz . . . . .	157
		I. Die Weihnachtspyramide . . . . .	50
		Dr. Clemens Pfau, Der alte Silberschatz der Rochlitzer Schützengilde . . . . .	52
		Der Kranz im sächsischen Schützenwesen. Ein Beitrag zur geschichtlichen Volkskunde Sachsens . . . . .	125
		Prof. O Seyfert-Dresden, Das Museum für sächsische Volkskunde als Volkserziehungsstätte . . . . .	90, 107



	Seite		Seite
Pumphut und Mühlgöze 2 vogtländische Sagen . . . . .	103	Karlsbad, Evangelische Kirche und Pfarrhaus, Neb-	60—64
Postsäulen, Beitrag zur Geschichte der P.		huhns Auszug aus Karlsbad 1624, Altaran-	
I. Die Postsäule zu Zwönitz . . . . .	157	Orgelansicht, Pfarrhaus mit Kirche von Osten gesehen,	
Aus dem Silberschatze der Leipziger Schützen-		Evangelisches Hospiz	
gilde . . . . .	167	Klingenthal, Sommerheim; Gasthaus „Kamerun“	224—225
Das Wohnhaus im erzgebirgischen Fachwerkstil . . . . .	172	Kirchberg, Drehturm-Ausstellung i. Dezbr. 1902 . . . . .	50
Sachsen im Volksmunde. Von Dr. G. Schlauch-		Gesamtansicht von Kirchberg, Rathaus, Bismard-	271—278
Dohna.		denkmal, Aussichtsturm auf dem Geiersberge, Die	
II. Teil: Ortschaften . . . . .	15, 37, 65, 96, 145, 153	„Himmelsleiter“ am Borberge, König Albert-Turm	
		und Pavillon des C.-G.-B. auf dem Borberge,	
		Schießhaus-Turm, Dammbweg am Filzloch, Irma-	
		Reihe auf dem Borberge, Königin Carola-Warte.	
		Lausigk, Lausigk (Abendbild), der Herrmannsbrunn, 99—103	
		Hotel des Herrmannsbades, Villa am Herrmannsbade,	
		Kurhaus, Große Treppe im Kurpark, Parkpartie,	
		Gottlieb Friedrich Herrmann, Villenkolonie in Lausigk	
		Lauterbach bei Marienberg, Kirche . . . . .	144
		Leipzig, Das Völkerschlacht-Denkmal von Prof. Bruno	2—3
		Schmig Luerdurchschnitt des Denkmals,	
		Prof. Seffner's Goethedenkmal . . . . .	89
		Kettensteg im Nonnenholz bei Leipzig . . . . .	130
		5 Abbildungen aus dem Silberschatze der Schützen-	
		gilde . . . . .	167—168
		Das alte Rathaus . . . . .	171
		Mittweida und Umgebung, Schwanenteich, Eingang zu	
		dem Technikum, Anlagen, Amtsgericht, Lauenheiner	4—6
		Mühle, Das Raubschloß, Weg nach der Mühle, Aus	
		dem Fischpantal.	
		Oschay, Die Heringgedentafel . . . . .	199
		Totalansicht der Stadt Oschay, Rathaus, Alter	265—268
		Turm, Collm bei Oschay	
		Plauen i. V., Das alte Amt (Herberge zur Heimat)	185
		Saaletal, Lobenstein vom Gehege aus, Schloßturm,	
		Lemnitzhammer, Gottliebstal (2 Ansichten), 191—195	
		Saaldorf mit Weidmannsheil, Jagdschloß Weidmanns-	
		heil, Neuhammer	
		Saalsburg, Blick ins Saaletal (von der Villa Greuner),	
		Saalsburg mit Schloßberg, Saalsburg mit Umgebung,	
		Der Schloßberg, Blick auf die Villa Greuner, Villa	
		Greuner (2 Ansichten) . . . . .	201—204
		Schandau, Elbbrücke . . . . .	132
		Tirpersdorf, Kirche . . . . .	139
		Totenstein, Aussichtsturm . . . . .	46
		Waldenburg, Marktplatz . . . . .	245
		Zwickau, Die III. Bürgerschule . . . . .	94
		Ein altes Zwickauer Torzeichen . . . . .	48
		Zwönitz, Bad zum „Guten Brunnen“ bei Zwönitz	41—42
		(2 Ansichten)	
		Marktplatz mit der Postsäule . . . . .	158
		2. Porträts.	
		Prinzessin Johann Georg, Herzogin zu Sachsen . . . . .	197
		Hermann Grafer aus Annaberg . . . . .	22
		Dr. J. Aug. Ernst Köhler, S. 106 u. in der 1. Beilage	
		Oberlehrer Mödel, . . . . . in der 1. Beilage S. III	
		Johann Traugott Berndt . . . . .	44
		Johann Löbel, 1. Bürgermeister in Johanngeorgenstadt.	82
		Professor Karl Seffner-Leipzig . . . . .	90
		Gottlieb Friedrich Herrmann-Lausigk . . . . .	103
		Professor Karl Reinecke . . . . .	222
		Friedrich Winkler-Burgstädt . . . . .	258
		3. Künstlerbilder.	
		Julius Bergmann, Seerofen . . . . .	159, 160
		Walter Conz, Waldrieße.	
		Franz Hoch, Kiefern.	
		Walter Strich-Chapell, Lieb Heimatland ade.	
		Hans v. Volkmann, Frühling auf der Weide	
		4. Denkmäler.	
		Theodor Körner-Denkmal in Dresden . . . . .	123
		Heringgedentafel in Oschay.	
		Goethe-Denkmal in Leipzig.	
		5. Münzen, Medaillen etc.	
		Eine alte sächsische Talerklippe . . . . .	72
		Eine alte Zwickauer Tormünze . . . . .	43
		Die Johanngeorgenstädter Zinnmedaille . . . . .	120
		Denkmünze z. Erinnerung an d. 250jährige Gründungs-	
		Jubiläum von Johanngeorgenstadt . . . . .	143
		Roßlitzer Schützen Silber . . . . .	53
		Leipziger Schützen Silber . . . . .	167, 168

**Industrie.**

Die Brückenbauten der Königin-Marienhütte zu  
Cainsdorf i. S. . . . . 128

**Kunst und Künstler.**

D. Gruner, Die Dorfkirche im Königreich Sachsen . . . . . 139  
Künstlerischer Wandschmuck für Schule und Haus 159  
Karl Reinecke's 80. Geburtstag . . . . . 222

**Münzen, Medaillen.**

Mit Abbildungen.

Eine altsächsische Talerklippe . . . . . 72  
Eine alte Zwickauer Tormünze . . . . . 48  
Die Johanngeorgenstädter Zinnmedaille v. 1663 120  
Denkmünze z. Erg. an das 250jähr. Gründungs-Jubi-  
läum von Johanngeorgenstadt . . . . . 143

**Illustrationen.**

1. Landschaftliche Aufnahmen.

Annaberg, Die Sankt Annenkirche . . . . . 229  
    Blick nach dem Hauptaltar . . . . . 233  
Aue, Hotel Erzgebirgischer Hof . . . . . 70  
Burgstädt, Marktplatz mit Kirche, Rathaus . . . . . 255—261  
    Inneres der Kirche, Böhmestraße, Bahnhof,  
    Postgebäude, Amtsgericht,  
    Etablissement Binkler & Gärtner,  
    Kaiser Wilhelmstraße, Laurastein, Burgstädt vom  
    Laurastein aus gesehen, Gesamtansicht des Wettin-  
    hains, Zeichanlage des Wettinhains (2 Ansichten).  
Brausetal bei Rochsburg, Schloß Rochsburg . . . . . 262  
Carlsfeld, Altarwerk der Kirche . . . . . 142  
Clausnitz, Inneres der Kirche . . . . . 141  
Dresden, Palais im Großen Garten . . . . . 111  
    Die alte Kreuzpforte (Salamonistor); Das Brücken-  
    männchen; Das „schöne Tor“; Der Luedbrunnen; 16—18  
    Das Weiberregiment.  
Eibenstein und Umgebung, Blauental, Bockautal . . . . . 174  
    Zimmerfacher, Restauration Zimmerfacher, die große  
    Bockau, Felspartie bei Zimmerfacher, Blick ins Tal  
    der großen und kleinen Bockau, Felspartie aus dem  
    Bockautale, Sommerfrische Wildental, Auersbergturn  
    Gesamtblick auf Eibenstein vom Adlerfelsen; Heiterer  
    Blick; Schönheiderhammer: Muldental (2 Ansichten);  
    Kochenstein; Bühl.  
Elbefahrten, Dampfer, Im Innern eines Dam- 210—215  
    pfers; Lobositz, Leitmeritz, Rictowitz, Porta Bohemica;  
    Salefel, Landschaft bei Birnau, Wannow, 239—244  
    Weßeln, Aufsig-Landungsplatz, Schredenstein, Wal-  
    tische, Schönriesen, Aufsig, Krongstock, Sperlings-  
    stein, Reschwitz, Station Tetschen, Geschäftsgebäude  
    der Sächs.-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft in  
    Aufsig.  
Elbtal, Bilder aus dem Elbtal  
    Lobositz . . . . . 287  
    Richtowitz . . . . . 288  
Bad Elster, Forstschänke, Agnesruh, Villa Barthel 150—152  
Gießhübl-Sauerbrunn, Gesamtansicht, Aussichts- 26—32  
    turm auf der Buchkoppe, Versendungs-Gebäude,  
    Quellentempel, Quellentempel mit Wasserfall, Draht-  
    seilbahn, Löchner-Denkmal, Wasserheilanstalt, Am  
    Eger-Ufer, St. Annenkapelle, Einfahrtstor  
Großhartmannsdorf, Kirche . . . . . 140  
Johanngeorgenstadt, Gesamtansicht, desgl. nach 73—82  
    einem Bilde von 1624, Weigelsche Mühle (2 Ansichten),  
    Kirche Altes Rathaus, Neues Rathaus, Johann  
    Löbel, Der 1. Bürgermeister.  
    Die Rinnmünze von 1663 . . . . . 120  
    Die Denkmünze von 1904 . . . . . 143





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. Nr. 1.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Oktober 1903.

## Für das Leipziger Schlacht-Denkmal.

Von Victor Blüthgen.

Zu Halle an der Saale war's, und ich ein Knabe,  
Da standen manchmal wir, wo heut' ein neuer Stadtteil  
Sich von der Bahn zu Franckes Stiftung lässig dehnt,  
Vor einem Hügel, drauf ein einfach Denkmal kündete:  
Hier schlummern Opfer aus der Zeit der Leipz'ger Schlacht.  
Die Flügel senkte da die frische Jugendlust,  
Ehrfürchtig standen wir, durch unsre Seelchen zog's  
Wie dumpfes Lärmen der gewalt'gen Völkerschlacht,  
Kanonendonner, den man einst bis hier vernahm;  
Und stolz von dannen zogen wir, als ob wir mit  
Das Vaterland befreit von welscher Tyrannei.

Und wider schritt ich dort, ein munterer Student,  
Da fand ich Leute, die im Hügel schaufelten  
Und Karren voller Knochen und gebleichter Schädel  
Zu einem Wagen führten, den sie hoch beluden.  
Bis feierlich von dannen fuhr der Knochenwagen,  
Stand schon ein leerer harrend auf die grause Last.  
Ein neues Grab vereint fortan die Heldenreste —  
So gab man mir Bescheid — wo? — auf den Pulverweiden.  
Und Häuser baut man hier! — Dem Lebenden muß Platz  
Der Tote machen, denn „der Lebende hat Recht“.  
Ranch hübscher Schädel kam — so hört' ich im Vertrauen —  
Dabei abhanden für ein Trinkgeld: einen fand ich  
Bei einem Freund, des Name heut' nicht unbekannt —  
Memento mori ihm zugleich und Tabakdose!

Wir aber durch die Seele geht ein stilles Graun  
Bermischt mit Wehmut, die mir predigt dies und das,  
Wenn ich an jene Knochenwagen denken muß  
Und an den armen Schädel auf des Freundes Pult.  
Wie bläht die Zeit! In meiner Jugend Tagen noch:

Wie grüntem frisch die Lorbeern jener Riesenschlacht!  
Mit Bildern, farbenleuchtend gleich Erlebtem: wie gewaltig  
Sprach die Begeist'ring all der großen Zeit uns zu!  
Gescheh'n war, so vermeinten wir, ganz Unvergleichliches,  
Was sonnenhaft voranziehn würde unserm Volk  
In Ewigkeit, von größern Taten nie verdunkelt,  
Ein unerschöpfter Quell von Kraft und Hochgefühl.

Und heut'? Heut' dämmert nebelfern die große Zeit;  
Denn Siege, wie die Welt vordem noch keine sah,  
Stehn blendend einzig vor dem Aug', das rückwärts schaut,  
Und mit den Achseln zuckt das lebende Geschlecht,  
Soll sich's begeistern für der Ahnen Heldentat.

Ein Denkmal ihr, ein stolz'res, als ihr auch gesetzt  
Am Niederwald! Denn wenn ihr, klug gerüstet, auch  
In ungehemmtem Siegeslauf den Feind bezwangt:  
Die Zeit sah größres, die gebar die Leipz'ger Schlacht!  
Ein Volk, das ausgesogen ärmlich, hart geknebelt,  
Die Fesseln sprengte mit dem letzten Tropfen Kraft  
Und des Jahrhunderts Dämon in das Antlitz schlug:  
Zum letzten Kampf! Tod oder Sieg! Du oder ich!  
Kein blutig Schachspiel — zäher Ringkampf Mann mit Mann —  
Da hat sich deutsche Art bewährt wie nimmer sonst.  
Denn seines Wesens höchsten Adel löst ein Volk  
Nur aus im letzten, schwersten Kampf ums Dasein.  
Und wollt ihr Helden ziehn aus unsrer jungen Brut:  
Nicht zu der Wacht am Rhein führt sie im Niederwald!  
Dort spuken Geister rasch begnügter Zuversicht.  
Zum Denkmal auf dem Leipz'ger Schlachtfeld führt sie einst,  
Und läßt sie Arndts und Körners Feuerlieder singen  
Und lehrt sie, wie man Opfer bringt und Ketten bricht!



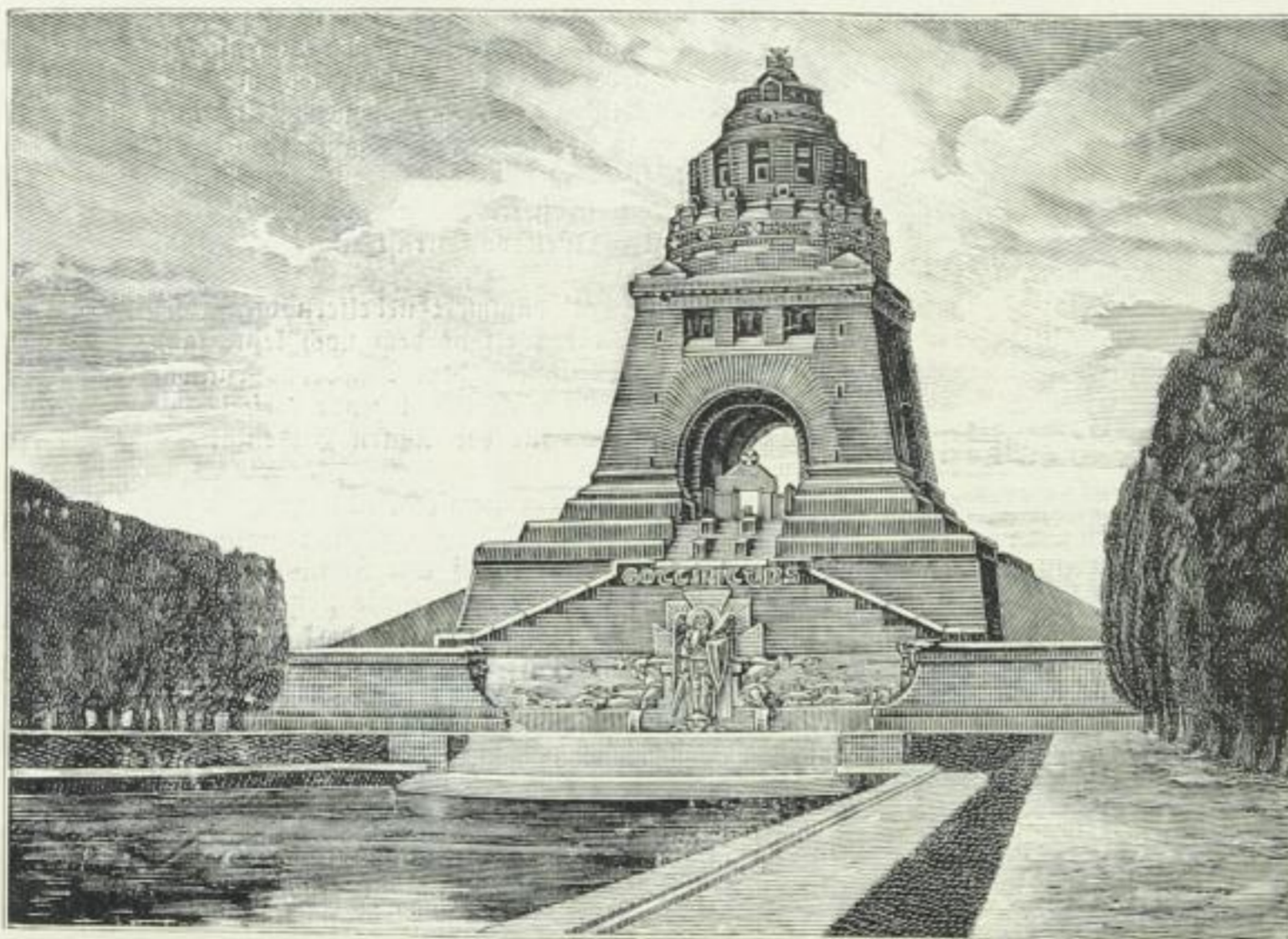
## Das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig.

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrenmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im Oktober 1813 geschehen, darüber ist wohl in ganz Deutschland, ja in der ganzen Welt nur eine Stimme . . . . Groß und herrlich muß es sein, wie ein Kolos, eine Pyramide, ein Dom in Köln. So schrieb Ernst Moritz Arndt kurz nach der Schlacht bei Leipzig. Der Ruf nach einem Ehrenmal, würdig eines mächtigen Volkes und würdig der großen Taten, die aus Mut und Vaterlandsliebe geboren sind, ist nie verstummt und wird nicht eher verhallen, bis die Ehrenschild des deutschen Volkes getilgt ist. Angesichts 1400 alter, ergrauter Veteranen legten 1863 bei der 50jährigen Jubelfeier der Völkerschlacht 214 deutsche Städte in flammender Begeisterung den Grundstein zu einem „großen Nationaldenkmal der deutschen Befreiung“. Wo aber blieb die Erfüllung der damit übernommenen Ehrenpflicht? Die Begeisterung erlosch im Jubelrausch neuer Erfolge. Heute, wo die Hundertjahrfeier der Befreiungskämpfe immer näher heranrückt, schärft mit dem lauten, vernehmbaren Rufe: „Deutschland, vergiß deine Helden nicht!“ der deutsche Patriotenbund das völkische Gewissen. Während seines neunjährigen Bestehens hat dieser Bund unter der Leitung seines Begründers, des Architekten Clemens

Thieme, über eine halbe Million Mark für die Errichtung des Völkerschlacht-Denkmal gesammelt. Getreu seiner Anschauung, das gesamte Volk habe die Mittel für dieses Denkmal aufzubringen, wandte er sich an alle Kreise, hoch und niedrig, jung und alt.

Kaiser Wilhelm II. spendete als Ausdruck seines hohen Interesses und seiner warmen Anteilnahme an den Bestrebungen des deutschen Patriotenbundes 10000 Mk., die Stadt Leipzig 73000 Mk. (jährlich 10000 Mk.) und den wertvollen Bauplatz. Sie wurde damit vorbildlich für die übrigen deutschen Städte, die zusammen 66553 Mk., und für die Landgemeinden, die 20414 Mk. darbrachten. Eine im Jahre 1895 leider nur in Sachsen, Braunschweig und Anhalt genehmigte Pfennigsammlung unter den Schulkindern ergab 30000 Mk., wovon auf Leipzig allein 13300 Mk. entfallen, während die Büchsen-sammlungen und Vereinspenden sich auf 95000 Mk., sowie die Mitglieds- und sonstigen Beiträge auf 229051 Mk. beziffern. 731 Städte, Landgemeinden, Personen und Vereine haben je 100 Mk. und darüber gesteuert und sich dadurch das Anrecht der unvergänglichen Namensnennung im Denkmal erworben. Die Anteilnahme weitester Kreise des Volkes, wie sie sich in den außerordentlich zahlreichen kleinen Spenden kundgibt, ist höchst erfreulich; beschämend aber ist es

für die große Mehrzahl der deutschen Städte, daß sie dem Gesuche um Beiträge für das Denkmal, zu dem sie einst den Grundstein gelegt haben, bisher keine Beachtung schenken. Es gibt im deutschen Reich 2200 Städte und 50000 Landgemeinden. Spendete jede Stadt durchschnittlich 20 Mk. und jede Landgemeinde 3 Mk. jährlich, so wären in dem 9jährigen Bestehen des deutschen Patriotenbundes 1½ Million Mk. und nach Ver-



Das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig.

Von Prof. Bruno Schmitz.

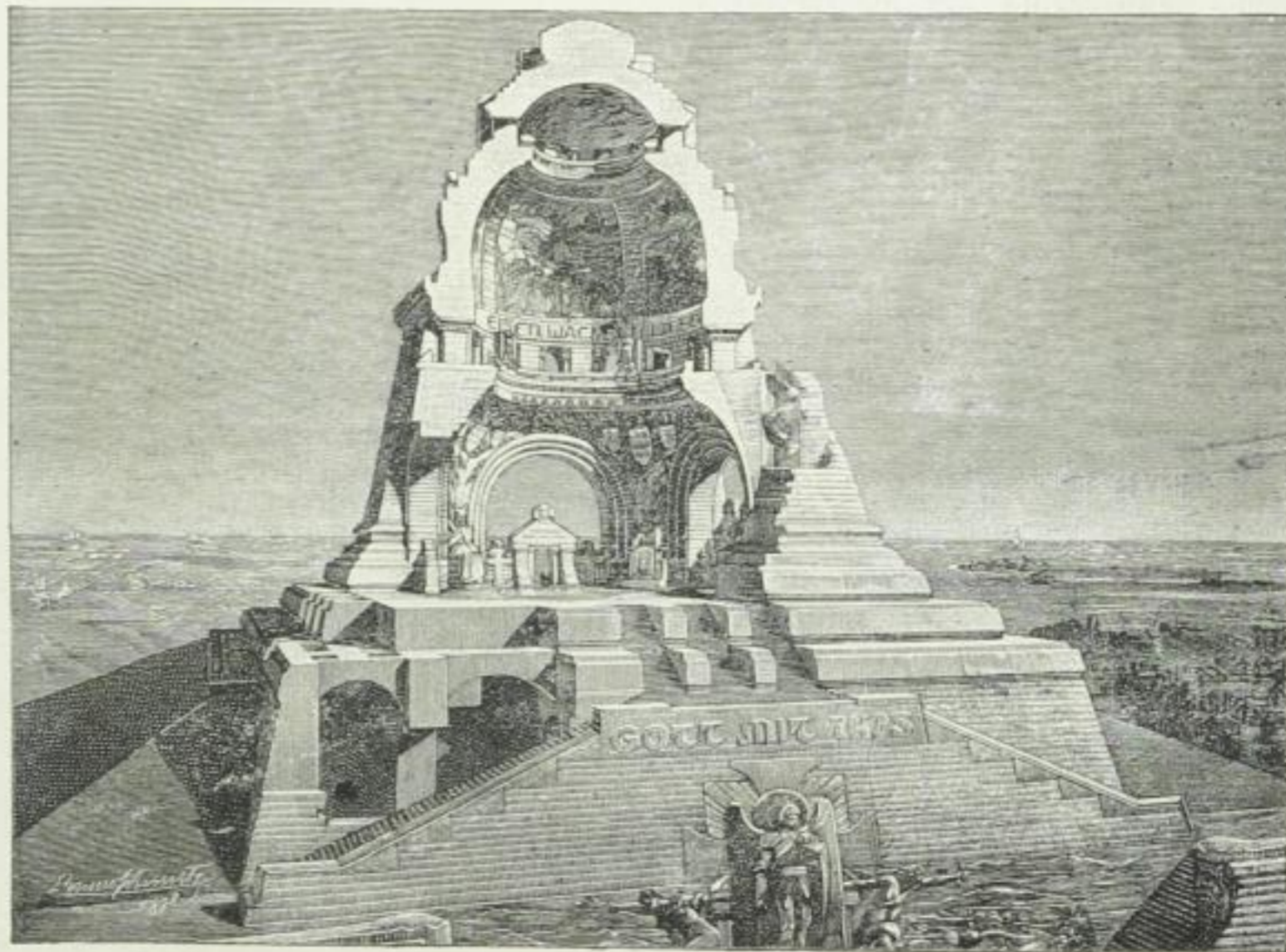


lauf weiterer acht Jahre die gesamten Gelder für das Denkmal ohne merkliche Belastung der Zahlenden zusammengeflossen. Um die Ausführung sicher zu stellen, hat jetzt die königl. sächs. Regierung mehrere Geldlotterien bewilligt, die allerdings nur in dem beschränkten Gebiete: Sachsen, Braunschweig und Württemberg zur Auspielung gelangen dürfen. Es könnte der hehren Sache nur zum Segen sein, wenn auch die anderen deutschen Regierungen ihr größere Beachtung schenken und mehr Unterstützung angedeihen ließen. Werden doch auch die Würde und das Ansehen des deutschen Reiches nicht dadurch gehoben, daß eine nationale Pflicht der Dankbarkeit durch ein ganzes Jahrhundert verichleppt wird. Bewundernswert ist die Ausdauer und Opferwilligkeit der Männer, die das Werk begründet und unter den mißlichsten Umständen bisher soweit gefördert haben, daß man bestimmt hoffen kann, sie werden es auch zu gutem Ende führen. Die Baukosten des Denkmals sind von dessen Erbauer, Prof. Bruno Schmitz in Charlottenburg, auf ungefähr 3 Millionen Mk. veranschlagt worden. So hoch die Summe auch erscheinen mag, so geringfügig ist sie doch im Verhältnis zur Größe der zu verherrlichenden That. Architekten und Baumeister der glorreichen Zeit, unter andern der hadische Hofbau- rat Weinbrenner, veröffentlichten bereits 1814 Entwürfe, deren Ausführung 6 Millionen Gulden erforderte.

Leider scheiterten alle an der Hilflosigkeit des infolge des langjährigen Krieges verarmten Landes. Daher wurde von Ernst Moritz Arndt vorgeschlagen, in der Ebene von Leipzig, in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes, einen Erdhügel von 200 Fuß Höhe aufzutürmen, darauf Feldsteine zu wälzen und darüber ein kolossales, aus Eisen gegossenes Kreuz zu errichten, ferner das

Gelände rings um den Hügel, etwa 10—15 Morgen weit, für geheiligt zu erklären, mit Wall und Graben einzufassen, sowie mit Eichen zu bepflanzen. Diesen Gedanken Arndts hat Prof. Schmitz zu verwerten gewußt, indem er mit anerkennenswertem Geschick die ganze Aufgabe im großen Stile zu lösen suchte. Auf dem von der Stadt Leipzig wohlwollend überlassenen, ungefähr 8,3 ha großen Platze des Thonberges, von wo aus Napoleon am 18. Oktober 1813 die Schlacht leitete und den Rückzug anordnete, erheben sich schon jetzt die gewaltigen Massen der 90 und 60 m im Geviert großen Fundamente. Der Unterbau des 90 m hohen Denkmal wird an drei Seiten von einem 25 m hohen Erdhügel umfaßt, der sich nach vorn zu an zwei Seiten wallartig fortsetzt. Der Hügel und die Wälle werden im Sinne Arndts mit Bäumen bepflanzt. So entsteht vor dem Monumentalbau ein von der Außenwelt vollständig abgeschlossener Vorraum, der in seiner Ruhe den Eindruck einer geheiligten und geweihten Stätte hervorruft. In feierlicher Stimmung wird jedermann das Innere des Denkmals betreten, dessen Wände und Wölbungen mit Darstellungen der Heldentaten des deutschen Volkes geschmückt sind. Von der Zinne des mit dem Kreuze gekrönten Baues aber werden ringsum die Schlachtfelder zu sehen sein, wo einst so viel Blut floß für Deutschlands, ja für Europas Freiheit.

Dr. Franz Kießling.



Querschnitt des Denkmals.



## Mittweida und Umgebung.

Von Alfred Pröhl.

Im sächsischen Städtekränze nimmt das mächtig aufblühende Mittweida eine besondere Stellung ein, einesteils durch seine vielfache Industrie, zum andern durch das weltberühmte Technikum, dessen nach Tausenden zählenden deutschen ausländischen Besucher dem Straßenleben ein fast internationales Gepräge verleihen. Aber weniger davon soll hier die Rede sein, als vielmehr von Lage und Aussehen wie auch von der Umgebung der Stadt, weitbekannt unter dem stolzen Namen „Mittweidaer Schweiz“. Mittweida liegt bekanntlich an der stark frequentierten Bahulinie Chemnitz-Röderau-Berlin. Vom hochgelegenen, eleganten Bahnhofe begeben wir uns direkt nach dem Stadttinnern. Wer noch vor wenig Jahren diesen Weg machen mußte und ihn heute wieder passiert, wird erstaunt sein über das, was innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit geschaffen wurde; zur Rechten, unmittelbar vor dem Bahndamm sehen wir den massigen Wasserturm, dann gehts an neuerrichteten stilvollen Häusern und großen Industrie-Etablissements vorüber herein nach dem Neumarkte. Ein mäßig großer Platz, bildet er doch einen bedeutenden Verkehrsmittelpunkt, denn täglich passiert ihn die Mehrzahl der Studierenden am Technikum, von

dessen Hauptgebäude ein Teil auf vorstehendem Bilde ersichtlich ist. Ein großer Park umschließt die genannte Anstalt, und alljährlich finden hier die in ganz Sachsen rühmlichst bekannten Mittweidaer Technikum-Anlagen-Feste statt, jene originellen Veranstaltungen, die so vielfach Nachahmung fanden, in ihrer Eigenart aber nirgends erreicht wurden.

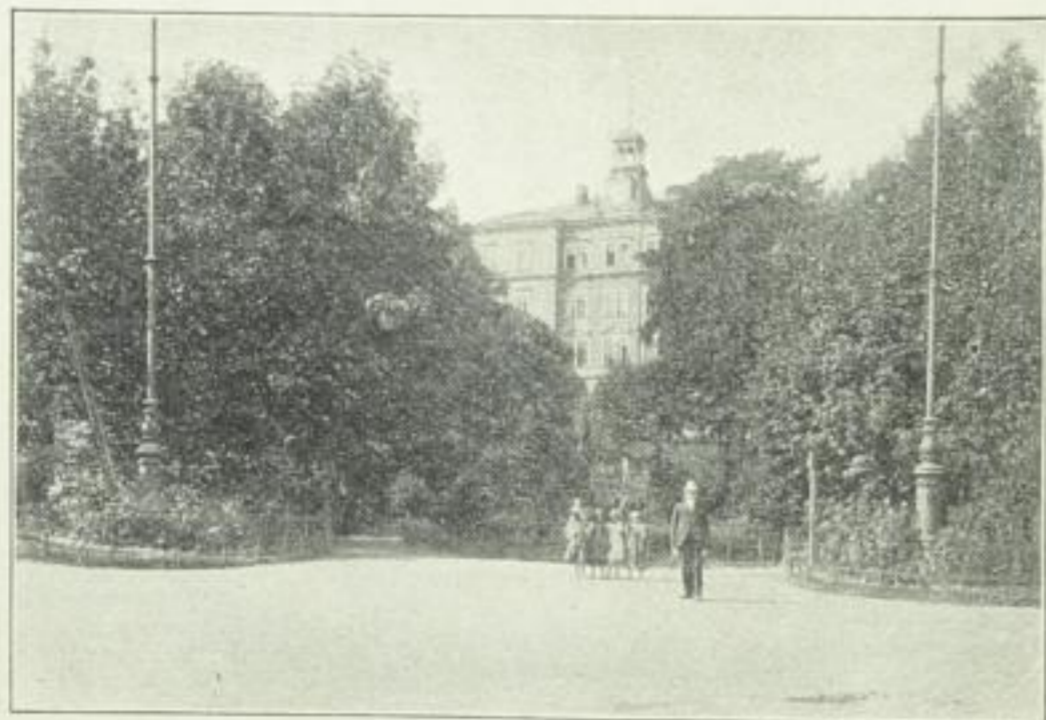


Schwanenteich.

In diesem Jahre wurde das Fest von weit über 30000 Personen besucht.

Da wir gerade bei den gärtnerischen Anlagen sind, die einmal in treffender Weise als „Lungen einer Stadt“ bezeichnet wurden, so verdienen noch die noch im Werden begriffenen großen Parkanlagen am Mittel- und Schwanenteiche, ferner die Neugestaltung des Tischirnerplatzes, der herrliche Bismarckhain und endlich der ausgezeichnete Stadtpark mit seinen prächtigen Promenaden und Aussichtspunkten nach dem romantischen Bischofautale Erwähnung.

Einen Teil des Schwanenteiches veranschaulicht das beigegebene Bild. Wir wenden uns aber nach dem Stadttinnern, passieren dabei die immer lebhaften Verkehr zeigende Rochlitzer Straße, in der sich auch das Geburtshaus Meister Johann Schillings, des Schöpfers des Niederwalddenkmals, befindet.



Eingang zu den Technikum-Anlagen.



Der greise, aber noch rüstig schaffende Künstler ist Ehrenbürger der Stadt Mittweida. In wenigen Minuten haben wir den Marktplatz erreicht, dessen Bodenfläche eben jetzt ein besseres Aussehen erhalten hat, als es nebenstehendes Bild zeigt. Das große Gebäude stellt das königliche Amtsgericht dar. Für den Fremden ist das Marktbild durch die auffällig hohen Dächer interessant; hier zeigt sich, daß die meisten Gebäude aus sehr alter Zeit stammen. Geschichtlich wird übrigens Mittweida bereits im Jahre 1136 erwähnt, doch dürfte ihm damals noch nicht Stadtrecht verliehen gewesen sein. Vom Marktplatz blickt das Auge auf die in Rochlitzer Porphyr aufgeführte altehrwürdige Stadtkirche, die in ihrer jetzigen Gestalt gegen Ende des 15. Jahrhunderts von dem namhaften Baumeister Arnold von Westfalen errichtet wurde. Eine in den 80er Jahren vorgenommene Renovation ließ die architektonischen Schönheiten des im gotischen Stile aufgeführten Baues erst recht zur Geltung kommen. Auf der Nordseite des Gotteshauses erregen einige alte Grabdenkmäler und weiter das Seyrich-Denkmal, das dem früher hier verdienstvoll wirkenden Kirchenmusikdirektor Seyrich gesetzt wurde, unsere Aufmerksamkeit.

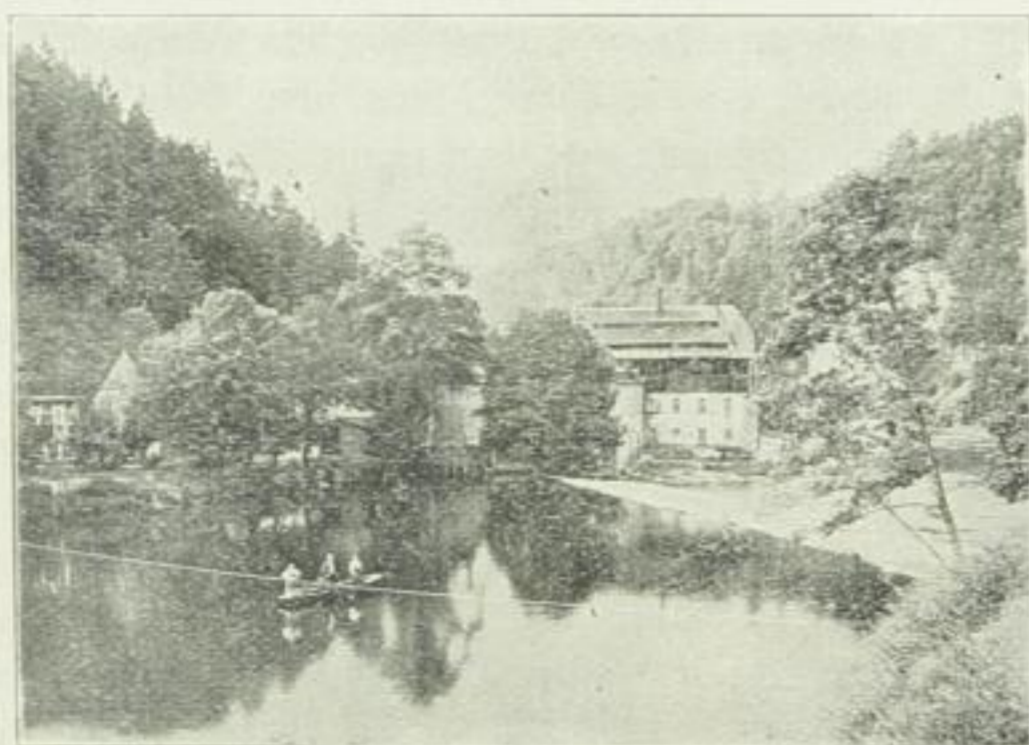
Vom jetzigen Friedhofe aus schweift unser Blick hinüber nach dem prachtvollen Deckerviertel, einem mit Villen bebauten Straßenkomplex. Dort erhebt sich auch das imposante Gebäude der neuen Bürger- und Realschule. Seitlich der Stadtkirche haben wir



Amtsgericht.

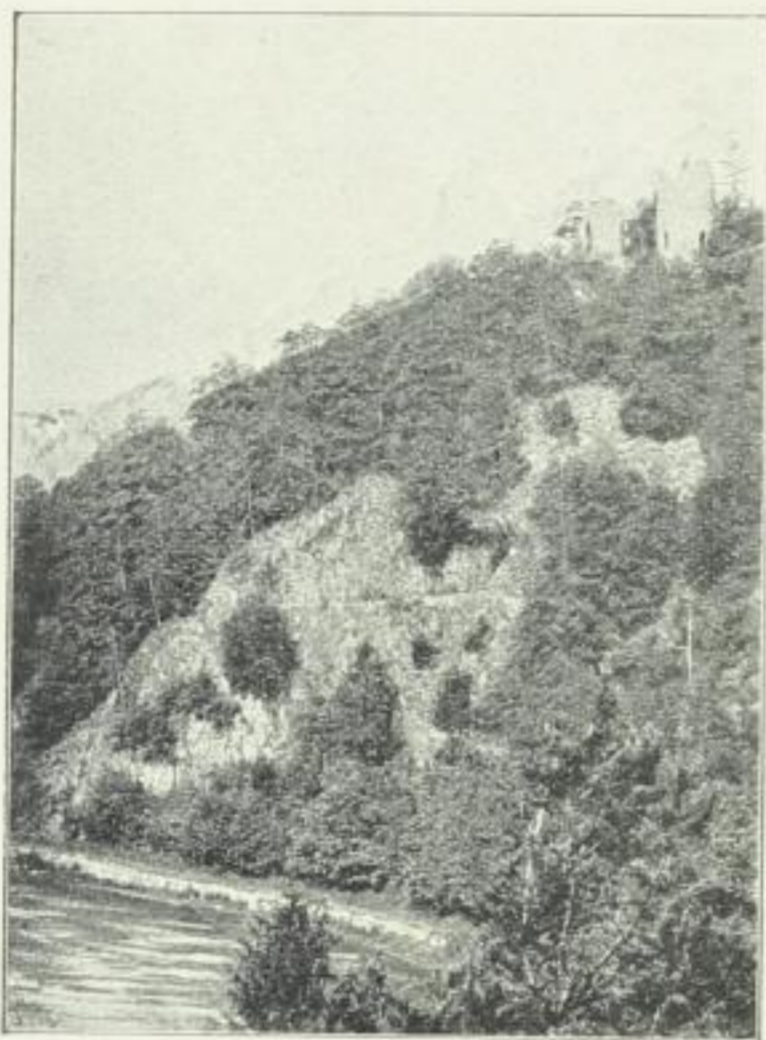
die alten Pfarrhäuser, die jetzt dem Knabenhort des Volksbildungsvereins, der Stadtbibliothek und einer ortsgeschichtlichen Sammlung als Unterkunft dienen. Die neuen Pfarrhäuser befinden sich oberhalb des Friedhofes, wo auch das freundliche Gebäude des Albertstiftes (Bezirksstiechenhaus) seinen Platz gefunden hat. An derselben Straße sehen wir noch das Stadtfrankenhaus und die Bezirksanstalt. Wir wenden uns aber wieder rückwärts, an der alten Bürgerichule vorüber, um schließlich wieder ins Stadtzentrum zu gelangen, um von da aus noch eine Zeugin aus längst vergangenen Tagen zu betrachten, die alte Stadtmauer. Sowohl von der Rochlitzer- als auch von der Weberstraße aus können wir zu ihr gelangen. Nur einige Reste sind noch zwischen Gärten und Häuserreihen vorhanden, aber immerhin gemahnen sie uns in ihrer traulichen Umgebung an die „gute alte Zeit“. Schon nach wenigen Minuten werden wir aus unserm Nachsinnen gerissen, denn nur wenige Schritte rechts pulsiert der lebhafteste Verkehr und links — eine neue Straße führt dahin — sehen wir das stattliche Postgebäude. Das wäre in ganz kurzen Zügen, die durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit machen, das hauptsächlichste vom heutigen Mittweida, das, weit über 17000 Einwohner zählend, dem fremden Besucher manches Interessante und Bemerkenswerte bietet.

Der übrige Teil unserer Schilderung soll der herrlichen, an landschaftlichen Reizen reichen Umgebung Mittweidas gewidmet sein. Alljontäglich kommen Hunderte von Ausflüglern hier an, um ihre Schritte nach dem herrlichen



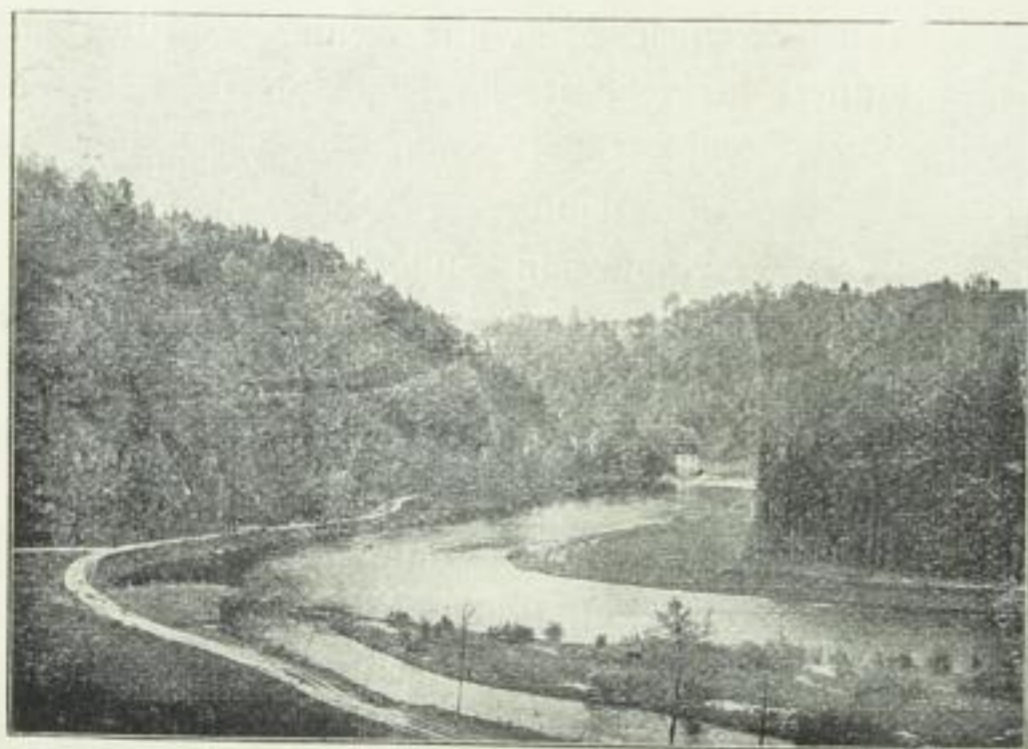
Lauenhainer Mühle.





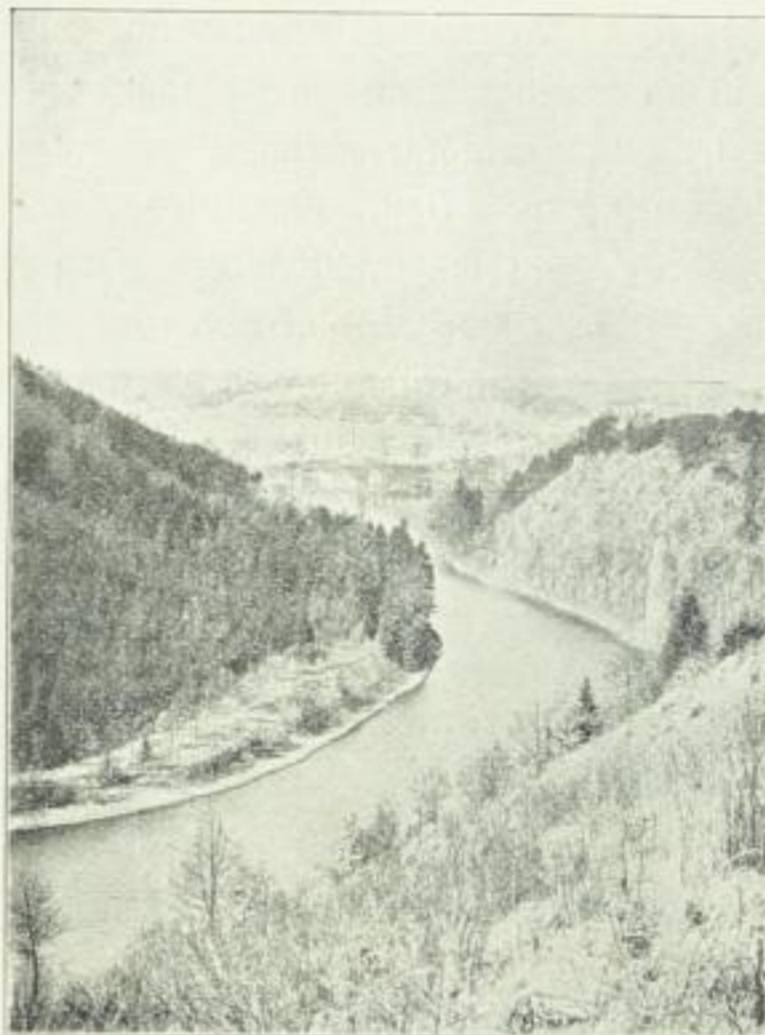
Das Raubschloß.

Zschopautale zu lenken und Wanderungen flußaufwärts oder abwärts zu unternehmen. Das Hauptziel ist in der Regel die einzig schön gelegene Lauenhainer Mühle. Vom Marktplatz zu Mittweida aus wenden wir uns links ab und passieren, erst ein Stück durch die Waldheimer Straße, den Auensteig. Schon dieser Weg bietet köstliche Ausblicke sowohl nach dem Stadtpark als auch nach der Stadt und ihrer südlichen Umgebung. Dann nimmt uns prächtiger Wald auf, schöne Wege, vom Verschönerungsverein Mittweida angelegt, führen durch ihn, bis sich endlich dem Auge neue Perspektiven eröffnen. Kaum sind wir aus dem Waldesdunkel herausgetreten, da haben wir zu unseren Füßen



Weg nach der Mühle.

den sich dahinschlängelnden Zschopaufluß und hoch über seinem jenseitigen Ufer das Raubschloß, die künstliche Nachbildung einer Ruine, an deren Stelle in grauer Vorzeit eine Ritterburg gestanden haben soll. Noch einmal nimmt uns der geheimnisvolle Wald auf, bis wir nach kurzer, aber schöner Wanderung eine Lichtung erreichen, und nun geht es auf bequemem Stufenpfade abwärts direkt ans Ufer der Zschopau und an dieser entlang bis zu der bereits mehrfach erwähnten Mühle, genau so, wie das Bild es veranschaulicht.



Aus dem Zschopautal.

Nach kurzer Rast bringt uns eine Fähre über den hier ziemlich breiten Fluß, und es ist nun einige Steigung zu überwinden, bis wir das Raubschloß, dessen zerfallende Türme schon von weitem sichtbar waren, erreicht haben. Nun führt oben auf der Höhe ein geradezu ideal schöner Weg hin, immer tief unten der rauschende Fluß, bis zum Ausgang des Waldes, wo wir dann zu unseren Füßen das idyllisch gelegene Dörfchen Ringetal mit seinem alten Kirchlein haben. Es verlohnt sich schon dorthin zu gehen, denn links des Gotteshauses erblicken wir die Überreste einer alten Linde, unter der kein geringerer als Dr. Martin Luther einst seine Lehre verkündigte. Bald liegt der kleine Kirchhof wieder hinter uns, ein weiteres Stück herrlicher Naturgenuss tut sich vor uns auf, ein Stück wildromantisches



Zichopautal. Diesseits und jenseits des Flusses Wald, über den die Herbstürme dahinbrausen, dazu das Rauschen des Wassers und das fallende bunte Laub — ein Bild der Vergänglichkeit.

An der Liebenhainer Mühle — einem großen Sägewerk — führt unsere Wanderung vorüber, und nun geht es auf bequemer Straße stromaufwärts, vorbei an gewaltigen Steinbrüchen, nach Neudörschen, von wo aus Mittweida in wenig Minuten wieder erreicht werden kann. — Auch weiter stromaufwärts bietet das Zichopautal eine Fülle des Schönen und Sehenswerten und rechtfertigt in vollem

Maße seinen außergewöhnlich starken Touristenverkehr. Vielleicht kommen wir einmal später darauf zurück; unsere heutigen Zeilen und Illustrationen\*) sollen lediglich den Zweck haben, Mittweida mit nächster Umgebung den gebührenden Platz in dieser Zeitschrift einzuräumen.

\*) Die Illustrationen stammen zum Teil aus dem „Führer durch Mittweida und Umgegend“ von A. Funk (Verlag: Heinrich Schlüter) und aus „Zur Geschichte der Stadt Mittweida“ von A. Funk und Dr. Sauer (Verlag: Polytechnische Buchhandlung, Mittweida).



## Zwei Gedichte in vogtländischer Mundart.

Von M. Schmerler-Dresden.

### 1. Abschied von Vatrhaus.

Nu is de schwäre Stond vrbei,  
De Abschiedsstonnd von Vatrhaus!  
Nu führt kaa froher Weeg mich widdr nei,  
Nu führt kaa schwärer Gank mich widdr naus.

Su schwär is mir kaa Abschied worn  
An Scheideweeg, an Totenbett,  
Wo manning Freind ich ho verlorn,  
Denn ich wull gärn behalt'n hett. — —

Wenn draußen mich de Welt hot quält,  
De Menschen mich ham nutzlos gmacht,  
Dr Feindschaft mich als Zielscheib gwählt,  
Gut' Freind mich öm mei Glück gebracht.

Und kam noch ham öns Vatrhaus,  
Ho'n Fuß nár auf de Schwöll hiegesetzt,  
Do haalt'n alle Wondn aus,  
Und froh war ich ond uverlezt.

Denn Vatrhand ond Mutterblick  
Ond Köndheitsstätt'n öm ond auf,  
Die führtn öns Traamland mich zerück  
Ond sperrtn mein Könnrhimml auf,

Dös widdr froh ond widdr stark  
Ond widdr voll von Sonnenschei  
Mei Herz ich bracht naus aufm Mark  
Dr Welt öns laute Kampfesgeschrei. — — —

Ond nu ho ich kaa Haamet mehr,  
Ond fremm is mir mei Vatrhaus!  
Nu führt kaa froher Weeg mich widdr her,  
Nu führt kaa schwärer Gank mich widdr naus.

### 2. Mei Buglbaum.

Mei Buglbaum an Bergl dort  
Ben Vatrhaus, der is verdorrt.  
Dr Stamm is huhl, dörr sei de Öst  
Ond leer öm Zweinge hängt a Köst.

Ich laan mein Kopp gedankenschwär  
An altn Stamm, — do is, als här'  
Ich flist'n widdr'n altn Baum  
Ben Könnrglick ond Könnrglaum.

Do is, als sitz ich widdr druhm  
Ön meiner lusting Blätterstum,  
Mein Arm fest öme Stamm nömgelegt,  
Ben Luftzug hie ond her bewegt.

Ond halt nu Zwiesproch mit'n Baum,  
Drzeeln mein allerchännsten Traum  
Ond wos mich sonst wull nuch beglückt,  
Drzeeln aa, wos mei Herz bedrückt.

Noch nipp'n seine Öst mer zu,  
De Blötr flüstern ohne Ruh  
Ond strack'n mir öms Gesicht su röm,  
Als wolltn se mir Antwort geem.

Dös alles is vrbei wie Schaum,  
Dr Könnrglaum, dr Könnrtraum;  
De Haamet fremm; — ben Vatrhaus,  
Do guck'ng annre Gesichter raus.

Ond dr Buglbaum an Bergl dort  
Ben Vatrhaus is aa verdorrt.  
Sei Stamm is huhl, dörr sei de Öst,  
Ond leer öm Zweinge hängt a Köst.



## Das Muttergottesbild im Walde.

Eine Geschichte von der böhmischen Grenze.

Von Hugo Kösch.

Eine bleiche Mondnacht träumt über dem Gebirge. Die Berge scheinen zu schlafen. Duster, traumhaft stehen die langbärtigen Tannenbäume, man glaubt ihre tiefen Atemzüge zu vernehmen. Es schweigen die Stimmen des Waldes; jealiches Getier schlummert, in Traum gewiegt von der schwülen, wollüstigen Sommernacht. Verchlafte plätschert drüben in der Richtung der Waldbach; träumerisch schauen aus dem Moose die großen, dunklen Blumenaugen zu den Sternen empor, und an den zitternden Halmen des hohen Niedgrases funkeln silberne Tautropfen. Die lichten Mondstrahlen huschen durch das Zweiggewirr und treiben ihr Spiel mit den weißen Kieselsteinen auf der Landstraße, welche schnurgerade die grüne Einöde durchzieht. —

Tief drunten im Tale tönt Räderaerossel und ferner Peitschenknall, der weit in den stillen Wald hinein schallt, vom Echo drei- und vierfach wiederholt. Es ist die Postkutsche, welche allnächtlich drunten am Flußufer dahinrollt und dann mühsam den Berg emporklimmt. Bald werden die Umrisse des Gefährts sichtbar. Die Pferde schnauben, die Ketten klirren, und die Laterne wirft gespenstische Lichtkreise in den grünen Wald hinein. Im Wagen drin hört man lautes Schnarchen; der Spitzenverleger, welcher heut nacht über die Grenze will, plackt sich im Traume mit langen Zahlenreihen; eine alte Frau schlummert zusammengebeugt in der Ecke, und der böhmische Federhändler ist darüber eingeschlafen, an der Chaussee die Vogelbeerbäume zu zählen, welche blüßschnell am Wagenfenster vorüberhuschen. Nur der eine Passagier, neben dem alten Postillon auf dem Boche sitzend, ist wach und betrachtet mit kritischen Augen die mondbeglänzte Gebirgslandschaft. Es ist ein Maler aus der Residenz, herauf in's Gebirge gekommen, um landschaftliche Motive zu sammeln.

„Wie das alles funkelt und glänzt ringsum!“ murmelte er, halb im Selbstgespräche, halb zu dem schweigenden Kosselenker. „Eine prächtige Szenerie! Schade! Mondscheinlandschaften ziehen nicht mehr! Wenn sie aus den Alpen oder dem Harz sind, wohl,

aber: „Partie aus dem Erzgebirge“ — das wäre allzu gewagt . . .“

„Freilich, freilich!“ nickte sachverständig der alte Postillon. „Hü, Fuchs!“

Die Pferde zogen schärfer an; es galt jetzt, die letzte, steilste Steigung der Straße zu überwinden, bevor das Hochplateau begann, auf dem sich die böhmische Grenze hinzieht.

„Sieht es viele solcher schönen Punkte hier in der Umgebung?“ frug der Maler.

„Ich könnt's grad net sage“, lautete die treuherzige Antwort. „Drüb'n über d'r Grenz' is allenk\*) 's Bier besser, freilich aa d' Chaussee schlechter. Hü Fuchs!“

Ein solches Naturkind wie dieser Alte weiß nichts von Reflexion und bleibt unberührt von der Pracht einer Landschaft. Nur weil es die Heimat ist, liebt er sie; erst in der Ferne wird er sich ihrer Schönheit bewußt — und diese wehmütige Erkenntnis nennen die Leute dann „Heimweh“.

Der Wald tritt jetzt mehr und mehr zurück. Groteske Felspartien begrenzen rechts und links die Straße, dazwischen Lichtungen, mit gewaltigen, grauen Steinblöcken besät, und Taleinschnitte, welche eine wunderbare Perspektive einrahmen. Die Bergkuppen in der Ferne sind mit einem zarten, grauen Schleier umhüllt, in welchem das Mondlicht zauberhafte Lichtreflexe hervorbringt; aus den Tälern steigt feuchter Nebel empor, und die einzelnen Büsche und Felszacken, von lichtem Silberglanz umflossen, nehmen allerhand seltsame, gigantische Umrisse an.

„Schwager, Ihr könnt Euch ein gutes Trinkgeld verdienen, wenn Ihr hier ein paar Augenblicke haltet.“ sprach der Maler plötzlich und zog eilfertig sein Skizzenbuch heraus, um im taghellen Mondschein ein paar flüchtige Konturen zu entwerfen.

„Und wenn's tausend Taler wär'n, ich tät's net!“ lautete die Antwort des Alten. „Ich bi froh, wenn ich das Trumm dahier hinter mir hab: da drüben geht's um!“

„Unfinn! Wer wird solch' Ammenmärchen glauben!“

\*) überall.



„Wärrl'ch<sup>1)</sup> in Gott!“ beteuerte der Alte flüsternd und schaute furchtsam nach dem Gebüsch hinüber. „Ich hab' ihn mit mein' eigen' Augen g'fehn, den Reiter ohne Kopf, der dahier sei' Wesen treibt. Der kommt alle Nächt' drüb'n vom Schweden-grab 'rüber und reit't dreimal um's Finkenbüschel, wo s' Anno dazumal d' Kriegskass' vergrabe ha'n. — Hü, Fuchs!“

„Aber guter Mann . . .“

„Ja, mei bester Herr — und weiter drüb'n, da haust d'r wilde Bauer. Der hat vor Alters d' Käning<sup>2)</sup> verrückt und sind't kaa Ruh meh' desderweg'n. Der huscht durch die Büsch' und jammert: „Die is dr Kää — hie dr Stää!“ Und wer ihm z' nah kommt und bet't net glei' fir 'n Geisterseg'n, den führt 'r durch d' Luft und schmeißt 'en in d' Schlucht 'nei.“

„Und solches Zeug glaubt Ihr wirklich?“ frug der Maler mit all' der Überlegenheit eines aufgeklärten Weltkinds.

„Warüm söllt' ich's net glaab'n? Is doch saltdamals tief drinne im Grund a jungs Mädcl tot g'funde wor'n, die sich in der Nacht drunt' aus 'n Dorf daher g'wagt hat. Sie hieß alls d' Steigerfränzl, Gott hab sie selig, und wollt' ihr'n Schatz suchte, der a Grenzjager war. Daß Gott derbarm! Am andern Tag hat s' derשמטtert in d'n Wacken<sup>3)</sup> g'legen. Sie war d' Schönst' weit und breit imedim<sup>4)</sup> und stolz wie a Prinzeß. — Ja, mei guter Herr!“

Der Maler hatte eifrig zugehört. Ihm war auf einmal eine brillante Idee gekommen. Hier hatte er ja das ersehnte Motiv zu einem Bilde, dem er schon seit Wochen nachjagte! — Welch ein prächtiger Stoff für ein packendes realistiisches Gemälde! Das schöne Bergmannskind herabgestürzt von dem schroffen Fels, mit aufgelöstem Haar und brechenden Auges zwischen grauen Steinblöcken liegend — der suchende Geliebte, mit welchem sie in der lauen Frühlingsnacht zu kosen gedachte, entsetzt über sie gebeugt — dazu ein wenig Mondschein mit magischen Lichteffecten auf den alten Tannen — ein malerischer, moosbewachsener Baumstumpf. . . . Eine brillante Idee, in der Tat! Schon sah er im Geiste, wie die vornehmen Herren und Damen der Residenz bewundernd vor seiner Sensation erregenden Schöpfung standen, neugierig im Katalog blättern

und nach dem Namen des talentvollen Künstlers forschend — —

Er wurde unsanft aus seinen ehrgeizigen Träumereien geweckt. Ein paar kräftige Peitschenhiebe trieben urplötzlich die Pferde zur Eile an, und der Ausruf „Alle guten Geister!“ seines Signachbars machten ihn erschrecken.

„Schaun S' dorten — da drüben“ . . . flüsterte ängstlich der alte Postillon und wies mit der Peitsche auf eine dunkle Gestalt, welche abseits von der Chaussee durch die Baumschatten schlüpfte.

„Hab' ich epper<sup>\*)</sup> z'viel g'fagt?“ Und während der Wagen mit möglichster Schnelligkeit dahinrollte, begann der Alte gläubig seinen erprobten Geisterseggen zu beten: „Trottenkopf, ich banne Dich! Trottenkopf, ich verbiete Dir mein Haus und mein Hof! Ich verbiete Dir mein Pferd und Ruh! Ich verbiete Dir meine Bettstatt, und daß du nicht über mich trestest! Steig über alle Berge und Baumstrecken und über alle Wasser, so kommt der liebe Tag wieder über mich! Das heiß' ich Dir zur Buße im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen! — Hü, Fuchs!“

Unser aufgeklärtes Weltkind, obwohl zu Tode erschrocken, brachte es über sich, noch einmal rückwärts zu schauen und sah in der Tat ein schwarzes Etwas hinter den Bäumen verschwinden, das man im gleißenden Mondschein ganz gut für eines der vielen Geispenster halten konnte, welche im Kopfe des alten Postillons spukten. Hätten jedoch beide mehr Aufmerksamkeit walten lassen, so würden sie den vermeintlichen Geist als einen blinden Passagier erkannt haben, der vor einer Stunde unten im Tale aufgesprungen war und jetzt, offenbar an seinem Bestimmungsort angekommen und im stillen dankbar für die prompte Beförderung, sich verabschiedete.

Die Postkutsche rollte indessen weiter; schwächer und schwächer werdend hörte man in der Ferne noch das Klappeln ihrer Räder und den kunstvollen Dreischlag der Peitsche ihres Lenkers, der nunmehr, außer Schußweite, seinen Mut wieder gewonnen hatte und seinem Zuhörer von der schönen, stolzen und unglücklichen Steigerfränzel erzählte. Der ehrliche Alte ahnte nicht, in wie nahem Zusammenhang seine wehmütig schlichte Erzählung mit der Episode von vorhin stand. — —

1) Wahrlich. 2) Feldrain, Feldgrenze. 3) Felsblöcke. 4) Um und um.

\*) Etwas.



Die dunkle Gestalt, welche den beiden solchen Schrecken eingejagt hatte, irrte mittlerweile in einem Labyrinth von Felsblöcken und Waldbestand umher, ungefähr einen Büchsenchuß abseits der Straße, mit dem Gebahren eines Antömmelings, der sich in einst wohlbekanntem Terrain nach jahrelanger Abwesenheit wieder zu orientieren verjucht. Es war ein alter, grauköpfiger Mann, mit fest und kühn blickenden Augen, die geübt waren, in die Ferne zu spähen oder ein Ziel vor dem Büchsenlauf haarscharf auf's Visier zu nehmen, mit breiten Schultern, welche gewohnt schienen, einen schweren Pack Schmuggelwaren auf heimlichen Schleichwegen über die Grenze zu schaffen. Er schritt, nachdem er einige Male stillgestanden war und Umschau gehalten hatte, quer über die Moorwiese, wo der „wilde Bauer“ angeblich seinen schaurigen Schrei ertönen läßt, hinüber nach dem Finkenbüschel, und von dort in eines der kleinen versteckten Seitentäler hinein. Er wanderte eine Zeitlang auf der Talsohle dahin, dem Laufe eines schmalen, an großen Felsblöcken vorbeisäumenden Baches folgend, wobei sein Fuß fast in dem weichen, feuchten Moos versank. Endlich blieb er vor einer schräg abfallenden, mit gelber Schwefelflechte überzogenen Felswand stehen, betrachtete prüfend den Ort und klomm dann ein Stück empor, bis er einen mit Moos und grünen Ranken übersponnenen Absatz erreicht hatte. Hier ließ er sich nieder, legte seinen großen Lederranzen ab und überblickte hoch aufatmend seine Umgebung.

Die ganze, enge Talmulde glich einem Meer von schwarzgrünen Baumwipfeln, auf dessen Wellen die Strahlen des Vollmondes spielten. Hier und da tauchten graue Felszacken aus dem wohl hundertjährigen Tannenbestand empor, vielfach mit der dem Erzgebirge eigentümlichen fahlen Schwefelflechte bekleidet, und erschien dann wie mit flüssigem Silber übergossen. Unten sang der Waldbach sein uraltes Wellenlied, und über dem Haupte unseres Nachwandlers streckte sich die Felswand empor, Buchten und zackige Vorsprünge bildend, in denen verkümmertes Knieholz sich mühselig mit den knorrigen Wurzeln eingekrallt hatte.

Mit neugierigen, weitgeöffneten Augen betrachtete unser Wanderer die unter ihm prangende Waldlandschaft, verwundert offenbar, wie das alles gesproßt und gewachsen war, seit sein Fuß zum letzten Male diese grüne Einöde betreten. Dann zog er einen alten, vielfach zerkrümmerten Brief aus der

Tasche und bemühte sich, die großen, von ungeübter Hand geschriebenen Buchstaben im taghellen Mondlicht zu entziffern. Er mochte dies schon oft getan haben und kannte offenbar den Inhalt auswendig; er las ihn wohl nur nochmals, um sich zu vergewissern, daß er auch das Rechte getroffen habe. — —

„Du hast sie ja selber mit aufgehoben,“ buchstabierte er halblaut für sich hin, „und wirst's leicht wiederfinden. Es war drüben beim Finkenbüschel, wo der Föhrenbach die Krümm' macht. Ein paar Lachter drüber ist das Ort. Weißt noch — wir haben damals dort ein' Packen Seidenzeug abwerfen müssen vor den Grünen. Wenn die alte Tanne noch steht, da sollst sie anmachen, die Muttergottes. Und laß sie recht schön malen, daß mein arms Fränzle noch im Tod sein' Ehr' hat. Bist doch mein einziger und letzter Freund gewesen, lieber Ignaz, drum tu' mir's zur Lieb. Ich lieg dahier am Fieber und auf den Tod. Seit ich aus den Goldfeldern nach Frisko\*) kommen bin, ist's vollends gar alle worden, und ich komm' nimmer auf. Mir solls recht sein. Die paar Taler, die übrig bleiben, kannst behalten, und ich dank' dir auch vielmals. . .“

Der Alte las nicht weiter, sondern starrte eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann erhob er sich und ging daran, den hier ausgesprochenen Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen. Eine uralte, mächtige Tanne reckte sich neben ihm an der Felswand empor, so daß er den Stamm bequem mit den Händen erreichen konnte. Er betrachtete ihn prüfend, zog dann aus seiner Ledertasche eines jener buntpfarbigen, auf Holz gemalten Marienbilder hervor, wie man sie in katholischen Gegenden so häufig an Wegen und Felldrainen errichtet findet, und schickte sich an, dasselbe an dem Baume zu befestigen. Es gelang ihm leicht, und mit wenigen Hammerschlägen war die Tafel festgemacht. Das fromme Bild der schmerzreichen Gottesmutter schaute freundlichmild hernieder in das Waldesgrün, verklärt von den Strahlen des Mondes, die an ihm herabglitten, bevor sie sich unten in den Wellen des Baches spiegelten. Der Alte aber war niedergekniet, und seine Lippen bewegten sich leise, wie im Gebet. Dann erhob er sich, stieg herab und lenkte seine Schritte der Grenze zu. In kurzer Zeit war seine Gestalt zwischen den dunklen Tannen verschwunden.

\*) San Franzisko.



Wenn einer draußen im grünen Wald lustwandelt, zur Zeit, da die liebe Sonne so goldigklar durch die Büsche zittert, daß alles ringsum nur so gleißt und prangt, da die Vögel jubilieren und die alten Bäume so friedsam rauschen, dann meint er wohl, es könnt' auf solch stillem Erdenfleck gar keine Trauer und Trübsal geben; die Menschen, die dajelbst zu schaffen haben, dürften weder Haß noch Leid kennen und müßten einträchtig in all' der grünen Pracht nebeneinander leben. Wer in solchen Gedanken dahinschreitet, stößt vielleicht ganz plötzlich auf einen altersgrauen Gedenkstein, oder auf ein schlichtes Kreuz, daran grüne Ranken sich zärtlich emporklammern, oder er bemerkt einen eingesunkenen Grabhügel, von dem niemand weiß, wer darunter schlummert. Das sind dann Denk- und Mahnzeichen, deren stummer Mund Kunde gibt, daß auch hier in der Einöde die Jagd nach dem Glück ihre Opfer zeitigt, und daß hier, fernab und unbeachtet von der Welt draußen, ein Kämpfer niedergesunken ist, müde vom Ringen um das Unerreichbare, mit wundem Herzen und heiß verlangend nach Frieden. Auch das Marienbild an der Felswand im Finkenbüchel gibt Kunde von solch einer Tragödie, die im stillen Walde tief drin im Gebirge sich einstens abspielte, und die hier folgende Geschichte, die sich daran knüpft, erzählte der alte Postillon seinem Signachbar, als er mit ihm sicher auf der Kuppe droben angelangt war.

Die Heuernte hatte begonnen. Auf den Wiesen die zu beiden Seiten der Landstraße mit Waldparzellen abwechseln, liegen große, frischgemähte Schwaden, deren kräftiger Geruch sich ringsum verbreitet, im Graze tönt das Rauschen der Sensen und Rechen. Die Sonne liegt sengend heiß auf dem Erdboden; auf der Chaussee, sowie am Waldrande, zittert die glühende Luft. Träge wiederkäuend ruhen die Zugochsen vor dem Heuwagen, und der vorwitzig mitgelaufene Spiz leucht daneben mit lang heraushängender Zunge. Ein klarer, tiefblauer Himmel spannt sich über die grünen Gefilde, daß man weit hin in das sonnenbeglänzte Gebirge hinausschauen kann, über die Bergrücken und Wälder, bis hinüber zu dem bläulich schimmernden Keilberg.

Drüben auf der Waldwiese, wo des Erbrichters Gesinde beim Heumachen beschäftigt ist, läßt jetzt die eine Magd den Rechen sinken, schiebt das Kopftuch aus dem braunen Gesicht und späht mit vor-

gehaltener Hand scharf nach der Landstraße hinüber, wo eine männliche Gestalt aufgetaucht ist.

„He!“ ruft sie den anderen zu: „Kommt dorten net der Zigeunerfried gange?“

„So wahr ich dasteh', das ist er!“ spricht der Großknecht nach längerem Hinschauen. „Werd' ich do' unsern Regimentsflügelmann no' derkenne.“

Und nun stecken sie die Köpfe zusammen und flüstern eifrig, wobei sich bald das eine, bald das andere nach dem Wanderer umschaut. Der Spiz aber rennt laut bellend über die Wiesen, in der Absicht, den Fremdling herzhaft anzuklaffen; auf der Straße jedoch bricht er in ein Freudegeheul aus und springt schweifwedelnd an ihm in die Höhe. Sie waren einst gute Freunde gewesen, der Zigeunerfried und des Erbrichters Spiz.

Es ist ein hoher, breitbrüstiger Bursch, in Uniformhosen und Militärmütze, einen frischgeschnittenen Stecken und ein kleines Bündel in der Hand. Die dunklen Augen leuchten trozig, sein Antlitz zeigt energische Züge, und die starken Augenbrauen sind über der Nasenwurzel zusammengewachsen — im Volksglauben ein Zeichen daß dem Träger viel Kampf und Unglück beschieden sind. Bisher hat er es vermieden, den Arbeitern auf den Feldern sein Gesicht zu zeigen; als aber der Hund an ihm emporspringt, bleibt er stehen und streichelt das Tier.

„Wenn d' dir nár kaan Schad'n tuft, Spizel,“ spricht er halblaut und lacht bitter, „daß d' dich mit so aan Lump abgibst. Geh' lieber wieder haam und sag nix dervo!“

Der Hund läuft wieder zurück, gleichsam, als hätte er die Worte verstanden und kommt atemlos bei den Knechten und Mägden an; diese aber tauschen noch immer ihre Ansichten über den Ankömmling aus.

„Dat aa a Jahr länger derbei bleibe gemüßt als wie er g'wollt hat,“ erklärt der Großknecht den anderen. „Bi scho weg g'west vom Regiment, wie er sei Sach' verperiert hat, aber der Försterhelf hat mir's derzählt, und unser Bauer hat 'ne noch Staa kloppen sehn auf dr Straß'“. —

„Muß a narrisch Stück Mannsen sei,“ spricht darauf die Liesl, welche erst kürzlich hier in Dienst getreten ist. „Der Erbrichter sagt all's. Aus selling Holz schnitzt mer d' Sozialdemokraten!“

Sie hatte sich schon oft den Kopf zerbrochen, was das Wort Sündhaftes bedeute, denn weder im Katechismus noch im Gesangbuch war es zu finden.



Heute jedoch erhält sie die gewünschte Belehrung durch die Schilderung des Großknechts.

„Der is scho vorher aaner g'west,“ fährt dieser fort. „Für den sein' vieredel'n Kopp is d' Welt viel z' rund. Wenn's nach dem ging, müßten sich d' Förster und d' Grenzjager zum Teufel scheer'n und d' arm' Leut oben auf sein. Wie er noch Köhler war drüben im Busch, hat er sei' extrae Polizei g'führt; da hat er jeder alten Frau zu ihr'n Reifig und ihr'n Schwarzbeern verholfen — und wenn sich der Förster auf 'n Kopp g'stellt hätt'. Und aa der Steffenez\*) hat sich a mannichs mal bei 'ne versteckt, wenn er Tabak gepascht hatt'. Jedem, der's höre wollt', sagt' er: 's wär halt gar aso viel Unrecht in der Welt, und a jeds müßt derzu tun, daß dös anders wär.'“ —

„S nu, da wird er wohl drin in der Kasern' den lezt'n Schliff kriegt haben,“ bemerkt der andere Knecht. „Dorten werden s' mei Lebtag erst vollends abgebrüht.“ —

Die Arbeit wird hierauf wieder fortgesetzt. Der Wanderer aber lenkt plötzlich vom Wege ab und verschwindet im Waldesdickicht. Als ihm der kräftige Harzgeruch entgegendringt und das ernste Rauschen des Waldes ihn umfängt, atmet er tief auf und reißt seine gewaltigen Arme empor, wie einer, der lang nichts von Freiheit und Waldesluft gespürt hat; dann wirft er Stock und Bündel zur Erde, läßt sich auf einen Baumstumpf nieder und stützt den Kopf in die Hand. Sein Blick schweift durch die schlanken Stämme, über die blühende Waldhaide dahin und haftet endlich auf einer kleinen Lichtung. Ein runder, schwarzer Fleck zeichnet sich dort ab, bedeckt mit Kohlen- und Aschenresten; hier hatte einst ein Meiler gestanden, und hier hatte der Zigeunerfried vor Jahren aufgehört zu arbeiten, hatte dem grünen Walde ade gesagt.

Der Zigeunerfried! Ein bitteres Lächeln zog über sein Gesicht, als jetzt im Selbstgespräch sein eigener Mund diesen häßlichen Spottnamen aussprach. War er doch sein böses Omen gewesen von Jugend an bis heute! Als vor so und so viel Jahren der Steffenez die sterbende Frau mit dem kleinen Buben im Walde fand, riskierte er einen ganzen Pack Zigarren, den er über die Grenze paschen wollte, um beide in Sicherheit zu bringen; aber Dank hatte er sich nicht damit verdient. Das arme Weib kam weither gewandert, tief drinnen aus

\*) Stephan Ignaz

Böhmen heraus, und nahm augenscheinlich ein Geheimnis mit in's Grab, das sie bei ihrer Schwäche nicht mehr offenbaren konnte, vielleicht eine neue Variation zu dem alten Lied: Sie sind gewandert hin und her, sie haben gehabt weder Glück noch Stern, sie sind gestorben, verdorben. — — Der Knabe aber klammerte sich zutraulich an den bärtigen Burschen, der ihn in das Dorf trug. Dort freilich war man gar nicht erfreut über den Fund, den der Nezer gemacht hatte, und der Gemeinderat hat ihm diese Tat der Barmherzigkeit lange nicht vergeben können — just so lange nicht, als der Knabe bei der Spizenfordel in der „Ziehe“ war und Pflegegeld kostete. Für letzteres rächte sich das ganze Dorf an dem Findling, indem es ihn als Paria behandelte und ihm den Spottnamen „Zigeunerfried“ beilegte. Sein ganzes Leben war von da ab ein fortwährender Kampf gegen Vorurteile und bösen Willen gewesen, den sein starres Rechtsgefühl und sein offener Kopf nicht leichter machten. In der Schule rechnete man eine Tracht Prügel ebensogut wie ein Stück Brot zu den Lebensbedingungen des Zigeunerfried, aber man kann nicht sagen, daß sie viel gefruchtet hätten, jedoch auch nicht, daß sie jedesmal verdient gewesen wären. Der Junge hatte so merkwürdige Ansichten über Recht und Gleichheit, und es gehöre sich doch von selbst, meinte der alte Kantor, daß ein Findling von Gott weiß woher die meisten und besten Prügel bekomme. Als er dann älter wurde, ging der Zigeunerfried von der Verteidigung zum Angriff über. Mit seinem heißen Herzen begann er einen Kampf gegen Unrecht und Unterdrückung, gleichviel, wo er beide finden mochte, ob es ihn betraf oder andere. Und der baumstarke Köhlerknecht, der er geworden war, wußte sich bald im Dorfe und auf dem Tanzboden Achtung zu verschaffen. Die hochmütigen Bauersöhne und die Forstgehilfen, welche den armen Reisholzlesern Art oder Baumhaken abspändeten, die Grenzjäger, welche den Arbeitern ihr Päckchen Tabak, den Klöpplerinnen ihre mühsam gearbeiteten seidnen Spitzen kontreband machten, die sie jenseits der Grenze verkaufen wollten — sie alle hatten seine starke Faust gespürt und haßten ihn. So war es gewesen, bis er zum Militär einberufen wurde. Dort hatte es freilich zum Konflikt kommen müssen zwischen seinen starren, primitiven Ansichten von Gerechtigkeit und jenem Kompromiß, den die menschliche Gesellschaft zwischen Ideal und Wirklichkeit abschließt. Aus dem Bündel



schauten seine Militärpapiere heraus, und da stand es in schöner Kanzleischrift deutlich geschrieben: Eltern: unbekannt — Geburtsort: unbekannt — Strafen: Degradation vom Befreiten zum Gemeinen und ein Jahr Festungsgefängnis „wegen tätlicher Beleidigung eines Vorgesetzten.“ Daß dieser Vorgesetzte ihn mißhandeln wollte und von früherher sein Todfeind gewesen, das war freilich nicht mit hinzugeschrieben. — Diese obigen drei Rubriken stellten gleichsam drei Entwicklungsphasen seines Lebensganges vor, drei Kapitel seiner Leidensgeschichte, und wer diese durchlas, brauchte sich freilich nicht zu wundern, wenn der Zigeunerfried über allhand Dinge seine eigene, von der landläufigen verschiedene Meinung hatte.

Die goldenen Sonnenstrahlen stahlen sich durch die grünen Tannenzweige, auf denen die winzig kleinen Goldhähnchen flüsterten, und vom Dorfe herüber hörte man die Abendglocken läuten. Der Zigeunerfried saß noch immer und hing seinen Gedanken nach; er gedachte an die Zeit, wo er im grauen Drillichrock an der Straße saß und Steine klopfte wie ein Verbrecher. Es waren gerade keine versöhnlichen Gedanken, die an ihn herantraten. Als wäre es erst gestern geschehen, sah er jetzt wieder das bleiche Antlitz seines Anklägers vor sich, seine haßerfüllten Augen und die ängstlichen Gesichter der Kameraden, welche furchtsam die Wahrheit verleugneten. War früher unbewußt seine Devise gewesen: Gottes Freund — aller Welt Feind! so trat seit dieser Zeit ein einzelner Mensch aus der Gesamtheit hervor, auf den sich sein ganzer glühender Haß im besonderen konzentrierte, mit dem er einst noch Abrechnung zu halten trachtete. . . . Im Dorfe drüben läutete man den Sonntag ein. Eine unjählich bittere Empfindung überkam ihn beim Klange der Heimatglocken; er fühlte sich so elend und verlassen, so mutterseelenallein in der ganzen Welt. Heiße Tropfen traten ihm in die Augen, und er barg das Gesicht in die Hände — —

Als das Läuten aufgehört hatte und die letzten drei Gebetspulse ertönten, trat eine junge Dirne mit einer Tracht Reisholz aus dem Gebüsch. Sie hatte den Burschen nicht bemerkt und kehrte ihm den Rücken zu, als sie sich auf einen gefällten Baumstamm niederließ. Es war ein schlankes, blaßes Mädchen und schien mit seinen jugendlichen Formen kaum dem Kindesalter entwachsen. Ihre

kleinen Füße schauten barfuß aus dem gestickten kurzen Röckchen hervor, und unter dem roten Kopftuch, das ihr reiches blondes Haar fast verhüllte, blickten ein Paar großer blauer Kinderaugen treuherzig in die Welt. Beim Verhallen der letzten Glockentöne falteten sich ihre Hände, und ihre Lippen bewegten sich leise wie im Gebet. Ein tiefes Weh schien auf ihrer Seele zu lasten, und ihre Brust atmete schwer.

Sie war so in sich versunken, daß sie es nicht bemerkte, wie der Frieder mit einem trozigen Zug im Gesichte seinen Weg wieder aufnahm. Als er seinerseits sie wahrnahm, blieb er überrascht stehen. Er hatte sich mit seinem Schmerze ganz einsam geglaubt; und es fiel ihm jetzt warm zu Herzen, als er in das blaße, traurige Antlitz blickte, als er hier ein einsames Menschenkind fand, das gleich ihm im Walde Trost und Frieden gesucht hatte.

„Grüß Gott!“ sagte das Mädchen leise und verlegen, als er vor ihm stand, und erhob sich, um den schweren Korb wieder auf den Rücken zu heben.

„Grüß Gott!“ erwiderte Frieder. „Das ist doch's Steigerfränzle, wenn ich net unrecht bi, he?“

„Freilich bi ich's,“ antwortete die Angeredete schüchtern, „aber ich wüßt wirklich net, wo ich Dich hintun söllt', so unbekannt kommt mir's Gesicht für.“

„Kaa mir's scho denken,“ entgegnete der Bursch und betrachtete die liebeliche Erscheinung. „Bist grad 's letzte Jahr in d' Schul' gange, wie ich aus 'n Dorf mußt'. Und seitdem seind vier Jahr vergange. Ich bi der Frieder, oder wenn d' 'n ganz'n schön' Nam' hör'n willst — dr Zigeunerfried.“

„Dr Zigeunerfried — der —“

„Der a ganz Jahr long Staa gekloppt hat wie a Spitzbub! Hast's derraten.“ Er lachte bitter und ergriff den Korb, um ihn ihr auf die Schultern zu heben.

„Das darfst D' net denken, das ich das hab jag'n woll'n,“ rief sie erschreckt und drückte in kindlichem Eifer die Hand auf die Brust. „Ich hab Dich net kränke woll'n — —“

„Na, laß nur gut sein,“ begütigte er und hob den Korb auf, den er aber gleich darauf erstaunt wieder niedersetzte. „Aber Madel, so schwer kannst's Do gar net dertragen. Willst d' Dir dä Schad'n tun?“

Und kurz entschlossen warf er ihn mit Leichtigkeit auf die eignen starken Schultern und schritt vorwärts.



„Bis aus'm Wald trag ich Dir'n, dernach mögst'n selber schleppen, weagen dem G'rod im Dorf,“ meinte er gutmütig. Das Mädchen blickte schen und verlegen zu dem starken Mann empor und wollte etwas entgegnen; er aber ließ sie nicht dazu kommen.

„Und igt kannst D' mir derzähle, was Dei' Großvater macht, der alte Kantor, der mich immer so brav aus'bläut hat,“ begann Frieder die Unterhaltung. Aber er vernahm statt der Antwort plötzlich leises Schluchzen.

„Der wird's net mehr lang mache,“ hieß es unter heißen Tränen. „Den hat dalängst dr Schlag g'rührt, und ich muß jede Stund' g'wärtig sein —“

Ein krampfhaftes Weinen unterbrach ihre weitere Rede, und sie schritt dann stumm neben ihrem Begleiter, der nicht recht wußte, wie er sie trösten sollte.

„Das ist halt net anders,“ meinte er verlegen nach einer Pause. „Alte Leut müssen sterb'n, und wir jungs Volk müssen unser Packel weiter schleppe, bis wir aa a mal so weit sein. Du kaaßt do wenigstens a mal sag'n: Da liegt mei Vater, Gott hab' 'ne selig! Aber ich — am Weg gefunden, die eig'n Mutter auf'm Armsjünderplatz ein'grab'n, vom Vater verlassen . . . Lieber heut wie morgen tät' ich sterb'n!“

„Du mußt net aso reden!“ verwies das Mädchen mit verhaltenen Tränen. „Die Kordel ist Dir Vater und Mutter gewest, Du steht a net so hilflos da wie unjereins —“

„Wer kümmert sich um mich?“ stieß der Frieder hervor und blieb stehn. „Wer fragt nach mir, seit die alte Frau tot ist? Sag mir aan einzig'n Menschen!“

„Ich hab oft an Dich gedacht, wie d'r Försterhelf dahier von Dir derzählt hat, und Du hast mich immer 'dauert!“ Sie errötete plötzlich über und über und wurde sich erst jetzt bewußt, wie ihr Mitgefühl gedeutet werden konnte.

„Du?“ rief Fried erstaunt und blickte ihr ungläubig ins Auge. „Wie kaaßt denn Du daderzu?“

„Nu,“ stotterte sie verlegen, „Du waast's do . . . ich hab di's nett vergessen, wie D' mir dazumal g'holfen hast, wie der Grenzjager meine Spitzen konterband machen wollt'. Ich kam an Dein' Meiler g'rannt, und Du hast sie D'r g'nomme. An Dich hätten's sich a net getraut.“

„Richtig, is fällt mir's ei! Schau, das warst

Du — weißt D': ich hätt's bei jeder andern affrat aso g'macht, aber daß grad Du's gewest bist, das freut mich heut!“

Sie schritten eine Weile neben einander her, und keines wußte recht, was es sagen sollte. Jedes hatte seinen Kummer über dem des andern vergessen, und die beiden Menschen, die von Jugend an fremd neben einander aufgewachsen waren, wunderten sich über den Zufall, der sie auf einmal so nahe zusammengebracht hatte. Beide gaben ihren Gedanken Raum, die seltsam und fremdartig auf sie einstürzten, und Frieder blickte mehrmals verlegen, aber leuchtendes Auges auf die schlanke, kindliche Gestalt an seiner Seite.

Der Wald begann sich zu lichten, und schon sah man durch die Bäume einzelne Streifen grünen Feldes schimmern. Die Abendsonne ruhte auf der Landschaft, und hoch droben am blauen Himmel jubilierten die Lerchen ihr Abendlied.

„Wie schön's da ist!“ rief Frieder endlich aus und schaute sinnenden Blickes auf den sonnenbeglänzten Berghang. „Wie hat mir's ant getan nach der Hamet da drunten in der großen Stadt! Stundenlang hat's gedauert, eh mer a Baaml, a Stückl grüns Feld sah, und aa d' Leit seind ganz anders wie dahier oben.“

Das Mädchen schwieg und nickte zur Antwort bloß mit dem Kopf.

„Du bist kommen,“ sprach sie nach einer Pause traurig, „und ich werd' müssen fortgehn. Aber ich hab kein' Menschen im Dorf, der mir nach denkt, wenn: mei alter Großvater tot is . . .“

„Ich werd' Dich net vergessen und die andern im Dorf aa net,“ tröstete Frieder, seltsam bewegt. „Und mancher hat da draußen sei Glück g'macht, das kaaßt D' net verreden — freilich tut sich a jed's wieder nach sein' Gebirg sehne: Drham bleibt drham!“

Sie schritten noch mit einander bis zum Waldrande, und dann ließ sich Frenzel ihren Korb geben, um mit leisem Danke, den mehr ihre Augen als ihre Worte aussprachen, ins Dorf zu gehen. Frieder aber sah ihr lange leuchtenden Blicks nach und wandte sich dann seitwärts einem Waldkomplexe zu, über dessen grünen Wipfeln blauer Rauch sich fräuselte, ein Zeichen, daß darin ein Meiler brannte. Dort wollte er das Handwerk grüßen und übernachten, auch nachfragen, ob man Arbeit für ihn habe.

(Fortsetzung folgt.)



## Sachsen im Volksmunde.\*)

Von Dr. G. Schlauch-Dohna.

### II. Teil: Ortschaften.

(5. Fortsetzung.)

#### Dresden.

36a. Deutsches Florenz.

(S. Rat. Enc. S. 1146. — Sagon. III. S. 24, S. 128.)

36b. Elbflorenz.

(Hesekiel S. 21, 3. — Nach Schäfer [S. 67] seit ca. 1800.)

Veranlassung zu 36, aus dem dann analog Pleißathen ufm. wurde, gab wohl Herder in der *Adrastea* I 304:

Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der  
Kunstwelt,  
Stille gesichert sei Dresdens Olympia uns.

37. Das große Semmeldorf. (Schäfer S. 67. —  
üb. Berg u. Tal 1900, 7, S. 267.) Beiname Dresdens  
in der Elbgegend.

38a. Wer in Sachsen Dresden nicht gesehen,  
der hat nichts gesehen.

(Cur. Ant. S. 640, 2 u. 3. — Wander I, 697. —  
III. 1805 Nr. 4. — Hesekiel 21, 1 u. 2. — Freytag S. 58.)

38b. Wer in Sachsen nicht Dresden und in  
Dresden die Kunstammer nicht sah, hat nichts ge-  
sehen. (Schäfer S. 66.)

Die Kunstammer war schon 1560 vorhanden.  
Ähnlich in Spanien: Wer Granada nicht gesehen ufm.

39a. Omnibus optatis Dresda referta  
bonis. (Knauth S. 160, 15 u. 16. — Cur. Antiqu. S.  
640, 8. — Wander I, 697.)

39b. Dresden ist angefüllt mit allem, was  
man sich wünscht.

(Peccenst II, S. 9. — Schäfer S. 66. — Wander I, 697.)

Schäfer nimmt an, daß das Sprichwort aus  
der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt.  
(S. auch Nr. 130.)

#### Wahrzeichen.

40. Er sieht aus wie der schwarze Herrgott  
zu Dresden. (Wander I, 200. — Schäfer S. 98. —  
Freytag S. 59.)

Der schwarze Herrgott war ein großes Kreuzifix  
in der Kreuzkirche, angeblich mit Menschenhaut über-  
zogen und durch die vielen ihm zu Ehren angezün-  
deten Lichter schwarz geräuchert. (Gräfe 114.) Es

solle 1270 bei einer Hochflut aus Böhmen ange-  
schwommen sein. (Menten II, S. 1543: „geflossen auf  
der Elben, und nach alter sage von Locz und Lawu  
auf der Eggra in die Elbe geschwommen“); 1539 zur  
Reformationseinführung kam es auf den Boden der  
Sakristei und ist am 19. Juli 1760 bei dem Brande  
der Kreuzkirche während des preussischen Bombarde-  
ments mit verloren gegangen.

41. Er sieht aus wie der Dresdner Toten-  
tanz. (Wander I, 200. — Schäfer, S. 140. — Freytag, S. 59.)

Der Totentanz, aus 27 in vier Abteilungen  
zerfallenden Sandsteinfiguren unter Anführung des  
Todes bestehend, stand seit 1733 am Eingange des  
Gottesackers bei den Scheunenhöfen zu Neustadt-  
Dresden. Nach Schramm (§ XIII., S. 12 u. 13) ur-  
sprünglich an der Elbbrücke 1534 angelegt, am  
19. Sept. 1721 an die zu Alt-Dresden nach der  
Hauptstraße zu liegende Gottesackermauer, außen bei  
dem sogenannten schwarzen oder Baugner Tore wieder  
aufgesetzt, wurde es im März 1732 bei der Ab-  
streckung der neuen Hauptkirche entfernt.

42. Er sieht aus wie das garstige Ding zu  
Dresden. (Gräfe 111. — Wander I, 199. — Schäfer S.  
90—93. — Freytag S. 59.)

Das garstige Ding war eine Frauengestalt an  
der äußeren Mauer des alten Hochchores der Kreuz-  
kirche, an der ein Hund hinaussprang, angeblich  
samt dem Chore als Buße für ein widernatürliches  
Vergehen von einer Frau errichtet. (Gräfe.) Nächst  
dem Brückenmännchen war es das älteste der Wahr-  
zeichen. Nach 1760 wurde es an der Mauer der  
Bürgerwiese nicht weit vom Eingang der langen  
Gasse aufgestellt, später ging es verloren. Schäfer  
alaubt Beziehungen zur „vermauerten Pest“ er-  
blicken zu dürfen: man pflegte die Pest, die man  
sich als Pestjungfrau vorstellte, in deren Gestalt zu  
vermauern oder in Bäume zu bannen. Den Hund  
erklärt er damit, daß auch die Pestjungfrau von  
Hunden zuerst erblickt wurde.

\*) Zur gefl. Beachtung. Die Reihe der Aufsätze, die wir unter dem zusammenfassenden Titel „Sachsen im Volksmunde“ in „Unserer Heimat“ veröffentlichen, hat im Märzheft des II. Jahrganges begonnen.



43. Gehe hin zum Salomo, der wird's wohl wissen. (Wander III, 1848, Nr. 13.)

44. Frage den Salomo, wenn er's weiß, so nicht er. (Wander III, 1848, Nr. 12.)



Die alte Kreuzpforte oder das nachmalige Salomonistor.

Zwei bis Anfang des 19. Jahrhunderts in Dresden in zweifelhaften Fällen gebräuchliche Sprichwörter. Sie bezogen sich auf die Darstellung von Salomos Urteil oberhalb der alten Kreuzpforte oder des nachmaligen Salomonistores. Am östlichen Ausgang der Kreuzgasse, auf der Stelle, wo 1825 das Haus des Geheimen Rats Preuß gebaut wurde (1858 österreichische Gesandtschaftswohnung), war früher eine Pforte durch die ältesten Festungswerke, auf alten Plänen 1540 „Pfortel“, im Volksmunde, weil man dort 1270 den schwarzen Herrgott durchtrug, „des heiligen Kreuzs thor“ genannt. Das Salomonistor entstand 1556. (Schäfer S. 173–177.)

45. Er steht da wie Maß Boß von Dresden. (Wander I, 560, Nr. 34.)

46. Hans Maß ut Dräsen, kann schreiben un nich läsen. (Wander III, 498.)

47. Daliegen, dafitzen wie Maß von Dresden. (Wander III, 498, Erklärung zum Vorigen.)

48. Ein Brückenmännchen machen. (Schäfer, S. 69, Anmerkung. — Freitag, S. 60.)

49. Vom Brückenmännchen gerufen werden. (Ebenda.)

50. Das Brückenmännchen besuchen (Schäfer, S. 69, Anm.)

51. Der Dresdnischen Notdurft nachgehen (Ebenda.)

52. Er sitzt da wie das Brückenmännchen.

53. Es geht ihm wie Maß von Dresden.

(Wander V, 1593, im Sinne von „keinen Mut haben.“)

Ursprünglich auf dem Schlusssteine, jetzt auf dem Steiger rechts neben dem Läufer der Schlusssteinschicht der vierten Bogenwölbung von Altstadt her, auf der Talseite der Brücke, befindet sich eine männliche Figur in Zweidrittel-Lebensgröße, die früher folgendermaßen beschrieben wurde: „Ein kleines, gebücktes, zu einer natürlichen Berrichtung zusammengekauertes Männchen, mit in die Seite gestemnten Armen, geschlossenen Beinen und tief über das Gesicht hereingezogener Mütze.“ (Bösigk.) Dieser Auffassung verdanken die Sprichwörter Nr. 48 bis 51 ihren Ursprung. Bösigk vermutete, daß es ein Repräsentant der auf dem Glauben beruhenden Klasse von Darstellungen sei, daß obscöne Bilder den bösen Blick bannen, gegen dämonische Einflüsse schützen könnten. Der gewöhnlichen Tradition nach ist es das Konterfei des Erbauers der Brücke, Matthaeus Fojus, der auf Befehl Heinrichs des Erlauchten das Werk in den Jahren 1260 bis 1270 ausführte. Auf den korumpierten Namen des Erbauers, der in Dresden für einen Duckmäuser gebräuchlich wurde, gehen die Sprichwörter Nr. 45 bis 47 und Nr. 53 zurück.



Das Brückenmännchen an der alten Elbbrücke.

Schäfer (S. 69–71) schließt sich auf Grund der Schrammschen Zeichnung der Deutung als Bild des Erbauers an, weist aber die Auffassung der „natürlichen Berrichtung“ als irrtümlich ab. Der Erbauer sitzt vielmehr entweder auf einem Steine oder einem dreibeinigen Schemel.

Den Namen Maß Foj, der italienisch sein sollte, möchte Schäfer lieber vom deutschen Namen Matthäus Foj = Hund oder Maul, Gesicht, Zotte, Wolle ableiten.

Das Original des Bildes floq am 19. März



1813 bei der Sprengung der Brücke durch Davoust mit in die Luft, wurde aber später im Schutte aufgefunden und im Freien unter dem Sockel der Brückenrampe nach dem italienischen Dörfchen zu, über der als Schleuse ausmündenden Raibach, am Ende von Helbig's Restaurationsalon, eingemauert, wo es ganz verwittert ist. An der Brücke wurde eine Kopie nach Schramm's Zeichnung vom Bildhauer Kühn, neben dem Original, wie dieses unter Wetterdach, eine zweite vom Bildhauer Schneider (auf Veranlassung von Herrn Restaurateur Helbig) angebracht. (Schäfer.)

54. Es ist so schön wie das Brückentor zu Dresden.

Sprichwort im 16. Jahrhundert. Das Brückentor war ein Durchgangstor der Dresdner Brücke von der rechten Wange der Terrassentreppe aus auf Altstadt Seite, 1555 vollendet. Es war mit neun bunten Wappen geschmückt, hatte Marmorfüllungen, reiche Ornamente zc. und hieß deshalb das „schöne Tor“. 1730 wurde es abgetragen. (Schäfer, S. 177—183.)



Das sogenannte „schöne Tor“ vor der Elbbrücke.

55. Die Dresdner Brücke ist die längste, die Regensburger die schönste, die Prager die breiteste und stärkste.

1589 sagt Albinus (Landchronik, S. 327): Derhalben man / auch in dem gemeinen Sprichwort zu sagen pflegt / das die Dresdnische Brücke sey die lengste / die Regenspurigische die schönste, die Pragische die breiteste vnd sterckeste. Ist diese Dresdnische achthundert Schritt oder 90 ellenlang gewesen / und hat 24 Schwibogen gehabt / davon ihr wegen des Bestungsbawes fünffe abgangen.

56. Wer diese Brückenfreiheit bricht, dem wird sein Frevlerhand gericht't. (Wander I, 486.)

Auf der Brücke, die bekanntlich ein Asyl war, stand eine Säule mit einer durch ein Beil abgehauenen Hand und obiger Inschrift. Ebenso auf der Mainbrücke in Frankfurt. In Prag lautete die Inschrift: Wer stört allhier den Friedensstand, dem straft das Beil die Frevlerhand. Nach Schramm (S. 18 u. 19) war die Brückenfreiheit eine „auf eine Tafel gemahlte Hand mit einem Beil“, („welches Gemählde aber im December 1728, und beym Anfange der Haupt-Reparatur der Brücke, nebst dem Zollhause ganz und gar abgetragen worden“) ebenso zu Frankfurt (S. 157).

57. Wer Wittgen fängt, kann auf der Dresdner Brücke jagen. (Gräfe, 118. — Wander V, 319.)

Der Raubritter Wittig oder Wittgen, auf einem starken Felsenschlosse an der Müglitz unterhalb Glashütte hausend, wird von Weingold XII. von Bärenstein auf Schloß Lochau im Kampfe getötet oberhalb des Ritterstüzes Reinhardtsgrimma (ca. 1400). Als Gnade erbittet sich der Sieger vom Markgrafen die Berechtigung, auf der Jagd einen Hirsch hegen zu dürfen, und wenn er bis auf die Dresdner Elbbrücke liefe. (Gräfe, 118, nach Peccenstein I, S. 97, wo aber das Sprichwort nicht erwähnt wird.) „Vnd wiewol das Privilegium hernach durch Brand verdorben / vnd umbkommen / wird doch solches noch jährlichen im Schlos Berenstein / von den Leuten / wenn man dieses Orts Gedinge oder Gerichte helt / also in die Ruge einbracht.“ (Pecc). Nach anderem Berichte (Gräfe, 209, nach K. Winter in der Konstit. Zeitung 1852, 17. Juni, S. 545) soll das Schloß auf dem Wilisch gestanden, wo noch Trümmer vorhanden seien, und der Raubritter Dietrich von Bärn geheßen haben.

Der Felsen im Müglitztale, der noch Mauerreste trägt, heißt heute noch Wittigs Raubschloß. An der Kampfesstelle bei Reinhardtsgrimma steht ein Kreuz. Eine andere Sage verlegt den Kampf in die Gegend von Glashütte, wo an dem Wege, der aus dem nach Lugau sich hinaufziehenden engen Tale rechts durch die Felder über die Höhe nach Cunnersdorf führt, ein ebenfalls „Wittigs Kreuz“ genanntes Mordkreuz steht. (Bösigk, S. 37.) Bösigk nennt den Sieger Walzk von Bernstein.)

Das Dorf Wittgensdorf bei Kreischa soll von Wittig den Namen haben.



58a. Bei Dir, Herr Jesu Christ, die schlechteste Post auf Erden ist. (Schäfer, S. 81.)

58b. Bei Dir, Herr Jesu Christ, der schlechteste Posten auf Erden ist. (Wander II, 1016.)

59. Bei Dir, o lieber Jesu Christ, vor Kälte nicht zu bleiben ist. (Wander II, 1016.)

Auf dem Kreuzfixpfeiler, der am 31. März 1845 bei der großen Eisfahrt zusammenstürzte und unter seinen Trümmern das Kreuzifix begrub, stand der Hauptwachposten der Brücke.

60. Es ist ein Verkehr wie auf der Dresdner Brücke. (Mündlich.)

61. So fest wie die Dresdener Brücke. (Wander V, 1260.)

62a. Der Storch holt die Kinder aus dem Queckbrunnen. (Gräfe, 99. — Wander II, 1367 [Der Klapperstorch].)

62b. Der Storch holt die Kinder aus dem Queckborn. (Bösigk, S. 48.)



Der Queckbrunnen und dessen ehemalige Marienkapelle.

Das Wasser des Queckbrunnens vor dem katholischen Waisenhaus in Dresden stand schon 1514 im Geruche fruchtbar zu machen. 1512 war eine Wallfahrtskapelle zu Unserer Lieben Frau Queckborn durch Bischof Johann von Meißen gebaut worden. (S. Urk. 10 bei Schramm.) Der Brunnen trug einen Storch, der unter den Flügeln und in den Fängen Wickelkinder hatte. Der jetzige Storch ist am 24. März 1734 aufgesetzt worden, nachdem der frühere im nordischen Kriege abhanden gekommen war. (Schäfer, S. 121 u. 122.)

63. Er hat das Dresdner Wahrzeichen in seinem Hause. (Schäfer, S. 190—195. — Wander IV, 1766.)

64. Er ickht sich gut ins Dresdner Wahrzeichen. (Ebenda.)

65. Er wird zum Dresdner Wahrzeichen. (Ebenda.)



Das Weiberregiment.

Die Sprichwörter beziehen sich auf das soa. „Weiberregiment“, das sich an einem Hause am südöstlichen Ausgange der Moritzstraße in die Schießgasse seit ca. 1550 befand, dort, wo 1734 vom Grafen Brühl ein Palais gebaut wurde. 1714 ward es am Gartengrundstück des Bürgermeisters Vogel, an der linken Ecke der großen und kleinen Ziegelgasse angebracht, schon 1779 war es dort nicht mehr vorhanden. (Schäfer.) Es stellte eine junge Frau dar, auf einem älteren Manne reitend, der auf Händen und Füßen dahinkriecht, und ihn mit Zaum und Karbätsche leitend. Hilscher (Nachrichten von der Elbbrücke) faßt es wie obige Sprichwörter als ein Symbol der Pantoffelhererschaft auf, doch weist Bösigk (S. 29 u. 30) überzeugend nach, daß es sich um eine Darstellung der beliebten Szene handelt, wo die schöne Kampasse dem versteckt lauschenden königlichen Geliebten Alexander das interessante Schauspiel verschafft, daß sein sittenstrenger Lehrer Aristoteles unter ihren Schmeicheleien all seine Philosophie vergißt und sich zu ihrem Reitpferde erniedrigt. Weitere Darstellungen dieses Vorganges finden sich nach Bösigk an den Chorstühlen von Cappenberg in Westfalen, an einem Säulenknauf des Münsters zu Basel, auf einer Elfenbeinschnitzerei im Museum zu Orleans, an einem Chorstuhl im Dom zu Lausanne, in einer Hand-



schrift aus dem 14. Jahrhundert auf der Jesuitenbibliothek zu Regensburg, an den Kapitälern der Peterskirche zu Caën und auf einem Dolche in dem historischen Museum zu Dresden. Auch das germanische Museum zu Nürnberg besitzt eine Glasmalerei mit diesem Motive (Phyllis auf Aristoteles reitend, Medaillon 1500—1520, Kreuzgangflügel 48, Nr. 37), welche in der ihm gewidmeten Nummer der Illust. Zeitung (1902, Nr. 3076) veröffentlicht ist.

66a. Wie ein Ölgöze dasitzen

(Gräfe 92. — Körte sub 5835. — Schäfer, S. 110 u. 111. — Wander I 558, Nr. 9. — Borchard, S. 327, Nr. 758. — Richard, S. 387, 7.)

66b. Er steht da wie ein Ölgöze.

(Wander V 1746, Nr. 116.)

Zur Erklärung des Begriffes Ölgöze sagt Borchard: Die Redensart wird zuerst von Bekennern des Protestantismus gebraucht und etwa so entstanden sein. In verschiedenen Städten war neben der Kirche, in Dresden z. B. neben der Kreuzkirche, ein Anbau, der Ölberg hieß. Hier befand sich eine lebensgroße Figur Christi, desgleichen die drei schlafenden Jünger (Petrus und die zweien Söhne Zebedaei nach Matth. 26, 37). Diese Bilder waren vor der Reformation allgemein Gegenstand heiliger Verehrung, besonders am grünen Donnerstag. Nach der Reformation nannte man dergleichen Bilder Gözen und diese daher Ölgözen.

Dieser Ansicht schließen sich Schäfer an, sowie Wander und Gräfe, welche beiden die Bezeichnung direkt auf die Dresdner Ölberggruppe zurückführen. Nach dem Dresdner Chronisten Beck soll diese 1758, also erst 60 Jahre nach der Reformation, von dem berühmten Steinmetz und Baumeister Melchior Barthel angefertigt worden sein. Da dieser am 10. Dezember 1625 in Dresden geboren wurde und am 12. November 1672 starb, könnte sie, wenn der Name stimmt, höchstens von seinem Vater, der gleichfalls Bildhauer war, herrühren. Bis 1760 war sie vorhanden, beim Neubau der Kirche wurde sie beseitigt. In den Cur. Saxon. findet sich von der Dresdner Ölberggruppe folgende Beschreibung: „außerhalb der Kirchen ohnweit des Einganges aufm Thurm ist ein angebautes steinernes mit Kupfer bedecktes auch mit eisern Gatterwerk versehenes etwa 6 Viertel breit und 4 Ellen langes Apartement, in welcher unser liebster Heyland Jesus Christus in Lebens-Größe am Ölberge knieende, vor solchen aber der himmlische Vater gegen Morgen an der

Wand, neben Jesu aber die 3 schlaffenden Jünger alle in Stein ad vivum gehauen, zu sehen, welches memorable Monument 1578 gestiftet, 1653 und 1730 aber renoviret worden“. (1733, S. 252.)

Auch Körte, der meines Wissens zuerst auf Dresden hinweist, neigt zu obiger Erklärung und fügt als Synonym „Ölberger“ an, erwähnt aber auch eine zweite Deutung: man müsse „Ölgöze“ schreiben, in bezug auf Öl, Oel, alienus, peregrinus, der die Landessprache nicht versteht; dafür spräche, daß „Oelnd“ im alten Deutsch gleichbedeutend sei mit Fremde. Die Erklärung Borchards wird dadurch gestützt, daß man in Freiberg eine Bodenkammer unter einem der Domtürme seit Ende des 17. Jahrhunderts die Gözenkammer nannte, nachdem die Schnitzwerke und ähnliche Figuren der Domkirche dahin gebracht worden waren. (Mitteil. d. Altert. Ver. 1855, Heft 8, S. 42.) Und doch ist die Deutung Borchards nicht einleuchtend, denn einerseits ist es kaum wahrscheinlich, daß schon 1528 der Ausdruck eine so weite sprichwörtliche Anwendung erlangt gehabt habe, daß ihn Agricola in seine Sammlung aufnahm, andererseits kommt das Wort Ölgöze früher entschieden in anderer Bedeutung vor. Ich habe den Ausdruck an folgenden Stellen gefunden: 1528 Agricola 186. Ein oelgöze, ein rechter göze. 1532 Franck 160. Ein oelgöze, ein rechter göze. 1541 Franck II 35a. Ein rechter Ölgöze.

51a. Du stehst wie ein flog / öl-  
göze / Zielmann / leuchter zc.

1601 Eyerling 405. Er mus den Esel reiten /  
Er mus den Delgözen tragen /  
(Ebenso nach Wander III 1142, Nr. 2, bei Ayrer und Hans Sachs.)

Malo asino vehitur.

Man sagt's auch denen allezeit /  
Die im Ehestand vbel gefreyt /  
Er hat ein böß Weib vberaus /  
Die Hel vnd Fegefeuer im Haus /  
Die ju herrscht / vnd vbel thut plagen /  
Mus allzeit den Delgözen tragen.

1641 Lehmann, S. 365, Nr. 2. Der ehrt einen  
Delgözen, der den gemeinen Wahn in Ehren hält.

1840 Eiselein 500. Er ist ein rechter Delgöze!  
(Volksmund.)

(Ebenso nach Wander III 1142, Nr. 3 bei Egenolff, Gruter, Schottel, in Solothurn bei Schild, Dähnert.)

Er muß den Delgözen tragen (d. i. er muß  
die schmutzigsten Dienste tun). (H. Sachs.)

S. 27, 4. Weil die Obrigkeiten in der Schrift



werden genannt Götter, so meint jeder Amtmann, er sei ein Delgöze.

- 1858 Schäfer, S. 110 u. 111. Wie ein Delgöze dastzen oder liegen oder sich als Delgöze angaffen lassen.
- 1860 Simrock 285. Weil die Obrigkeiten in der Schrift Götter heißen, so meint jeder Amtmann, er wär ein Ölgöz.
- 1861 Körte sub 5835. Ölgöze. Er sitzt da wie ein Ölgöze.
- 1876 Frischbier II 495. Dastzen wie ein Ölgöze.
- 1880 Wander V 774. Etwas anschauen, wie der Esel einen Ölgözen oder der Auerhahn einen Felsen.
- 1888 Borchardt, S. 327, 758. Wie ein Ölgöze dastzen.
- 1903 Tegner, S. 350. Z. 4. Er starrt mich an wie ein Ölgöze (Figur, die als Lampe dient).

Aus dieser Zusammenstellung erkennen wir bereits, daß das Wort Ölgöze ursprünglich zwei Bedeutungen gehabt haben muß. Agricola fügt nun die Erklärung hinzu: Ein stock vnd ein holz das gesehet ist, vnd oel getrencket, auff das die farbe bleibe vnd vom regen nicht abgewaschen werde, ist ein oelgöze. Goetze kompt von Gott, vnd ist etwas das ein bildnis hat on leben, on seele, darumb ist ein oelgöze, ein mensch der nyrgend zu nutze ist, do widder verstandt noch wize bey ist. Frank (II, 35a.) erklärt: Wir sagen: Er ist ein bild on alle gnad / Ein leib on ein seel / Ein haupt on ein hirn oder zung.

Mit dieser Deutung des Ölgözen als ein mit Ölfarbe gestrichenes Götterbild stimmt es überein, wenn nach Faulmann schon 1476 das Wort goeze, goeze für „geschnitzte Götterbilder“ vorkommt. Faulmann sagt, die Bedeutung „falscher Gott“ scheint durch die alttestamentliche Auffassung entstanden zu sein, nach welcher kein Bild von Gott gemacht werden durfte, und habe allmählich jede andere Bedeutung verdrängt. Wir können deshalb wohl annehmen, daß die Reformation in das schon vorher gebräuchliche Wort Ölgöze, das mit den Ölbergen dann nichts zu tun hätte, nur den verkleinernden Sinn „falscher Gott“ und den Begriff des steifen, hölzernen hineingebracht habe, was beides ursprünglich nicht im Worte Göze lag. Damit erklärte sich auch das jedenfalls vorreformatorische Sprichwort Eiseleins (S. 27,4) und Simrocks, wo sich doch wohl der Amtmann für ein Abbild Gottes und nicht für

einen falschen Gott hält. Damit harmonierte auch die Erklärung Adlungs, der nach Frisch auf die ehemalige Sitte ein Gözenbild zu salben hinweist: eine figürliche Benennung eines dummen und trägen, untätigen und unwirksamen Menschen.

Andererseits läßt die Zusammenstellung bei Eyring vermuten, daß das Tragen des Ölgözen eine Strafe, oder die von Eiselein, daß es eine herabwürdigende Handlung oder eine schmutzige Verrichtung darstellte. Vielleicht hängt das mit der nach Adlung im Hennebergischen noch gebräuchlichen Bezeichnung Ölgöze für einen mit Öl betrieften Pfosten, an dem man die Lampen zu hängen pflegte, zusammen.

Zu meiner Annahme paßt es auch, wenn Schmeller (I, 61) Öl direkt als Baumstamm erklärt, und wenn man in Oberbayern unter Ölgöze ein Baumwesen, einen fruchtbaren, heiligen Baum versteht (Höfler, Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns, München, Verlag v. Otto Galler, 1894: S. 4), sowie wenn man in Franken heute noch den Ölgöz als eine aus Holz geschnitzte Figur an Bäumen findet. (Stubenvoll, Heidentum im Christentum, S. 16.) Es rückt dann nur der Begriff des Ölgözen aus der vorreformatorischen Zeit in die des Heidentums zurück.

Interessant ist es übrigens, daß das Wort Ölgöze heute noch im Erzgebirge in völlig anderem Sinne existiert. Dort bezeichnet man eine Speise aus geriebenen und ausgequetschten rohen Kartoffeln, die mit Milch und Mehl vermenget in Schmalz gebacken wird, als Göze (Bambus, Stampen, Rauche-mahd), und wenn man zum Backen Leinöl nimmt, als Ölgözen. (Gebauer, S. 68.) Nach Engelhardt (I, 150) sollen Gözen irrtümlicherweise ein Backwerk von Mehl, Milch, Eiern und Butter (oder Leinöl, Schmalz nach Süßmich, S. 140, 16 u. 17) sein.

Ölgöze nennt das Volk ferner einen über drei Ellen langen und fast so breiten Stein, der bei Lamnitz bei Gera liegt (Köhler, S. 447, Nr. 7), vielleicht ein alter Opferstein (vgl. Bellermann, über die alte Sitte, Steine zu salben, Erfurt 1793).

67. Meissen wird ertrinken,  
Freyberg versinken,  
Dräsen

Wird man zusammenkehren mit Besen.

(Gräfe, 289. — Wander III, 578. — Freytag, S. 63. S. auch Nr. 3 und 203.)

68. Wir werden es müssen in den Spittel



schicken. (Gräfe, 131. — Pasche, diplom. Gesch. Dresdens, Bd. V, Urk. B, S. 426.)

So sagte man in Dresden, wenn zuviel Speise in einem Hause gekocht worden war. Der Spittel war das Bartholomäushospital mit der Kapelle zum heiligen Geist.

In Meiningen sagt man für: es wird nichts umkommen, „man wird's nicht in's Spital schicken.“

69. Ihm fehlt's am Dresdner Aber.

(Anekt. II, S. 83 u. 84. — Cur. Antiqu., S. 640 u. 641. — Gräfe, 117.)

1617 zeigte Kurfürst Johann Georg I. dem Kaiser Matthias sein Zeughaus, um seine Kriegsbereitschaft zu beweisen. Als der Kaiser nach der Besichtigung sagte: „Das Zeughaus ist vorzüglich, aber —“, schwieg der Kurfürst, der das Aber wohl verstand, führte seinen Gast in die Schatzkammer und sagte, auf die Schätze zeigend: „Allergnädigster Kaiser, hier ist das Aber.“

70a. Er machts wie der Truthahn in Dresden: spricht er nicht, so denkt er desto mehr. (Simrod 10537. Wander III 303 98.)

70b. Er machts, wie der Truthahn in Dresden. (Körte 7636. — Reinsberg I S. 81.)

70c. Er machts wie der Dresdener Truthahn. (Wander IV 1351.)

Ein Bauer, der mit einem Truthahn auf den Markt zu Dresden gekommen ist, sieht, daß für einen Papagei, dessen Sprachtalent er nicht kennt, 5 Thaler gezahlt werden, und fordert nun unter Hinweis auf dies Geschäft für seinen ebenso bunten und viel größeren Truthahn 10 Thaler. Auf die Frage: „Ja spricht denn der Truthahn auch?“ antwortet er: „Sprechen kann er nicht, aber er denkt desto mehr.“

In Preußen giebt es nach Körte (5623) ein Sprichwort: „Narren denken, der Truthahn auch“, Frischbier (I 2728) hat aber nur: „Narren denken“. Auch diese Sprichwörter scheinen erst nachträglich auf Dresden lokalisiert worden zu sein, denn Wander führt (II 1128) folgende im Sinn völlig gleiche an:

Mein Kanarienvogel singt zwar nicht, sagte Töffel, aber er denkt desto mehr.

Holländisch: Het gat heem als myn Kanarievogel, hy singt wel inet, maar denkt soveel te meer. (Harrebomée I 379a.)

Hy gelykt den ekster van Bekman, hy denkt meer, dan hy praat. (Harr. I 38a.)

71. Der dumme Junge von Dresden. (Wander II 1060 Nr. 70)

72. Dresdner Auswischer. (Wurzbach I, S. 23.)

Eine rosenartige Entzündung der Nasenspitze mit heftigem Schmerze in den Vorderzähnen, die sich der scharfen Elbluft ungewohnte Fremde leicht auf der Brücke der Brühlischen Terrasse und den Elbufern zuzogen, wenn sie erhitzt dahin kamen.

73. Wenn die Welt untergeht, geht Dresden zwanzig Jahre später unter. (Mündlich.)

74. Es ist ein Leben wie auf der Dresdner Bogelwiese. (Mündlich.)

75. Zieh'n Kreuzturm an, den Frau'turm schleppste hinterher! (Ripberger 20, 16 u. 17.)

76. Als ich jung war, fragt' ich, was kost't die Frauenkerche. (Ripberger 21, 7 u. 8. — Freytag, S. 59.)

77. Hinter die Frauenkirche kommen.

(Freytag, S. 60.)

Da hinter der Frauenkirche das Polizeipräsidium war, so viel wie: arretiert werden.

78. Er hat gerömert. (Sächs. Erz. 1896, Nr. 44.) (Ein Diebstahl am sächs. Königshofe.)

In Dresden gebräuchlich für: er hat gestohlen, eingebrochen. Im November 1844 stahl der Major von Kömer von der königlichen Leibgarde aus dem Schlafgemach des Königs Friedrich August 20000 Taler aus einer Schatulle. Er wurde zu zehn Jahren Zuchthaus, Verlust des Adels, Ausstoßung aus dem Offiziers- und Militärstande verurteilt.

79. Er schläft im Stehen wie Krafts Kaze.

(Gräfe 132, Anm. \*\*)

Gräfe weiß keine Erklärung. In Leipzig hat man ein Sprichwort: Ich bleibe neutral wie Krafts Kaze.

80. Ich bins, ich suche meinen Nagelbohrer, antwortete der Zimmermann, als man auf der Bühne fragte: Ha, wer schleicht dort?

(Wander V, 1627.)

Angeblich in Dresden entstanden. Als in der Vorstellung der Räuber der Hofchauspieler Pauli als Franz Moor angsterfüllt die Worte ausstieß: „Ha, wer schleicht dort?“ antwortete der Theaterzimmermann hinter den Kulissen: „Ich bins, ich suche meinen Nagelbohrer.“

81. Wer wie Jakob obgelegen, der erhält wie er den Segen. (Wander II, 1001.)

Zu den Wahrzeichen der Stadt Dresden gehörte der sog. Israel am Sahrchen Hause an der östlichen Altmarktseite, eine lebensgroße Darstellung des Kampfes Jakobs (1. Mos. 32, 24 ff.) mit der obigen zweideutigen Inschrift.

(Illustr. Zeitung Nr. 714, vom 7. März 1857.)

(S. auch Nr. 6b u. 6c.) (Fortsetzung folgt.)



## Hermann Grafer

ein erzgebirgischer Verleger.

Ein Gedenkblatt von Richard Bräuninger.

Hermann Grafer, der in weiten Kreisen des sächsischen und böhmischen Erzgebirges wohlbekannte und hochgeschätzte Annaberger Buchhändler, ist durch sein vielseitiges Wirken, insbesondere durch seine Tätigkeit als Verleger, für unser Gebirge zu solcher Bedeutung gelangt, daß wir sicherlich im Sinne der Freunde „unserer Heimat“ handeln, wenn wir ihnen in kurzen Zügen das Lebensbild dieses reichbegabten und hochverdienten Mannes, dessen Andenken auch in weiten Kreisen des deutschen Buchhandels hochgehalten wird, vor Augen führen.

Ernst Hermann Grafer ward geboren zu Luckau in der Niederlausitz am 22. September 1835 als Sohn des Kreissekretärs Grafer. Im zarten Kindesalter, im zweiten Lebensjahre schon, hatte er das Unglück, den Vater durch den Tod zu verlieren. Unter der Obhut und bei der liebevollen Erziehung einer treusorgenden

Mutter, der er allezeit in treuester Kindesliebe zugetan gewesen und der er bis zu seinem Tode das liebevollste Andenken bewahrt hat, wuchs der Knabe heran und gab im kindlichen Übermute zur Freude seiner Mutter gar bald Beweise seiner geistigen Begabung.

Als Jüngling von 16 Jahren entschloß er sich, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt bis dahin besucht, den Buchhandel als Lebensberuf zu erwählen, indem er seinen bisherigen Lieblingsplan, sich der Musik zu widmen, zu der er sich mächtig hingezogen fühlte, aufgab. Am 1. Oktober 1851 trat er in die Horvathsche Buchhandlung in Potsdam als Lehrling ein. Nach beendigter Lehrzeit bekleidete er Gehilfenstellen in L. Schäfers Buchhandlung (Hugo Kraß) in Magdeburg, in der Schmidtschen Buchhandlung in Oldenburg und bei

G. Mebus & Co. in Elberfeld. In letzterer Stellung, die er zwei Jahre lang inne hatte, befand er sich besonders wohl. Zu seinem Prinzipal, Herrn Gustav Mebus, war er bald in ein herzliches, freundschaftliches Verhältnis getreten. Die landschaftlichen Schönheiten des Wuppertales, insbesondere aber Ausflüge nach den sagenumwobenen Burgen und Schlössern am schönen Rhein, boten dem so warmen, für Herrlichkeiten von Natur und Kunst so empfäng-

lichen Herzen des Jünglings reiche Anregung. Zu seinem lebhaften Bedauern mußte er auf ärztliche Anordnung am 1. November 1858 Elberfeld verlassen um sich in der Heimat unter der Pflege seiner Mutter von den Folgen eines überstandenen schweren gastrischen Fiebers zu erholen. Nach völliger, in fünf Monate langer Ruhezeit erlangter Genesung trat Grafer die Stelle eines ersten Gehilfen in der G. Schönfeldschen Buchhandlung (C. A. Werner) in Dresden an. Hier fand nun sein ernstes Streben nach Fortbildung im Berufe sowohl, wie



seine große Begeisterung für die Musik, sein Interesse für alle sonstigen Künste, seine große Liebe zur herrlichen Gottesnatur in schönster Weise Nahrung und Befriedigung. Im Verein junger Buchhändler „Bastei“ war er bald ein hochgeschätztes Mitglied. Welcher großen Beliebtheit er sich in diesem Kreise seiner Kollegen erfreute, möge beweisen, daß ihm bei seinem Weggange von Dresden die Ehrenmitgliedschaft verliehen und bei einer Abschiedsfeier ein Lied gewidmet wurde unter dem Titel: „Zur Erinnerung unserem verehrten Kollegen, dem Luckauer Stabstrompeter Hermann Grafer.“ Als im Sommer 1861 sein Prinzipal, C. A. Werner unter der Firma G. Schönfeldsche Buch-



handlung ein Filialgeschäft in Annaberg begründete, schied Grafer nur ungern vom schönen Dresden, um die Leitung des Zweigggeschäftes zu übernehmen. Durch zielbewußtes Handeln, durch ungewöhnliche Tatkraft wußte Grafer das junge Geschäft in kurzer Zeit auf eine so erfreuliche Höhe zu bringen, daß er es am 1. August 1863 käuflich übernehmen und von da an unter seinem eignen Namen weiterführen konnte. Im Jahre 1873 erwarb er von seinem im August 1895 heimgegangenen Freunde und Kollegen Louis Rudolph in Annaberg das Sortiment der Firma Rudolph & Dieterici und vereinigte es mit seinem Geschäft. Bald hatte Grafer auch persönlich sich gut eingelebt, sodaß ihm Annaberg und das Erzgebirge eine zweite Heimat geworden, die er mit allen Fasern seines Herzens liebte. In seinem Verlage erschien in rascher Folge eine große Anzahl jener Reise- und Aufklärungswerke, welche in Schrift und Bild die Kenntnis unseres Erzgebirges verbreiteten und immer weitere Kreise für Land und Leute im Gebirge begeisterten. Die von ihm herausgegebenen, in langer Reihe erschienenen „Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart“ haben seinen Namen in die entlegenste Hütte unseres Gebirges getragen.

Durch Herausgabe aller dieser Werke hat Grafer viel zur Hebung des Fremdenverkehrs im Erzgebirge beigetragen und damit auch seine Buchhandlung zu hohem Ansehen in weiten Kreisen der erzgebirgischen Bevölkerung erhoben.

Bald nach seiner Geschäftsübernahme, am 18. August 1863, verheiratete sich Grafer mit Selma geb. Häbiger, einer feingebildeten Dame, die namentlich auch sein großes Verständnis für Musik mit ihm teilte. Die Ehe wurde mit vier kräftigen, wohlbegabten Söhnen gesegnet, die dem Elternpaar viel Freude bereiteten. Grafer verbrachte nun im fröhlichen Familienkreise eine lange Reihe von Jahren ungetrübten Glückes. Das Geschäft stieg zu immer höherer Blüte, ein trautes Heim hatte er sich im eigenen Hause geschaffen, sein Familienleben war ein außerordentlich glückliches, heiteres und gemütvolleres, durch seine reichen Geistesgaben, durch sein lebenswürdiges, joviales Wesen hatte er sich hohes Ansehen und große Beliebtheit in der Bürgerschaft Annabergs erworben. Im geistigen Leben des Erzgebirges, besonders auch im musikalischen Leben Annabergs, stand er jahrzehntelang in erster Linie. Ohne Grafer konnte man sich ein Gelingen von öffentlichen und geselligen Veranstaltungen gar nicht

vorstellen. Bei allen Festlichkeiten feierten seine humorvolle Rede, sein treffender Witz, seine übersprudelnde Laune dauernd Triumphe. Vereine und Gesellschaften stellten ihn zu wiederholten Malen an ihre Spitze.

Mit dem Emporblühen seines Geschäftes gelangte Grafer auch im deutschen Buchhandel zu immer größerem Ansehen. Besondere Verdienste hat er sich erworben um die Begründung des Buchhändlerverbandes für das Königreich Sachsen, an dessen Spitze er lange Jahre als Vorstandsmitglied segensreich gewirkt. Alle Bestrebungen für Aufrechterhaltung von Recht, Ordnung und guter Sitte im geschäftlichen Verkehre fanden an ihm stets einen eifrigen und tatkräftigen Förderer.

So konnte Grafer auf der Höhe seines vielseitigen Wirkens, in der Vollkraft seines Lebens am 1. August 1886 sein 25jähriges Geschäftsjubiläum feiern, ein Fest, an dem ganz Annaberg freudigen Anteil nahm und das namentlich auch durch persönliche Beteiligung der Spitzen wohl sämtlicher Behörden ausgezeichnet war. Zu dem glanzvollen Feste waren natürlich auch seine näheren Freunde vom Buchhandel herbeigekommen, um Zeugnis abzulegen, welcher Verehrung und Wertschätzung der Jubilar in Berufskreisen sich erfreute.

Ein herrliches Fest war unserm Grafer und seiner Gattin ferner beschieden in der Feier der silbernen Hochzeit am 18. August 1888. Umgeben von vier blühenden Söhnen, unter der Teilnahme vieler zum teil aus weiter Ferne herbeigeeilter Verwandter und treuer Freunde beging das Jubelpaar bei voller Gesundheit und in zuversichtlicher Hoffnung auf eine glückliche Zukunft das frohe Fest, das sich ebenso, wie zwei Jahre zuvor das Geschäftsjubiläum, zu einem sehr glanzvollen gestaltete.

Leider aber sollte das silberne Hochzeitsfest den Abschluß der glücklichen und frohen Lebenszeit für Grafer bilden. Nicht lange danach erkrankte seine Gattin, und am Weihnachtsabend, der sonst in der Familie Grafer stets so fröhlich gefeiert wurde, riß der Tod mit rauher Hand die treue Lebensgefährtin von seiner Seite.

Kurz darauf, in den Tagen des Jahreswechsels erkrankten Grafer selbst, zwei seiner Söhne und eine zu Besuch anwesende Nichte am Typhus. Grafer und die Nichte erstanden nach monatelangem Siechtum vom Krankenlager, aber die beiden blühenden Söhne im Alter von 17 und 20 Jahren raubte



in den letzten Tagen des Januars 1889 der unerbittliche Tod. Durch dieses furchtbare Schicksal und durch eigene langwierige Krankheit war nun Grasers Lebenskraft und Lebensmut gebrochen. Er verkaufte sein schönes Wohnhaus und im Jahre 1890 auch sein Sortimentsgeschäft, da sein Sohn Oswald, den er als Geschäftsnachfolger erzogen hatte, ihm durch den Tod entrissen worden war. Das Verlagsgeschäft führte er noch weiter, bis er es infolge zunehmender Kränklichkeit im Jahre 1896 an Richard Liesche, den jetzigen Inhaber seines früheren Sortimentsgeschäftes, abtrat. Hierauf wendete er sich nach Berlin, um dort in der Familie einer Schwester seiner Gattin seinen Lebensabend zu verbringen. So sorgsame Pflege er dort auch gefunden hatte, so konnte doch dem zunehmenden Verfall seines Körpers nicht gesteuert werden.

Nachdem er schon zwei Jahre vorher einen leichten Schlaganfall erlitten, nahte sich ihm am 5. Februar d. Js. der Tod, zum größten Schmerze seiner beiden ihn überlebenden Söhne wie seiner Verwandten, die ihn so treu und liebevoll gepflegt, nicht minder aber auch zum großen Leide seiner zahlreichen Freunde, die mit ihm das wärmste, treueste Freundesherz ins Grab sinken sahen.

Nach seinem Wunsche erfolgte seine Beisetzung auf dem Trinitätsfriedhofe in Annaberg an der Seite seiner Gattin, wie seiner ihm im Tode vorausgegangenen beiden Söhne.

Das Begräbnis, das am 9. Februar d. Js. stattfand, gestaltete sich zu einer imposanten Trauerkundgebung, wie sie nur selten in Annaberg vorkommen durfte. Viele, viele Freunde und Bekannte des um das geistige, musikalische und gesellschaftliche Leben der Stadt Annaberg so wohlverdienten Verblichenen hatten sich in der Hospitalkirche einge-

funden, unter ihnen die Spitzen der Stadt, Vertreter der sonstigen Behörden, Mitglieder der höheren Lehranstalten, Deputationen von Vereinen, insbesondere auch starke Abordnungen des Militärvereins „Kameradschaft“ und des Allgemeinen Turnvereins mit ihren Fahnen.

Der Sarg, der vor dem Altare stand, trug überreichen Palmen- und Blumenschmuck, worunter sich auch prachtvolle Palmen-Arrangements vom Buchhändler-Verband für das Königreich Sachsen und vom Verein junger Buchhändler „Bastei“ in Dresden befanden.

Herr Kirchenrat Superintendent Dr. Schmidt feierte in seiner weihetvollen Trauerrede den Verstorbenen vor allem als ein hervorragendes Glied seines Standes, das jahrzehntelang als ein geistiger Mittelpunkt im Leben der Stadt Annaberg gestanden habe. Obwohl er nicht aus Annaberg und dem Erzgebirge stamme, habe er große Liebe zu seiner neuen Heimat gehegt und viel zu ihrem Besten getan. Seine große Anhänglichkeit an Annaberg finde ja auch ihren Ausdruck in seinem Wunsche, in Annaberg begraben zu liegen; auf seinen Wunsch werde er unter den Klängen von Anackers „Letzte Schicht“ zu Grabe getragen werden.

Des Verstorbenen Verdienste als Buchhändler, insbesondere auch als Mitbegründer und langjähriges Vorstands-Mitglied des Buchhändler-Verbands für das Königreich Sachsen, fanden noch besondere Würdigung durch einen Abgeordneten, der in Vertretung des Verbandes und zugleich im eignen Namen dem entschlafenen Kollegen und Freunde warme, tiefempfundene Worte des Abschiedes, der Anerkennung und des Dankes in die Ewigkeit nachrief.







Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. Nr. 2.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

November 1903.

## Heimat.

So liebes weiß ich nicht auf Erden  
 Als meiner Heimat grünes Land.  
 Mag's einst mein letzter Rastort werden,  
 Wenn ich den Weg zum Frieden fand.  
 Wohl hat mich's oft hinaus getrieben  
 In Sonnenglast und Winternacht;  
 Doch ist das Heimweh mir geblieben  
 Und hat das Herz mir schwer gemacht.

Ich weiß: nicht jeder preist die Blüten,  
 Die meiner Heimatflur entblühen.  
 Viel heller glänzt der Tag im Süden,  
 Manch' fremde Flur steht lichter grün.  
 Gewalt'ger ragen Felsenriesen  
 Im Hochgebirg', am wilden Strand,  
 Und stärkere Ströme sah ich fließen  
 Als wie den Fluß im Heimatland.

Und doch — nicht immer möcht' ich schauen  
 Der Fremde vielgepriesnen Glanz.  
 Still zieht mich's nach der Heimat Gauen  
 Im sichtendunkeln Wälderfranz.  
 Dort ist's, wie wenn durch trübe Schatten  
 Ein voller, klarer Goldstrom bricht:  
 Liegt doch auf meiner Heimat Matten  
 Der fernen Jugend Morgenlicht.

Das glänzt und strahlt im Herz tiefinnen,  
 Macht alles hell und froh und warm,  
 Und selig hebt und dehnt sich's drinnen  
 Und läßt nicht Raum für Haß und Harm.  
 Ein wunderfames Glücksempfinden  
 Strahlt ringshin die Erinnerung.  
 Der Fremde wirre Träume schwinden,  
 Und meine Heimat macht mich jung.

Ludwig Grimm.



## Kurort Gießhübl Sauerbrunn bei Karlsbad.

### I. Lage des Kurorts.

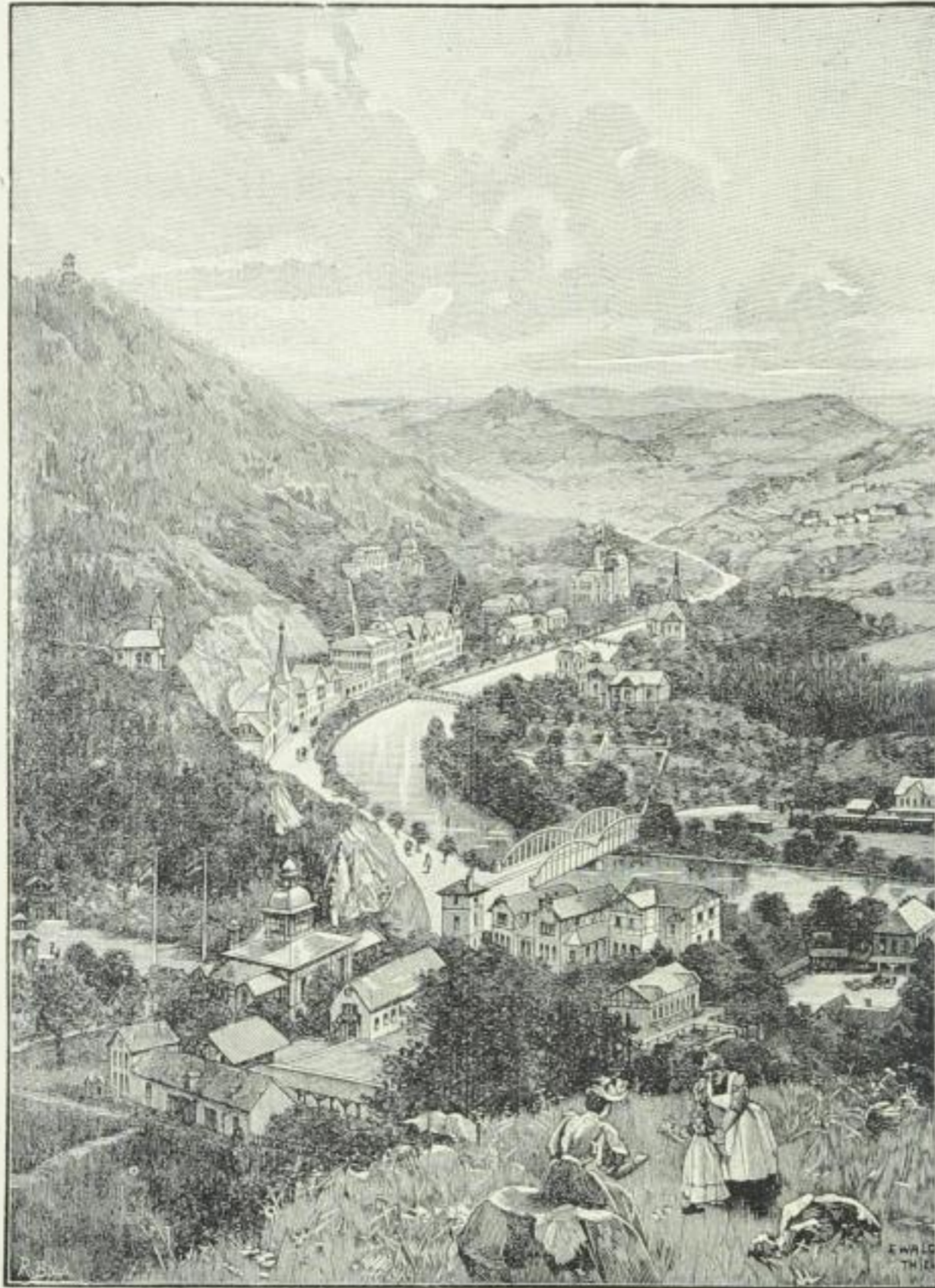
Gießhübl Sauerbrunn liegt im Bezirke Karlsbad in Böhmen, etwa 10 km nordöstlich von dem Weltkurorte Karlsbad und mit demselben durch zwei bequeme Straßen und die Eisenbahn verbunden. Die eine dieser Straßen geht von Karlsbad aus am linken Egerufer gegen Dallwitz auf der Schlackenwerther Straße bis Neudau, von welcher sie rechts abbiegt, und über Rodisfort, wo sie die Eger überschreitet, am rechten Ufer nach Gießhübl, die zweite Straße führt am rechten Egerufer durch prachtvollen Wald, beinahe ganz in der Ebene, durch das reizende Egertal über Drahowitz und Eichenhof nach Gießhübl. Die Bahn zweigt von der Buschtehrader Bahn in der Station Welchau Wickwitz ab und zieht, die Eger entlang, 8 km lang am linken Egerufer bis Gießhübl, wo sie als normalspurige Trambahn die Eger übersteigt, um zu zwei Quellenversandhallen die Waggonen zu senden und von dort zu holen, zur Station zu bringen und von derselben als Lokomotivbahn in den Weltverkehr hinauszuführen. Diese Bahnverbindung kann sowohl von Karlsbad aus über Neudau und Schlackenwerth, als auch von Ro-

motau aus über Raaden und Klösterle für Personenverkehr benutzt werden.

Der Kurort, die Quellen und Versandanstalten liegen in einer Erbreiterung des Egertales, an beiden Ufern der Eger und gehören zu einem Gutsbesitze, welchen Herr kais. Rat Heinrich Edler von Mattoni im Jahre 1873 von dem Domänenbesitzer Herrn Grafen Jaromir Czernin, als Teil der Domäne Gießhübl abgekauft und durch Erwerbung von an- und dazwischenliegenden Bauerngründen auf einen arrondierten Komplex von nahezu 1000 Joch ge-

bracht hat, welche rationell aufgeforstet, einen herrlichen grünen Rahmen abgeben zu dem entzückenden Bilde, welches die reizenden Bauten des Kur- und Versandortes Gießhübl Sauerbrunn, mit ihren herrlichen Garten- und Parkanlagen, an beiden Ufern der von drei Brücken überspannten Eger bilden.

Dieser Besitz grenzt im Süden an Eichenhof, im Westen an Rittersgrün, im Norden an Rodisfort, im Osten an Lomitz und Zwetbau. Er bildet von der Eger sanft ansteigende Hänge, unterbrochen von steilen Felspartien, bestehend aus einem



Gesamtansicht.



rötlichgrauen Granit (Eichenhof, Gießhübl hinter dem Wilhelminenhof, Annakapelle), aus steilen Basaltwänden (Schwedelberg mit den Zwerglöchern) oder schrägen Abstürzen eines zerbröckelten Basaltes, von allen Seiten des Buchberges längs der Hänge zur Eger, zur Lomitz und gegen Zwetbau. Sowohl die ebenen Stellen (Kurpark, Schloßpark, Theresienpark), als auch die oben erwähnten Hänge sind mit einem kräftigen Humus aus zerfallenem Basalt überdeckt, in welchem sich eine üppige Vegetation entwickelt, unterstützt durch eine große Anzahl von Süßwasserquellen, welche diese Kulturflächen überrieseln und so die Vegetation auf das kräftigste fördern. Der Hochwald reicht stellenweise bis zu den Gebäuden heran, stellenweise wird er von den herrlichen Parkanlagen zurückgedrängt; das ganze bildet dadurch ein so schönes, abwechslungsreiches Bild, daß der allgemeine Ausspruch wohl berechtigt erscheint: Gießhübl-Sauerbrunn ist die Perle, der schönste Punkt des Egertales und wohl einer der schönsten des an schönen Landschaftsbildern ja nicht armen Landes Böhmen. Es ist unzweifelhaft vulkanischer Boden, auf dem wir uns befinden, dafür sprechen die warmen Quellen Karlsbads, mit welchen wir ja durch das Duppauer Gebirge zusammenhängen, in diesem, und zwar in dem 925 m hohen Dedschloßberge bei Duppau liegt der Schlüssel zur ganzen geologischen Lage der umliegenden vier Quadratmeilen Landes; dieser Berg bildet eine Basaltkuppe und zwar die höchste in diesem Gebiete, von welcher aus nach allen Richtungen zahlreiche Spalten in dem Urgestein, dem Granit, verlaufen, aus welchen der Basalt in schmalen, amorphen und krystallinischen Streifen, in hochaufgerichteten,

pyramidenförmigen Kuppen und Wänden oder in zerprungenen Abstürzen hinzieht. Es ist klar, daß hier eine gewaltige vulkanische Eruption stattgefunden hat, welche das Urgestein gesprengt und gespalten und den Basalt als Lava durch diese Spalten nach auswärts geschleudert hat, welche, teilweise zu mächtigen Blöcken oder Flözen erhärtet, die einzelnen aufragenden Berge (Kuppen und Wände) bildete, teilweise, halb erhärtet durch neuerliche vulkanische Eruptionen, zertrümmert und abgestürzt wurde. Ein Beispiel solcher Flözbildung ist die hohe Basaltwand unter dem Schwedelberge mit den zahlreichen großen und kleineren Löchern, die in das Innere des Berges und weiter führen und von verschiedenen Forschern verschieden gedeutet wurden, die wir aber uns nur als durch Gaserruptionen in der erhärtenden Masse entstandene Gänge erklären. Auf diesem so unendlich zerklüfteten und hügeligen Boden, der überall in den entstandenen Rinnen zwischen den einzelnen Hügeln und Bergen das Wasser einer Unmasse von Süß- und Sauerquellen der verschiedensten Zusammensetzung und von verschiedenster Güte in die Eger führt, entwickelt sich eine so reiche Vegetation, eine so mannigfaltige Flora, daß nicht bloß das Auge des Naturfreundes, sondern auch Auge und Kopf des Naturforschers hier ein reiches Feld zu Ausflügen der verschiedensten Art, zu Studien und zum Sammeln findet. Ringsum ist dieser herrliche Fleck Erde von kulissenartig hinter einander verschobenen Mittelgebirgen eingerahmt, nur nach Norden hin schließt das Erzgebirge mit dem 1200 m hohen Keilberg das Bild ab.

Dr. Wilh. Gastl. (Aus „Kurort Gießhübl Sauerbrunn“ von Dr. Josef Löschner, bearbeitet von Dr. Wilh. Gastl. 13. Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.)

## II. Ein Rundgang durch den Kurort.

Wenn man die Wegstrecke der romantischen, hübsche Landschaftspartien durchziehenden Straße, die von Karlsbad aus nach Gießhübl führt, zurücklegt, so kommt man durch ein idyllisch an der Eger gelegenes Dörfchen Eichenhof und findet an der Straßeneinfahrt eine Tafel, die einem sagt, daß man nunmehr im Gutsgebiete von Gießhübl Sauerbrunn angelangt ist. Von diesem Dörfchen aus führen zwei Wege nach dem Kurorte, und zwar der alte romantische, aber etwas steile Weg über das Mattonische Forsthaus, einer lauschigen Waldesstille an den Hängen des Schwedelberges (587 m) mit

seinen berühmten Zwerglöchern gelegen, sodann die neue Fahrstraße, die am rechten Egerufer, an der Mattonischen Egermühle und dem Elektrizitätswerke, an steilen Felspartien in schönster Lage vorüberführt.

Üppige Laub- und Nadelholzwaldungen machen uns tief aufatmen in dieser harz- und blütenduftenden, reinen Luft; wir fühlen bei dem Durchwandern der wohlgepflegten Promenaden und Örtelschen Terrainwege, bei den Ausblicken von den verschiedenen Aussichtsglorietten, dieselben Gemütsstimmungen, welche uns bei vielen Alpen- und anderen berühmten Sommerfrischen und Kurorten bewegen.



Wie sehen überall auch die geniale Schaffenskraft, den keine Kosten scheuenden Schönheits Sinn des Besitzers, des kaiserl. Rates Edlen von Mattoni, in glänzender Betätigung.

Es ist überall, wohin wir hier nur blicken, alles, wie man zu sagen pflegt, wie aus dem Schächtelchen; will man aber von Gießhübl Sauerbrunn einen richtigen Gesamteindruck haben, so muß man hinaufsteigen auf die den Kurort umgebenden Berge.

In erster Linie wäre da die „Buchkoppe“ (594 m) mit ihrem steinernen Aussichtsturm zu empfehlen, ein Höhepunkt, der die umfassendste Aussicht



Aussichtsturm auf der Buchkoppe.

und Fernsicht — bis zu dem in blauer Ferne sichtbaren Erzgebirge und dessen König, dem 1244 m hohen Keilberg oder Sonnenwirbel, ferner in eine Landschaft von fast alpinem Charakter bietet. Die Rundschau von der Buchkoppe ist geradezu entzückend!

Wenn wir aber den Kurort durchwandern, so ist das erste, was unsere Blicke fesselt, das in einem wunderhübschen Parke mit reizenden Springbrunnen und lauschigen Gebüsch, dem tiefdunklen Wald als Hintergrund, auf zyklopenartigem Unterbau im Renaissancestile erbaute, mit Türmen, Erkern und Balkonen verzierte Mattonische Schloß, welches der Besitzer im Sommer mit seiner Familie bewohnt. Gleich unterhalb dieses Schlosses erblicken wir die im

Schweizerstile errichtete, aus dem Restaurationsgebäude mit Glasveranda, einer großen Kolonnade mit schattigem Vorplatz und einem Theater- und Konzertsalon bestehende Kurrestauration.

Bei letzterer entwickelt sich in den Sommermonaten ein ganz großstädtisches Treiben, denn das nahe Weltbad Karlsbad entsendet täglich in vielen eleganten Equipagen und Omnibussen, per Bahn und per pedes eine stattliche Anzahl Gäste aus aller Herren Ländern, aber auch aus der näheren und ferneren Umgebung, überhaupt von weit und breit kommen Besucher in großer Zahl.

Vom Kurrestaurant aus verzweigt sich der Strom der Angekommenen in alle Teile des Kurortes, und zwar zur Quelle, zu den Versendungsgebäuden, zur Wasserheilanstalt, zur Trinkhalle, zum Inhalationspavillon, in den Kurpark mit vier hübschen Villen, nach dem Lawntennis-, Turn- und Kinderspielfeld, der Schießstätte oder zum Mattonischen Passantenhotel „Kronprinz“ mit Gartenveranden und Regelpbahn. Im Kurrestaurant finden an Sonn- und Feiertagen regelmäßig Konzerte, des öfteren auch Militärkonzerte, sowie Theatervorstellungen etc. statt.

Wir folgen dem Menschenstrome, der hinaufzieht zur Quelle, und genießen als ersten Eindruck ein herrliches Bild, das sich unseren Blicken darbietet. Was Kunst und Natur in harmonischer Vereinigung zu schaffen imstande war, finden wir in dieser reizenden Anlage. Einer der Umgebung prächtig angepaßten Neptungrotte, welcher an langen Stalaktiten das Wasser entströmt, um über Felsstrümmen hinabstürzend einen Wasserfall zu bilden, wenden sich unsere Blicke zu; darüber thront, dem Grals-Tempel ähnlich, ein prachtvolles Bauwerk, das uns zur Besichtigung einladet.

Wir überschreiten auf kleinen Brückchen den wildromantischen Wasserfall, wandern an hübschen Pflanzen- und Figurengruppen, an kleinen Grotten vorüber, durch eine römische Pergola zur Höhe und stehen nach kurzer Wanderung, nachdem wir auf Treppen den zyklopenartigen Unterbau des Quellenvorplatzes passiert haben, vor dem herrlichen Quellentempel.

Wir gehen durch die Vorhalle, deren Dach von vier Monolithsäulen aus norwegischem Granit getragen wird und befinden uns in einer imposanten runden Halle. Umschlossen von einem kunstvollen Marmorbassin liegt sie da, die altehrwürdige Heilquelle. Brodelnd und wallend entsteigt sie dem Ur-





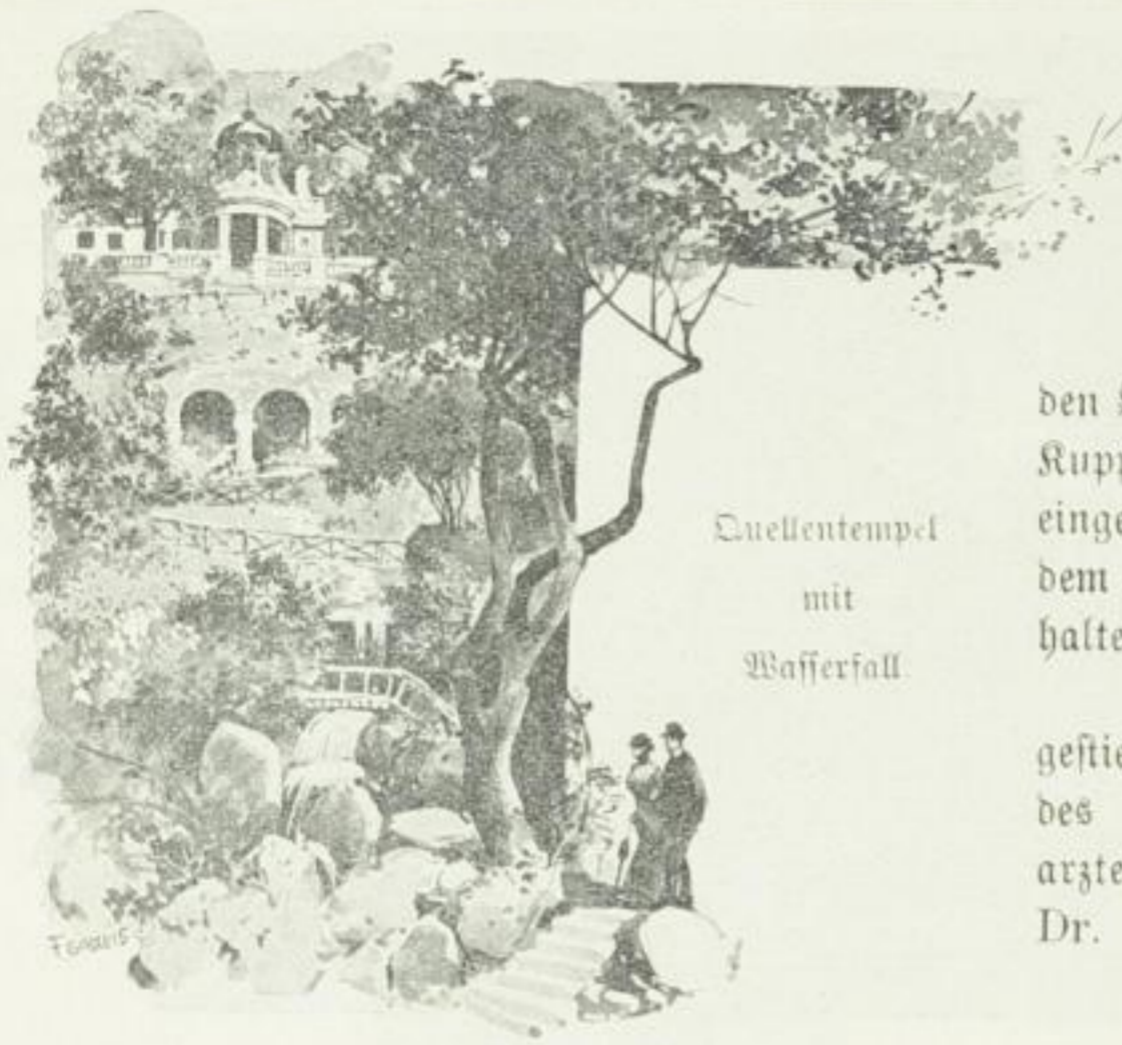
gestein und legt glitzernde Perlen an die zum Schutze der Verunreinigung das Bassin schließende Glasplatte. Eine aus demselben weißen geäderten Marmor wie das Bassin hergestellte Bank bildet zugleich die Fortsetzung desselben, während in reichen Verzierungen versteckte elektrische Glühlichter die Quelle beleuchten. Aufschauend lesen wir auf einer schwarzen Marmortafel mit goldenen Lettern folgende Inschrift: „Der herrlichen Quelle gewidmet von Heinrich Edlen von Mattoni, Anno Domini 1898!“ —

(Das Erbauungsjahr, aus Anlaß der Feier des 25jährigen Bestes.)

Die aus mehrfarbigem, poliertem Marmor hergestellten, mit Nischen, figuralen und anderen Ausschmückungen versehenen Wände dieser Prachthalle werden zur linken Seite durch ein großes Bogenfenster unterbrochen, das den Einblick in einen als Füllraum dienenden großen Saal gestattet, der in seiner Verlängerung von einem zweiten, mit Schienengeleisen verbundenen Raume begrenzt ist, von welch







Quellentempel  
mit  
Wasserfall.

Gläse Gießhübler eine doppelte Erfrischung gewährt. Von diesem mit Gästen reichbesetzten Plage aus hat man einen herrlichen Ausblick in die reizende Gegend. Wir erfreuen uns daran und auch an dem Gesamteindruck, den die schöne Baulichkeit bietet; wir sehen, daß den Quellentempel eine in Kupfer kunstvoll getriebene Kuppel krönt und erfahren, daß das in das Ganze eingefügte Wohnhaus Beamten der Firma und dem Quellen- und Bremshauswärter zum Aufenthalte dient.

Wenn wir wieder zur Kurrestauration hinabgestiegen sind, führt uns der Weg an dem Denkmale des berühmten Balneologen und gewesenen Leibarztes Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I., Dr. Freiherrn von Löschner, vorüber — einem

letzterem aus die gefüllten und verkorkten Flaschen auf einer Drahtseilbahn in die Versendungslokalitäten hinunter befördert werden. Die Füllung und Verkorkung geschieht vor aller Augen mit ausgesuchter Sorgfalt und Reinlichkeit.

Wir kosten den prickelnden, herrlichen Trank, den wir draußen auf dem von einer Ballustrade



Drahtseilbahn

eingefriedeten, mit hübschen Bäumen bepflanzten Plage und zwar unter einer altherrwürdigen Linde einnehmen, deren Schatten uns an heißen Sommertagen zu beschaulicher Ruhe einladet und mit dem



Löschner-Denkmal.

großen Förderer des Kurortes und der Heilquelle und langjährigen Freunde des Besitzers, der ihm aus Dankbarkeit dieses Denkmal setzen ließ — und nach wenigen Schritten durch eine hübsche Lindenallee sind wir in den Arbeits- und Versendungslokalitäten angelangt. Ein Treiben und Tosen empfängt uns hier; sauber gekleidete Mädchen und Männer finden wir in vollster Tätigkeit. Flaschen werden mittels Spülmaschinen auf das sorgfältigste gereinigt und gewaschen, Kork fortiiert und maschinell mit dem Korkbrand versehen.

Die gereinigten Flaschen werden in kleinen





WASSERHEILANSTALT

Wagen auf dem die ganzen Räume durchziehenden Schienengeleise zur Drahtseilbahn behufs Hinaufbeförderung zur Quelle geschoben, herabgeförderte gefüllte Flaschen übernommen, auf ihre Reinheit geprüft und in die Lagerräume zur Verkapselung und Etikettierung gebracht. Für den überseeischen Export bestimmte Flaschen werden durch eine interessante amerikanische Maschine mit Draht überflochten, um das Heraustreiben der Korke zu verhindern. In den Verladehallen erwarten Arbeitergruppen schon die für den Export fertigen Flaschen,

um selbe in bereitstehende Eisenbahnwaggons oder in Kisten sorgfältigst zu verpacken; kurz, alles ist so systematisch geregelt, die Flaschen gehen von Hand zu Hand, bis sie dann das Dampfroß hinausbefördert in die weite Welt.

Wir gelangen nun auf unserem Rundgange zu der mit allen modernen Kurbehelfen ausgestatteten Wasserheilanstalt, einem hübschen Gebäude im Schweizerstil und von Parkanlagen umgeben. Unweit davon befindet sich der Inhalations-Pavillon, dicht am Walde, wo der einige Kilometer lange,



AM EGER-UFER



fichtenumschlossene, sogenannte Zählweg seinen Anfang nimmt. Für die Verpflegung der Kurgäste sind zwei sehr gute Restaurationen vorhanden, während für Unterhaltung und Zerstreuung durch ein Lesekabinett, Konzerte, Theatervorstellungen, Regelpbahn, Spielplätze, Rahnfahrten, Fischerei usw. gesorgt ist. Die ins Tal herabschauende, im romanischen Stil



St. Annenkapelle.

erbaute, schmucke St. Annenkapelle ist eine hochherzige Stiftung der Frau Gräfin Anna Kostig-Rhienek und dient während der Kurzeit (1. Mai bis 30. September) dem täglichen Gottesdienste.

Für heute schließen wir unseren Rundgang durch Gießhübl, mit dem Eindrucke, einen der schönsten und angenehmsten unter den böhmischen Badeorten kennen gelernt zu haben; und mit dem Vorsatze, bald wiederzukehren, nehmen wir heute Abschied von diesem so schönen Fleckchen Erde, den Segenswunsch eines Verehrers von Gießhübl Sauerbrunn (aus dem Jahre 1851) auf den Lippen:

Wo, du heilige Flut des Wassers, dein Walten sich kundgibt,  
 Ob als einsamer Born oder als rauschender Bach,  
 Da gefellig erblühet das Leben im Grüne der Pflanzen,  
 Blüht in den Häuserreih'n, die sich erheben um dich!  
 Sei gesegnet hier, granitenem Schoße entspringend,  
 Labe gebend und Heil jedem, der müde dir naht.

Hans Simsdorf.



Einfahrtstor.



## Das Muttergottesbild im Walde.

Eine Geschichte von der böhmischen Grenze.

Von Hugo Rösch.

### 1. Fortsetzung.

Es gibt Menschen, bei denen die Liebe eine Entwicklungsstufe ist wie jede andere. Sie werden geboren, nehmen zu und wachsen, werden großjährig und heiratslustig, und dann ist auch die Liebe da — eine Stufe, die man betritt, nachdem man schon lang vorher nach ihr emporgeschaut hat, als nach etwas Selbstverständlichem, Naturgemäßem. Andere hingegen führen ein Traumleben, in dem ihnen der verborgen schlummernde Funke nie zum Bewußtsein kommt; sie wandeln dahin im unsichern Zwielflicht des Alltäglichen, ihrer selbst unbewußt, freudlos, leidlos. Da, mit einemmale, tut sich ein unermessliches, blendendes Lichtmeer vor ihnen auf, das sie entzückt und erschüttert, das sie gewaltsam in ein unbekanntes Zauberreich reißt — sie schlagen die Hände vor die Augen und lassen zusammenschauernd über sich ergehen all' die Wonnen und wollüstigen Schrecken, die Seligkeit und all' das bittere Erdenleid der Liebe. . . .

Der Zigeunerfried saß vor seinem Meiler und betrachtete nachdenklich das Spiel der blauen Rauchwölkchen, welche aus den Zuglöchern desselben hervorquollen. Wenn sie sich so ringelten und kräuselten, bevor sie über den grünen Baumwipfeln zerfloßen, bildeten sie allerhand seltsame Figuren, und dann schienen sie dem Träumenden die Gestalt des jungen Mädchens anzunehmen, dem er bei seiner Ankunft drüben am Waldrande begegnet war. — Eine geraume Zeit war schon seit jenem Tage verfloßen. Der Köhler, bei dem er um Arbeit angefragt, hatte ihn gern angenommen, da sein Knecht ihm vor einigen Tagen aufgesagt hatte. Und in demselben Walde, fast auf derselben Stelle, wo er einst aufgehört, hatte er zu arbeiten wieder angefangen. Wie anders aber war es jetzt gegen damals! Wenn er früher vor seinem Meiler saß, hatte er ungehindert seinen Gedanken nachgehungen, hatte still vor sich hinbrütend tausend Fragen aufgeworfen, auf die er keine Antwort fand, oder über Zweifel und Widersprüche gegrübelt zwischen jener Welt, die er sich in seinem Innern aufgebaut hatte,

und der wirklichen, bestehenden. Wie oft hatte er dabei das Abendläuten drüben im Dorfe überhört, und erst die bleichen Mondstrahlen, welche neugierig durch die düstern Waldeschatten sich hindurchstahlen, hatten den Träumer geweckt.

Wie war das anders geworden! Eine Ewigkeit lang schien ihm jetzt der Tag; wie Jahre flossen ihm die Stunden dahin, bis das Abendglöckchen im Dorfe mit seiner klagenden Stimme den Feierabend verkündete und die Waldgänger nach Hause rief. Das war dann die Zeit, wo die Steigerfränzl an seinem Meiler vorüberschritt und ihm schüchtern, doch wie einem alten Bekannten, ihren leisen Gruß bot. Anfangs hatte er sich damit begnügt, später aber war ein Plauderstündchen daraus geworden, das von beiden Seiten mit Pünktlichkeit eingehalten wurde. Und wenn dann ihr Abschiedsgruß verklungen, ihre schlanke Gestalt im Waldesgrün verschwunden war, dann träumte Frieder noch stundenlang von seinem jungen Glück und seinem alten Weh zu den bleichen Sternen hinauf. Einem Kinde gleich, das glänzenden Auges in die neue, unermesslich weite, geheimnisvolle Welt hineinschaut, so blickte auch er erwartungsvoll in den Zaubergarten der keuschesten Liebe, der sich ihm aufgetan hatte. Eine einzige Stunde hatte sein Tag, eine einzige Raft der Flug seiner Gedanken: die Zeit, wo drüben vom Holzschlage der Gesang der Beerenbaumler erklang und seine Augen zwischen den braunen Stämmen hindurch das bunte Gewand jenes Mädchens schimmern sahen. Dann beobachtete er mit gespannter Aufmerksamkeit jede ihrer unbewußt zierlichen Bewegungen, dann konnte er geduldig harren, bis sie vorüberkam und er in ihren großen glänzenden Kinderaugen die Antwort auf so manche Frage lesen konnte, die er früher vergeblich gestellt.

Auch heute stand er wieder erwartungsvoll auf seinem Posten und blickte den Waldweg entlang. Alle anderen waren schon heimgezogen, nur sie zögerte, wie immer, bis zuletzt. War es, um ungestört mit ihm plaudern zu können? Er hatte



sich eben diese Frage vorgelegt, als er von ferne Fränzel kommen sah, aber nicht allein, sondern in Begleitung eines Mannes, der die grüne Uniform der Zollbeamten trug. Derselbe schien eifrig mit ihr zu sprechen, und einmal glaubte Frieder das Mädchen laut und spöttisch auflachen zu hören. Schließlich blieb der Grenzfänger stehen und versuchte seinen Arm um Fränzel zu legen, sie aber machte eine abwehrende Bewegung und entfernte sich eilig aus seiner Nähe, während jener ihr noch eine Weile nachschaute, bevor er im Dickicht verschwand.

Frieder hatte die kleine Szene mit angesehen. Das Blut rann ihm dabei wie Feuer durch die Adern, und ein Gefühl der Eifersucht bemächtigte sich seiner.

„Heut' muß was los sein an der Grenz!“ rief Fränzel, als sie herankam. „Das ist scho' der dritt', der mir heut' begegnet ist.“

„Ich wollt', der Teuf'l macht' sie selber konterband auf ihrer Menschenjagd!“ entgegnete Frieder ingrimmig und blickte Fränzel fast feindlich an.

„Lieber Gott!“ sprach das Mädchen verwundert. „Was haben s' denn Dir getan, daß D' so gottlos reden kannst?“

„Was s' mir getan hab'n?“ antwortete Frieder und sein heißes, leidenschaftliches Naturell brach durch. „Alles und gar nix! Ich wollt', der Teuf'l holt' sie alle mit'nander, die Grünen! — Hast wohl aan Schatz bei dr Grenz', weil D' gar so mitleidig bist? He?“

Die Steigerfränzel erriet den Grund seines Unmutes. Sie schaute mit einem eigentümlichen Blicke zu ihm auf, darauf sprach sie gelassen: „Geh! Das war der neu' Grenzfänger — der lauft jeder Schürz' nach.“

„So?“ entgegnete Frieder bitter. „Da wär ich mir nu freilich z' gut, als daß ich mich aa derzu bergäb'!“

Sie antwortete nicht und warf dann plötzlich mit hastiger Bewegung einen Strauß Waldblumen, den sie in der Hand trug, in den Meiler.

„Die arm' Blümle könne nix derfür, daß D' net die aanzig' bist“, fuhr Frieder spöttisch fort und schaute den Blumen nach, die er für ein Geschenk seines vermeintlichen Nebenbuhlers hielt.

„Ob der ein' oder mehr hat — was der macht, kümmert mich ka Fünkel, und — —“

„Und was ich denk' erst recht net — meinst D'?“

Sie erwiderte nichts, sondern blickte gekränkt

zu Boden. Sie hatte die Blumen für Frieder gepflückt gehabt und hatte seiner dabei gedacht; sie sollten für ihn das erste schüchterne Liebeszeichen sein.

„Das sagst Du — net ich!“ entgegnete sie vorwurfsvoll.

„Na, ich will Dir doch bloß auf d' Sprüing' helfe,“ sprach Frieder, sich immer mehr in Born redend und mit der ganzen Ungerechtigkeit eines Eifersüchtigen. „Was ihr Mäd' seid, ihr sagt so etwas net und halt't 's lieber gleich mit der Tat wie mit der Red'. Freilich — recht hast D': Was kümmerts mich? Was geht mich Dei' Sach' an?“

Bei diesen Worten stieß er den Schürbaum in den Meiler, daß die hellen Funken emporstoben, und arbeitete sich in solchen Eifer hinein, daß er es gar nicht bemerkte, wie die Steigerfränzel leisen Schrittes und mit gesenktem Köpchen ihres Weges ging. Sie verschwand eben hinter einer Biegung des Waldweges, als er sich umkehrte und, seine Heftigkeit bereuend, das Gespräch wieder aufnehmen wollte.

Erst jetzt überlegte sich der Frieder, wie hart und ungerecht er gegen die Fränzel gewesen war, und er hätte es gern wieder gutgemacht, wenn es für heute nicht zu spät gewesen wäre. Noch hatte er kein Recht, sie die Seine zu nennen, und zudem: wer konnte es ihr verwehren, wenn sie einen andern ihm vorzog — ihm, dem Zigeunerfried, der von allen gehaßt, von den meisten verachtet wurde. „Ja, verachtet!“ rang es sich aus seiner Brust, und er ballte die Fäuste. Und wieder fiel ihm der graue Sträflingskittel ein, den er getragen, die erniedrigende Arbeit auf der Straße. Er dachte von neuem daran, wie einst der hochmütige Erbrichter an ihm, als er vor dem Steinhaufen kniete, vorbeifuhr und finster das Gesicht abwandte — er hatte sich seines Ortskinds geschämt.

„Du bist ihrer nicht wert!“ klagte er sich an und versank in schmerzliches Brüten. — —

Die Dämmerung war schon längst hereingebrochen, und die Nacht begann über die Berge zu schreiten. Aus den Tälern stieg feuchter Nebel empor und hüllte den Wald in sein weißes Schlafgewand. Droben auf den Wipfeln der Bäume flöteten die Gippen ihr Abendlied. Als die ersten bleichen Sterne am Himmel funkelten, war Frieder noch immer nicht fertig mit Sinnen und Träumen. Er hätte vielleicht noch lang so geseffen, aber er wurde plötzlich aufgeschreckt. Drüben auf dem Berge



war ein Schuß gefallen. Stimmen schlugen an sein Ohr, gedämpft von der Ferne und dem dichten Wald, und eilige Zurufe ließen sich vernehmen. Frieder horchte gespannt in die dunkle Nacht hinaus.

„Hab'n s' wieder eins drschossen! Arme Kreatur!“ murmelte er mitleidig und dachte an die schlanken Rehe, die frühmorgens jeden Tag an seinem Meiler vorüberwechselten.

Dann fuhr er zusammen und spähte aufmerksam hinüber nach dem Jungholz. Zweige wurden dort gestreift, und dürre Äste knickten. Eine dunkle Gestalt huschte auf ihn zu.

„Fried,“ erklang es flehentlich, „hilf mir! Die Grünen sind hinter mir . . . ich hab' ein' Streifschuß im Arm . . . ich kaa net mehr . . .“

Es war der Steffenezzer. Er sank erschöpft auf einen Holzstoß nieder, und das Blut rann ihm über die grüne Zoppe. Wie schon so oft auf seinen nächtlichen Streifzügen, mochte er auch heute wieder mit knapper Mühe der Grenzwahe entronnen sein, und es galt jetzt, ihn vor seinen Verfolgern zu verbergen. Frieder überhaute sofort die Gefahr und besann sich nicht lange.

„Leg Dich nieder“, sprach er hastig. „Da — neben dem Holzstoß! Und leg Dei' Kapp auf's G'sicht, daß Dich d' Äst net krage!“

Der Flüchtling erriet, was Frieder beabsichtigte, und tat, was er verlangte. Frieder aber häufte geräuschlos Reisig und dünne Äste auf dem am Boden liegenden, darüber legte er Knüppel und Scheite. Nachdem der Pascher vollständig bedeckt und unter einem ziemlichen Haufen Holz geborgen war, setzte sich der Frieder darauf, brannte seine Pfeife an und fing gemächlich an zu rauchen. Als er von ferne Schritte hörte, begann er ein Liedchen zu pfeifen und sich vernehmlich zu machen. Seine List hatte Erfolg. Ein Mann kam eilig durch die Tannen gelaufen und schritt auf den Meiler zu.

„Heda!“ rief er Frieder zu, „ist nicht vorhin Einer hier vorbeigerannt?“

„Könn't's net sag'n,“ sprach Frieder kaltblütig. „Wer söllt denn in der Nacht dahier was z' suchen hab'n?“

„Stellt Euch net so der Quer!“ entgegnete der Grenzüäger. „Ihr müßt's doch gemerkt haben. Alleweil' ist uns Einer durchgebrannt. Ihr müßt doch den Schuß gehört haben!“

„Ach so!“ meinte Frieder erstaunt. „So war die G'schicht! Ich denk' immer, der Förster ist

auf'm Anstand und das is a Hirsch, der da drunten durchbricht —“

„Wo drunten?“

„Unten bei der Föhrenbach — ich hab's ganz deutlich g'hört!“ — —

„Aha — da hinaus!“ lautete die Antwort.

„Na wart', dich kriegen wir! Schön Dank!“

In diesem Augenblick trat der Mond hinter den Wolken hervor und ließ das Gesicht des Redenden erkennen, bevor er weiterschritt.

Frieder unterdrückte mit Mühe einen Aufschrei und umklammerte krampfhaft seinen Schürbaum. „Du bist's!“ knirschte er zwischen den Zähnen und schaute dem Abgehenden nach, dem sich in einiger Entfernung zwei Kameraden zugesellten. „Du bist's!“

Er hatte in dem Grenzüäger seinen Todfeind erkannt, den ehemaligen Unteroffizier seines Regiments, der ihn zum Sträfling gemacht hatte. Er hatte das Gesicht nicht vergessen, obgleich es ihm seit Jahr und Tag aus den Augen gekommen war. Und eine innere Stimme flüsterte ihm zu, daß nunmehr die Stunde der Vergeltung nahe sei.

„Du bist's!“ wiederholte er mechanisch von neuem und ballte die Faust. Die Rachegeister in seiner Brust wurden wieder lebendig, und finstre Gedanken zogen durch sein Herz. Lange saß er so und hatte alles andere vergessen, bis ihn endlich die Stimme des Paschers aus seinem Brüten weckte.

„Vergelt' Dir's Gott, Frieder!“ klang es unter dem Dausen hervor. „Ich werd' Dir's gedenk'n, was d' heut' an mir getan hast!“

Frieder sprang auf und schaute prüfenden Blickes um sich. Die Gefahr war verschwunden, denn die Grenzwahe plackte sich drunten an der Föhrenbach in Sumpf und Gestrüpp, besand sich vielleicht schon nach erfolgloser Suche auf dem Heimweg. Er lauschte noch eine Weile, dann begann er den Flüchtling von seiner harten Schutzdecke zu befreien, und in wenigen Sekunden stand derselbe hoch aufatmend vor ihm.

Der Steffenezzer war ein berühmter Pascher und Wilddieb, eine geheimnisvolle Persönlichkeit, die einst plötzlich zum Ärger des ganzen Zollpersonals hier an der Grenze aufgetaucht war und noch einen der wenigen Pascher von Beruf repräsentierte. Seinem Dialekte nach stammte der Mann aus Böhmen, aber woher er so plötzlich gekommen und wer er war, wußte eigentlich niemand zu sagen. Er hatte sich von jeher zu Frieder gehalten und



stand ihm wie ein älterer Bruder zu Seite, was ja erklärlich war, da er ihn und dessen sterbende Mutter einst im Walde aufgefunden hatte. Frieder war kaum einen Tag heimgekehrt gewesen, als der Nezer ihm auch schon einen nächtlichen Besuch abgestattet und ihn in der Heimat willkommen geheißen hatte.

„Vergelt' Dir's Gott, Frieder!“ sprach der Pascher noch einmal und reichte jenem die Hand. „Heut' ging's hart her. Der neu' Grenzjager is der raan' Teuf'l, wenn der aan' auf'm Korn hat. Schau her, wie i' mich zug'richt hab'n.“ —

Er zog unter leisem Stöhnen den Rock aus und zeigte eine Schrammwunde, die zwar ungefährlich war, aber stark blutete und schmerzte.

„Red' net!“ sagte Frieder besorgt. „Jetzt heißt's machen, daß d' über d' Grenz' kommst.“ Er nahm sein Halstuch ab und wand es ihm um den Arm, so daß es einen notdürftigen Verband bildete.

„So! Jetzt fort!“ rief Frieder, als er fertig war, und schlug ihn auf die Schulter. „Biel Glück unterwegs!“

Der Pascher drückte ihm noch einmal die Hand und wandte sich zum Gehen. „Denk an den Nezer, wenn d' amal aan guten Freund brauchst!“ sprach er noch, dann war er im Dickicht verschwunden. —

Frieder hatte sich in seiner Mooshütte auf die Streu geworfen, um zu schlafen, jedoch vergeblich. Wirre, wilde Gedanken quälten sein Hirn und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Endlich sprang er auf, um draußen im Walde mit sich zu Räte zu gehen. Es war eine milde, warme Sommernacht. Der Mond war aufgegangen und sandte seine silbernen Lichtwellen in den dunklen Wald hinein und hinüber auf die stummen, nebelgrauen Berge. Die Fledermäuse hujchten unhörbaren Fluges um die Baumwipfel; an den Grashalmen, an den Zweigen der Bäume funkelten klare Taupropfen, und von den stillen Waldblumen im Moose stieg ein feiner Wohlgeruch empor. Frieder irrte planlos in dem schweigenden Walde umher. Ein wilder Rachedurst tobte in seiner Brust, dessen er vergeblich Herr zu werden trachtete; zu Zeiten tauchte das unschuldige Kinder Gesicht Fränzels vor ihm auf, und ihre großen Augen schienen ihn mahnend und flehend zugleich anzublicken; dann aber sah er wieder seinen Todfeind vor sich, dem er Rache geschworen, und sein Herz lechzte nach Vergeltung. Drüben im Dorfe schlug

es Mitternacht. Zaghaft und klagend klang die Stimme des Glöckchens an Frieders Ohr, und mechanisch, ohne zu wissen, was er tat, schlug er den Weg nach dem Dorfe ein. Er hatte schon die ersten Höfe erreicht, als er sich dessen erst bewußt wurde. Zuerst wollte er umkehren, dann aber kam ihm die sonderbare Lust an, einen nächtlichen Spaziergang durch die einsamen, schweigenden Gassen zu unternehmen. Wie in tiefem Traum befangen, standen die niedrigen Hütten und Gehöfte, von dunklen Bäumen beschattet und von Gärten und Mauern umgeben. Das Mondlicht flutete darüber hin und glitzerte in den kleinen, blinden Fensterchen. Frieder wanderte langsam an den Häusern vorüber und gedachte der Darinwohnenden. Sie schliefen alle den Schlaf des Gerechten, und keinen hatte es je bedrückt, daß auch er einen Teil Schuld mit trug an der Achtung jenes Unglücklichen, der mit gram-erfülltem Herzen hier durch die stille Nacht schritt. Zu Zeiten ließ sich das Weinen eines Kindes vernehmen, das, aus bösem Traum erwacht, nach Vater oder Mutter rief und dann beruhigt wieder einschlummerte. Aus einigen Häusern stahl sich Lichtschein und verkündete, daß dort noch ein Glied der Familie wachte, um zu arbeiten, oder einen Heimkehrenden zu erwarten. Und bei jedem Fenster stand Frieder still und schaute hinaus. Heimweh zog in sein Herz hinein, und ein bitteres Gefühl der Sehnsucht, der Verlassenheit überkam ihn: Alle hatten eine Heimat, eine feste Stätte, hatten Weib und Kind, die mit Sorge und Liebe an dem Schicksale des Mannes hingen — nur er wanderte unstät und heimatlos auf Erden.

Plötzlich stockte sein Schritt. Aus einem niedrigen Hause, das von einem Gärtchen umfriedigt war, erklang der leise Gesang einer Mädchenstimme, und heller Lichtschein brach aus dem kleinen Fenster, dessen Läden nicht geschlossen waren. Es war das Schulhaus des Dorfes. Frieder zögerte einen Augenblick, dann aber trat er näher und lehnte sich an das Stacket des Gärtchens, um ungehört zu lauschen. Drinnen in der niedrigen Stube saß der alte Kantor im Lehnstuhle und hatte die Hände gefaltet. Fränzel kniete vor ihm und umschlang ihn mit ihren Armen. Der Gesangbuchvers, den sie gesungen, war zu Ende; der Alte sprach das Abendgebet.

Wie ein Träumender betrachtete Frieder das liebliche Bild. Der Alte, den er als Knabe wegen



seiner Härte gehaft hatte, war ihm jetzt ein heiliger, ehrwürdiger Priester, das junge Mädchen aber erschien seinem Auge verklärt und voll himmlischer Hoheit. Unwillkürlich falteten sich seine Hände, als die welken Lippen des Kranken das Nachtgebet sprachen. — —

„Und vergib uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben — und führe uns nicht in Versuchung —“

Frieder war niedergefunken und preßte schluchzend seine Stirn an die kalten Mauersteine. Die Eisrinde schmolz von seinem Herzen, und in heißen Tränen löste sich sein Schmerz. „Ja, ich will ihm vergeben!“ stöhnten seine bebenden Lippen. „Laß aber auch in mein Herz endlich Frieden kommen, o Gott, ich bin nicht schlechter wie die andern, die so zu dir beten —“

(Fortsetzung folgt.)

## Sachsen im Volksmunde.\*)

Von Dr. G. Schlauch-Dohna.

### II. Teil: Ortschaften.

(6. Fortsetzung.)

#### Dresden-Neustadt.

82. Die Neustädter haben ihre Türme auf dem Leihhause stehen.

(Wander III, 1014 [irrtümlich: Türen.] )

Seit 1767 befand sich das Leihhaus im Rathause der Neustadt, dem einzigen Gebäude mit einem Turme.

#### Elsterberg.

83a. Neschke, Nyle, Elsterberg,  
Dös senn drei klane Nester,  
Nyle is de Residenz,  
und Neschke ihre Schwester.

(Dunger S. 233, Nr. 1256.)

83b. Neschke, Nyle, Elsterberg,  
san drei arme Nester,  
Pauze is de Residenz,  
Mühdorf (= Mühltroff) is de Schwester.

(Dunger S. 233, Nr. 1257. — Hochdeutsch bei Freytag S. 87.)

83c. Nyle, Neschke, Elsterberg  
sei drei klane Nester,  
Graz dös is de Residenz,  
und Liebe is de Schwester.

(Dunger S. 234, Nr. 1258. Siehe auch Sachsens Kirchengalerie, I. Aufl., Bd. XI, 15.)

Während ich von den sog. Spottversen bei Dunger nur die Nr. 1 und sonst nur diejenigen berücksichtigt habe, die teils durch ihr Alter sich vor den übrigen auszeichnen, teils in anderen Sammlungen schon als sprichwörtliche Strophen aufge-

führt sind, glaubte ich obige drei Variationen ihrer weiten Verbreitung halber aufnehmen zu müssen.

(Siehe auch Nr. 1.)

**Grubach.** (Siehe Nr. 2.)

**Giesfeld.** (Siehe Nr. 24.)

#### Freiberg.

84. Die Getreue.

Seit der bekannten Episode zwischen Friedrich dem Sanftmütigen und Nikolaus Weller von Molsdorf.

85a. Wäre Leipzig mein, so wollt' ichs in Freiberg verzeren.

(Agricola [s. Latendorf S. 95] 345. — Franck, S. 121, Nr. 368. — Henisch S. 179, 39 und S. 1191, 54. — Eiselein 420. — Simrock 6337. — Körte 4738. — Sailer I, S. 136. — Knauth S. 172, 2—4. — Reinsberg S. 90. — [Agricola und mit ihm Franck haben infolge eines Druckfehlers Freiburg.] )

Soll von Johann Georg II. herrühren.

85b. Wenn Leipzig mein wär', so wolt' ich's in Freyberg verzeren.

(Cur. Ant. 649, 2 und 1 v. u. — Wander III, 30, Nr. 8. — Hesekiel 21, 4 und 5. — Freytag 63.)

Ähnliche Sprichwörter setzen für Leipzig und Freiberg: Nürnberg — Bamberg, Frankfurt — Mainz (Hesekiel S. 15, 20 hat Mey), Raumburg — Jena, Hamburg — Paris, Amsterdam — Utrecht.

86. Es kuzelt einem in der Nasen / wie das Freyberger Bier.

Cur. Ant. S. 651, 3—5. — Knauth S. 126, 3. 4



und 3 v. u. — Gräfe 289. — Wander II 1359, Nr. 12. Hefefiel 21, 6. — Freytag S. 64.

Es ist das ein Lob, denn als 1520 der Chemnitzer Abt sich eine Pension auswirkte, war darin auch Freiburger Bier für die Tafel, für die Diener nur Klosterbier gefordert.

87. Das ist eine schöne Maria von Freiberg. (Wander III 461, Nr. 56.)

Zur Bezeichnung eines schönen Mädchens.

88. Brieg, Freiberg und Brunn.

Machen die Schweden dünn.

(Wander I, 465 und V, 1274. — Freytag S. 66.)

Vielleicht seit der erfolglosen Belagerung durch Torstenson 1643.

89. Freiburger.

Nach Kofes (S. 79) soviel wie Nassauer.

90. Freybergische Gallert, Feuer und Stro  
brent liechterloh.

(Wander I, 1322.)

Bezieht sich dies Sprichwort auf Freiberg in Sachsen? (Siehe auch Nr. 6a—d, 31, 67.)

**Geising.** (S. Nr. 3.)

**Geithain.**

91. Geithen

Hat zwei lange Seiten,

In der Mitte einen großen Plan,

's ist aber hinten und vorne nichts daran.

(Lubojakly S. 233. — Gräfe 382. — Sargonia IV Heft 17, S. 81. — Wander I, 1453. — Freytag S. 66.)

**Glauchau.**

92. Es ist eine von den sieben Jungfrauen auf der großen Wiese bei Glauchau, welche die Frösche über den Graben heben.

(Wander V, 1475, Nr. 136.)

In Glauchau und Umgegend sprichwörtlich von einer alten Jungfer. Es geht die Sage, daß auf der großen Wiese in der Niederung an der Mulde zwischen Glauchau und Nieder-Schindmaas vor Zeiten ein Schloß gestanden haben soll, dessen Besitzer eine Anzahl unvermählter Töchter hatte.

**Gohlis.**

93. Wem's zu wohl is,

Der geht nach Gohlis.

Leipziger, dem Reime zu Liebe entstandene Redensart ohne lokale Nebenbedeutung.

**Grimma.**

94a. Hayn vnd Grimma / die Eltesten beyde Städte im Osterland / allerdinge vor Christi geburt beandt. (Peccenstein III, S. 72. — Knauth S. 193, 1—4.)

94b. Hayn und Grimm (die ältesten beiden

Städte) im Osterland, lange vor Christi Geburt bekannt. (Freytag S. 67. — Mit den eingeklammerten Worten: Lubojakly.)

Peccenstein sagt, es hätten in einem alten Manuskripte des Klosters Altenzelle „diese Worte expresse verzeichnet gestanden.“ Grimma wird aber zuerst 1065 in Urkunden erwähnt.

95. Das Leipzig des Mittelalters.

(Engelhardt VII, 231.)

Valencia heißt wegen seines bedeutenden Buchhandels heute noch das „spanische Leipzig.“ (Wander S. 68, 13 v. u.)

**Groitzsch.**

96. Pantoffelgroitzsch. (Freytag S. 67.)

**Großenhain.** (Siehe Nr. 94a, 94b.)

**Herrnhut.**

97. Herrnhutter Hundsvutter. (Wander I, 595.)

Das Sprichwort soll dadurch entstanden sein, daß ein Görlitzer Zolleinnehmer einen das fromme Gepräge der Herrnhuter in Haltung und Sprache tragenden Boten aus Nieskey beim Schmuggeln ertappt und daraufhin die Worte gebraucht habe, die von den Umstehenden aufgegriffen und rasch verbreitet wurden.

98. Es ist ein Herrnhuter. (Wander V, 1433.)

In Böhmen gebräuchlich, um zu sagen: ein starrsinniger Mensch.

**Hohnstein.**

99. Wer da kommt nach dem Hohnstein,  
Der kommt selten wieder heim.

(Schumann IV, S. 187. — Reinsberg II, S. 126 — [nach Hohnstein] Wander II, 738 und Freytag S. 67. — [auf den Hohnstein] — Vaterland der Sachsen 1838, S. 106.)

Das in der sächsischen Schweiz gelegene Schloß des Städtchens gleichen Namens war früher ein gefürchtetes Staatsgefängnis, in dem z. B. Johann Major, Dr. Craz, die Alchimisten Wolf von Werbitz und Baron von Klettenbach, zwei Grafen von Stolberg, Joachim von Carlowitz, der Oberkammerherr von Trübschler u. a. gefangen saßen.

Ebenso: Wer kommt nach Siebichenstein, kommt selten wieder heim. (Körte 2663. — Wander I, 1686.)

100. Wer von Hohnstein kommt ungeschissen,  
Und von Neustadt sattgeessen,  
Und von Sebnitz ungeschlagen,  
Der kann von großem Glücke sagen.

(Meiche S. 103. — Über Berg und Tal 1879, 5. S. 116.)

101. Wer sich will zu Hohnstein nähren,  
Der muß essen Pilze, Schwämme und  
Heidelbeeren.



(Meiße S. 104 [nach Weiße, Histor. Beschreibung von Hohnstein 1729, S. 46.]

Ebenso: Wer sich will zu Klobbach nähren, muß essen Pilz' und Heidelbeeren. (Wander II, 1397.) In einem Artikel über die Besenbinder (Gartenlaube 1873, Nr. 12) finden wir einen ähnlichen Vers: Wer sich will in Birkenhausen nähren, der muß gehn nach Schwamm und Heidelbeeren. Wenn er die nicht mehr kann finden, muß er lernen Besen binden; und wenn er diese auch verdirbt, muß er betteln gehen bis er stirbt. (Wander V, 998.) Die Zeilen sind der Schluß der Ordnung der Besenbinderzunft des Dörfchens Schwarzburg (im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt), in der das Dörfchen als Stadt Birkenhausen bezeichnet und in 21 Artikeln bestimmt wird, daß ein Besenbinder 7 Jahre zu lernen, als Geselle 7 Jahre zu wandern, und wie er sich zu betragen habe.

#### Hundshübel.

102. Ja, daß dich der Bär lorge!

(Gräße 494 [nach Cur. Sax. 1731, S. 47 ff.] — Wander V 899, Nr. 137.)

Das zum Zeichen der Verwunderung gebrauchte Wort geht darauf zurück, daß im Jahre 1631 bei Hundshübel im Erzgebirge eine Jungfer beim Viehhüten von einem Bären getroffen wird, der ihr zwar nichts tut, sie aber „herzen“ will. Darauf läuft sie unter das Vieh und schreit, und das Vieh drängt den Bären so lange zurück, bis Hilfe kommt.

#### Ramenz.

103. Du hast eine Ramenzer Nase.

(Schumann XVII, S. 185. — Wander III 957, Nr. 249 [er hat]. — Freytag S. 87 [der hat].)

Im dreißigjährigen Krieg hielt Ramenz erst zu Friedrich V. von der Pfalz, 1621 aber von Kurfürst Johann Georg bedroht, schickte es Gesandte mit einem Gnadengesuch nach Stolpen an letzteren. Der Kurfürst gewährte auch Gnade und sagte lachend zu seinem Gefolge: Die haben's gerochen. Seitdem hießen die Ramenzer: Die Nieher.

Ähnliche Spitznamen waren für Baugner: Träbersäcke, wegen ihres berühmten Bieres Klobmilch, oder Luchsstecher, weil sie 1621 einen Luchs gefangen hatten; für Görlitzer: Wendehüte, ihrer politischen Achselträgererei halber; für Bittauer: Kuchtreiber; für Laubaner: Zwiebelfresser; und für Löbauer: Krautmaler. Letztere konnten nämlich den Kaiserlichen nicht einmal Kraut vorsezen und lehnten die Forderung ab mit den Worten: Wir können euch kein Kraut malen. (Gräße 871 u. Anm.)

Nach Wurzbach I ist die Erklärung eine andere: Die Ramenzer hätten sich den anderen Städten, die Gesandte nach Prag schickten, einmal nicht angegeschlossen und mit Recht, denn die Gesandten wurden sehr schlecht empfangen und kehrten ohne Erfolg heim. (Siehe auch 19a, 19b.)

#### Kirchberg.

104. Es reißt (geht ein) wie Kirchberger Tuch. (Freytag S. 68.)

105. Bischofpauer Strümpf' und Kirchberger Tuch,  
Wenn man's heem bringt, so hat's ä Tuch.  
(Freytag, S. 68.)

Klingenthal. (Siehe Nr. 2.)

Klosterbuch. (Siehe Nr. 5.)

#### Kloßsche.

106. In Kloßsche mengen sie gar nicht und kriegen auch Trümpfe (da nehmen sie die Karte gleich vom Simse runter). (Mündlich.)

Redensart beim Kartenspiel, teils als Aufforderung nicht so lange zu mischen, teils als Entgegnung auf den Vorwurf, es sei nicht genügend gemischt worden.

107. Grob wie ein Kloßscher.

Schumann (IV, S. 727) sagt: „Warum man sprichwörtlich den hiesigen Ort der Grobheit mehr als andere Dörfer beschuldigt, ist unbekannt.“

#### Königstein.

108. Quirlequitsch.

Soll durch die bekannte Satire Rabeners entstanden sein. Freytag (S. 19) Querlequitsch.

109. Nehmen sie mir auch das ganze Land — lassen sie mir nur Königstein und Tharand.

(Schumann XI, 581. — Engelhardt II, 103 [sie auch mein —]. — Freytag S. 68 [sie mir mein — bleibt mir.]

Freytag führt es als Wort Friedrichs des Sanftmütigen an, Schumann dagegen Herzog Albrechts, des Gemahls der Sidonie von Böhmen (1500—1520), deren Witwensitz Tharand war. Nach Engelhardt zeugt das Wort für die Wichtigkeit der Festung. (Siehe auch Nr. 218.)

110. Der Königstein ist unüberwindlich.

(Wander II, 1492. — Freytag S. 68, nach Meyers Universum 37, 89.)

#### Kollmberg bei Dschag.

111. Der Kollm raucht Tabak.

Die Spitze des Kollmberges ist oft bei sonst heiterem Himmel in Nebel gehüllt. Dann gebraucht der Landmann obigen Ausdruck und rechnet nicht auf beständig gutes Wetter. (Schumann V, S. 70. — Engelhardt VI, S. 130.) In der Kirchengalerie (III. Bd.



4. Abt., S. 2.) wird das Tabakrauchen dagegen als Zeichen anhaltend guter Witterung aufgefaßt. Das Sprichwort ist also unzuverlässig wie jede Wetterprophezeiung.

#### Kotitz.

Sie kommen wie in Kotitz aus der Kirche.  
(Wander II, 1475, Nr. 356. — Freitag S. 61.)

Die armen Kotitzer mußten auch Sonntags arbeiten und kamen so wenig in die Kirche. Deshalb entstand obiges Sprichwort, wenn zu einem Feste wenig Gäste erschienen.

**Landwüst.** (Siehe Nr. 2.)

**Lauenstein.** (Siehe Nr. 3.)

(Fortsetzung folgt.)



## Net derhämm.

Von Emil Müller.

Der Blechschmiedlob hatt drinne in Staadtel wos ze besorg. Wie er ober an dos Haus nahkimm, wu er nei wullt, war de Tür zugeschlossen. Do krabscht er nooch ne Klingelzug und zerrt e paar mol do dröh. Ober auf machet niemand. Nu raffelt er noch emol in de Klingel nei — es rüppelet sich ober wieder nischt.

„Es macht wuhl niemand auf?“ kimmt eens derzu. . . . „Hoom Se dä aah schu orndlich gezuung? — Ginne Se mol wag!“ Und nu firtschelt daar an dan Klingelzug ball e dußendmol auf und nieder.

„Die müssen gar nischt härn,“ spricht er, wie's meißelstille drinne blieb, und nu raffaunt er noch emol in de Klingel nei.

Wenn wu wos lus is, do sei aah ball net bluß zwee — nää, geleih acht und zaah annere drümrüm. Bun dan versuchet's nu aah e jeder emol und se ruppfen in de Klingel nei, ener better wie der annere, doß se se ball waggerissen hoom, der Kallich flog schu so.

Do werd's dan drinne doch zu arg, und uhm über der Haustür zu dan Fenster schreit eens mit ener alten Rickeriestimm raus:

„Wos reißt 'r dä su in de Klingel nei! Dos müßt 'r doch ball waghrieng, doß niemand derhämm is!“

„— Nu aam, dorah hoom mer noch gar net gedacht,“ sprachen die unten und ginne ihre Gäng.

## Spielsdorf. \*)

Dort, wo im Wiesengrunde  
Der stille Weiher liegt,  
Um's Schilf, das hoch gewachsen,  
Sich die Libelle wiegt:

Da war vor alten Zeiten  
Ein friedlich-kleiner Ort,  
Der Weiher — zum Gedenken —  
Führt seinen Namen fort! — —

Als einst Hussitenscharen  
Durchzogen wild das Land,  
Da ward der Ort zerstört  
Durch Plünderung und Brand! . . .

Gar viel weiß zu erzählen  
Von ihm des Volkes Mund,  
Gar sagenhaft umwoben  
Ist jener Wiesengrund. . . .

Oft soll dort aus dem Wasser  
Ertönen frommer Sang,  
Und zu der Vesperstunde  
Selbst dumpfer Glockenklang!

Am Abend sollen glänzen  
Irrlichter oft gar viel,  
Zur Mitternacht, da trieben  
Dort Geister stets ihr Spiel!

Bersunken sei im Weiher  
Auch mancher Wandersmann,  
Dem zaubrisch Irrlichter  
Geschlagen in den Bann! . . .

Fritz Reisch, Dresden.

\*) Eine wüste Mark bei dem Dorfe Callenberg (Sachsen).



## ••• Das Bad zum „Guten Brunnen“ bei Zwönitz. •••

Unser Erzgebirge ist nicht arm an Heilquellen. Bereits im Mittelalter waren Wolkenstein, Wiejenbad u. a. bekannt, sodaß ein Annaberger Arzt, Joh. Goebel, 1576 eine eigene lateinische Schrift über die Warmquellen im Meißnischen herausgeben konnte. Neben den Bädern, deren Bedeutung als Heilquellen bis in unsere Zeit reicht, hat es eine Anzahl Orte gegeben, an denen Quellen entspringen, deren Heilkraft und Ruf eine Zeit lang einen mächtigen Andrang von Kranken bewirkten,

die aber allmählich wieder in Vergessenheit kamen, bis ihr Ruf plötzlich von neuem erscholl.

Wohl das bezeichnendste Beispiel für die wechselreiche Geschichte einer Heilquelle ist die des Bades zum guten Brunnen bei Zwönitz, von dem wir zwei Bilder seines jetzigen Bestandes den Lesern darbieten können.

Wer in Zwönitz mit der Bahn ankommt und sich nordwestlich wendet, gelangt auf der Gartensteiner Staatsstraße in einer knappen halben Stunde



nach dem mitten im Wald gelegenen Bade, hinter dem die nach Stollberg führende Bahn sich hinzieht. Die Haltestelle Affalter ist nur 10 Minuten entfernt. Auf einer waldigen Hochebene (580 m hoch), geschützt von ausgedehnten Waldungen, die sich besonders nach Norden und Osten ausdehnen, liegt das Grundstück, auf dem 3 Quellen entspringen, die der Volksmund seit alter Zeit: Guter Brunnen, Kräutbrunnen und Augenbrunnen benennt. Die Grundlage des Bodens bildet Urtonschiefer und Gneis.

Dicht beim Bade befinden sich ausgedehnte Moorlager, die ebenfalls zu Heilbädern Verwendung finden. Die drei Quellen gehören nach ihren chemischen Eigenschaften unter die salinisch-alkalischen Mineralquellen. Sie enthalten kohlenfauren Kalk und salzsaure Magnesia, außerdem Spuren von Eisen und Tonerde. Ganz ähnliche Mineralien weist die Moorerde auf, nur daß sie auch noch salzsaures Eisenorydul enthält. Sicherlich ist in früheren Zeiten der Gehalt der Quellen, der später durch



wilde Wasser beeinträchtigt wurde, mehr zu Tage getreten.

Welche Bedeutung die Heilquelle einst gehabt, ersieht man daraus, daß über sie eine besondere Literatur besteht. Es sind über sie zwölf besondere Schriften von 1608—1898\*) erschienen. Außerdem wird der Gute Brunnen in unzähligen Schriften von Peter Albinus (1590) bis zu den neuesten Führern, den Sagenbüchern und ärztlichen Schriften u. a. herab, erwähnt.

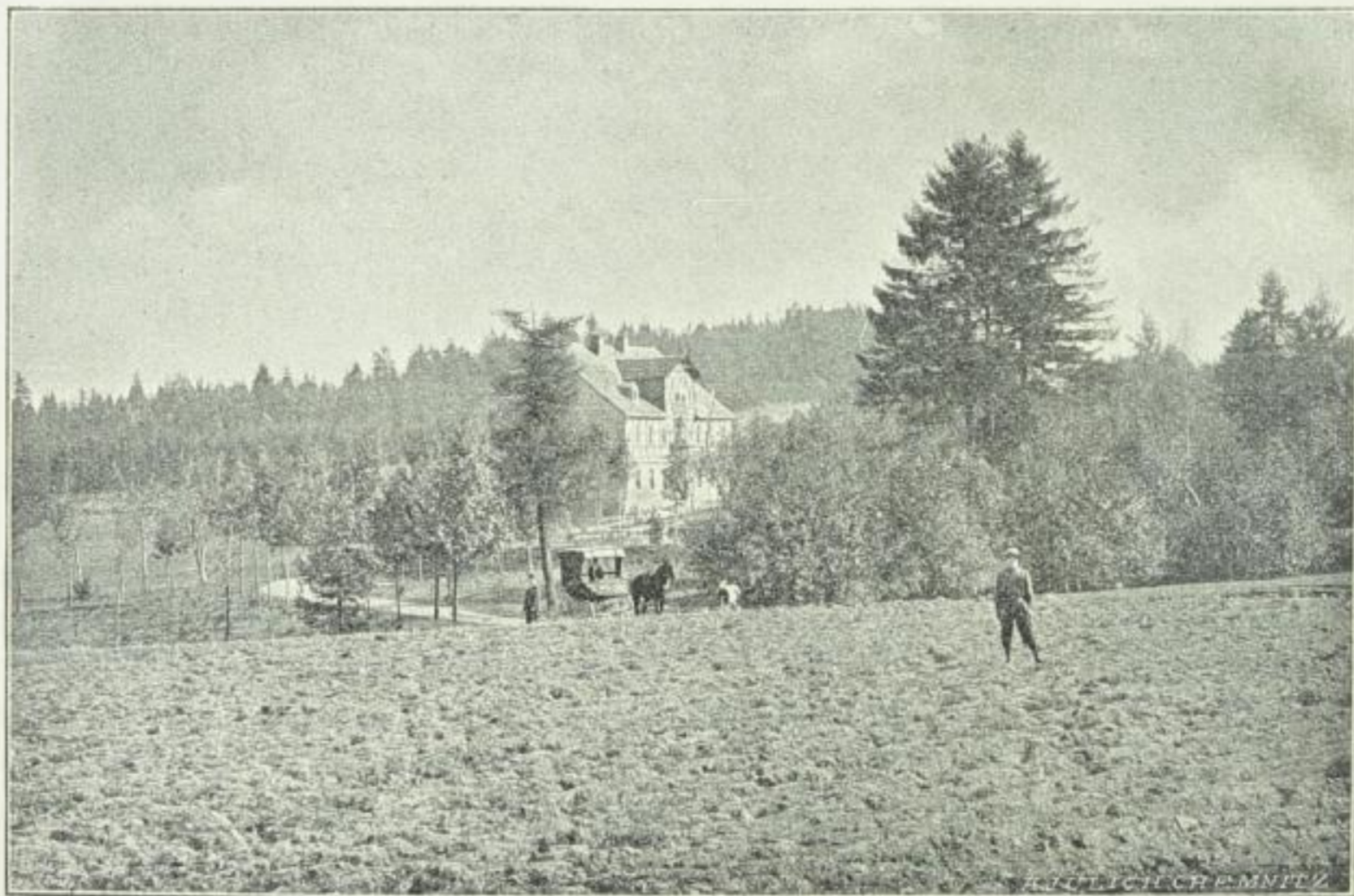
Die erste Quelle, auf die man aufmerksam wurde, war die, die dem Bade bis heute den Namen gegeben hat. Doch soll sie in früherer Zeit auch Dreitannenbrunnen und St. Annenbrunnen genannt worden sein. Nach gerichtlich beglaubigter Aussage des 1603 noch am Leben befindlichen, 100 Jahre alten Peter Richter in Kühnhaide bei Zwönitz ist die Quelle als Gesundbrunnen entweder 1498 oder 1501 erbaut und nach einer Kapelle, die man für die dorthin pilgernden Kranken erbaute, St. Annenbrunnen genannt worden.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die Sage sich dieser wundersamen Heilquelle bemächtigt hat und uns erzählt, wie sie entdeckt worden ist. Gräfe berichtet in seinem Sagenschatz (Nr. 529) folgendes:

\*) Eine ausführliche Geschichte aus der Feder des Verfassers bietet Heft 3/4 „Aus dem Zwönitztale“.

„Annchen, die 13jährige Tochter des Jägers zu Niederzwönitz, war seit dem 5. Jahre durch die Blattern erblindet. Ihr Vater, der sie als sein einziges Kind über die Maßen zärtlich liebte, fragte allenthalben um Rat und scheute keine Kosten, um seinem Kinde von dem großen Übel zu helfen; aber umsonst, niemand konnte ihr das Augenlicht wiedergeben. Dennoch haderte das fromme Mägdlein nicht mit Gott, sondern betete alltäglich zu ihm und der heiligen Anna mit freudiger Zuversicht, daß ihrem Unglück ein Ende kommen werde. Da, in der Nacht des St. Annentages (26. Juli), erschien ihr im Traum die heilige Anna in himmlischer Herrlichkeit, ergriff sie bei der Hand und führte sie hinaus in den Streitwald, wo auf moorigem Wiesengrunde ein Brunnlein quoll, und deutete auf das Wasser und auf Annchens Augen, segnete sie und verschwand.

Als am Morgen das blinde Mädchen ihrem Vater erzählte, was ihr geträumt hatte, da ward derselbe voller Freude, denn er erkannte in dem Traume die Verheißung naher Hilfe. Sonder Säumen führte er sie hinaus in den Streitwald zu dem Brunnen auf der moorigen Wiese, den er gar wohl kannte, in dem er aber nie solche Heilkraft geahnt hatte. Annchen wusch sich die Augen mit dem Wasser des Quells und ward wieder sehend. Ihr Vater dankte Gott auf den Knien und gelobte





an jenem Brunnen der heiligen Anna eine Kapelle zu bauen. Noch in demselben Jahre erfüllte er das Gelübde. Dieses begab sich im Jahre 1498. Die Kapelle scheint bald wieder verfallen zu sein, aber den St. Annenbrunnen rühmt man noch heute als Heilquelle.“

Aus dem ersten Jahrhundert des Bestehens des Bades wissen wir nur, daß die Quellen nicht nur gegen Augenschwäche, sondern auch bei Lähmung, Nerven-, Milz- und Blasenkrankheiten gebraucht wurden. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, um Heilung zu finden. Da wurde im Jahre 1558 die Quelle infolge bedeutenden Schneefalles und eines verheerenden Wolkenbruchs verwüstet und geriet nun allmählich in Vergessenheit, bis sie 1608 gewissermaßen neu entdeckt wurde, und zwar wiederum auf wunderbare Weise, indem eine Kühnhaiders Bauernfrau im Traume Anweisung erhielt, durch die Quelle von einem langjährigen Schaden am Schenkel geheilt zu werden. Von dem Zulauf und der Bedeutung des guten Brunnen in dieser Zeit kundet die erste wissenschaftliche Schrift über die Quelle, verfaßt 1608 von dem Rektor Martin Psüntel aus Plauen, geboren als Sohn eines Superintendenten daselbst, gestorben 1610 als Pfarrer zu Niebra bei Verdau. Er hat den Ort selbst besucht und dann eine lateinische Schrift darüber verfaßt. Es erschien im selben Jahre noch eine deutsche Übersetzung des Büchleins.

Im selben Jahre kam auch die Fachschrift eines Arztes J. Brendel in Neustadt an der Orla über „Natur, Eigenschaft, Kraft, Wirkung und rechtmäßiger Gebrauch des Brunnens zu den drei Tannen“ heraus. Die umfanglichste Schrift verfaßte 1613 Dr. med. H. Scheunemann, Arzt des Bischofs zu Bamberg. Einen geschichtlichen Überblick über das wechselnde Geschick des Brunnens gab der Zwönitzer Rektor Chr. Andreas Junghanns im Jahre 1717.

Aus der Zeit der zweiten Blüte der Heilquelle berichtet auch Magister Lehmann in seinem „Historischen Schauplatz“ (S. 141). Wie hoch man damals die Heilkraft bewertet, zeigt ein Ausspruch, den Diakonus Göpfert in seiner Geschichte des Pleißengrundes überliefert hat: „Kenner sagen wenn man das wilde Wasser davon scheiden könnte, so sei die Kanne einen Dukaten wert.“

Allmählich kamen die Quellen wieder in Vergessenheit. Nur vereinzelte Bewohner der Gegend tranken daraus bei den verschiedensten Erkrankungen.

Da trat eine Wendung im Jahre 1717 ein. Ein blindes Mädchen aus der Stollberger Gegend ward durch den Gebrauch des Wassers geheilt, und alsbald gab es einen riesigen Zubrang. Es entstand besonders Sonntags eine Art Jahrmarkt am Ort, um die vielen Zuströmenden mit allem Nötigen versorgen zu können. Das Wasser wurde auch weit und breit verschickt.

Und dann beginnt langsam wieder der Verfall. Wilde Wasser dringen ein, die Einfassung wird schadhast. Nur die Leute in der nächsten Umgegend suchen die Hilfe des guten Brunnen in den anderen beiden Quellen. Da war es im Anfange des 19. Jahrhunderts der Zwönitzer Stadtrichter Glück, der sich des verlassenen Bades annahm. Er bildete 1818 eine Gesellschaft zur Hebung des Bades. Die Quelle wurde von Dr. Seitner in Schneeberg chemisch untersucht. Am Reformationsfest dieses Jahres wurde das Bad feierlich geweiht. Da die Baulichkeiten für die zusammenströmenden Kranken nicht ausreichten, baute man Reifshütten. Später wurde ein eigenes Badehaus, ein Gebäude für die Gastwirtschaft mit Tanzsaal und ein Stall errichtet. Der damalige Besitzer Günther aus Niederzwönitz steckte sein ganzes Vermögen in das Bad, und es blüht noch einmal im alten Glanze auf. Kurz vor dem Tode des Besitzers faßte der bekannte Fürst von Schönburg-Gartenstein den Plan, das Bad zu erwerben. Leider zerschlugen sich die Verhandlungen, und der Kauf, der für die Entwicklung der Quelle von größter Bedeutung gewesen wäre, unterblieb. Und wieder sank das Bad langsam in die alte Vergessenheit. Zwar wird der Name hie und da noch genannt, aber eine Bedeutung hat der gute Brunnen nicht mehr. Da wollte 1858 der damalige Bürgermeister Krause von Löbnitz das Bad nach Glücks Vorbild durch Gründung einer Gesellschaft in die Höhe bringen. Trotz großer und geschickter Reklame hatte aber die neubegründete Aktiengesellschaft zur Emporbringung und Erweiterung des Bades keinen Erfolg. Die Zeit war solchen Plänen nicht günstig, und so siechte das Anwesen dahin und kam in die Hände von Besitzern, die alles andere taten, aber nicht das Bad emporbrachten. Eine Wendung zur Besserung trat erst ein, seitdem der jetzige Wirt (Forbrig) das Grundstück kaufte und es zu einer von Jahr zu Jahr mehr besuchten Sommerfrische umwandelte. Er ließ auch die Badeeinrichtung erneuern, und so werden jetzt das ganze Jahr hindurch



Bannen-, Moor-, Fichtennadel- und Dampfbäder verabreicht.

Die freundliche Lage mitten im Walde, die Nähe der Bahn und der Stadt, ein hübscher Gondelteich, der auch ein gutes Fischgericht bietet, das alles lockt Sommer und Winter zahlreiche Gäste hinaus. Ein Kurgast, der den guten Brunnen 1895 mit bestem Erfolg besucht hatte, schreibt in der Leipziger Zeitung: „Wer der Ruhe bedürftig, Einsamkeit in herrlichen Wäldern sucht und herrliche Luft atmen

will, der besuche den guten Brunnen. Die braven, freundlichen Wirtsleute verpflegen ihre zahlreichen Gäste vortrefflich.“

Wer aber seine Schritte hinauf lenkt, der mag daran denken, wie der stille Ort eine reiche Geschichte hat. Ein Bild des wogenden Lebens ist er bald hoch gelobt, bald vergessen worden. Hoffen wir, daß die Zukunft dem guten Brunnen nur gute Zeiten bringe.

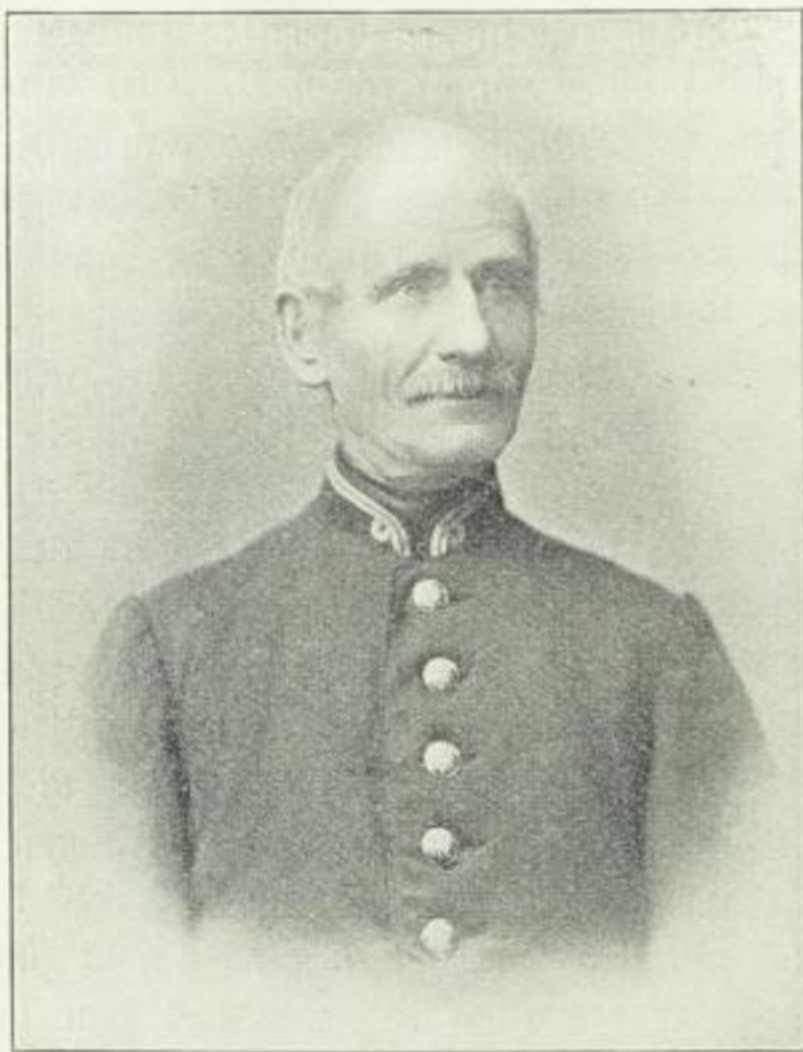
Friedrich Herm. Löscher.



## ———— Johann Traugott Berndt ————

### Ein Dichter aus dem Volke.

Am Mittwoch, den 29. Januar 1902, starb zu Chemnitz im Alter von 82 Jahren ein einfacher Mann, der trotz seiner bescheidenen Lebensstellung und nur mit einfacher Volksschulbildung ausgerüstet, in seinen Musestunden sich mit Vorliebe der Dicht-



kunst widmete — wir meinen den ehemaligen Briefträger Johann Traugott Berndt. Warme Nachrufe widmeten ihm, dessen Bildnis in Anbetracht seiner Leistungen für würdig erachtet wurde, schon bei Lebzeiten Berndts dem kaiserlichen Reichspostmuseum zu Berlin einverleibt zu werden, die

verschiedenen Chemnitzer Zeitungen, und groß war die Zahl derer, die ihn zur ewigen Ruhe geleiteten. Geboren im Jahre 1820 zu Seiffenmersdorf bei Zittau, diente er während seiner mehrjährigen Militärzeit in Leipzig und fand nach Beendigung derselben eine Anstellung bei dem damals noch königl. sächsischen Postamte in Chemnitz im Jahre 1853, zu einer Zeit, wo nur wenige Briefträger hier tätig waren. Er bestellte eine lange Reihe von Jahren die „Langegasse“ und „Johannisgasse“ zc. Seinen Dienst versah er getreulich bis zum Jahre 1889 — also bis zu seinem 69. Lebensjahre — und trat hierauf in den Ruhestand, den zu genießen ihm zwölf Jahre beschieden war. Das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, sowie die stete Achtung seiner Dienstkameraden wurden ihm wegen seiner treuen Pflichterfüllung und seines streng rechtlichen Sinnes im reichen Maße zuteil.

Seine fromme, echt christliche Gesinnung tut sich denn auch in allen seinen Gedichten, die mir im Manuskripte vorliegen, kund. Ihm war die Poesie die „Priesterin“, die „des Höchsten Majestät verherrlicht, die seinem Ruhme dient“ und den Menschen erhebt.

„Dem Adler gleich, der sich in Lüften wiegt  
Und in der Sonne hellen Strahlen weilet,  
Sich kühn erhebt und über Wolken fliegt,  
Ja, hin zum reinen Himmelsäther eilet —  
So, Poesie, zerreiß die engen Schranken,  
Sei mir ein Quell erhabener Gedanken.“



Nach in seinen stimmungsvollen „Gelegenheitsgedichten“ finden wir seine ernste Lebensanschauung und echte Frömmigkeit wieder; so in dem Gedichte auf den Tod seines Sohnes:

„Geliebter Sohn, du hast den Lauf vollendet,  
Zu deinem Besten hat es Gott gewendet,  
Wir glaubens fest.

Er wollte dich befreien, dich erlösen  
Vom Erdenweh, von Sorge, allem Bösen —  
Gott hat dich lieb.

Der Erd' entrückt, dem Himmel neu geboren,  
Nur scheinbar jezt, doch ewig nie verloren  
Kannst du uns gehn. —

Es gibt, laßt uns den süßen Trost nicht rauben,  
Mag's auch die geistig blinde Welt nicht glauben,  
Ein Wiedersehn!

Kein Wunder, wenn auf diesen Dichter aus dem Volke unter anderen auch die Chemnitzer Geistlichkeit aufmerksam wurde! Durch ihre Vermittlung fand eins seiner geistlichen Lieder in dem alten Chemnitzer Gesangbuch Aufnahme. Es steht unter 979 und heißt:

Selig, die in Jesu wagen,  
Eitler Weltlust zu entsagen,  
Um mit ihm vereint zu sein!  
Ewig werden Himmelskronen  
Dort sie schmücken, dort sie lohnen,  
Himmelswonnen sie erfreu'n.

Ja, sie feiern — trotz dir, Hölle! —  
An des Todestales Schwelle  
Im Triumph, nach Siegersart,  
Sprengend dieser Erde Bande,  
Wallend nach dem Vaterlande,  
Jubelnd ihre Himmelfahrt!

Laß' mich, Jesu, mit Verlangen  
Stets im Geiste dich umfassen,  
Gänzlich Herz und Sinn dir weih'n!  
Dann befehl' am Lebensende  
Ich den Geist in deine Hände,  
Ewig dann bei dir zu sein!

Viele Chemnitzer werden sich des einfachen, bescheidenen Mannes wohl noch erinnern, dessen Leben und Wirken in dem engen Rahmen seines Berufes ein stilles und zufriedenes gewesen ist, dessen poetischer Nachlaß aber sicher verdient, beachtet zu werden und der Nachwelt erhalten zu bleiben.

„Tugend adelt nur den Geist!“

Arno Meinert.



## Auf dem Totensteine.

Von Richard Kaufmann.

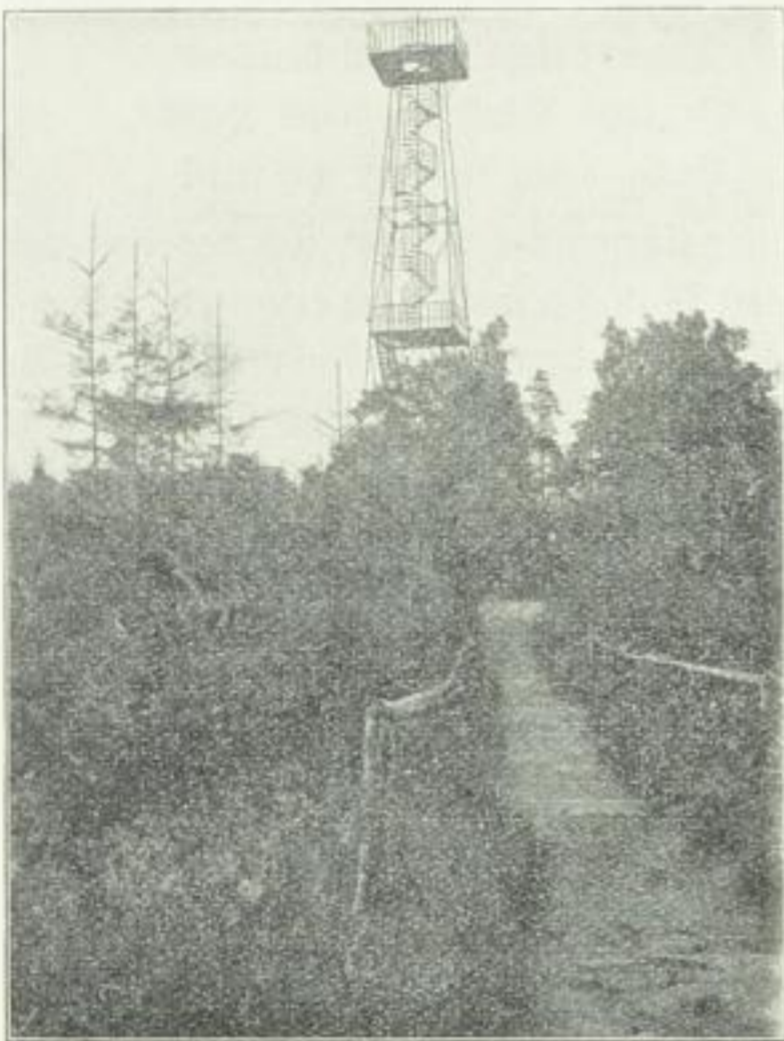
Am rechten Muldenufer erhebt sich von Glauchau an ein Höhenzug, dessen Ausläufer bis zur Freiburger Mulde reichen. Er gehört zu den ausge dehntesten Erhebungen, die sich auf dem Nordabhange des Erzgebirges ausbreiten. Durch seine Richtung von Süd- nach Nordwesten weicht er von den übrigen Erzgebirgsausläufern ganz wesentlich ab, denn diese erstrecken sich in der Hauptsache von Süden nach Norden. Wie auf jeder Karte von Sachsen ersichtlich, führt dieser Gebirgszug den Namen „Sächsisches Mittelgebirge“. In der Langenberger Höhe (485 m) erreicht er seine höchste Er-

hebung. Östlich davon ragt im Rabensteiner Forste der Totenstein hervor. Seit einigen Jahren ist diese Höhe, auf der man eine herrliche Aussicht genießt, mit einem eisernen Turme geschmückt worden, der zur Erinnerung an die sächsische Prinzessin Josepha „Maria-Josephaturm“ genannt wird.

Es war ein früher Sonntagmorgen. Tiefer, heiliger Frieden lagerte noch auf der Natur. Im Pleißenbachtale wiegten sich die leichten Frühnebel und verschleierten das Dorf mit seinen friedlichen Schläfern. Ein leiser Morgenwind spielte mit den Blättern der Bäume. Sonst aber auch nicht der



leiseste Laut. In diesem wehevollen Frieden wanderte ich langsam ein Stück die Dorfstraße entlang. Dann führte mich ein Feldweg links in südöstlicher Richtung durch gesegnete Äcker und saftige Wiesen in den Rabensteiner Forst. Die ersten Lichtpfeile der aufgehenden Sonne schossen über den Himmel und färbten die leichten Wolkenstreifen purpurrot. Da regte sich im Walde, es begann ein Leben und Weben in den herrlichen Sonntagmorgen hinein, daß es eine Lust war, zu wandern. Bald war ich auf der Höhe. Der Sonnenball stand am östlichen Horizonte in seiner vollen Majestät und flutete ein Meer von Licht und Wärme aus. In wenigen



Minuten stand ich auf der Plattform des Turmes und begrüßte mit lautem Jubelruf die weite Gegend mit ihren im Sonnenglanze schimmernden Städten und Dörfern. Hier rechts das Kappelbachtal mit seinen gewerbereichen Dörfern. Vor mir Chemnitz, die blühende Fabrikstadt, mit einem Walde von aufsteigenden Schloten. Heute liegt auch sie, die sonst geschäftige Großstadt, in tiefstem Frieden, auch sie feiert Sonntag. Um uns wellen sich die bewaldeten Vorhöhen des Erzgebirges. Dort die stolze Augustsburg mit ihren kurzen, massiven Türmen. Zu unseren Füßen das langgedehnte Dorf Pleiße und weiter hinten die jüngste Stadt Sachsens, das gewerbereiche Limbach. Darüber hin,

blauumflossen, der Rochlitzer Berg! Weit, weit drüben aber, verschwimmend im Sonnendufte, die höchsten Höhen des Erzgebirges. Ja hier ist der Glanzpunkt des ganzen Gebirgszuges. Mit vollem Entzücken stand ich Einsamer da und schaute in den Glanz und Duft hinaus. Da beginnt die Glocke vom Pleißeer Kirchturm ihr Morgengeläute, die von Limbach und Rändler antworten, und nun beginnt ein großer Glockenchor der umliegenden Dörfer: „Heut' ist der Tag des Herrn!“ Sinnend und träumend schaute ich hinaus auf die weite Landschaft. Bilder aus längst vergangenen Zeiten tauchten auf. Vor mehr denn 1000 Jahren sah es um den Totenstein anders aus. Undurchdringliche Waldungen bedeckten die Gegend, in denen Bären brumnten und sonstiges Getier umhertummelte. Von Kamenitz\*) kamen die Sorben das Plisnital\*\*) aufwärts, rodeten mit ihren steinernen Äxten den Wald und bauten dort ihre niedrigen, unscheinbaren Hütten. Felder, Wiesen und Gärten lagen bei ihren Dörfern; denn sie waren seßhafte Leute und bebauten mit Fleiß und Erfolg ihre Äcker. Dort auf einer mächtigen Steinplatte standen Tongefäße von verschiedener Form und Größe. Sie wurden an die Sonne gestellt, damit sie trocken und hart werden sollten. An Bäumen und auf Stangen hingen Decken und Tücher, denn die Sorben verstanden sich aufs Weben. Der Totenstein aber war die geweihte Stätte der Sorben. Hier oben verehrten sie ihre Götter und verbrannten sie ihre Toten. Priester und Opferdiener in langen Gewändern walteten hier ihres blutigen Amtes. Unten am Steine aber starrte das Volk ehrfurchtsvoll herüber, wenn gefangene Germanen oder harmlose Tiere den finsternen Göttern geopfert wurden, oder sie umwandelten unter feierlichen Trauergesängen den brennenden Holzstoß, auf dem die Leiche eines Anverwandten verbrannt wurde. Ihre Asche übergab man tönernen Urnen, stellte sie in Gemeinschaft anderer auf den Stein zum Gedächtnis für die Überlebenden. Später wurden die Sorben in ihrem friedlichen Tun gestört. Germanen aus dem nahen Muldentale brachen durch die dichten Wälder und suchten die Sorben zu vertreiben, oder ihrer Herr-

\*) Chemnitz = Steinort. Von kamen = der Stein.

\*\*) Pleißenbachtal. Die Pleiße, ein Nebenfluß der Chemnitz, mündet in Chemnitz. Pleiße = Plisni d. i. die Sumpfige, von pleso = der Sumpf. Die Pleiße ging jedenfalls durch sumpfige Gebiete.



schaft zu unterwerfen. Ich hörte das Klirren der blinkenden Schlachtschwerter, den gellenden Jubelruf der tapferen Streiter und das Wutgeheul des Besiegten. Die Deutschen unterwarfen oder vertrieben die gehafteten Heiden aus ihren Dörfern und Gauen, bauten Blockhäuser und Kirchen, in denen sie ihren Christengott verehrten. Seitdem ist der Totenstein verlassen, und auch jetzt kommen nur von Zeit zu

Zeit wanderlustige Menschen herauf, die herrliche Aussicht zu genießen.

Da erwachte ich aus meinen Träumen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Langsam stieg ich von meiner stolzen Warte herunter und wanderte der nahen Heimat zu, mit dem dankbaren Gefühle, eine seltene Feierstunde verlebt zu haben.



## Kleine Chronik.

**Wilhelm v. Polenz †.** Der Tod des Schriftstellers Wilhelm v. Polenz reißt eine empfindliche Lücke in die Reihe der modernen deutschen Romanschriftsteller, zu deren Besten er gehörte. Polenz zählte erst 42 Jahre. Er hatte zunächst sich der Offizierslaufbahn gewidmet und diente in demselben sächsischen Kavallerieregiment gleichzeitig mit Georg v. Dimpfeda und unter M. v. Egidy als Rittmeister. Er übernahm dann das väterliche Rittergut in der Nähe von Baunzen und widmete sich der Schriftstellerei zunächst in ziemlich engem Anschluß an die naturalistischen Stürmer und Dränger. Weiteren Kreisen wurde er bekannt durch den Roman „Der Pfarrer von Breitenfeld“, ein Werk, das sich die Lage und die sittlichen Verhältnisse des Landvolkes zum Vorwurf nahm und dabei viel tiefer ging, als der in Süddeutschland und Österreich so viel verbreitete Bauernroman. Das Buch hat einen weit ernsteren, sozialen und sittlichen Gehalt. Noch abgeklärter erscheint Polenz in dem Junkerroman „Der Grabenhäger“, in dem neben der Charakteristik des Landadels auch wieder die sittlichen Verhältnisse der kleinen Leute eine tiefe Beleuchtung erfahren. In „Thella Lüdekind“ zeichnet er ein ausgezeichnetes Frauenbild im Rahmen des deutschen Adelslebens. Zu nennen ist noch der Roman „Die Liebe ist ewig“. Sein letzter Roman „Wurzellocker“ ist nur ein Literatenroman, in dem Erinnerungen aus seiner literarischen Anfangszeit festgelegt werden. Im übrigen besteht das literarische Verdienst des Verstorbenen gerade darin, daß er einer der ersten unter den Jüngern war, die aus der Enge weltumstürzender literarischer Jünglingsvereine hinausging in die Tatsächlichkeit des lebendig flutenden Lebens. Polenz hat sich auch als Dramatiker versucht, u. a. mit einem Drama: Heinrich v. Kleist.

**Klingenthal.** Am 31. Oktober 1903 kam bei dem jüngsten Bergwerksunternehmen des Vogtlandes, dem Klingenthal-Grasliher Kupferbergbau, nach mehrjähriger Arbeit der Durchschlag zwischen dem auf sächsischer Seite befindlichen Erhardt August-Schacht und dem auf österreichischer Seite abgeteuften Helenenschachte zustande. In Anlaß dieses wichtigen Ereignisses fand nun am Sonntag, den 8. November, zum ersten male ein Bergfest statt, an dem sich sämtliche Beamte und Arbeiter beteiligten, und zwar in der neuerdings angeschafften schmutzen Paradeuniform der Grube. Die Feier nahm um 12 Uhr

mittags auf dem Erhardt August-Schachte ihren Anfang. Hier fand im Beisein zahlreicher Vertreter der österreichischen und der reichsdeutschen Behörden, darunter auch der sächsischen Bergbehörde, die Weihe der neuen Knappschafsfahne statt. Bergdirektor von Baczko übergab dieselbe mit feierlicher Ansprache der Knappschaf, als deren Vertreter sie Obersteiger Schneider mit dem Gelöbniße übernahm, sie stets in Ehren zu halten. Die Fahne zeigt das Wahrzeichen des Bergmannsstandes, Schlägel und Eisen im Eichenkranz, und auf der einen Seite die sächsischen Farben (grün-weiß), umrahmt von den Farben des deutschen Reiches (schwarz-weiß-rot), auf der anderen Seite die österreichischen Farben (schwarz-gelb), umrahmt von den Farben der Deutschen Österreichs (schwarz-rot-gold). Am Nachmittag gegen 2 Uhr fand in der Klingenthaler Kirche ein Festgottesdienst statt, an welchem sich ein Festzug durch die festlich geschmückten Hauptstraßen Klingenthals anschloß. Darauf folgte im „Gambrius“ Konzert und Essen, bei welchem die ganze Belegschaft nebst Frauen bewirtet wurde. Den Schluß der schönen Feier bildete ein Ball.

**Waldenburg.** Auf einem Grundstücke in Altstadt-Waldenburg wurden kürzlich in einer Tiefe von einem Meter beim Einsetzen von Mastbäumen mehrere aus Ton gebrannte Schmelztiegel gefunden, welche in früheren Jahrhunderten beim Verfertigen von Tonpfeifenformen gebraucht wurden. Die Schmelztiegel, welche dem hiesigen Altertumsmuseum überlassen wurden, mögen ein Alter von ungefähr 200 Jahren oder darüber haben.

\* \* \*

**Preisauschreiben für sächsische Mater.** Das Direktorium des Sächsischen Kunstvereins fordert in Sachsen wohnende Künstler auf, Skizzen für ein die Himmelfahrt Christi darstellendes Altarbild, das für die Kirche zu Pöbershau bei Zöblitz bestimmt ist, bis zum 1. März 1904 beim Kastellan des Kunstvereins einzureichen. Der Preis des Bildes soll 2000 Mark einschließlich Skizze betragen. Für zwei weitere Skizzen sind Preise von 150 und 100 Mark ausgesetzt.



## Sprechsaal. — Sammelecke.

Anfrage: Ein Berg in Weida bei Gera heißt jetzt Hermenberg und hieß früher Hörnberg, Hirnsenberg, Hörnsenberg, Hornsonberg. Um gütige Mitteilung, ob irgendwo noch gleichnamige oder ähnlich benannte Anhöhen existieren, bittet Dr. phil. G. Franke in Rochlitz i. S.

verschiedenes in Zwickau im Verlage der Gebrüder Schumann erschienen; mir kam es vor allem darauf an, die Aufmerksamkeit der Leser auf Kannegießers armen Heinrich zu lenken.

Dr. P. Stöžner.

Zwickau. Dadurch, daß Gerh. Hauptmann des Hartmann von Aue epische Erzählung vom armen Heinrich dramatisiert hat, ist die Aufmerksamkeit der Literaturhistoriker auf frühere dramatische Bearbeitungen desselben Stoffes gelenkt worden. Unter andern hat Karl Ludwig Kannegießer ein einaktiges Schauspiel „Der arme Heinrich“ verfaßt, das 1836 in Zwickau gedruckt worden ist. Leider scheint dies Buch so gut wie verschollen zu sein; die großen Bibliotheken zu Berlin und Wien besitzen es nicht, und auch in unserer Ratschulbibliothek, wo man das Buch als einen Zwickauer Druck zuerst vermuten sollte, fehlt es. Vielleicht aber befindet sich diese Dichtung, die jetzt wieder eine literarische Bedeutung erlangt hat, noch in Privatbesitz; in diesem Falle würde der Unterzeichnete sehr dankbar sein, wenn ihm einmal in der Ratschulbibliothek ein solches Exemplar vorgelegt würde.

Was übrigens den Verfasser, Kannegießer, betrifft, so war derselbe erst Lehrer in Berlin und später Gymnasialdirektor in Breslau; er starb 1861 in Berlin. Er ist vielfach als Übersetzer aus dem Englischen, Französischen und Italienischen tätig gewesen, so gibt es von ihm z. B. eine Übersetzung von Dantes göttlicher Komödie, die drei Auflagen erlebt hat. Aber er hat auch eine ganze Anzahl eigener Dichtungen veröffentlicht, neben dem erwähnten „armen Heinrich“ z. B. noch ein Trauerspiel „Mirza, die Tochter Jephthas“ und ein Drama „Fienbart, der erste Graf von Hohenzollern.“ Von den zahlreichen Schriften Kannegießers ist noch



Ein altes Zwickauer Torzeichen.

**Torzeichen.** Im Zwickauer Ratsarchiv wurden unlängst 6 Kupfermünzen gefunden, die wahrscheinlich als sogenannte alte Torzeichen anzusehen sind. Auf der Vorderseite (siehe die Abbildung) befindet sich ein Schwan, auf der Rückseite ist in ziemlich unbeholfener Weise die Jahreszahl 1540 eingeschlagen. Auf kupferne Torzeichen weist Dr. Herzog in seiner Zwickauer Chronik bei der Geschichte des Jahres 1540 (II, 253, Anmerkung) hin. Er scheint aber die Stücke selbst nicht gekannt zu haben, da er sie nicht beschreibt, und hat offenbar seine Notiz aus Tobias Schmidts Zwickauer Chronik (Schmidt schrieb nach dem 30jährigen Kriege) geschöpft. Hierin lesen wir unter 1540: „Dazumal ist auch hier das kupferne Zeichen, darauf der Schwan stehet, welches der regierende Bürgermeister in Verwahrung hat und dem Rathsverwandten, wann er etwan das Thor extraordinarie zugeschiedet wird, gemacht worden. Ohne welches Zeichen sonst das Thor nicht eröffnet ward.“ (Lgr.)





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. Nr. 3.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Dezember 1903.

## Die Weihnachtspyramide.



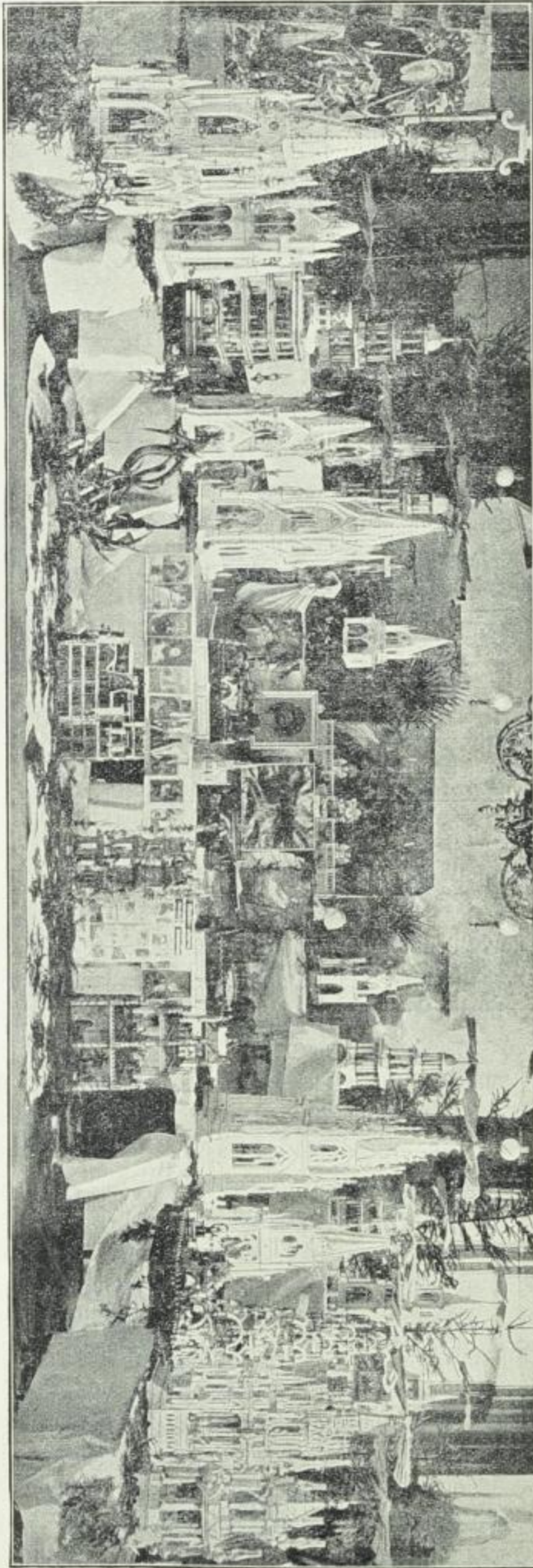
Einen eigentümlichen, ja fast unentbehrlichen Schmuck einer echt erzgebirgischen Weihnachtsfeier bildet die sogenannte Pyramide oder, wie es in der Mundart heißt, die „Peremett“ (auch „Pergemid“). In manchen Gegenden, wie in Kirchberg, nennt man sie bezeichnender Weise auch Drehturm. Wenn auch die Industrie\*) sich dieses Zweiges bemächtigt hat und die Pyramiden fabrikmäßig herstellt, so beruht doch für den echten Erzgebirger der eigentliche Wert einer solchen Pyramide darin, daß sie von Mitgliedern einer Familie selbst „zusammengebastelt“ ist und als ein hochgehaltenes Erbstück von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. In den Wochen

\*) Hier ist besonders die Fabrik von C. L. Flemming in Globenstein bei Rittersgrün zu nennen, die derartige Pyramiden in vorzüglichster Weise anfertigt.

vor Weihnachten wird die Pyramide vom Boden herabgeholt. Im Laufe des Jahres hat sie trotz sorgfältiger Aufbewahrung doch manchen Schaden erlitten, sie ist verstaubt und hier und da verstümmelt. Da muß sie neu angestrichen und wieder vorgerichtet und die zerbrochenen oder verloren gegangenen Stücke müssen durch neue ersetzt werden. Unter solchen Pyramiden versteht man meist in Holz, aber auch in Pappe, Blech, Messing usw. gefertigte Türme in meist gotischem, aber auch in Barock- und in romanischem oder in einem sonderlich erzgebirgischen Stil. In der Mitte befinden sich an einer drehbaren Spindel mehrere Plattformen, die wegen ihrer Kreisform auch Teller genannt werden. Diese sind mit mehr oder weniger künstlerisch gearbeiteten Figuren aus der heiligen Geschichte in sinniger Gruppierung (Apostelschar, Geburt und Anbetung Christi, die Taufe Jesu im Jordan usw.) besetzt. Auch finden sich Szenen aus dem Hirten-, Jäger-, Bergmanns- und Soldaten-



Drehturn-Ausstellung in Kirchberg i. Sa., Dezember 1902.



leben oder auch Tiere mannigfaltigster Art. Die auf einer Glasscheibe mit ihrer Nadelspitze aufgesetzte Spindel wird allgemein durch ein horizontal an ihrem oberen Ende angebrachtes Flügelrad in Bewegung gesetzt, sobald die an den Eckpfeilern oder an dem Turmzierrat angebrachten zahlreichen Kerzen oder auch Petroleumlampen die Temperatur der über ihnen befindlichen Luft genügend erhöht haben.

Eine erste Ausstellung derartiger Drehtürme fand im vorigen Jahre (vom 14. bis 17. Dezember) in dem Rathausaale der Stadt Kirchberg statt. Es gab darunter auch altehrwürdige Pyramiden, die sich mehr denn 100 Jahre in einer Familie fortgeerbt hatten. Die interessante, für die Volkskunde überaus wertvolle Ausstellung war zahlreich besichtigt worden und wurde von über 3500 Personen besucht. Da trotz des niedrigen Eintrittsgeldes von 10 und 5 Pfg. über 300 Mark vereinnahmt wurden, so konnten nach Abzug der Kosten noch über 100 Mark an Arme verteilt werden. Daß in diesem Jahre, wie eigentlich geplant war, wiederum eine solche Ausstellung in Kirchberg veranstaltet werden soll, ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

— e



## Der erste Schnee.

Erster Schnee liegt auf den Bäumen,  
Die noch jüngst so grün belaubt —  
Erstes Weh liegt auf den Träumen,  
Die noch jüngst an Glück geglaubt.

Erster Schnee ist bald verschwunden,  
Wenn darauf die Sonne weilt —  
Erstes Weh schlägt tiefre Wunden,  
Die kein Freudenstrahl mehr heilt.

Moritz Hartmann

(aus Dufschnit i. B., † zu Wien 13. Mai 1872)





## — Weihnachten finst und ihe. —

Wie oft und garn denk ich zerick  
An meine Kinnergahr,  
An gene Zeit, wu alles doch  
Su schie und afach war.

Wie ham gefraat af's Weihnachtsfest  
M'r uns gobrei, gobraus,  
Oft deckenbuch sei m'r gehupft,  
Kams Bornkinnl in's Haus.

Scha wochenlang do wur sei dra: i  
Gebastelt ombst noch spaat,  
A Sau geschlacht und Stolln gem'cht,  
Das war eich eitel Fraad.

Und in der heiling Nacht do is  
Ka Schlof uns eigekehrt,  
Bis in d'r Früh d'r Boter rief:  
„Kummt, Kinner, 's is bescheert.“

Und wie d'r Wind sei in de Stum  
M'r alle gablings nei,  
Ach naa, was war do für a Pracht  
Und für a Himmelschei.

A Lichterbaam stand drum ne Tisch,  
Weit schänner noch als schie,  
Und drunner lag f'r alle was,  
M'r trauten uns kaum hie.

Hänfchig und Strümpf, de Mutter hot  
Gestriekt se ganz allaa;  
A Halstuch, warme Winterschub,  
Schnupstüchele worn ze jah.

A Leierkastel wur gedreht,  
Drauf tanzet Fraa und Ma,  
Dr Boter blies Harmonika,  
Stimmt' ans üms annre a.

Do wor au eitel Sunneschei  
F'r guten alten Zeit,  
Ben Alten und ben Kinnern aa  
Gab's noch Befriedenheit.

Wie sei de Zeiten annerfch worn,  
De Menschen aa esu,  
Wenn heitzetog Weihnachten is,  
Do gieht's oft querlatfch zu.

Wie a neumodisch Weiberfchvolk,  
Nicht mar ne Christbaam a,  
Bon Schokelade, Mazepa  
Hängt ball a Centner dra.

Und wos do drunner liegt, dös is  
Waß fetterfch net ze johug,  
Dr Tisch, su lang und dick ar is,  
Werd oft ganz krumm gebong.

Boa und Hänfchig vun Glacé,  
Goldfchmuck und Gummfchuh,  
Dampfwäg mit Dampf, Photographie  
Und Zauberei drzu.

Dös Ane hat an Phonegraph,  
Ans macht elektrifch Licht,  
De ganze Stum is funnehell,  
Doch finster blabt's Gesicht.

Bei Arm und Reich, bei Klaa und Gruf  
Gibts Uzfriedenheit. —  
Bornkinnel, kumm und bräng uns doch  
De alte Weihnachtszeit!

H. Frißfche, Werdau.





## Der alte Silberschatz der Rochlitzer Schützengilde.

Von W. Clemens Pfau.

Rochlitz, das freundliche Muldenstädtchen, steht wiederum vor einem großen Fest, vor einer Jubelfeier seiner uralten Schützengesellschaft. In welchem Jahre letztere gegründet worden ist, verschweigt die Chronik, liegen doch die Anfänge der Körperschaft im Dunkel des Mittelalters. Auf dem Landschießen zu Borna 1456 gewannen die Rochlitzer bereits einen Preis; sie gehörten damals zu einer großen Gruppe von Ortschaften, die zu Wett-schießen zusammenzukommen pflegten. Das alte Stadtbuch von Borna hat uns die Namen dieser Städte überliefert: Meißen, Freiberg, Döbeln, Mittweida, Chemnitz, Rochlitz, Geithain, Altenburg, Schmölln, Weida, Jena, Naumburg, Eilenburg, Oschatz, Torgau, Delitzsch, Grimma, Leisnig, Dresden, Borna, Leipzig, Pegau, Weißenfels und Crimmitschau. Der katholischen Sitte entsprechend besaß das mittelalterliche Rochlitz auch seinen Fabian-Sebastianaltar, d. h. einen Schützenaltar; der hl. Sebastian, der unter Diocletian mit Pfeilen erschossen worden sein soll, war von der Kirche zum Schutzherrn der Schützen gemacht worden. In Rochlitz barg die ehrwürdige Kunigundenkirche, deren gotisches Schiff 1476 beendet wurde, den Sebastianaltar, welcher im genannten Jahre seine Bestätigung erhielt, dessen Errichtung demnach wohl eng zusammenhängt mit der Baugeschichte der berühmten Kirche.

Trotz verschiedener schädlicher Einflüsse blieb das Rochlitzer Schützenwesen lebenskräftig, bis plötzlich eine verderbliche Feuersbrunst 1624 dem frohen Treiben der Gilde ein jähes Ende für immer bereiten zu wollen schien. Das Schießhaus, die Vogelstange, die Lade und sonstiger Besitz der Schützen fiel dem gefräßigen Elemente zum Opfer, und ehe letztere diesen Schaden wieder gut machen konnten, segte der Sturm des 30jährigen Krieges über unser unglückliches Land, der in der fürchterlichsten Weise das friedliche Städtlein am dunklen Saum des Rochlitzer Waldes heimsuchte und auch die Schützenbrüderschaft auf Jahrzehnte hinaus zur Untätigkeit verdamnte. Erst 1653 nahmen die Rochlitzer Schützen ihre altgepflogenen Übungen wieder auf.

Die erwähnte Feuersbrunst wurde besonders

auch verhängnisvoll, weil sie einen beträchtlichen Teil des alten Silberschatzes der Schützengesellschaft auf immer vernichtete. Wie bei den Gilden der meisten Städte bestand auch bei der Rochlitzer seit uralter Zeit der Brauch, daß jeder Schützenkönig ein kleines Silberschild zum Königsschmuck lieferte. Nach einer Aufzeichnung von 1653 im Rochlitzer grünen Schützenbuch ist 1624 „ein ziemlicher Particul der zur Königskette gehörigen Schilder und Wappen, auch daran hangender silberner Vogel und Armbrust verlohren worden, und also mehrermeldter Kette mehr nicht vorhanden, dann noch 34 Schilder und Wappen.“ Nach diesem Wortlaut darf man wohl annehmen, daß 1624 der Rochlitzer Königsschmuck aus etwa einem Schock Schildern bestand. Unter den 34 aus dem Feuer geretteten Schildern befand sich ein Wappen Herzogs Friedrich von Sachsen, des Hochmeisters der Deutschherren, sowie eins des Grafen Johannes von Honstein, welche zwei Schilder im Jahre 1510 gestiftet worden waren; weiter fanden sich unter den glücklich bewahrten Kleinodien Schilder mit den Adelswappen v. Pflug, v. Taubenheim, v. Milckau, v. Schönberg, sowie mit Städtewappen, wie Grimma, Mittweida, Weißenfels, Rochlitz usw. vor. Glücklicher Weise hatte man dem Feuer auch ein Schild entrisen, welches der kursächsische Administrator Herzog Friedrich Wilhelm — wohl gelegentlich des Rochlitzer Landschießens 1597 — an die Kette gebangen hatte. Nach dem dreißigjährigen Kriege vermehrten sich allmählich die Königsschilder wieder; 1680 waren davon 46 vorhanden, sie alle gingen verloren in dem großen Rochlitzer Stadtbrand von 1681, und die Schützengilde sah sich genötigt, eine neue Königskette anzufangen. Auf deren ersten Schild vermißt man die Namen von 14 Schützen, die sich seit dem Wiederaufblühen der Vogelschützen die Königswürde erworben hatten.

Da nun mit ganz vereinzelt Ausnahmen jedes Jahr ein neues Schild an den Königsschmuck gestiftet wurde, so häuften sich die Schilde sehr an. Deshalb beschloß man 1784, „weil die Gesellschaft mit Schildern hinlänglich versehen“, daß der König von da an kein Schild mehr, sondern an dessen

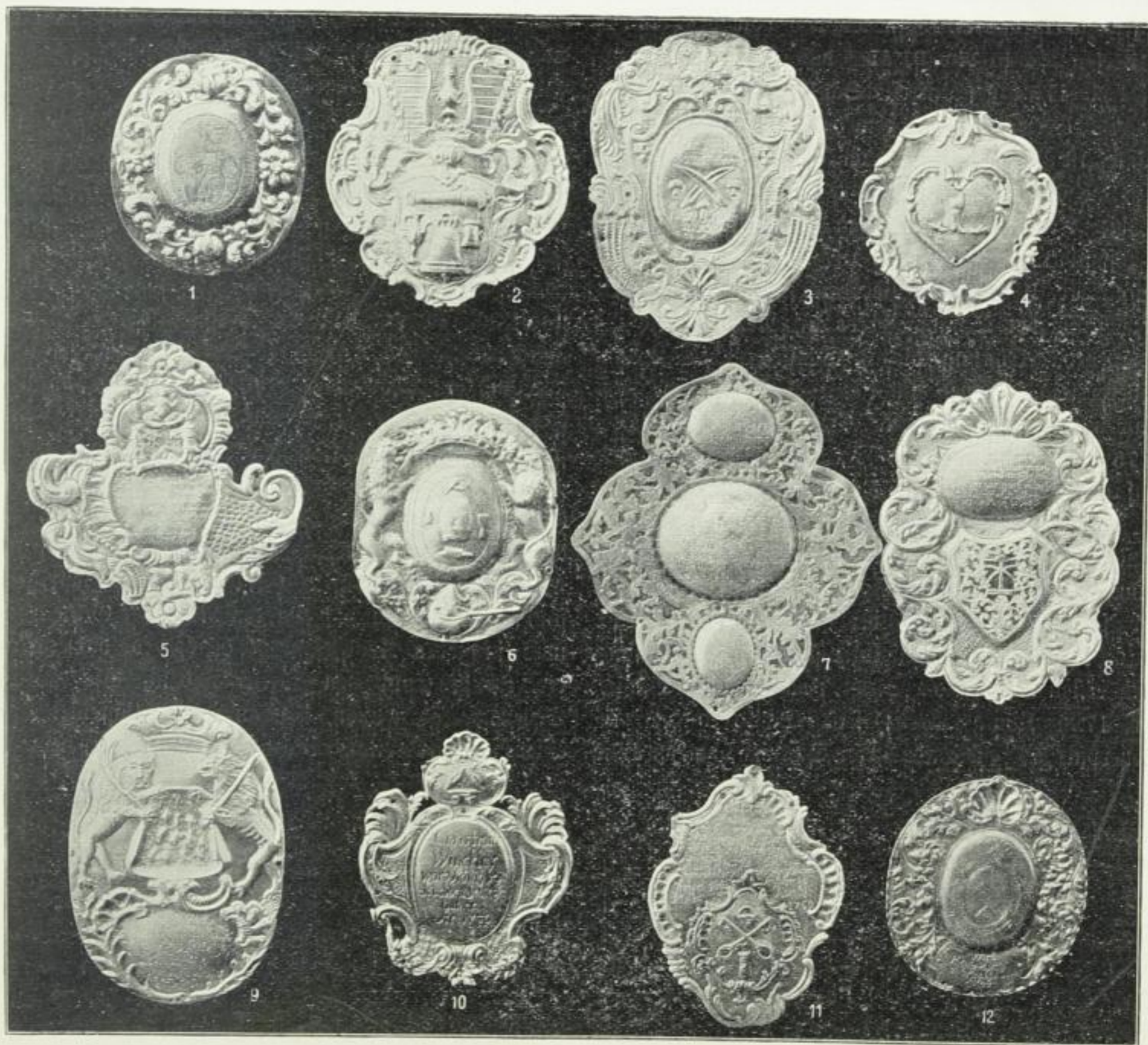


Stelle einen gehenkelten kursächsischen Ausbeutetaler mit der Jahreszahl, in welchem der Schütze König geworden sei, schenken sollte.

Wie in anderen Städten, z. B. Dresden, Mittweida usw., verkaufte auch die Schützengilde zu Rochlitz mitunter eine Anzahl von Schildern, wenn man Geld brauchte. 1732 veräußerte die Gesellschaft, als man die Kosten für einen Prozeß aufbringen mußte, 12 Stück für 17 Taler; die gleiche Anzahl war schon 1717 zur Anschaffung eines Leichentuches verwendet worden. 1755 tilgte man mit dem Erlös aus 7 Schildern einen alten Rechnungsbrest, und noch 1860 wurden verschiedene Schilder geopfert, um die Kugeln und Knöpfe der bei Leichenbegängnissen gebrauchten Marschallstäbe versilbern zu können. Trotzdem ist die Rochlitzer

Schützengesellschaft noch sehr reich an alten Königsschildern; besitzt sie davon doch noch 34 Stück, von denen die meisten durch ihre vornehme, gediegene Arbeit ein ehrendes Zeugnis ablegen über die Tüchtigkeit der alten handwerksmäßigen Silberschmiede. Fast alle Schilder sind getrieben. Um einen Begriff von der mannigfachen Ausführung der Kleinodien geben zu können, stelle ich auf bestehendem Bilde ein Duzend solcher Schilder verschiedener Grundform, Größe und Stilrichtung zusammen.

Das älteste der Kleinodien ist das stark vergoldete Schild Nr. 1, welches 1694 der Bürgermeister Richter stiftete, eine vortreffliche, hochgetriebene Arabeskenranke umgibt das gebauchte Oval, welches ein Wappen mit der Justitia nebst Unter-



Rochlitzer Schützensilber.



schrift zeigt. Das Schild gehört zu den kleinsten, da es nur 11 cm lang ist, während Nr. 7 das größte der Sammlung darstellt. Letzteres wurde 1737 von dem Amtspächter Dr. P. Weidlich gestiftet und ist noch besonders bemerkenswert, weil es das einzige in Laubsägemanier ist. Das zweitälteste Schild gibt Nr. 12 wieder; dasselbe, aus dem Jahre 1705 stammend, ist vom Steinmeß J. H. Dittmar geschenkt, dessen Steinmeßzeichen es überliefert. Eine ganz vorzügliche Arbeit zeigt das Schild Nr. 2, 1766 von dem bedeutendsten Rochlitzer Zinngießer Pohlreuter gestiftet; es führt das alte übliche Zinngießerwappen vor Augen, während Nr. 3 in prächtiger Barockumrahmung das Tuchmacherwappen verewigt; das Kleinod wurde 1750 geschenkt. Handwerkselemente sind auf den Rochlitzer Schildern überhaupt häufig anzutreffen. Sehr kräftig wirkt das Kürschnerwappen von dem 1774 gestifteten Schild Nr. 9, auch das Schlosseremblem auf dem 1769 geschenkten Schild Nr. 11. Auch das Böttcherwappen auf dem von 1741 stammenden Schild ist hervorragend gut gearbeitet; auffallen muß die Geschicklichkeit, mit welcher der Entwerfer in die Arabeske unten den Pechlöffel einfügte — offenbar als Gegenstück zur Krone oben. Das Schild Nr. 8 zeigt das Gerberwappen, Nr. 4 führt Erzeugnisse der Schuhmacherei an, Nr. 10 fügt in die Barockbekrönung die 3 Schiffchen der Leinwandweberei ein. Einen ähnlichen Aufsatz besitzt das sonst weniger ansprechende Schild Nr. 5, welches 1775 vom Stadtmusikus Hülshch verehrt wurde. Auf dem ausgeparten Feld der Bekrönung erblicken wir einen Paukenschläger und zwei zopftragende, musizierende Trompeter. Neben Handwerkselementen kommen auch Familienwappen auf den Schildern vor, so z. B. das v. Weidlich, Voigt (1730). Ein für die Rochlitzer Geschichte interessantes Schild stammt vom ersten Drucker der Stadt, Johann Peter Lange, der 1734 König ward; sein Schild bildet ein Seßerpult ab. Manche dieser Schilder bringen auch

Berschen, die jedoch im allgemeinen ziemlich nüchtern und hausbacken gehalten sind, andere dieser Kleinodien berichten über geschichtliche Vorgänge der Stadt oder des Landes, z. B. über den Brand des Schießhauses, über die Jubelfeier des Religions-Friedens 1755 usw.

So bilden diese Schilder einen beachtenswerten Gildenschatz, der nicht nur seines edlen Metalles wegen wertvoll ist: die schönen Stücke reden vom alten Volksbrauch, sie zeigen den Kunstsinne und das Können unserer Altvorderen, sie erläutern die Kulturgeschichte, die Volkskunst. Glücklich kann sich die Rochlitzer Schützengilde schätzen, daß ihre früheren Glieder durch Brand und Krieg den Königsschmuck gerettet haben, den sie nun mit Stolz und Selbstgefühl bei feierlichen Aufzügen führen darf. Er wird auch wesentlich mit beitragen, kommenden Jahr den Festzug der Jubelfeier zu beleben, zu verschönern, bemerkenswert zu machen. Soll letzterer doch in erster Linie mit darstellen, wie sich das Schützenleben der alten Zeit abspielte, als der König mit seinem gleißenden Schmuck stolz die Straßen durchschritt. Manches hat sich auch in Bezug auf den Königsschmuck der Schützengilde geändert. Vor dem dreißigjährigen Krieg waren die Schilder ziemlich klein; Kettenringe nestelten sie zu einem Gehäng zusammen. Ein Beispiel dieser Schmuckart findet sich vor im Leipziger Ratschatz, der die alte Schützenkette von Leipzig bewahrt; an ihr befindet sich auch ein Schild mit dem Wappen von Rochlitz, das etwa aus der Zeit um 1500 stammt. Die späteren Schilder waren für solche Gehänge meist zu groß; man brachte sie deshalb auf Schärpen (Ordensbändern) an. In den Inventarverzeichnissen der Rochlitzer Schützen sind solche schilderbefetzte Binden seit ungefähr 200 Jahren nachweisbar, sie sind noch jetzt üblich. Da die Rochlitzer Gilde auch noch jüngeren Königsschmuck besitzt, so darf man die Königsgruppe in ihrem Festzug also etwas Sehenswertes nennen, daß auf dieselbe öffentlich in einem weit verbreiteten Blatt hingewiesen werden mag.





## Das Muttergottesbild im Walde.

Eine Geschichte von der böhmischen Grenze.

Von Hugo Kösch.

### 2. Fortsetzung.

Ein heller, goldiger Sonntag hatte sich über das Gebirge gelagert. Aus den Nachbarorten hörte man die Kirchenglocken in das Dorf herüberklingen, zwitschernde Dorfschwalben tummelten sich in der reinen, klaren Morgenluft, die Sonne glitzerte auf den Dächern und Fenstern, und von den Bäumen sprühte in glänzenden Funken der Nachttau. Das ganze Dörfchen sah sonntäglich neuwaschen aus. Die Männer standen in ihren weißen Hemdärmeln, behaglich schmauchend, unter den Haustüren; Mädchen mit Blumensträußen wandelten lachend und schwatzend die Dorfstraße entlang, und die jungen Burschen standen in Gruppen beisammen, um ihre Glossen über die Vorübergehenden zu machen.

Fränzel saß auf der Hausbank im Gärtchen und träumte in den sonnigen Morgen hinein. Dann und wann mußte sie einen Gruß erwidern, den Vorübergehende ihr zuriefen, aber im übrigen konnte sie ungestört ihren Gedanken nachhängen. Wer sollte sich auch um sie kümmern? Keiner der Burschen hatte je nach ihr gefragt — zum heiraten war sie ihnen ja zu arm, zum liebeln zu „fürnehm“. Und der, den sie mit all' der Hingebung ihrer kaum erwachten Jungfräulichkeit liebte, hatte sie schroff zurückgestoßen, ohne daß es ihm sichtbaren Schmerz verursacht hatte. Hätte er sie geliebt und ihr stilles, schüchternes Werben verstanden — er würde nicht mit so kalter Gelassenheit ihr vermeintliches Verhältnis zu einem andern für möglich gehalten und ihr mit dünnen Worten gesagt haben: Was kümmert's mich? Was gehen mich deine Sachen an? Bei aller Demut und Ergebenheit besaß Fränzel doch den echten Frauenstolz, und sie sagte sich, daß sie Frieder nicht mehr entgegenkommen dürfe, wenn er sein Unrecht nicht einsehe. — Aber wenn er es täte? Wenn er jetzt vorüberkäme und sie zum Tanze aufforderte, wie er ihr vorher versprochen? O der Seligkeit! O des Glückes! — Nein, sprach sie wieder zu sich, er kommt nicht. „Was kümmert's mich?“ so klang es wieder schmerzlich in ihrem Herzen. Er liebt dich nicht, er kann dich nicht lieben. Wie

könnte es auch anders sein: Er, der stolze, stattliche Bursch, dem die ganze Welt offen steht — und du, das schüchterne, linkische Mädchen, um dessen Gunst sich noch keiner bemüht hat. Es war unrecht, die Augen zu ihm zu erheben — laß dich begnügen mit dem, was dir gebührt! . . .

„Grüß Gott, Jungferle!“ klang es plötzlich vom Zaun, und der Grenzjäger stand daran. „Ausgeschlafen? Und parat g'macht zum Jungferntanz?“

Fränzel wurde feuerrot. Eben hatte sie auch an ihn gedacht und an die Begegnungen mit ihm im Walde, die er fortwährend herbeizuführen mußte. Sie mochte ihn nicht leiden, seit sie in das treue, ehrliche Gesicht Frieders geblickt hatte. Aber wenn er in seiner schmucken Uniform so da stand und sein festes Schnurrbärtchen drehte, konnte sie sich einer gewissen Befangenheit doch nicht erwehren.

„Ich geh' nimmer z' Tanz!“ sprach sie endlich. „Ich wüßt' net, was ich drob'n in der Schänk sollt'.“

„Oho!“ lachte der Grenzer. „Das is mei' Lebtag' d' ersi', die aso red't. Ich denk', dahier im Gebirg sein d' Mädle gar net tot z' machen beim Tanz'n? Heut' sein noch derzu Preßnitzer Musikanten da, die spiel'n auf!“

„A jed's nach seiner Art!“ sprach Fränzel und erhob sich, um in das Haus zu gehen. „'s sein no viel andre da, die aa Tänzer brauchen.“

„Na, woll'n jehn!“ entgegnete er lustig. „Weißt d': Weiberlaun' und Aprilwetter — —“

Sie hörte den Schluß nicht mehr und war in das Haus gegangen; der Grenzjäger aber schritt lachend weiter.

Wenige Stunden nach diesem Gespräche, am Nachmittage, hatte sich Frieder fertig gemacht, in das Dorf zu gehen, zum ersten Male seit seiner Heimkehr. Er gehörte zu jenen glücklichen Menschen, die eine Krisis verschlafen können und abends sich sorgenvoll, erschüttert oder beunruhigt niederlegen, um am Morgen mit freier Stirn und klarem Verstande zu erwachen. Als er heute sich von seinem Lager erhoben hatte, war es ihm, als sei ein er-



frischendes, reinigendes Gewitter durch seine Seele gegangen, als sei die Welt um ihn neu und umgewandelt, als sei er selber ein anderer. Und dieser andere, der er war, hatte sich seit heute vorgenommen, mit der Vergangenheit zu brechen, den alten Haß und den Hader mit dem Schicksal zu vergessen, die Menschen nicht mehr zu verachten, sondern zu versuchen, sie zu lieben. Und der erste Schritt nach diesem neuen Lebensplane war, daß er in's Dorf ging, um Waffenstillstand anzubieten. Mutig und offen wollte er seinen Widersachern entgegenreten, sie durch Milde entwaffnen und durch kluge Nachsicht für sich gewinnen. Mit ihnen und gleich ihnen wollte er von nun ab leben, ein Mensch unter Menschen.

Eine hoffnungsfrohe, glückselige Stimmung überkam ihn, als er so durch den Wald und die heuduftenden Wiesen schritt. Die Bergkuppen glühten ringsum in der Sonnenpracht, drunten im Grunde rauschten die Mühlräder, und in der Ferne bläute der Wald gar prächtig — ohne daß er es wußte, drängte sich dem Träumer ein Lied auf die Lippen, und er begann leise vor sich hinzusingen, was er seit lange nicht getan. Die alten Volkslieder seiner Jugend fielen ihm wieder ein, die er in der schweren Zeit schier vergessen hatte, und als er bei einem vielgesungenen Soldatenliedchen angekommen war, mußte er an Fränzel denken, mit der er heute ernstlich zu reden gedachte.

„Allerschönster Schatz erlaube mir,  
Eine kleine Viertelstund' valler  
Deinen roten Mund zu küssen,  
Oh' die Nachtpatrouille kommt!“

Er hatte noch nie ein Mädchen geküßt, heute aber — heute nahm er sich bestimmt vor, es zu tun, wenn — ja wenn er gestern unrecht gehabt hatte, und wenn sein Verdacht, Fränzel liebe einen andern, unbegründet sei.

Unter diesen Gedanken war er im Dorfe angekommen und schritt durch die einzige Gasse desselben nach der Schenke zu. Jeden, der ihn begegnete, grüßte er, und wenn sich der eine oder der andere verwundert umdrehte, oder wenn eines der Mädchen halblaut ausrief: „Je! der Zigeunerfried!“ so lächelte er nur. In der Schenke angekommen, schritt er direkt auf den langen Tisch zu, an dem ganz unten noch ein Platz frei war, und schlug, wie es üblich ist, zum Gruße kräftig mit der flachen

Hand auf die Platte. Ein Zischeln und Köpfezusammenstecken ging durch die Stube, als man ihn erkannt hatte. Aber er ließ sich nicht beirren. Selbst als seine Nachbarn unmerklich ein Stück von ihm wegrückten und ihm halb den Rücken zuehrten, nahm er dies ruhig hin. Aber es berührte ihn doch schmerzlich: solch' feindseligen Empfang hatte er sich nicht träumen lassen.

In der einen Ecke des Zimmers stand ein besonderer Tisch, an dem der Förster mit einigen Bauern und dem Erbrichter sich zu einem Spiel vereinigt hatte. Sie hatten sich verwundert umgeschaut, als Frieder eintrat, und der Förster mochte eine hämische Bemerkung gemacht haben. Nachdem der Erbrichter Karte gegeben und spielfrei war, stand er auf, um hinauszugehen.

„Bist d' aa wieder derham?“ sagte er zu Frieder im Vorüberstreiten und blieb einen Augenblick stehen.

„Freilich!“ entgegnete Frieder. „Jed' Schwalb' kommt wieder, wo ihr Nest hängt!“ —

„Ja, hm! Na mir söll's recht sei!“ sprach der Bauer barsch, aber nicht unfreundlich. „Halt' Dich gut, dernach wird niemand was derwider hab'n! Aber der G'meind' darfst epper net amal zur Last falle — —“

Diese Worte wurden in einem gönnerhaften Tone von oben herab gesprochen, den der Erbrichter hier angebracht glaubte. Sie waren durchaus nicht böse gemeint, aber Frieder trieben sie das Blut ins Gesicht.

„Is das mei Willkomm' derham?“ sprach er, und seine Stimme zitterte vor Erregung. „Bi' ich denn als Lump komme, daß ich setze Vorschrift krieg?“

„Du waagt, was d' gewesen bist,“ sagte der Alte mit Nachdruck und hob den Zeigefinger empor. „Das soll Dir net nachaetrag'n werden, aber ich sag Dir blos so viel: Mach Dein' Ort net noch amal Schand' . . .“

„Gott steh' mir bei!“ schrie Frieder und faßte in aufbrausendem Zorn das Bierglas. „Wer das sagt, söll's verantworte, und wenn's zehnmal der Erbrichter wär'!“

„Aff'rat der ist es, der Dir's sagt: der Erbrichter!“ sprach kaltblütig der Bauer, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Drum hüt' Dich, daß d' net mit ihm z' tun kriegst.“ —

Er wandte sich um und ging hinaus. In der Stube war man auf das seltsame Zwiegespräch auf-



merklich geworden und schaute neugierig und gespannt auf die beiden. Einmal wurde ein höhnisches Lachen laut, und in der hintersten Ecke rief eine halbunterdrückte Stimme: „Hinaus mit ihm!“

Frieder bewahrte nur mühsam seine Ruhe. Auf solch' offene Gehässigkeit war er nicht gefaßt gewesen, und verschwunden war jetzt der Vorfaß, den er am Morgen gefaßt hatte, verschwunden seine Hoffnung. Er war wieder auf dem alten Fleck wie vorher, war wieder der Feind aller Welt. In diesem Augenblick hörte er neben sich eine rauhe Stimme sagen:

„He! Da is doch aa der Zigeunerfried! Geh, schenk mir 'mal!“

Es war der Uhämel, ein alter, halb blödsinniger Säufer, der alle Welt anbettelte. Einst hatte er im Rausche die Glieder erfroren, und seitdem pflegte er die Mädchen und die Kinder zu erschrecken, indem er auf der Straße aus einem Kerstreck hervorsprang und seine verkrüppelten Hände hinhielt. Wegen diesen unheimlichen Gebahrens gaben ihm die Kinder den Spottnamen „Uhämel“. Frieder warf ihm eine Münze hin und hieß ihn weitergehen.

„Da is aber aaner fürnehm g'worden!“ klang es spöttlich oben vom Tische.

„I nu,“ rief eine andre Stimme. „Er hat doch aa bei der „schwarzen Garde“ gestanden.“

Frieder faßte den Sprecher ins Auge und bezwang sich noch einmal. Es war der Försterhelf, sein Widersacher von Jugend auf.

„Ja, ja!“ rief ein anderer. „Die Ehr' hat noch kaaner im Dorf g'habt, und wir sein do alle gediente Soldaten!“

„Ihr habt's aa falsch a'gedreht,“ höhnte der Försterhelf wieder. „Da muß mer kathol'sch sei' und aa Zigeunermutter hab'n.“

Das war zuviel. Frieder sprang auf in überschäumendem Zorn und faßte die Stuhllehne. Seine mächtige Gestalt bebte vor Wut, und indem er sich in seiner Breite dem Sprecher zulehrte, rief er:

„Gut! Der Zigeunerfried bin ich, und der Zigeunerfried bleib' ich. Ihr wollt's net anders. Komm' 'raus, Du Grünkittel, daß ich Dir's zeig'; hast lang kaa Lektion von mir 'kriegt.“

Ein wüstes Durcheinander folgte diesen Worten. Die Burschen sprangen auf, Stühle fielen um, Biergläser flogen an Frieder vorbei, und lautes Gebrüll erscholl.

„Schafft ihn 'naus!“ hieß es. — „Hier ist der

Militärvereinstisch, 'naus mit dem Strassoldaten!“ rief ein anderer. — „Schlagt ihn tot, den böhm'schen Lump!“

Der Försterhelf war über den Tisch gesprungen und suchte sich nach Frieder durchzudrängen. Heute hatte er nichts zu fürchten, ein paar Duzend kräftiger Fäuste standen ihm zur Verfügung. Einige wollten Frieden stiften, andere schrieten und höhnten aus dem Hintergrund. Dazwischen gebot der Erbrichter mit lauter Stimme Ruhe, und der Wirt suchte schimpfend Frieder zum Verlassen des Zimmers zu bewegen.

In diesen allgemeinen Wirrwarr tönte plötzlich eine kräftige Stimme hinein, und Frieder fühlte sich von starker Hand zurückgeschoben. Er blickte sich um, der Steffenezer stand vor ihm.

„Schön' guten Tag miteinander!“ rief der Nezer kaltblütig und stellte sich breitspurig vor Frieder hin. „Heut' is doch noch kaa Kirms, daß es so lustig zugeht?“

Eine plötzliche Stille trat ein. „Der Nezer!“ sprach man leise. „Sei' guter Freund!“ hieß es anderswo. „Freilich — Sack und Seil g'hören z'sammen!“ rief ein dritter.

„Und ob i' z'samm g'hör'n!“ entgegnete Nezer lustig. „Du mußt's do wissen. Schau — dei' Sack war vorgestern gut z'sammg'schnürt!“ Und er nickte dem Burschen bedeutsam zu; er hatte ihn beim „Moosstrazen“ ertappt.

„Söll'n mer uns von dem böhm'schen Kampel verschimpfieren lassen?“ hegte ein halbwüchsiger Bursch.

„Frag' Dein' Vater, ob er's zugibt!“ gab Nezer mit den Augen zwinkernd zur Antwort. „Zed's Ding hat zwaa Seiten, aa eure Gabelbeichsel drüben aus 'm Finkenbüschel. Ich war derbei, wie ihr i' abends g'holt habt.“

Das Geschrei verstummte. Die meisten fürchteten weitere Enthüllungen durch den Steffenezer, der von all' den heimlichen Unterschleifen wußte, weil er Tag und Nacht im Walde herumkroch. Und keiner sprach sich frei davon. Ging doch in der Umgegend das Sprichwort von dem Dorfe: „Zehn Häuser, zwölf Holzdieb'!“ Das Wildern und Holzstehlen galt damals für keine Schande, bloß das Sichertappenlassen.

Jetzt endlich gelang es dem Erbrichter, zu Gehör zu kommen. Seine blaue Zornesader schwell



an der Stirn, und er drängte sich ungestüm in den Vordergrund.

„Jetzt hat's aan End'!“ rief er mit mächtiger Stimme. „Ihr halt't Ruh',“ sprach er, zu den Burschen gewandt, und zu Frieder und Nezer: „und Ihr geht 'naus!“

Es hätte der letzten Mahnung nicht bedurft. Nezer hatte, die Pause benutzend, Frieder zur Tür hinausgedrängt und mit sich fortgezogen. Frieder hatte es willenlos geschehen lassen; er ging wie ein Träumender nebenher. Als sie durch die Hausflur schritten, bliesen gerade die Prefsnitzer Musikanten mit einem lauten Tusch den Tanz an. Die Tür des Saales stand weit offen, gaffende Kinder davor, und Frieder sah im Vorübergehen Fränzel an dem Arme eines Grenzers vorbeischieben. Hätte er gewußt, wer der Tänzer war, er wäre nicht so ruhig dahingeschritten. So aber fühlte er nur einen bitteren Schmerz in der Brust, wie er ihn jedesmal überkam, wenn er Unrecht oder Zurücksetzung zu erleiden hatte.

Im Hofe saß der Uhämel und labte sich an dem Bier, das ihm Frieder gespendet hatte. Als die beiden vorbeikamen, hob er den Krug empor und rief Frieder zu: „Arger' Dich net, Fried'! Wir arm' Leut' müsse z'sammhalte gegen die Prozen!“

Frieder zuckte zusammen. So tief stand er, daß ein notorischer Vagabund ihn zu seinesgleichen rechnen durfte? Die Feindseligkeit der Dorfburschen hatte ihn in Wut gebracht, die hier angebotene Freundschaft aber machte ihn elend.

Er riß sich von Nezer los und stürmte wild in das Freie hinaus. Wie am Abend vorher, so irrte er auch jetzt wieder planlos über die Felder, im Walde umher, zerfallen mit sich und mit aller Welt. Verschwunden war der fromme Glaubensmut, die Hoffnungsfreudigkeit, die ihm das schlichte Gebet des alten Kantors eingefloßt hatte, öde und grauig wie ein sturmbewegtes Meer lag die Zukunft vor ihm.

Nach einiger Zeit endlich begann sein Denken und Fühlen klarer zu werden, und er überdachte die Ereignisse dieses Tages. Indem er langsam, gesenkten Hauptes auf der Landstraße dahinwandelte, ließ er sein ganzes bisheriges Leben im Geiste an sich vorüberziehen. Es war düster und trüb' gewesen bis heute. Nur einmal hatte sich ein Sonnenstrahl hinein verirrt, als er Fränzel kennen gelernt. Das war nunmehr auch vorbei, mußte vorbei sein.

Mochte sie ihn nun lieben oder nicht, gleichviel: er, der verachtete Zigeunerfried, durfte seine Augen nicht zu ihr, der Reinen, der Glücklichen, erheben. Und ein anderer hatte er nicht werden können. Wohl hatte er es versucht, gestern, heute, aber vergeblich. Wer kann sich gegen das Schicksal aufbäumen? — —

Er sah von weitem ein einsames Liebespaar die Straße einher gewandelt kommen und bog deshalb vom Wege ab, in den Wald hinein. Hier setzte er sich auf einen moosbewachsenen Felsblock, um weiterzugrübeln. Um alles in der Welt mochte er jetzt keinem Menschen begegnen.

„Das is net wahr, das glaab ich net!“ hörte er nach einiger Zeit die Stimme des Mädchens sprechen, als die beiden vorübergingen.

„Wenn ich Dir's jag'!“ beteuerte der Bursche. „Ich hab's selber gesehen!“

„Und wenn Du's zehnumal jagst!“ entgegnete die Dirne. „Ich glaab's net! So weit wirft sich die Steigerfränz net weg!“

„Ich laß mir's net nehme: der Zigeunerfried is ihr Schatz!“ sprach jener von neuem. „Sie hat wie oft abends bei 'ne am Meiler gestanden.“ —

„Na — dernach müßt' sie fa Fünkel Ehr' im Leib haben!“ — —

Frieder hatte jedes Wort gehört, aber er rührte sich nicht. Ihm war es, als ob er in einem schweren Traume liege, aus dem er bald erwachen müsse. Nein, es war kein Traum, es war Wirklichkeit. Und plötzlich lachte er in grimmigem Selbsthohn laut auf: Das waren ja seine eigenen Gedanken, die das Mädchen hier aussprach! Freilich, die Fränzel dürfte keine Ehre im Leibe haben, wollte sie zu ihm hinabsteigen, in sein Elend, in sein verachtetes Dasein.

„Du darfst sie nicht mehr sehen,“ sprach er zu sich selbst, „damit deine Liebe zu ihr nicht von neuem entbrennt. Vielleicht liebt sie auch den andern. Mag es sein. Es ist gut so. Mag er sie glücklich machen!“

Und in der wunderbaren Gedankenfolge, die dem Menschen zu eigen ist, wenn ein großer Schmerz ihn erschüttert, sah sich Frieder jetzt in einen Tag seiner Jugendzeit versetzt. Böhmisches Komödianten waren im Dorf und führten ein Kitterschauspiel auf. Den Titel hatte er vergessen, auch den Gang der Handlung. Aber der arme Knappe, der die edle



Herrin liebt, fiel ihm plötzlich wieder ein, wie er von der Hohen, Unerreichbaren Abschied nimmt:

„Drum, edle Frau, laßt mich ziehn!  
Nicht ziemt dem schlechten Knechte solche Liebe.  
In heil'gen Kampf, zum Grabe laßt mich hin:  
Verachtet wär't ihr, liebt' ich euch und bliebe. . .“

Es war sehr schön und rührend damals gewesen. Die Weiber und Mädchen hatten die Schürzen vorgehalten und geheult, die Burschen finstre, grimmige Gesichter gemacht. Selbst der Uhmel war ernst geworden und hatte nicht einmal einen Witz darüber gemacht, daß der Knappe hohe Reiterstiefel aus Glanzpapier trug. Wie kam es nur, daß ihm gerade diese Episode im Gedächtnis geblieben war? — Dann stand er auf und begann von neuem seine ruhelose Wanderschaft. Durch Dickicht und über graue Felsblöcke ging sein Weg, über grüne Haide und an den rauschenden Waldbächen vorbei. Dabei war der Kopf ihm dumpf und schwer, als trüge er Blei darin. Die Sonne begann zu sinken, und die Bäume warfen bereits lange, dunkle Schatten, als er den Berg hinaufstieg. Ein kräftiger Harzgeruch würzte die Luft, untermischt mit dem Dufte der Haideblüten, in denen tausende von Insekten summten und schwirrten. Das mahnte ihn, der im Walde aufgewachsen war, an seine Kindheit, und eine weiche, ergebene Stimmung kam über ihn. Er träumte, er sei noch ein Kind und säße bei der Spizenfordel am flackernden Feuer. Die alte Frau klöppelte und erzählte dabei aus ihrer Jugendzeit: vom großen Napoleon und seinen Soldaten, vom kühnen Wildschütz Stülpner, und von den Plackereien des armen Bauernvolks in damaliger Zeit. Dann begann sie mit ihrer zitternden Stimme eines jener alten, schwermütigen Volkslieder zu singen, deren sie unzählige wußte.

„Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von mir!  
Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von mir!  
Im Rosengarten will ich deiner warten,  
Im grünen Klee, im weißen Schnee. . .“

War es eine Täuschung? War es ein Traum? Eine süße, klagende Stimme sang diese Worte in seiner Nähe, und als er aufblickte, sah er die Steigerfränzel am Abhang sitzen und träumerisch in das Waldgrün hinunterblicken.

Die Fränzel hatte am Nachmittag Frieder an dem Schulhause vorbeigehen sehen und war deshalb noch zum Tanze erschienen, in der Hoffnung, er würde sich ihr nähern. Aber sie hatte ihn nicht erblicken können. „Er verschmäh't dich!“ hatte sie

traurig zu sich gesagt. Darauf kam der Grenzfänger auf sie zugeeilt, um sie zum Tanze zu führen. Sie wollte dann seinen Verbungen aus dem Wege gehen und war deshalb nach kurzer Zeit heimgekehrt. In der dumpfen Stube konnte sie es nicht aushalten, und sie machte sich deshalb auf, um in's Freie zu wandern. Sie schritt zum Dorfe hinaus, über die Felder und Wiesen dahin, hinein in den Wald. Und dort draußen, im Finkenbüschel, wo man von den grauen Felskuppen weit hinaus in's Gebirge schauen kann, bis nach Böhmen hinein, dort hatte sie sich hingesezt und über ihr Leid nachgedacht. „Ich bin ihm zu gering!“ hatte sie leise dem Walde geklagt. „Er verschmäh't mich! — Wenn es anders wäre, hätte er heute kommen müssen, wie er versprochen!“ Und dann waren ihr die Tränen in die Augen getreten, aber sie hatte sie tapfer niedergekämpft. „Wie Gott will! Es soll nicht sein!“ sprach sie und dachte dabei an ihren Vater, der, als man ihn sterbend aus dem Schacht brachte, ihr zurief: „Wein' nicht und sorg' dich nicht: ein Bergmannskind steht in Gottes Hand!“ Und endlich begann sie mit ihrer klaren Stimme in den stillen Wald hineinzusingen, als ob es ihr Linderung brächte, ihr Leid den verschwiegenen Bäumen zu klagen.

Frieder war wie gebannt stehen geblieben, als er sie erblickt hatte. Noch einmal wollte er sich an ihrem Anblick weiden, noch einmal ihre liebliche Erscheinung seinem Gedächtnis einprägen und dann still Abschied nehmen von ihr auf immer. „Drum, edle Frau, laßt mich ziehn. . .“ klang es in seinem Herzen, und heißes Weh preßte seine Brust zusammen.

Da — ein Stein löste sich ab und rollte den Abhang hinunter. Fränzel blickte sich um und stieß einen Schrei aus.

„Frieder!“

Doch Frieder schlug die Hände vor sein Gesicht, und die mächtige Gestalt des Burschen bebte. Das Mädchen wollte auf ihn zueilien, aber er streckte abwehrend die Hand aus.

„Laß mich!“ rief er dumpf und bebend. „Laß mich! Wir haben nichts mit einander zu schaffen.“

Und ohne sie anzublicken, wandte er sich um und verschwand im Walde.

\* \* \*

(Schluß folgt.)



# Karlsbader Bilder und Skizzen.

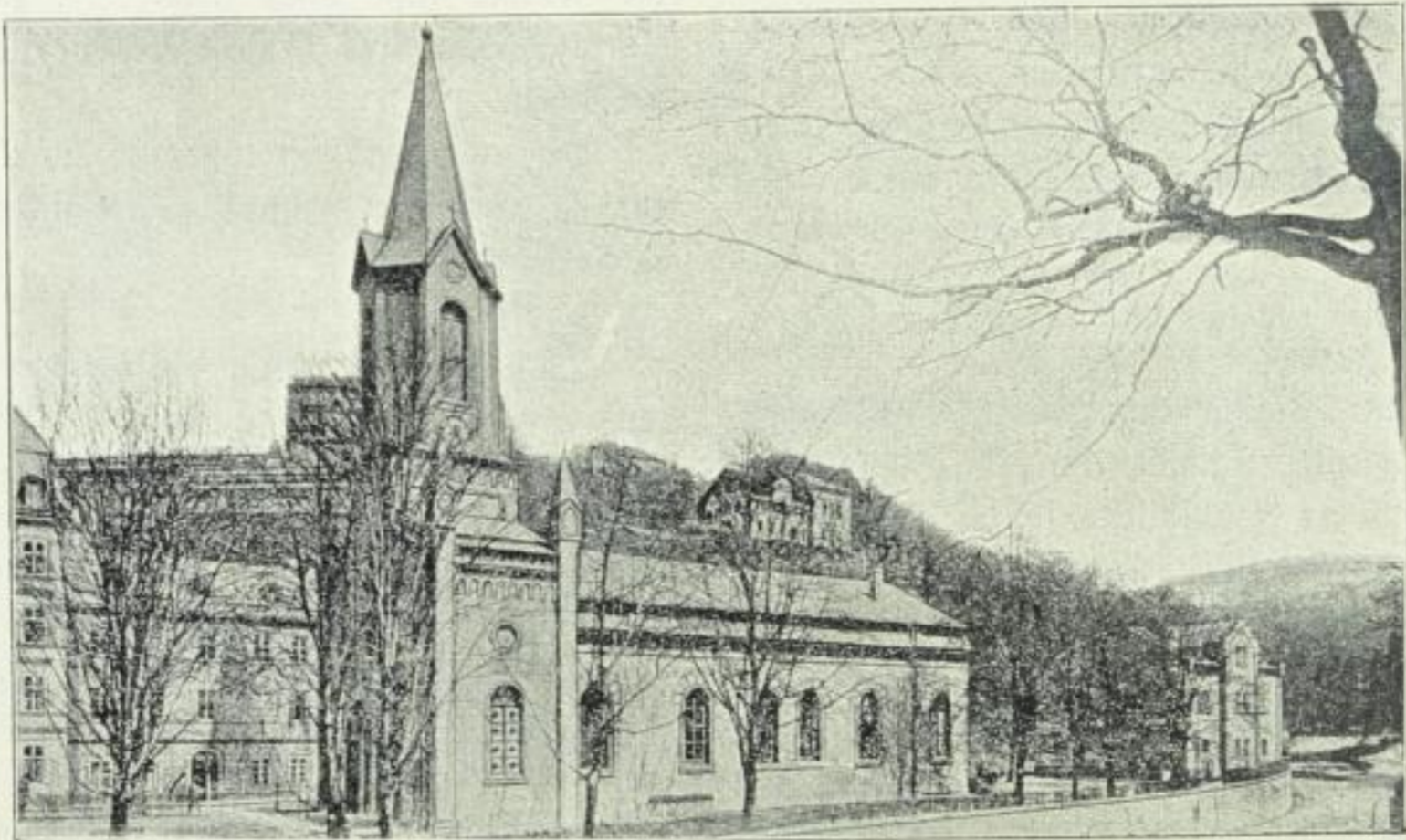
## II. Zur Geschichte der evangelischen Kirche.

Am Teplufer, kurz hinter dem prächtigen Gebäude des Kaiserbades, dort, wo die Karlsbad einschließenden Höhen so nahe zusammenrücken, daß für Anlagen von Villen und Gasthäusern sich wenig oder kein Platz bietet, erhebt sich, dem großen Strome des Fremdenverkehrs etwas entzogen, die erst jüngst restaurierte evangelische Kirche, ein im ganzen einfacher, schmuckloser Bau. Die Kirche ist von Gartenanlagen mit schönen Bäumen umgeben, im Hintergrunde steht das gleichfalls einfache Pfarrhaus, dessen bekannte, liebenswürdige Gastlichkeit wohl schon so mancher Besucher Karlsbads genossen hat. Auf der einen Seite geht die Fahrstraße vorüber, auf der andern, jenseits der Tepl, der schöne Promenadenweg, der von Pupp's Anlagen an verschiedenen Kaufhallen, an Restaurant „Sanssouci“ vorüber nach den vielbesuchten Kaffeegärten, dem „Posthof“, „Kaiserhof“ u. a. führt.

Die Geschichte dieser Kirche wie die der evangelischen Gemeinde hat im vorigen Jahre der jetzige Pfarrer Camillo Feller auf Grund sorgfältiger archivalischer Studien in einer klaren, lichtvollen Jubiläumsschrift veröffentlicht, der wir die Hauptmomente für unsere Skizze entnehmen.

Karlsbad gehörte ehemals in den Elbogener Kreis. Hieraus ist es erklärlich, daß Elbogen der Stadt Karlsbad in mancher Beziehung voraus war, so auch hinsichtlich der Einführung der Reformation. In Elbogen residierte damals der Burggraf Sebastian Schlick, mit dem Luther in freundschaftlicher Beziehung und in lebhaftem Briefwechsel stand. Während nun hier in Elbogen, in dem nahen Schlaggenwald, sowie in Joachimsthal, wo damals der Rektor Johann Mathesius und der fromme Liederdichter Nikolaus Hermann wirkten, die Reformation frühzeitig Einzug hielt, blieb es in dieser Hinsicht in Karlsbad ruhig. Erst vom Jahre 1554 wird berichtet, daß die Karlsbader „vom katholischen Glauben abfielen und die Lehre Luthers annahmen.“

Die geistliche Versorgung lag bis dahin in den Händen der Kreuzherren, deren Ordensmutterhaus in Prag bis heute — oder richtiger: nach der Gegenreformation wiederum — die Pfarreien von Karlsbad, Elbogen, Mariakulm usw. besetzt. Als erster evangelischer Pfarrer amtierte in Karlsbad Andreas Hampisch, 1554—1571. Ihm folgte Joachim Rüdberg (— 1576), sodann Laurenz Enikel (— 1580). Von diesen Pfarrern und ihren Nach-



Kirche und Pfarrhaus von der Teplseite.



folgern wissen wir nicht viel mehr als ihre Namen. Der Dreizehnte in der Reihe und der letzte evangelische Pfarrer vor der Gegenreformation war Johann Rebhuhn (auch Rephun und Rebhun), von 1617—1624. Der streng katholische Kaiser Ferdinand II. hatte die Vertreibung aller protestantischen „Prädikanten“ in seinen Ländern angeordnet. Die Ausführung lag in den Händen des Fürsten Liechtenstein, der von dem päpstlichen Nuntius Caraffa und besonders von dem allmächtigen Beichtvater des Kaisers, dem Jesuitenpater Lamormain, unterstützt

wurde. Dieser Auswanderungsbefehl traf also auch den evangelischen Prediger in Karlsbad. Am 24. August 1624 griff Rebhuhn zum Wanderstabe. „Von hinnen neben den Seinigen weggezogen und hat Ein ganzer Rath bei Ihm und von Ihm ein ehrlichen Abschiedt genommen,“ so lauten die Worte des Ratsprotokolls, das Dr. Ludwig in seiner ausführlicheren Geschichte der „Gegenreformation in Karlsbad“ wiedergibt. Die Rekatholisierung ging indessen nicht so glatt von statten. Wiederholt gab es ernste Kämpfe, selbst die am 14. Juli 1627



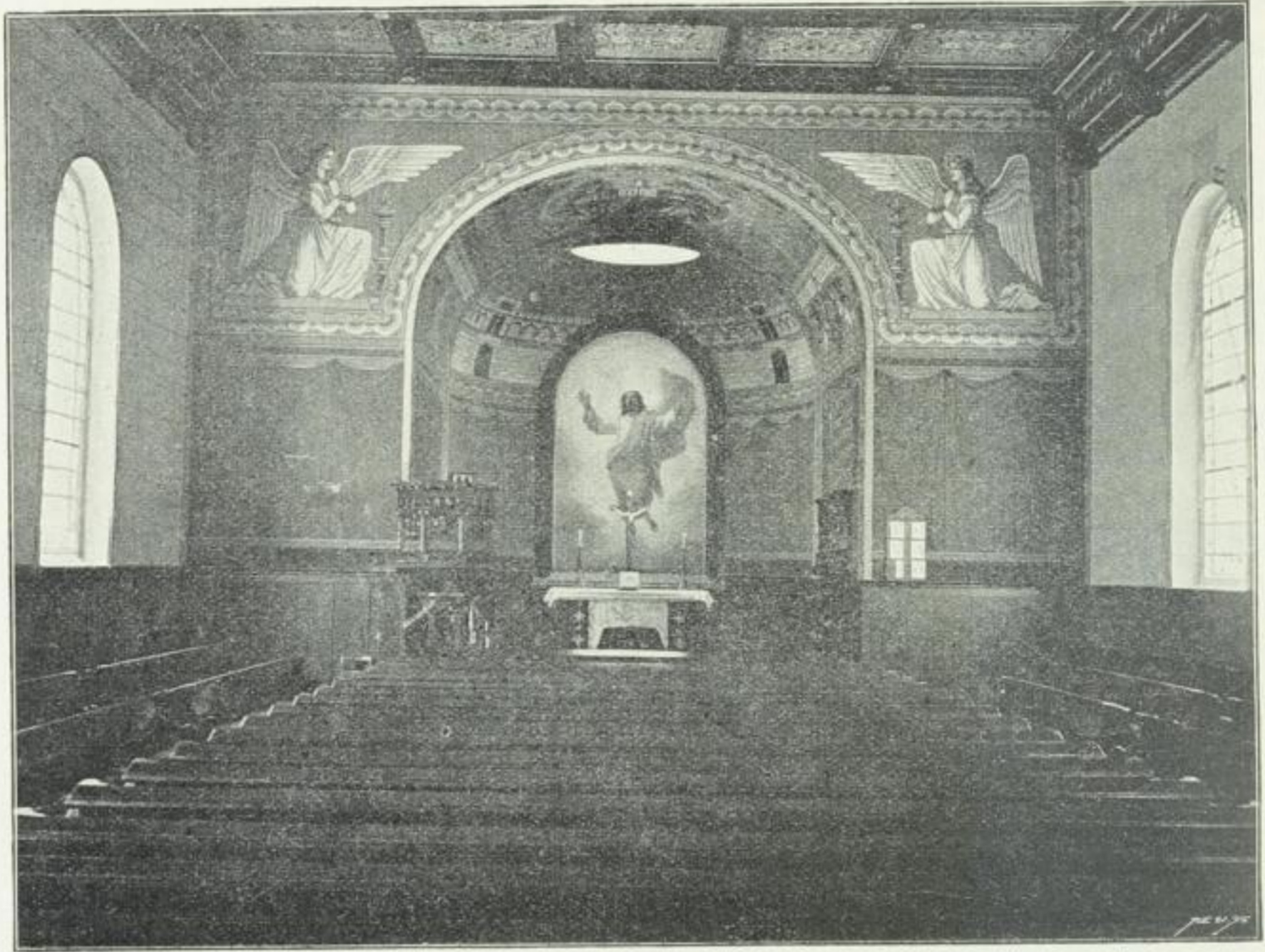
Rebhuhns Auszug aus Karlsbad 1624.

durchgeführte Güterkonfiskation vermochte die Fortschritte des Katholizismus nicht sonderlich zu beschleunigen. Erst die Armut der Stadt, die Nöte des Krieges taten das ihre, um den Entschluß zur Reise zu bringen, unter einerlei Gestalt zu kommunizieren. Das geschah am 25. März 1528, und zwar zunächst nur von den Männern, die Frauen folgten erst allmählich nach. Noch 1530 haben sie sich zum Teil dem Schritte widersetzt.

Erst nach mehr als 200jähriger Pause wurde

in Karlsbad das Bedürfnis nach evangelischem Gottesdienst wieder rege, und zwar zunächst in den Reihen der Kurgäste. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Genehmigung der Landesbehörde zu erhalten, fand ein evangelischer Gottesdienst zum ersten Male wieder statt im Jahre 1844. D. Couard, Prediger zu St. Georgen in Berlin, hielt die Predigt, wie eine eigenhändige Niederschrift Couards in den „Komitee-Akten“ des Pfarrarchivs berichtet. Die Gottesdienste mußten in diesem und in den





Altaranficht nach der Renovation.



Orgelansicht nach der Renovation.



folgenden Jahren in verschiedenen Sälen (so im oberen böhmischen Saale, später im Sprudelsaale u. a.) abgehalten werden. Jeweilig zur Kur anwesende evangelische Geistliche übernahmen bereitwillig die sich nötig machenden Amtshandlungen. Eine gewisse Regelmäßigkeit hierin, sowie ein regeres evangelisches Leben brachte das Jahr 1850, in dem P. Kettembeil aus Rothenhütte bei Ilfeld im Hannoverischen zum ersten Male nach Karlsbad kam, ein Mann, der berufen sein sollte, durch eine Reihe von Jahren der Führer und ständige Leiter der Gemeinde zu werden. Zunächst ward ein Fonds zum Bau eines evangelischen Bethauses begründet. In den nächsten Jahren wurden Sammlungen auch in den deutschen Ländern veranstaltet. So stiftete dazu u. a. der König von Hannover 500 Taler und der König von Preußen 100 Louisdor. Eine Kirchenkollekte im Königreich Sachsen ergab die Summe von 1360 Talern. Immer mehr regt sich und wächst in Karlsbad und in der Umgebung das evangelische Bewußtsein. Der Fabrikbesitzer Ludwig Mieg in Birkenhammer wird die eigentliche treibende Kraft, ja er ist als der Gründer der evangelischen

Gemeinde in Karlsbad anzusehen. Das hannoversche Konsistorium gewährte dem P. Kettembeil nicht nur Urlaub für die Saison, sondern bewilligte auch die Mittel für seine Vertretung. So ward P. Kettembeil ständiger Saisonpfarrer für die Jahre 1854 bis 1862.

Die Bauangelegenheit machte rasche Fortschritte. Schon am 1. Pfingstsonntag (1. Juni) 1856 konnte sich die Gemeinde zum ersten Male in einem eigenen neuen Gotteshause versammeln, wenn auch das Bethaus mehr einer Turnhalle glich und sein Inneres noch recht ärmlich aussah. Und als im Jahre 1861 der Kaiser Franz Joseph I. durch das bekannte Protestanten-Patent die Gleichstellung der evangelischen Kirche mit der römisch-katholischen innerhalb der österreichischen Lande gewährleistete, ging man auch in Karlsbad daran, eine selbständige evangelische Kirchengemeinde zu begründen. Zunächst ward ein „Presbyterium“ gewählt (30. März 1862), dem die Fürsorge für die junge Gemeinde oblag. Die Genehmigung erteilte der k. k. Oberkirchenrat in Wien am 19. September 1863.

Es war natürlich, daß die ersten Jahre der



Pfarrhaus mit Kirche von Osten gesehen.



Gemeinde viel Anforderungen und Aufgaben brachten. Die Erhebung derselben zur Pfarrgemeinde, der Anbau der Kirche mit Turm und Altarnische, die Anlage eines eigenen Friedhofs, die Aufführung einer Schutzmauer am Tepluser, die Wahl eines ständigen Pfarrers, der Bau eines Pfarrhauses und vor allem die Beschaffung der nötigen Geldmittel bildeten die Haupt Sorgen. Am 13. Juni 1876 erscholl in dem neuerbauten Turme zum ersten Male das evangelische Geläute hinaus in das liebeliche Tepltal. Am 28. Mai desselben Jahres ward der neue Pfarrer gewählt in der Person des Pastors Gottfried Rodewald aus Celle. Ein neuer Friedhof ward angelegt, die Ufermauer erbaut, der Kirchgarten angepflanzt, ein neues Pfarrhaus errichtet, so daß die Gesamtschuld sich rund auf 46500 fl.

belief. Unter diesen keineswegs günstigen Aussichten hielt der neue Pfarrer am 7. Januar seinen Einzug. Die Aufgaben, die dem Presbyterium und dem neuen Pfarrer für die nächste Zeit erwuchsen, bestanden in dem inneren, wie äußeren Ausbau des Gemeindelebens. Darüber gingen rund zwei Jahrzehnte hin. Die Entwicklung der Gemeinde war aber nunmehr in eine ruhigere Bahn geleitet. Am 11. Dezember 1891 starb der erste Pfarrer Rodewald. Als sein Nachfolger wurde Camillo Feller, bisher Pfarrer in Langenbach i. B., gewählt, der am 9. März 1893 seinen Einzug hielt. Neue Aufgaben warteten seiner: die Regelung des Religionsunterrichtes und die Erneuerung der Kirche. Auf seine Bitte entsandte der Verein für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen — ausnahmsweise über die

Landesgrenze — den bekannten Kirchbaumeister Julius Zeißig aus Leipzig zur Prüfung der Verhältnisse. Die Kirche wurde vollständig renoviert. Der Orgelneubau wurde dem Altmeister Zahn in Dresden, die Kunstmalerei dem Maler E. Schulz in Leipzig und die Kunstverglasung dem Hofglasmaler Türke in Zittau-Grottau übertragen. Zeißig behielt die Oberleitung. Am 3. Mai 1893 erfolgte die Neueinweihung des Gotteshauses, das auch mit einer Heizanlage versehen worden war. Nun macht das Innere der Kirche einen würdigen, vornehmen Eindruck. Die Kanzel hat an der einen Seite des Triumphbogens ihre Stelle gefunden; sie, wie die Brüstungen des Orgelchors, der Chorloggia, die Balkenlager der Kasettendecke und die Deckengesimse an den Längsseiten des Schiffes sind in edler Kunstschlerei ausgeführt.

Zwei Fenster stellen die Figuren des Petrus und Paulus dar, während die übrigen ornamentale Malerei aufweisen. Ber-



Evangelisches Hospiz.



schiedene namhafte Zuweisungen ermöglichten die Anschaffung der nötigen kirchlichen Geräte. Auch ein Kirchenchor wurde unter der Leitung des Lehrers E. Baumgärtel gegründet. Was den Religionsunterricht anlangt, so wurden in Fischern, Birkenhammer, Rudek, Neusattl, sowie in Karlsbad selbst Unterrichtsstationen eröffnet.

Eine neue, schöne Aufgabe trat an die Gemeinde heran durch den Bau eines evangelischen Hospizes, der durch den Pfarrer angeregt, durch Mitglieder aus der Gemeinde (besonders durch den Prokuristen Robert Hofmann und den Rechtsanwalt Dr. Kilian Frank) gefördert und durch den Architekten Julius Zeißig aus Leipzig ausgeführt wurde. Heute erhebt sich das neue Hospiz, das am 16. Mai 1899 seiner Bestimmung übergeben wurde, ein überaus stilvolles, vornehmes Villengebäude, als eine Zierde des „Westend“, des schönsten Villen-

viertels von Karlsbad. Allen evangelischen Kurgästen sei das Hospiz, das sich durch solide Einrichtung und gediegene Einfachheit, durch vortreffliche Verpflegung als auch durch die Pflege eines angenehmen, gesellschaftlichen Verkehrs vorteilhaft auszeichnet, zum Besuche aufs Beste empfohlen.

Ein arbeitsvolles Halbjahrhundert hat die evangelische Gemeinde Karlsbad hinter sich, neue Aufgaben erwachsen ihr aus der Los-von-Rom-Bewegung, die ihr ein großes Arbeitsfeld eröffnet. Schon hat man wacker begonnen, dieses neue Feld zu bestellen und zu bebauen. Aber noch gibt es vieles zu tun. Klar zeichnet und begrenzt diese und andere Aufgaben der Gemeinde P. Feller am Schlusse seines von uns nach seinem reichen Inhalte skizzierten Werkes. Möge Gott auch fernerhin seine Gnade walten lassen über die evangelische Gemeinde Karlsbads!

G. Spindler.



## Sachsen im Volksmunde.

Von Dr. G. Schlauch-Dohna.

### II. Teil: Ortschaften.

(7. Fortsetzung.)

#### Leipzig.

113. Flos ac decus Misniae, d. i. Blüte und Zierde des Meißnerlandes.

(Cur. Antiqu., S. 646, 11—13. — Schäfer, S. 58. — Freytag, S. 71).

114. Urbs illa trium Germaniae elegantiarum, flos ac delictum Misniae.

(Knauth, S. 205, 8—10. — Schäfer, S. 58. — Freytag, S. 71).

115. Das rechte Auge von Meissen.

(Cur. Antiqu. S. 646, 12. — Reinsberg I, S. 90. — Wander III, 29, Nr. 2 (Leipzig ist —). Schäfer, S. 58. — Gesefiel, S. 20, 4. — Freytag, S. 71 (Meißens).

116. Klein-Meißnerland.

(Cur. Antiqu. S. 647, 22 u. 23. — Wander III, 29, Nr. 4. — Gesefiel, S. 20, 12.)

Muerbachs Hof hieß: Klein-Leipzig. Er kommt aus Kleinleipzig. (Wander III, 1391.)

Taubmann dichtete das Epigramm:

Misnia parva potest urbs dici Lipsia, dici  
Aurbachea domus Lipsia parva potest.

117. Kurfsachsens Diamant. (Knauth, S. 205, 11. Schäfer, S. 58. — Freytag, S. 71.)

118a. Das kleine Meißner Rom.

(Knauth, S. 205, 12. — Cur. Antiqu. S. 646, 11. — Reinsberg I, S. 90 (er fügt hinzu: Goethe machte „Klein-Paris“ daraus). — Schäfer, S. 58. — Freytag, S. 70.)

118b. Kleine Rom im Sachsenlande.

(Wander III, 29, Nr. 3. — Gesefiel, S. 20, 3.)

Schäfer erklärt 118a, weil seine Pfaffen und Mönche kurz vor der Reformation sich sehr geltend und unangenehm machten. Freytag, der auch „das rechte Auge Meißens“ so erklären will, leitet es von der verhältnismäßig späten Einführung der Reformation ab, die aus dem hartnäckigen Widerstand der energisch päpstlich gesinnten Mönche sich erkläre.



119. Barbara tellus. (Dertel, S. 153. — Freytag S. 70.)

L. trägt diese Bezeichnung nach einem alten Merkwort über die deutschen Universitäten.

120. Pleißathen.

(Wander III, 29, Nr. 3. — Schäfer, S. 58. — Kotes, S. 70. — Hefefiel, S. 20, 3. — Freytag, S. 72.)

Ebenso: Halle oder Jena — Saalathen, Göttingen — Leinathen, Breslau — Oderathen, Prag und Wittenberg — Elbathen, Weimar — Ilmathen, Berlin — Spreeathen. (Reinsberg I, S. 83.)

121. Klein-Paris.

(Wander III, 29, Nr. 3. — Hefefiel, S. 20, 5. — Freytag, S. 70.)

122. Die große Seestadt Leipzig.

(Kotes, S. 70 [nach dem bekannten Volksliede].)

123. Er sieht aus wie das Bändermännel. (Gräfe, 401. — Schäfer.)

Das Bändermännel war ein Stationsmal vor Hinrichtungen mit dem Rade oder durch Ertränken, befand sich am grimmaischen Tore, dort, wo jetzt Café Felsche steht, und stellte eine zum Tode des Säckens vorbereitete Figur dar mit der Inschrift: Poenitere (Bereue).

124a (Albrecht von Sachsen) Als auff eine Zeit bey einem Gastmahl andere sich berühmten / wegen ihrer Reichthumb und Güter / sagt der Fürst: Er hab eine Stadt / darinn wären drey Wunderwerck: nehmlich / drey Klöster. 1. Ein Prediger Kloster / das hätte viel Früchten / und kein Aecker. 2. Ein Barfüßer Kloster / das hätte viel par Geld / und keine Renten. 3. Zu St. Thomas / München / die hätten viel Kinder / und doch keine Weiber, (Zinkgraf I, S. 125.)

124b. Zu Leiptzig seynd drey selkum ding, sprach der fürst auß Sachsen; da haben wir drey klöster, deren gleichen kaum funden wirt. Die Klöster, die da predigerordens seindt, die verkauffen ein ganzes jar Koren vnnnd haben doch keyn acker. Die andern mönch das seind barfüßer observanger, die vollbringen grosse baw und haben keyn gelt; die dritten Mönch, das seind Augustiner Canonici regulares, die tragen weiße hembder vnd regieren alle pfarren zu Leiptzig, machen viel Kinder vnd haben keyn frawen. (Wander III, 30, Nr. 10.)

Ich bringe aus der großen Anzahl Wiederholungen dieses gern erzählten und rasch sprichwörtlich gewordenen Scherzwortes Herzog Albrechts, die sich mehr oder weniger mit obigem decken, nur diese zwei Beispiele, die sich nur dadurch unterscheiden,

daß bezüglich der Augustinermönche durch Pauli (auf den Wander; Reinsberg I, S. 64; Eiselein, 537; der Klosterpiegel in Sprichwörtern, Bern 1841, 39, 24; Kainis, die Derbheiten im Reden des Volkes 123, 2; Küffner 351 zurückgehen) aus dem durch seine versteckte Zweideutigkeit witzreichen Worte (wie es mit Zinkgraf die Anektden I, S. 31, Schäfer, S. 61 und Freytag, S. 74 haben) eine platte, witzlose Zote wurde. Der Sinn ist der, daß das Predigerkloster viele zinsbare Dörfer besaß, das Barfüßerkloster mit dem Bettelsack viel Geld einnahm, die Augustinermönche zu St. Thomas eine seit 1222 berühmte Klosterschule unterhielten.

125a. Leipzig liegt vor Leipzig.

(Wander III, 30, Nr. 5.)

125b. Leipzig ligt draußen, und Leipzig ligt drinnen,

Also kann Leipzig nicht Leipzig gewinnen.

(Cur. Antiqu. 648, 3—14. — Wander III, 30, Nr. 5.)

125c. Leipzig liegt haussen und Leipzig liegt drinnen,

So kann Leipzig vor Leipzig nicht Leipzig gewinnen.

(Eiselein, 420. — Körte, 4737. — Reinsberg I, S. 90. Simrock, 6338.)

125d.

Leipzig liegt außen und Leipzig liegt drinnen,

Drum kann Leipzig Leipzig nicht gewinnen.

Daß Leipzig auch für Leipzig lag,

Das macht, daß Leipzig bleibt noch;

Wär Leipzig nicht vor Leipzig kommen,

So wär Leipzig wohl bald genommen.

(Gräfe, 429, Anm. — Wander III, 30, Nr. 5 [bleibt nach; bald gewonnen]. — Freytag, S. 75 [bald gewonnen].)

125e. Daß Leipzig nicht gewonnen ist,

Dieses allein die Ursach ist,

Daß Leipzig vor Leipzig gelegen ist.

(Schäfer, S. 60.)

Im Jahre 1547 belagerte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen die Stadt Leipzig gegen Herzog Moriz vergeblich, denn seine Offiziere hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Kostbarkeiten und Schätze in der Stadt.

126a. Es ist richtig mit Leipzig.

(Eiselein, 420. — Körte, 4736. — Reinsberg I, S. 90. Schäfer, S. 61.)

126b. Mit Leipzig ist's richtig.

(Wander III, 30, Nr. 6.)

126c. Richtig mit Leipzig. (Simrock, 8463.)

Entstand im 30jährigen Kriege, als Gustav Adolf am 7. September 1631 bei Breitenfeld über



Tilly gesiegt hatte, und wurde im 7jährigen Kriege und am 18. Oktober 1813 erneuert.

127. *Lipsia vult expectari.*

(Friedberg, S. 25. — Freytag, S. 76).

Die Zahl der besoldeten Lehrstellen der Universität Leipzig war im 16. Jahrhundert eine so geringe, daß die Universitätslehrer auch bei ordnungsgemäßem Verlauf ihrer Karriere sehr spät in Besitz einer solchen gelangten, sodaß das Gehalt mehr zur Alterspension wurde. Freytag führt das Sprichwort auf den langsamen Geschäftsgang des ehemaligen Leipziger Schöppenstuhls zurück.

128a.

Wer komt von Jen' und Leipzig one Weib,  
Von Wittenberg mit gesundem Leib,  
Und von Helmstätt ungeschlagen,  
Der hat von großem Glück zu sagen.

(Eiselein, 348. — Reinsberg I, 84. — Wander II 1014, Nr. 5 [etwas abweichend].)

126b.

Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib  
Von Leipzig und Tübingen ohne Weib,  
Von Jena und Helmstädt ungeschlagen,  
Der kann vom Glücke sagen.

(Cur. Antiqu. S. 630, 13—17. — Schäfer, S. 59. — Freytag, S. 73).

128c. Wer von Leipzig kömmt ohne Weib,  
Von Wittenberg mit gesundem Leib,  
Von Jena ungeschlagen,  
Der hat von Glück zu sagen.

(Richard, 394, 6—9. — Wander III, 30, Nr. 9 [großem Glück].)

128d.

Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib,  
Und von Leipzig ohne Weib,  
Und von Halle ungeschlagen,  
Der kann von großem Glücke sagen.

(Hesekiel, 23, 5—8.)

128e. Wer kompt von Tübingen ohne Weib  
von Wittenberg mit gesundem Leib /  
von Ingolstadt ungeschlagen / der kan  
von großem Glueck sagen.

(Sehmann II, S. 419, 7—5 v. u.)

Wer aus Jena kommt ungeschlagen,  
Der hat von großem Glück zu sagen.

(Wagener, S. 92.)

128f. Wer von Jena kommt ohne Weib,  
Von Wittenberg mit heilem Leib,  
Von Helmstädt ungeschlagen,  
Der hat von Glück zu sagen.

(Simrod, 5231.)

129.

In Leipzig sucht man nur bei Mädchen sein Vergnügen,  
In Halle muckert man und seufzet ach und weh,  
In Jena will man stets vor blanker Klinge liegen,  
In Wittenberg trinkt man auf „amitié“.

(Diezmann, S. 21).

Eine Ehrenrettung der Leipziger Studenten versucht Goethe: „In Jena und Halle war die Rohheit auf das höchste gestiegen, Fechtergewandtheit, die roheite Selbsthilfe dort an der Tagesordnung; der Student sah sich dort als eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegiertes Wesen an. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant sein, sobald er mit den Bewohnern in einigem Bezug stehen wollte.“

130. In Leipzig hat ein Reicher, was sein Herz wünscht. (Wander III, 31, Nr. 11. — Freytag, S. 70. Analog Nr. 39a und 39b.)

131. Zu Braunschweig kauft man gute Hüte und zu Leipzig gute Stiefeln. (Wander I, 452).

132. Zu Leipzig werden viel Stiefel verkauft. (Wander III, 31, Nr. 12.)

Ist der Sinn des einen Wortwitz enthaltenden: *ad Corpus caprae (Leib-Zieg) venduntur multa stanetta.*

133. Holks Leipziger Messe. (Wander V, 1447.)

So nannte man Holks greuelvollen Zug ins Vogtland und ins Meißnische.

134. Es ist nicht jeder ein Kaufmann, der zur Leipziger Messe reist. (Wander II, 1229, Nr. 50.)

135. Wer auf der Leipziger Messe gewesen ist, geht nicht auf den Kupferberger Jahrmarkt.

(Wander III, 638, Nr. 19.)

136. Wir warn hier keene Leipziger Messe machen. (Wander III, 638, Nr. 31.)

137. Es wird keine Leipziger Messe dauern. (Wander V, 1606.)

138. Es geht zu wie auf der Leipziger Messe. (C. Müller, S. 139, 3. 7.)

139. Das ist nicht auf der Leipziger Messe gekauft. (Wander II, 1224, Nr. 110. — Hesekiel, 20, 6 u. 7. (Nicht gekauft auf —) d. h. gestohlen.)

140. Von Leipzig aus gibts hübsche Wege; man kommt nach Lause-Zwenke, Schweine-Niethe und Kuh-Bege. (Wander III, 30, Nr. 7. — Freytag, S. 75.) Zwenkau, Röttha, Pegau.

141. Leipzig hat heißes Pflaster.

Schäfer (S. 62) vermutet darin einen Wortwitz, weil beim Schleifen der Handelsgüter die Schleifknechte früher nasse Lappen, an einem Stricke be-



festigt, rechts und links vor die Schleifen warfen, damit diese sich nicht durch die Reibung entzündeten.

Wir finden aber ein älteres Sprichwort: „Der Steinweg ist heiß“, (Latendorf, S. 121, Agric. 591. — Franks 1. namenlose Sammlung, Nr. 478. — Eysring I, 549 [Lithostratus sernescit]), das Agricola erklärt: „Dun steden sind gemeyniglich alle gassen mit steynen gepflastert, auff daß man dester sauberer gassen habe — Also ist der steynweg heysß, da thewer zerung ist, vnd gehet vil auff, man verzert vil. Zu Nurnberg ist ein heysßer steynweg, zu Brunshwig ist er nicht also heysß, das ist, zu Brunshwig ist leichter zeren denn zu Nurnberg. Also reden wir auch von andern ortten vnd steden.“ Eine gleiche Deutung gibt Frank (1541) (II, 88b.) Vergleichen wir dann noch Sailer's (I, 303, 3—5): Überleg's wohl, ehe du in die Stadt ziehst: der Steinweg ist heiß —, so ist die Deutung des heißen Leipziger Pflasters eine sehr leichte.

142a. Er hat mit Sanct Gertrud einen Wettlauf gethan. (Agricola, Nr. 326, S. 163. — Eysring II, 304 (Gertrudam vicit cursu.) — Eiselein, 228. — Simrock, 3435. — Körte, 2518. — Wander I, 1576).

142b. Er hat mit St. Gertruden umb die Wett gelauffen (Zinkgraf IV, S. 560.)

142c. Leipziger Wettlauf. (Schäfer, 63.)

Agricola erzählt, daß „in Sachsen“ der Vorsteher eines St. Gertrud-Hospitals unerklärlicherweise plötzlich reich geworden sei. „Zulezt kompt es aus durch sein eygen weib, Wie er auff eine zeit ein Grossen sack mit gelt neben S. Gerdrudenbilde auff den altar gesetzt hatte, vnd gesprochen zum bilde, Wolan es giltt hyn, wer ehe zu der Kirchthür kompt, der sol das gelt gewonnen haben. Der vorsteher laufft hyn, Sanct Gerdruden bilde bleibt stehen, vnd er gewint also das gelt“.

Weidner sagt: Ist zwar ein Mährlein / doch ist das drauß zu lernen / daß die alten Teutschen eben so wol artige Erzehlungen haben können erdenken / als andere.

Körte weist meines Erachtens zuerst auf Leipzig als Entstehungsort des Sprichwortes hin; auch Wander spricht vom Leipziger St. Gertrudhospital. Deshalb vermutet Schäfer (S. 63), daß Gerdrudenhospital aus Görgshospital = Georgenhospital entstellt sei, da es in Leipzig nie ein Gerdrudenhospital gegeben habe. Wahrscheinlich aber ist es, daß die frei erfundene Anekdote mit ihrer allgemein gegen Kirchen- und Hospitalverwalter gerichteten Pointe

nachträglich erst auf Leipzig lokalisiert wurde. Ich möchte auch daran erinnern, daß die heilige Gertrud nach dem Volksglauben von jeher im Besitze des Geheimnisses gewesen ist, irdische Schätze zu erlangen (s. „Das Geheimnis der heiligen Gertrud zur Erlangung zeitlicher Schätze und Güter. Cölln. 1506.“) Vielleicht wollte das Volk ursprünglich nur sagen: Der versteht es noch besser als die heilige Gertrud, Reichtümer zu erwerben, und die Anekdote entstand später als das Sprichwort.

143. Aus Leipziger Kindern wird entweder nichts oder etwas Großes.

(Wander III, 29, Nr. 1. — Freytag, S. 73).

Diezmann (S. 17) erklärt dies Sprichwort damit, daß die Leipziger Jugend sehr ausgelassen sei und von Dingen spreche, die über ihr Alter seien.

144. Da ist Rastrum (Leipziger Bier) besser als Malvasier.

(Eiselein, 519 (nach Frisch). — Cnr. Antiqu., S. 647 u. 648. Freytag, S. 76 zitiert Eiselein falsch: R. ist oft besser als M.)

Taubmann dichtete das Epigramm:

Non propter Rastrum, sed propter amabile rostrum

Virginis, ad Rastrum plebs studiosa venit.

Dazu stimmt allerdings nicht, daß diesem Leipziger Braunbier vom Bruder Studio der Name Rastrum zugelegt worden sei, „weil, gleich wie die Bauern mit Spaten, Hacken und Karsten den hart gewordenen Erdboden umstürzen, ebenso dieses Leipziger Bier alle Eingeweide durch seine Essigsäure in Bewegung setze, angreife und verderbe.“ (Rastrum, Harke, Karst.)

(Gustav Pflugk in Wiss. Beil. d. Leipz. Stg. 1902 Nr. 60.)

145. Schmuck wie 'ne Leipziger Jungemagd. (Hesekiel, 20, 11. — Freytag, S. 73.)

146. Die Leipziger Jungfern, die Donnermöhren,

Die lassen sich nimmer das Lieben wehren.

(Schäfer, S. 62. — Freytag, S. 73.)

147. Leipziger Jungfern und Winteräpfel werden erst rot, wenn sie aufs Stroh kommen.

(Schäfer, S. 62.)

148. Fett wie 'ne Leipziger Lerche. (Hesekiel, 20, 8. — Freytag, S. 74)

149. Ich will ihn aufspießen, wie eine Leipziger Lerche. (Wander V, 841.)

150. Süß wie ein Leipziger Weßstein. (Hesekiel, 20, 9 u. 10. — Freytag, S. 75).

Eine Art von Rosinengebäck.



151a. Er hat zu tun wie der Leipziger Rat. (Dähnhard II, S. 14.)

151b. Zu tun haben wie der Leipziger Magistrat (Stadtrat). (Freitag, S. 74.)

152. Du sollst Danzig hebbn, wenn ich Leipzig kriege. (Kern u. Willms, S. 10, Nr. 59. — Wander V, 1115.)

Wortspiel, im Spaß gebraucht für „Du sollst Dank hebbn“.

153. Auch eine schöne Gegend.

(Wander I, 1418. — Kofes, S. 56.)

In Glasbrenners „Berlin, wie es ist und trinkt“ fragen sich zwei Berliner Frauen, wo ihre Söhne im Freiheitskriege geblieben sind. Die eine sagt: „Bei Leipzig“, darauf antwortet die andere: „Doch eene schöne Gegend.“

154. Er ist noch klüger als Fischer.

(Wander II, 1411, Nr. 99.)

In Bezug auf neutestamentliche Philologie und Exegese. Es ist Johann Friedrich Fischer, Rektor und Professor in Leipzig, geboren 1726 und gestorben 1791, den das Sprichwort auf diese Weise verewigt.

Lat.: Ultra Fischerum sapere.

155. Es läppert sich zusammen. (Wander V, 652.)

Leppert, aus Leipzig gebürtig, der Sohn eines dortigen Rats-Salzfactors, war erst Läufer bei dem Grafen Schmottau, der damals als Baron noch zu Leipzig studierte, dann Hofnarr Königs August II, nach dessen Tode lustiger Rat bei dem Grafen Brühl, auf dessen Privattheater er sich oft in Rollen übte. Hernach war er einer von Kochs allerersten Schauspielern. Schon seine überaus kleine Statur gestattete ihm nur komische Rollen, aber ein unmäßiger Hang zu Übertreibungen und extemporierten Aufsätzen machte ihn auch hier nur zu Karikaturrollen, z. B. zum Bourgnon des Marivaux geschickt. Die lächerlichste Parodie war es, wenn er den Effer oder ähnliche Rollen spielte. Er wurde später Prinzipal

einer Schauspielertruppe (Anekt. I, S. 70 u. 71). In seinen Stellungen erwarb er nach und nach so viel, daß er das sogenannte „Bergschlößchen“ im Elbtal kaufen konnte. (Wander.)

Die Ableitung ist sehr unwahrscheinlich, denn die Redensart ist ebensogut in Böhmen wie in Preußen bekannt.

156. Er hat Lurren (Luhren) im Kopfe.

(Körte sub 5014 — Eiselein, 439. — Wander III, 287. — Freitag, S. 43.)

Soll sich nach Körte auf Heinrich Lühr, einen ehemaligen Professor zu Leipzig, beziehen, einen Erzkalmauser, der lauter scholastische Grillen im Kopfe hatte. Wurzbach (II, S. 394, Nr. 279) hat vergeblich nach diesem Heinrich Lühr geforscht. Auch Eiselein verwirft diese Erklärung und erinnert (672) an Lur und Glur, einen Wein aus Trester, dann hieße „Lurren im Kopfe“ soviel wie „Tresterverwein getrunken haben“. Wachsmann (Literaturblatt der Abendzeitung, No. 71, vom 6. Sept. 1837) weist auf das alte Wort „Lurken“ = Zotenreißen hin. Man sagt denn auch oft: Er hat Lorken im Kopfe.

Vgl. auch Nr. 6a, 6b, 6c, 31, 84a, 84b, 94, 226.

Leisnig. S. Nr. 33.

Leugensfeld. S. Nr. 1.

Lichtenhain.

157. Wollen wir, so wollen wir, wie die Lichtenhainer Bauern.

(Gräfe, S. 180. — Meiche, S. 104 und S. 136g.)

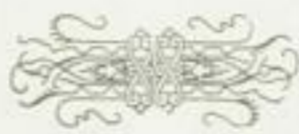
Die hussitischen Lichtenhainer Bauern stürzten ihren katholischen Geistlichen in die sogenannte Pfaffenklunze.

Liebau. S. Nr. 82c.

Liebenthal.

158. Do leit meiner, sagen de Liebethaler Weiber, wenn se auf'n Kirchhof kumm. (Mündlich.)

Redensart beim Kartenspiel, wenn man den einzigen Trumpf zugeben muß. (Fortf. folgt.)



## Bilder von Aue.

### VI. Hotel Erzgebirgischer Hof.

In unmittelbarer Nähe des Auer Bahnhofes erhebt sich im Ziegelrohbau das mächtige, imposante Hotel „Erzgebirgischer Hof“, ein bei aller

Einfachheit schönes, ja vornehmes Gebäude, das den Besuchern der freundlichen Stadt Aue zur Einkehr einlädt, wie es auch dem zur Bahn Eilenden ver-



führerisch zuwinkt, in seinen Räumen noch schnell einen „Steh- oder Erschoppen“ zu sich zu nehmen. Noch ist es nicht zu lange her, daß die Umfassungsmauern dieses großen Gebäudes kahl und leer in die Höhe starrten und „in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnte“. Am 4. Juni 1901 hatte ein Feuer das Hotel zerstört und im Innern vollständig ausgebrannt. Noch viele, die mit dem Zuge vorübergefahren, werden sich des unheimlichen Eindrucks erinnern, den sie beim Anblick des dem gefährlichen Elemente zum Opfer gefallenem Hotels gehabt haben. Nun steht es wieder in seinem alten

Glanze, neuausgebaut und mit allen den Erfordernissen, die die Gegenwart an ein gutes Hotel stellt, versehen. Am 1. Januar dieses Jahres ist es wieder neu eröffnet worden; mit vollständig neuem Inventar ausgestattet und mit Zentralheizung eingerichtet, wird es selbst den verwöhntesten Ansprüchen eines „Großstädtlers“ genügen. Der Betrieb liegt in den bewährten Händen des Herrn Albert Liebsch, der es dem Gaste so angenehm wie möglich zu machen bestrebt ist. Küche und Keller bieten nur Vorzügliches.

Der Erzgebirgische Hof ist im Jahre 1882 von



dem Baumeister Georgi in Aue erbaut worden. Hier ward im Herbst des Jahres 1884 die erste Anregung gegeben zur Gründung des Verbandes reisender Kaufleute, eines Vereines, der jetzt ganz Deutschland umfaßt und für seine Mitglieder so viel Gutes geschaffen hat. Die Leitung des Hotels hatte viele Jahre der Hotelier Bürkner, der zur Zeit in Zwickau ein Biergroßgeschäft betreibt, in den Händen, unter seiner vortrefflichen Führung wurde der Erzgebirgische Hof eins der gern und meist besuchten Hotels des gesamten oberen Erzgebirges. Im Jahre 1894 übernahm das Hotel

sein Schwager, D. Kieß, der heute der Besitzer des Hotels „Burg Wettin“ in Chemnitz ist, und 1898 kam es in die Hände Alban Schefflers, der zur Zeit das Hotel „Sächsisches Haus“ in Schneeberg inne hat. Nach dem Wiederaufbau übernahm den Erzgebirgischen Hof, wie bereits gesagt, Herr Albert Liebsch, der das Hotel mit Geschick und Umsicht leitet. Alle Gäste werden mit uns eins sein, wenn wir sagen: „Hier ist's gut sein!“  
Hier, Wandrer, steh' und halte deine Schritte an!  
Ein Gläschen Bier — 's ist, glaub' mir's, immer gut getan!  
— S.





## Aus Johannegeorgenstadt.

### • • • 1. Die neue Gasanstalt. • • •

Das hoch oben im Gebirge gelegene Johannegeorgenstadt hat in letzter Zeit wieder einen wesentlichen Fortschritt seiner Entwicklung insofern zu verzeichnen gehabt, als am 1. Oktober dieses Jahres eine unter städtischer Verwaltung stehende Gasanstalt in Betrieb gesetzt worden ist. Schon jetzt läßt sich sagen, daß die Hoffnung der Einwohnerschaft auf eine Rentabilität dieser Anstalt sich voll erfüllen wird. In dem Städtchen, welches 427 bewohnte Gebäude zählt, haben sich bereits 326 Abnahmestellen von Gas gefunden. Auch sind schon mehrere Hausanschlüsse für das Frühjahr nächsten Jahres gezeichnet worden. Ganz besonders erfreut ist die Einwohnerschaft über die Straßenbeleuchtung und die mit ihr verbundene pneumatische Fernzündeinrichtung. Bei der letzteren hat Siemens' Gasfernzünder mittels Druckluft für Straßenlaternen, ausgeführt von der Firma Friedrich Siemens in Dresden, Anwendung gefunden. Siemens-Gasfernzünder dient dazu, mittels Druckluft Gasbrenner mit dauernd brennender Zündflamme von einem Zentralpunkte und zwar im gegenwärtigen Falle vom Rathaus aus anzuzünden und auszulöschen. Es ist das sofortige Zünden und Verlöschen sämtlicher Straßenlaternen, sowie ein gruppenweises Verlöschen zu verschiedenen Zeiten (Abend- und Nachtflammen) trotz einer gemeinschaftlichen Luftleitung vom Rathaus aus möglich. Es ist selbstverständlich, daß durch diese Einrichtung nicht nur eine große Ersparnis an Gas, sondern auch an Bedienungspersonal eintreten muß. Die Fernzündung, welche ebenfalls seit der Eröffnung der Gasanstalt, also seit dem 1. Okt. in Betrieb sich befindet und tadellos funktioniert, ist unsres Wissens in Deutschland bisher noch in keinem Ort auf ein ganzes Stadtgebiet ausgedehnt.

Die Einrichtung der Gasanstalt bildet gewissermaßen auch einen Teil der Vorbereitungen, die die Stadtgemeinde zur würdigen Feier ihres Stadtgründungsfestes am 23. Februar kommenden Jahres veranstaltet. An diesem Tage werden es 250 Jahre, daß den aus Böhmen durch kaiserlichen Befehl vertriebenen Evangelischen durch den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen auf ihr Bitten gestattet wurde, am Fastenberge ein Bergstädtlein mit allen dazu gehörigen Rechten und Berech-

### 2. Die Stadtgründungsfeier (23 Febr. 1904)

keiten zu bauen. Der Kurfürst schrieb dabei mit eigener Hand die Worte hinzu: „Der Name der neuen Stadt soll Johann's Georgen-Stadt heißen.“

So ungünstig die Jahreszeit ist, wollen es sich die Johannegeorgenstädter aus Pietät und altem Herkommen gemäß nicht nehmen lassen, gerade am 23. Februar ihr Stadtgründungsfest und, will's Gott, in Verbindung damit auch ein Heimatsfest zu feiern. An alle in der Ferne weilenden Stadtkinder sollen Einladungen ergehen, am Stadtgründungstage wieder einmal die alte Heimat aufzusuchen, und wir sind fest überzeugt, daß, wenn nur irgendmöglich, die in der Ferne weilenden Johannegeorgenstädter diesem Rufe gern Folge leisten werden. Nach dem uns mitgeteilten Programm wird am Sonnabend und Sonntag, den 20. und 21. Februar 1904 der Empfang der Gäste stattfinden. Am Abend des Sonntags folgt ein Kommerz im Rathausaale mit einer Aufführung des die Stadtgründung behandelnden, vom verstorbenen Schuldirektor Köder geschriebenen Schauspiels: „Die Exulanten“. Am Montag, den 22. Februar, wird nach einer vormittags vorzunehmenden Besichtigung der Kirche, des Rathauses, der Schule, der Gasanstalt und einer Fabrik nachmittags ein Festzug der Kinder nach der Kirche und Festgottesdienst und abends allgemeine Illumination der Stadt, sowie ein Lampen- und Fackelzug abgehalten. Der eigentliche Festtag, der 23. Februar, wird nachts 12 Uhr durch Glockenläuten und Blasen eines Chorals vom Turme eingeleitet. Nach einem Weckruf findet ein Stellen der gesamten Bürgerschaft zum Festzug von der neuen Schule aus nach der Kirche statt. In letzterer wird ein Hauptgottesdienst abgehalten, und diesem schließt sich ein Festzug durch die Straßen der Stadt an. Der Abend des Hauptfesttages soll die Festteilnehmer wiederum im Rathausaale zu einer Festfeier vereinigen. Es ist beabsichtigt, hierbei außer Vorführung des „Bergmannsgrußes“ von Anacker durch hiesige Gesangvereine noch „lebende Bilder aus Johannegeorgenstadts Vergangenheit“ zu zeigen. — Wünschen wir der Einwohnerschaft Johannegeorgenstadts, daß es ihr vergönnt sein möge, mit ihren Angehörigen das Fest in recht fröhlicher erzgebirgischer Art zu feiern.

M.



Sprechsaal. — Sammelecke.

Anfrage (wiederholt): Ein Berg in Weida bei Gera heißt jetzt Hermsenberg und hieß früher Hörnsberg, Hirnsenberg, Hörnsenberg, Hornsonberg. Um gütige Mitteilung, ob irgendwo noch gleichnamige oder ähnlich benannte Anhöhen existieren, bittet Dr. phil. H. Franke in Rochlitz i. S.

\* \* \*

**Eine altächjische Talerklippe.** Unser nebenstehendes Bild gibt die Ansicht einer übrigens nicht allzuseitenen, sogenannten Klippe wieder. Dieselbe ist im Jahre 1693 geprägt worden aus Anlaß des Dresdner Bürgerschießens. Näheres darüber berichtet das große, mit vielen Abbildungen ausgestattete Münzwerk Tenzels. Der genaue Titel dieses interessanten, alten Werkes lautet: „Saxonia Numismatica oder Medaillen-Cabinet der alber-

tinischen Hauptlinie von Wilhelm Ernst Tenzel, verlegt durch Christian Bermuth, zu finden in Frankfurt a. M. bei Friedrich Knochen und in Leipzig bei Phil. Wilh. Stocken, Buchhändlern. Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von Johann Niesel in Dresden 1705.“ In diesem Buche ist auf Seite 667 über die Klippe, die auch im Bilde wiedergegeben ist, folgendes zu lesen:

„Die Klippe zum damaligen Büchsen-schießen hat auff einer Seite des Chur-Fürstens Namens-Chiffre / mit dem Hosenbande umgeben und mit dem Chur-Hute bedeckt; in den Ecken vier Provinz-Wapen von der Chur Sachsen / Jülich / Cleve und Berg: auff der andern die mit Rauten-Zweigen umwundene / und mit dem Chur-Hute bedeckten Schwerter in den Ecken vier andere Pro-



vinz-Wapen / von der Pfalz-Sachsen / Orlamünda / Brene und Pleissen: darzwischen ein Lateinischen Vers so den Verstand der sonst gewöhnlichen Französischen Umschrift des Hosen-Bands in sich hält / und ehemahl von uns Teutsch allegiret worden: Der Hender hohle den / der hierunter etwas Böses gedencket.“

Lateinisch heißt der Vers: Dis male cerpentus, qui male sentit, erit. Auf der andern Seite steht die Devise des Hosenbandordens: „Honi (!) soit qui mal y pense.“ Der Namenszug des Kurfürsten in der Mitte des Hosenbandordens: C. J. G. 4 ist der des Kurfürsten Johann Georgs IV. (1691—1694), des letzten protestantischen Fürsten Sachsens.



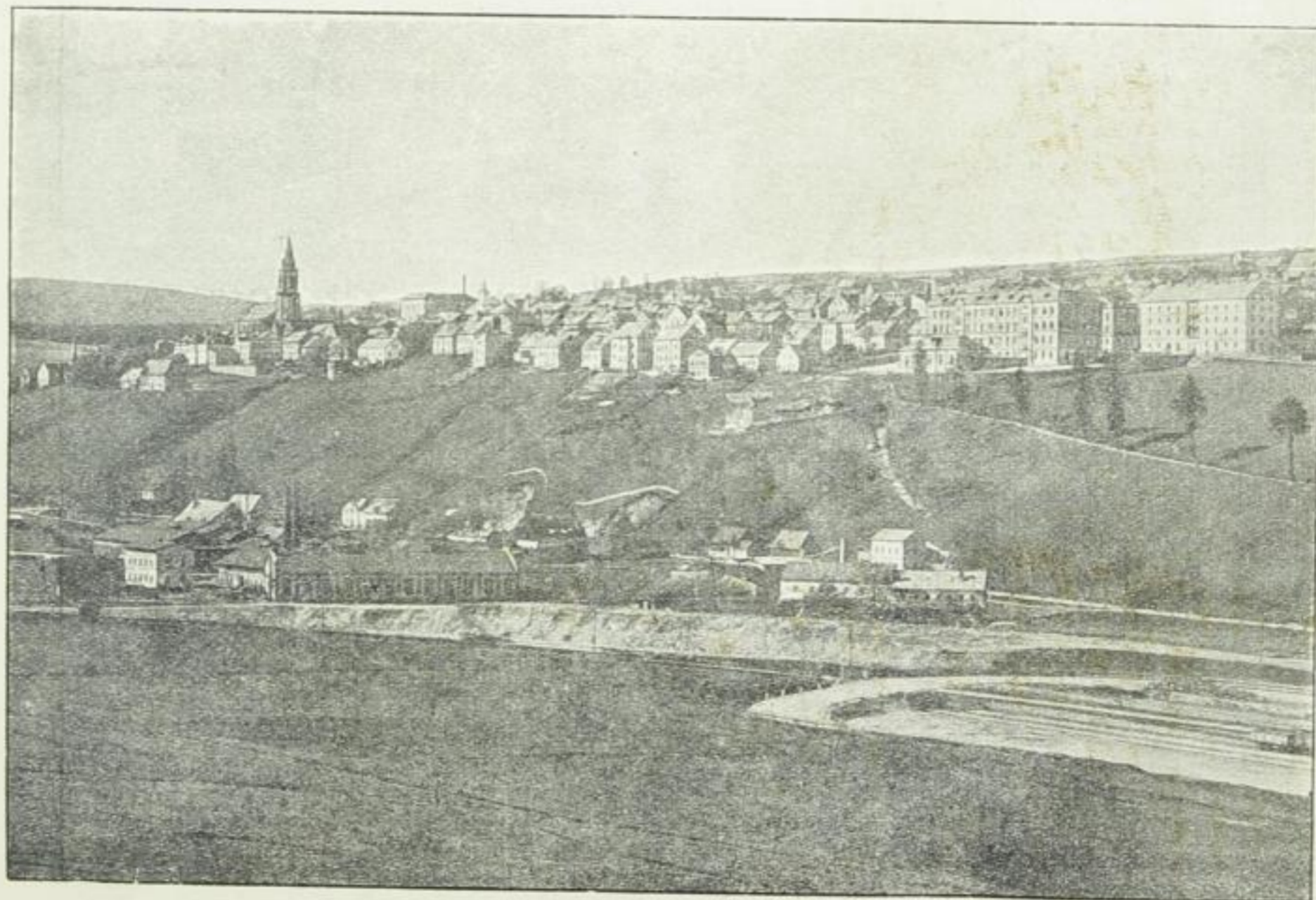




Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. Nr. 4 u. 5. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten. Januar-Februar 1904.

### Zur 250jährigen Gründungsfeier von Johannegeorgenstadt.



Gesamtansicht.



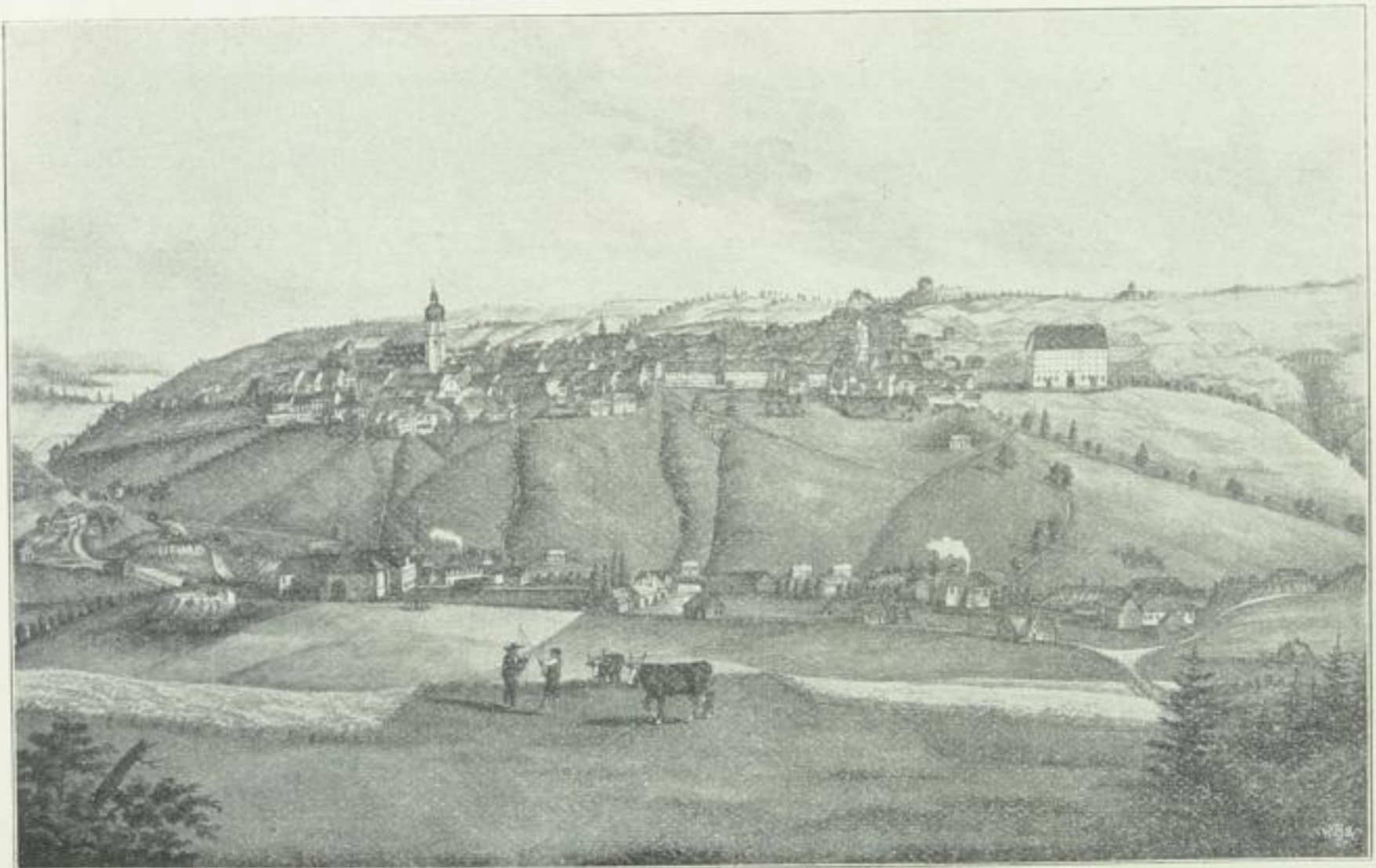
## Die Verfolgung der Evangelischen in Platten und die Gründung von Johannegeorgenstadt.

Von H. Tittel.

Trotzdem sich die Protestanten im allgemeinen durch den schrecklichen 30jährigen Krieg ihre Religionsfreiheit von neuem erkämpft hatten, war den evangelischen Böhmen in dieser Beziehung nicht im geringsten geholfen. Es waren die Zustände für diese im Gegenteil noch viel ungünstiger als zuvor. Die katholische Religion sollte und mußte unter allen Umständen in Böhmen eingeführt werden, da Kaiser Ferdinand II. als ein Erbfeind des evangelischen Glaubens sich bei dem Prager Frieden, den er mit Kurfürst Johann Georg I. 1635 schloß, ausbedungen hatte, „wegen des Exercitii der Augsburgischen Konfession in Böhmen und Oesterreich den freien Willen zu haben“.

Aber nicht erst nach dem Prager Frieden, sondern schon kurz nach Beginn des 30jährigen Krieges wurde in Böhmen der kaiserliche Befehl erlassen, daß alle Protestanten das Land verlassen sollten. Die zweite Kirche in Platten (die erste mag ein ganz einfacher, mit Brettern verschlagener Bau gewesen sein), zu welcher 1593 der Grundstein

gelegt ward und deren Vollendung in das Jahr 1594 fällt, war wie die erste, vollständig nach „lutherischem Gebrauche“ von dem evangelischen Pfarrer Georg Nebentrost eingeweiht worden, jedoch verschiedene Reparaturen am Turme, sowie der geschmackvollere innere Ausbau (Orgel, Vertäfelung der Decke, Rats- und Knappschaftsstände u. s. w.) hatten noch soviel Zeit in Anspruch genommen, daß erst am 9. Juli 1617 ein Danktagungsgottesdienst auf Anordnung des Rats von dem Sohne erwähnten Pfarrers, Kilian Nebentrost, abgehalten wurde. Die Freude der evangelischen Plattener über ihr neues Gotteshaus währte jedoch nicht lange. Denn im Jahre 1622 bekam der Pfarrer Befehl, das Kirchenamt niederzulegen, ja die neuerbaute Kirche mußte sogar zeitweise infolge kaiserlicher Anordnung geschlossen werden. Immerhin wurde die Hoffnung auf Erhaltung der evangelischen Lehre nicht aufgegeben, allein sie sollte nicht in Erfüllung gehen. Der Pastor Kilian Nebentrost wurde 1624 seines Amtes entsetzt und mußte mit Weib und Kindern



Gesamtansicht von Johannegeorgenstadt. (Nach einem Bilde von 1824.)



Böhmen verlassen. Nach ihm verrichtete der Pfarrer von Abertham Erasmus Pistorius, der sich daselbst im Verborgenen aufhielt, heimlicherweise die kirchlichen Funktionen. Da nämlich der Oberamtman von Joachimsthal, Christoph Grad von Grüneberg, sowie der Rat von Platten an dem Protestantismus mit aller Hingebung hingen, so wurden die Kaiserlichen Befehle anfangs nicht so streng durchgeführt. Es entstand sogar, als 1631 der Oberamtman abgesetzt werden sollte, in Joachimsthal ein derartiger Tumult, daß der dort angestellte katholische Pfarrer vertrieben wurde und die Joachimsthaler einen evangelischen wieder einsetzten. Diefem Beispiele folgten denn auch die ihrer Religion treuergebenen Plattener, weshalb sie 1631 einen neuen lutherischen Prediger, Johann Jahn aus Schneeberg, beriefen. Derselbe sollte jedoch seines Amtes ebenfalls nicht lange walten, denn er mußte infolge verschärfter kaiserlicher Befehle am 5. September 1635 die Kirchenschlüssel auf dem Rathause niederlegen und Platten unverzüglich verlassen. Er nahm im kurfürstlich sächsischen Gebiete Stellung, kehrte aber, da er infolge des Krieges um Hab und Gut gekommen war, im Jahre 1640 nach Platten zurück, wo er ein eigenes Haus besaß, und verrichtete daselbst wieder trotz des mittlerweile dort angestellten „papistischen Lehrers“ sein Amt, „so gut er konnte und durfte“. Jedoch wurden die gottesdienstlichen Handlungen nicht mehr in der öffentlichen Weise betrieben, als es vorher gewesen war. Man kam vielmehr in den Häusern des Nachts zusammen, oder begab sich auf sächsisches Gebiet nach der sogenannten Jugeler Glashütte, wo Johann Jahn das heilige Abendmahl seinen Plattenern reichte und das Wort Gottes auslegte.

Da jedoch die Verfolgungen der Protestanten immer ärger wurden und der Pfarrer außerdem viele Schimpfreden zu erdulden hatte, legte er sein Amt nieder und begab sich nach Schneeberg, woselbst er im Mai 1651 starb.

Als nun die Plattener auch ihren letzten evangelischen Pfarrer verloren hatten, konnten sie sich trotzdem zur katholischen Lehre nicht hingezogen fühlen, sondern bedienten sich ihrer nur insoweit, als sie von dem neuen katholischen Pfarrer sich kopulieren und ihre Kinder taufen ließen, während sie, wenn sie das heilige Abendmahl genießen wollten, sich nach der Jugeler Glashütte be-

gaben, wo der Pfarrer zu Eibenstock, Stephan Stepner, ihnen dasselbe reichte.

Als schließlich der den Protestanten freundlich gesinnte Oberamtman von Grüneberg abgesetzt wurde, trat Johann Jakob Rüttner von Borchheim an seine Stelle, der den schwankenden religiösen Zuständen mit Ernst und Nachdruck ein Ende machte. Er erließ im Jahre 1651 folgendes kaiserliches Reformationspatent:

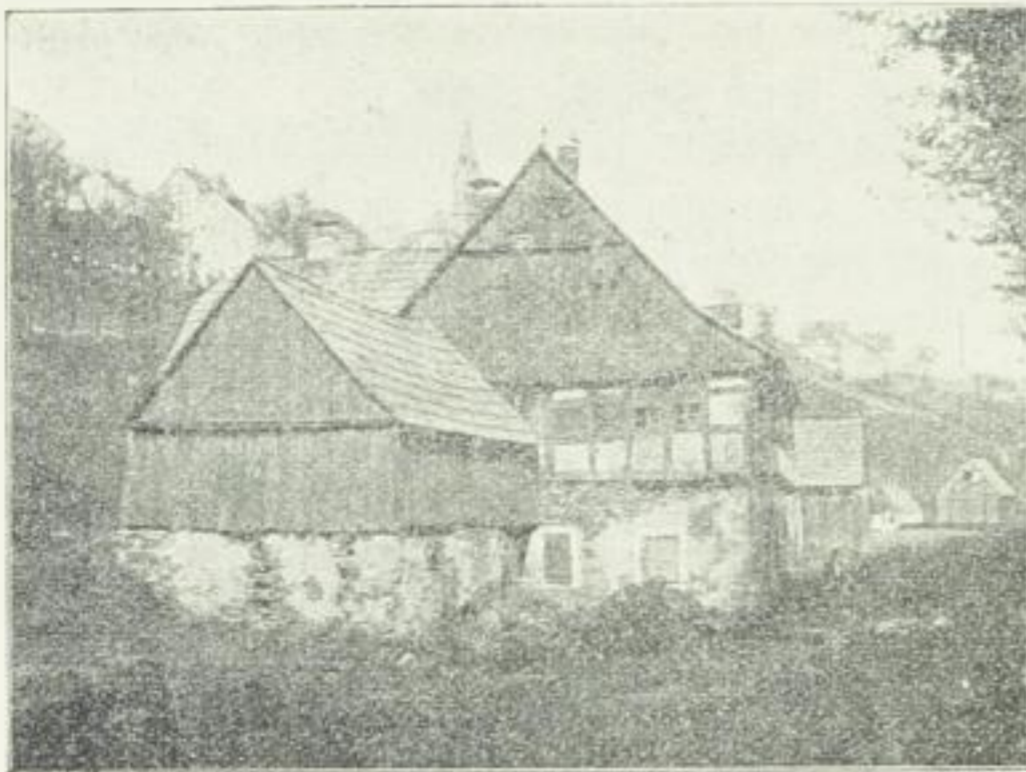
„Im Namen der röm. kaiserl. auch zu Hungarn und Böhmeim königl. Majestät unsers allergnädigsten Herrn wird allen denen Plattenern, Gottesgabern und Aberthamern, sowohl den Bauern in Oberbrand, durch dieses Ausschreiben, ferner und semel pro semper, weil man auf so unterschiedlich ausgegangene gnädige Befehle, mandaten und treu väterliche Warnungen schnurstraks zu wieder einen Termin nach den anderen aus halsstarrigen und verstockten Gemüte aus den Augen gesetzt und sich hero keiner zur Erlösung seiner armen Seelen zu der heiligen allein seligmachenden römisch-apostolisch-katholischen Religion akkomodiren wollen kraft habenden Befehl angedeutet, daß sie sich neben andern getreuen bequemen, ihren verordneten Priester beichten, den heiligen Frohnleichnam unsers Herrn Jesu Christi würdig empfangen und welche außer höchst gedachtigster kais. Maj., Landen zu emigriren entschlossen, vermöge des Friedensschluß ihnen den freien Abzug zu lassen, herentgegen aber binnen 6 Wochen von untenbenannten dato anzurichten, ihre Häuser und Gründe verkaufen, und was zuvörderst kais. Majestät den Städten und anderen schuldig abzutragen, bezahlen und in richtiger Einhaltung der Ampt und Stadt Rätthen erlaubet sein, die Creditores davon zu befriedigen und das übrige ihren Exulanten zuzustellen, ingleichen damit dieselben den neu katholischen abgeondert, keineswegs turbiret, irre gemacht oder geärgert, endlich wissen, daß nach Ausgang bestimmter Zeit bei unausbleibender Straf sie sich deren Orten enthalten und ohne oft höchst gemeldetem kais. Maj. gnädigen Consens nicht wiederum zurückkommen sollen. Wornach sich männiglich zu richten, sein Bestes bedenken, und in entstehung des Ungehorsams vor Schaden zu hütthen wissen wird. Actum kais. Joachimsthaler Oberamt der 27. Monats Tag Aprilis. Anno 1651.

(L. S.)

Johann Jakob Rüttner  
von Borchheim.

Trotz dieses kaiserlichen Patents gaben die glaubensfesten Plattener ihre Hoffnung noch nicht auf, sondern suchten den Kurfürsten Johann Georg I. als Vermittler ihrer Angelegenheit beim Kaiser zu gewinnen. Und wirklich wurde auch ein kaiserlicher Befehl erlassen, wonach den Plattenern das freie Religionsexercitium zugestanden wurde. Diese Vergünstigung wurde aber katholischerseits allmählich hintertrieben, und um nicht weiter zwischen Furcht





Weigelsche Mühle (Seitenansicht).  
Das älteste Gebäude Johanngeorgenstadt.

und Hoffnung zu schweben, begannen mehrere Bürger im Jahre 1652 ihre Heimat zu verlassen. Der erste Auswanderer war Matthäus Weigel, Ratsbesitzer und Müller in Platten. Derselbe begab sich nach dem 1 Stunde entfernten sogenannten Fastenberg in Sachsen, auf welchem sich nur außer einem dichten Wald zwei alte „Wald- oder Berghäuslein“ und eine Bergschmiede befanden. Weigel hatte um die Erlaubnis, einen Mahlgang errichten zu dürfen, nachgesucht und dieselbe auch unverzüglich erhalten. Weigel baute sich, um für sein Gewerbe das Wasser des Breitenbachs und Juglerbachs benutzen zu können, am Fuße des Fastenberges an. Die Weigelsche Mühle steht heute noch und ist im Volksmunde unter dem Namen „Zinnermühle“, welchen sie nach einem späteren Besitzer erhalten hat, bekannt. Die Mahlgänge ruhen schon lange, und das Gebäude selbst ist dem



Weigelsche Mühle (Borderransicht).

Verfalle nahe. Der Fastenberg, der in einen vorderen, mittleren und hinteren eingeteilt wird, soll seinen Namen daher haben, daß einst bei einer Jagd, der auch der Kurfürst und dessen Gemahlin beiwohnten, letztere, als auf dem Berg gehalten wurde, um einen Imbiß einzunehmen, aber nichts vorhanden war, geäußert haben soll: „Das mag ein rechter Fastenberg sein“. Die Beschaffenheit dieses Berges beschreibt der erste Exulantenlehrer mit folgenden Worten: „Der Berg war nichts als dicker Wald und eine Wohnung der wilden Tiere, da die Bären brummeten, die Hirsche brüllten, die Wölfe heuleten, die Füchse belleten.“ Im Jahre 1652 folgten Weigel noch folgende Plattener nach: Hans Roth, Kilian Epperlein, Andreas Schuldes, Margaretha Preißler, David Schürer, Johann Poppengerger und Melchior Horbach. Diese Personen waren außer den Besitzern der erwähnten Häuschen die ersten Neubauer des Fastenberges. Trotz aller dieser Vorkommnisse gaben aber die übrigen Einwohner Plattens ihre Hoffnung auf die Duldung freier Religionsübungen nicht auf, sondern brachten die Summe von 200 Talern zusammen, die sie ihrem Kammerer Paul Stecher übergaben, damit er nach Prag gehe, um die Duldung zu erwirken. Allein dieser Stecher verwandte das Geld für sich, sodaß die Exulanten sich genötigt sahen, ihre Ansprüche der Kirche abzutreten, die die Summe von Stechers Erben auf grund einer Konjunkturalverordnung wieder erhob.

Mittlerweile wurde das Gerücht verbreitet, daß, falls die Plattener die katholische Religion nicht annehmen würden, in kurzer Zeit Militär einrücken werde. Es kamen auch wirklich Soldaten nach Platten, aber über den Zweck ihres Erscheinens wird sehr verschieden geschrieben. So lautet die eine Lesart, daß sie nur gekommen wären, um Winterquartiere zu beziehen und die Grenze zu besetzen. Andere wieder behaupten, daß sie wirklich zur definitiven Entscheidung der Religionsangelegenheit gekommen wären. Der Chronist von Johanngeorgenstadt berichtet darüber: „Inmittelst kamen doch wirklich Soldaten zur Platten an, setzten auch einigen Bürgern nach, so aus Furcht die Flucht nahmen und riefen endlich, als sie solche mit ihren Pferden wegen des durchschüßigen Schnees nicht erreichen konnten: sehet doch, wie die Bauern ausreißen! zum wenigsten stellte man sich nachgehendes an, ob wäre diese Furcht vergeblich gewesen, und suchten die Flüchtigen mit Versprechung alles Guten



zurückzulocken, worzu sich auch die meisten bereden ließen.“ Doch die dadurch verheißene Ruhe sollte nicht lange währen. Im Jahre 1653 kam nämlich eine Kommission, bestehend aus dem Grafen von Schönfeld, dem obersten Münzherrn von Böhmen, dem Oberamtsverwalter von Joachimsthal und dem kurfürstlichen Zehentner von Annaberg, in Platten zusammen, um einige Bergwerksangelegenheiten zu erledigen. Der letzte Kommissionspunkt bestand nun darin, die Bürger zu animieren, daß sie sich der katholischen Kirche anschließen sollten. Die Kommissare redeten die Einwohner in folgender Weise an: „Wo wollt ihr denn hinlaufen, wer will euch in Deutschen etwas geben, sollt ihr euch einkauffen, es wird euch viel kosten, und werdet doch hernach um euere Nahrung geneidet? Solt ihr zu Hause sein und in gemietheten Kammern wohnen, so wird man euer bald überdrüssig werden und den Stuhl vor die Thür setzen. Wo wollt ihr hernach aus, wer will sich euer erbarmen und annehmen? So ist ja besser, ihr erfüllet des Kaisers Wunsch und saget zu die Religion anzunehmen und bleibet bei den eurigen, denn das ihr eure Häuser verlasset, daß Exilium bauet, und des Kaisers Ungnade auf euch ladet und nichts nachher gleichwohl gewinnt.“ Aber alle diese Mahnungen schienen bei den glaubensfesten Protestanten in den Wind geredet worden zu sein; ja selbst auf diejenigen, welche öffentliche Ämter bekleideten und welchen sofort mit der Dimission gedroht wurde, machten diese Drohungen so wenig Eindruck, daß sie sofort entschlossen waren, lieber ihrem Amte als ihrem Glauben zu entsagen. Von diesen Leuten werden besonders hervorgehoben: Bergmeister Johann Löbel und Stadtrichter Köber. Viele von den Evangelischen wurden mit Arrest belegt, — aber es schien nichts zu fruchten; vielmehr manche bekanteten ihre Glaubensstreue offen und standhaft, daß man es nach den jetzigen Verhältnissen kaum für möglich halten würde. Lieber wollten die Einwohner Haus und Hof verlassen als ihrem Glauben entsagen. Es erging eine Citation nach der anderen an die Bürger, sich nach Joachimsthal zu begeben, um ihre Erklärung wegen Annahme der katholischen Religion abzugeben. Da jedoch nur wenige bereit waren, zum Katholizismus überzutreten, so erschien endlich folgendes Patent:

„Im Namen und krafft gnädigsten Befehls von wegen der röm. kaiserl. Majestät Kriegsrath Obristen,

würdtl. Cammerrath, Obristen Münzmeister in Königreich Böhmen, des Wohlgeb. S. S. Nikolaus Freiherrn von Schönfeld usw. Wird auch Gerichten und nach specificirten Personen zur Platten, als Melchior Siegel, Johann Löbel, Gabriel Hammerdörfer, Hans Roth, Oswald Schreyer usw. usw. hiermit kund getan. Nachdem ihr euch eine lange Zeit herogegen unsern allergnädigsten Kaiser, König und Erbherrn gar zu leichtsinnig und boshaft und rebellisch erzeiget, Befehl und Citationen nach den andern aus Augen gesehet, und in geringsten nicht geachtet, Wir denn auch hinwieder mit euch freund- und wohlmeynend zu tractiren vom vierten dieses Monats insinuiert sich hierin ins Amtshaus zu stellen und daneben, wo etliche keine Parition (wie abermals erst neulich beschehen) an Leib und Leben zu strafen treulich gewarnet worden. Dieweil denn euch keiner, so benahmt sind, erschienen, sondern sämtlich bis auf einen außen blieben, und dadurch nur zur Abschreckung der neuen Christgläubigen, herentgegen zu euer Ketzerei in diesem Königreich Böhmen zur Verstärkung gelüsten lassen, daß derowegen durch diesen öffentlichen Anschlag ihr obgedachten für Meineidige, Ehr- und Pflichtvergeffene um eures continuirenden und dadurch noch einen versirenden Ungehorsams willen, aus höchst gnädigsten kais. Maj. Enden, bis auf fernere erstl. Verordnung ändern zum Exempel bannistret und verwiesen sein sollt, mit dem expressen Befehl, wo jetzt und künftig von euch Widerspenstigen und Ungehorsamen das hiesige Gebiet, oder wo und wer es sein wolle betreten würde, gefänglich eingezogen, in Ketten und Banden nach Prag geschaffet, inmaßen dabei was eure praetention und Forderung sei, liegendes oder fahrendes in Sequestratur genommen und nichts gefolget werden soll.

St. Joachimsthal, den 10. Oktober 1653.

(L. S.)

Johann Jakob Rüttner  
von Borchheimb.“

Da nun nach diesem Patent auf eine Milde- rung durchaus nicht zu rechnen war, so zogen es endlich viele Bürger, (unter anderem auch die schon genannten Bergmeister Löbel, Stadtrichter Köber, Gabriel Hammerdörfer, Hans Roth, Oswald Schreyer, Melchior Siegel usw.) vor, die Stätte, die ihnen so lieb geworden war, um des Glaubens willen zu verlassen.

Es waren nahezu an 100 Familien, welche trotz des vor der Thür stehenden Winters auswanderten, um im Kurfürstl. sächs. Gebiete eine neue Heimat zu suchen. Sie wandten sich alle mit Weib und Kind nach dem Fastenberge in Sachsen, wo sich schon im vorigen Jahre die bereits genannten 8 Plattener angesiedelt hatten. Die Flucht von der Heimat wurde meistens bei Nacht ausgeführt, um wenigstens von den Habseligkeiten (Betten usw.) etwas zu retten. Der erste Lehrer



von Johanngeorgenstadt schildert jene traurige Zeit mit folgenden Worten: „Ihr, die ihrs erfahren, werdet besser davon reden können, als ich etwan schreiben mag, was es vor eine trübselige Zeit gewesen, wie ihr auch des Nachts nicht sicher schlafen können, sondern immer gegenwärtig sein müssen, und darauf hören, wenn die Wagen rolleten, die Ketten rasselten, Knechte und Wächter hinter euch wären, daß euch auch ein rauschend Blatt erschreckte, immer einer vor dem andern sich fürchtete. Da war traum das Lachen theuer, es verging alles in solchem Trübsalsfeuer: Weil mancher des Nachts davon eilte, Kinder auf den Armen und Hüften auf dem Rücken tragen mußte, wollte er anders nicht ergriffen werden, und was davon bringen, auch sein Gewissen frei und unverletzt behalten.“

Daß natürlich für die vielen Familien ein nur einigermaßen ausreichendes Unterkommen unmöglich vorhanden sein konnte, braucht man wohl kaum erst zu beschreiben, trotzdem die im Jahre 1571 erbaute Jugeler Glashütte nebst den dazu gehörigen 8 Wohnhäusern, welche viele der Flüchtigen aufnahmen, denselben auch zu statten kam. Der Chronist Engelschall erzählt, daß in dem Hause David Schürers am Fastenberg allein nicht weniger als 23 Eheleute geblieben sein sollen — eine Zahl, welche um so unbegreiflicher erscheinen muß, als man sich von der Einfachheit und Beschränktheit eines solchen Häuschens leicht eine Vorstellung machen kann. In manchen Häusern wohnten 12, 13 und 14 Paar Eheleute mit ihren Kindern. Viele der Exulanten mußten auch bei den Köhlern im Walde oder in Kohlhütten bei Holzhauern des Nachts bleiben.

Dieser, von unbeschreiblichem Elend zeugende Zustand veranlaßte daher die armen Exulanten, bei dem Kurfürsten Johann Georg I. eine Supplikation um Gewährung von Raum und Holz zum Aufbauen von Häusern einzureichen. Dieselbe, von dem amts-hauptmannschaftlichen Sekretär Hähnel zu Schwarzenberg verfaßt, wurde denn auch am 12. Februar 1654, mit 50 Unterschriften der Exulanten, darunter 11 von denen, die bereits angebaut hatten, versehen, an den Kurfürst abgesandt. Genanntes Schreiben hatte folgenden Wortlaut:

„Durchlauchtigster, Hochgeborener, Gnädigster Kurfürst und Herr! Ew. Kurfürstl. Durchl. haben noch in frischen Gedächtniß, wie Sie uns armen Einwohnern zur Platten und Gottes-Gaben, mit herrlichen und beweglichen Inter-

cessionen bei Ihr. Röm. Kaiserl. und Königl. Maj. unsern allernädigsten Herrn, um Erlinder- und Rückhaltung der scharfen papistischen Reformation allergnädigst angelegen sein lassen, wofür wir (nunmehr arme Exulanten) Ew. Kurfürstl. Durchl. in unterthänigster Demuth herzlich Danksagen: Dieweil aber Ihr. Kais. Maj. gänzlich darauf beruhen, wie in ganzen Königreich Böhmen, als hier, mit der bemeldeten Reformation fortzusehen: Als haben wir einestheils Berg- und Handwerksleute von der Platten, welche ihre Religion nicht annehmen können, nach viel ausgestandenen Kriegspressuren vollends unsere arme Hüttlein verlassen, und in das liebe Exilium begeben müssen. Nachdem nun aber all unser armes Vermögen dahin, und bei uns nicht möglich, etwa in andere Städte und Gütter einzukaufen, und auch mit unsern armen Weib und Kindern in der Irre herumzugehen sehr schwer fallen thut, dieweil aber Ew. Kurf. Durchl. allbereit etlichen Exulanten von der Platten, am Fastenberg, im Amt Schwarzenberg gelegen, Häuser und Hüttlein aufzubauen, allergnädigst verstatet: Als haben wir uns (über igt bemelde auf 39 Hauswirthe ohne derer, die noch Belieben dahin haben) meistens Berg- und Handwerksleute, zusammengefüget, zu Ew. Kurf. Durchl. nechst Gott, unser Hoffnung gesetzt und bedacht, unter dero Kurfürstl. Schuß und Gnadenflügel zu begeben: Bitten demnach in unterthänigster und gehorsamster Demuth, Ew. Kurf. Durchl. geruhen allergnädigst, uns, unsern armen Weib und Kindern auch ein Dertlein dieses Orts am Fastenberg, und einem jeden ein Häuslein zu bauen, beneben ein Stück Raum, und das Holz zu bauen darzu zu verehren, um einen leidlichen Erbzins aus Gnaden vergönnen und zulassen, wiewohl nun zwar dieser Ort am äußersten Ew. Kurf. Durchl. Landen, dazu in rauhen, wüsten und kalten Gebirgen, da nichts als Stock und Steine zu befinden und auch zu vorhero niemand allda gewohnet als zwei alte Berghäuslein, so sind wir doch guter Hoffnung, weiln sich dieses Gebirge mit allerhand Bergarthen, als Silber, Zinn und Eisen beweisen thut (auch sich allbereit einestheils in Feld geleet), daß solches nach Gottes gnädigen Willen, auch mit fleißigem Gebet, schürffen und suchen, dessen wir uns denn, weil sonst allhier keine andere Nahrung, treu wollen angelegen sein lassen, entblößet werden möchte. Weiln aber hier, unter zwei starker Meil Weges, keine Stadt noch Flecken zu erlangen, da man sich des heil. Gottesdienstes und die heil. Sacramente christl. zu gebrauchen erholen könnte, gleichwohl unsere armen Seelen, so lange in Mangel gestanden, herzlich danach seuffzen, so würde es auch Alten, Kranken und ungetauften Kinderlein, ingleichen, so in Todesnöthen sich des heil. Ministerii zu gebrauchen sehr beschwerlich, auch zu mancher Zeit wegen Ferne des Wegs und dies Orts kalten Winters wohl unmöglich sowohl unsere abgelebten Körper christl. zu begraben ungelegen sein, wie denn auch ihrer noch viel, so sich anhero zu wenden Vorhabens, dieser sorgsamten und wichtigen Ursachen halber Bedenken tragen. Als gelanget an Ew. Kurf. Durchl. um Gottes Ehre auch zu Förderung unserer Seelen Heil und Seligkeit willen, auch



zur ehrlichen Erhaltung unser Weib und Kinderlein unser unterthänigstes demüthigstes Bitten, Ew. Kurf. Durchl. wolten uns dieses Ortes ein Kirchlein, Gottesacker, Pfarr und Schul zu bauen, auch einen christl. Lugsburgischen Confessionsverwandten Pfarrherrn und Schuldiener anzunehmen, benehbt auch eines Bergstädtleins Freiheit, Zunft und Innungen sammt allerhand Handwerksgewöhnheiten, sowohl Brauen, Malzen, Schlachten, Backen, Schenken und Malzgang, auch eine Bretmühle, wo solches am nächsten und füglichsten einzu bringen, diesem Ort zum besten, in Kaufen und Verkaufen frei gebrauchen, aus Kurf. Gnaden allergnädigt vergönnen und zu lassen, bevor ab, weil es keiner Stadt noch Zunft zu nahe, und dasselbe auch ein ganz neuer Anfang, und das Ansehen hat, daß sich noch viel solcher Beträngter und Verfolgter auch andere Leute möchten anhero wenden (weil solches ohne aller männliches Schaden beschehen), daß der Ort an Leuten und Bergwerck wohl zunehmen möchte, wenn es von Ew. Kurf. Durchl. der Jagd und deroelben Beschwerlichkeit aus Gnaden verschonet würde, worum wir auch demüthigt und unterthänigt bitten, massen diese Gegend ganz ungenießlich, auch aufs neue alles muß geräumt und erhoben werden. Wiewohl nun dieses unser christl. Vorhaben ins Werk zu setzen bei uns nicht in Vermögen, als bitten wir um Gottes Barmherzigkeit willen, Ew. Kurf. Durchl. wolten dieses in Ungnaden nit vermerken, und was uns aus Gnaden von Ihr. Kurf. Durchl. zu brauen vergönnest, die gewöhnliche Biersteuer, auf etliche Jahr als eine christl. Beisteuer dem vorhabenden Werk zum Aufbauen, wie dem auch zur Erhaltung der Kirch- und Schuldiener, darzu verehren, bis der liebe Gott diese Gemeinde möchte vermehren, das liebe Bergwerck segnen, und solches in bessern Aufnehmen und Wohlstand gelangen möchte. Sind also der unterthänigsten und ungezweiften Hoffnung, Ew. Kurf. Durchl. werden uns mit gnädigen Augen übersehen und mit einer gewünschten Resolution erfreuen. Wie nun solches Ew. Kurf. Durchl. zu zeitlichen und ewigen Lob und Ruhm gereichen thut, also wird auch unser Heiland Christus Jesus am lieben jüngsten Tage alle Gutthat seiner armen Gliedmassen erzeiget mit ewiger Belohnung Ew. Kurf. Durchl. reichlich vergelten, und wir als getreue Unterthanen sammt unsern Nachkommen, wollen in allerunterthänigster Treue Gehorsam und fleißigen Gebets zu Gott um Ew. Kurf. Durchl. sammt aller Dero gnädigsten Kurf. Angehörigen langes Leben, friedliche und glückselige Regierung, die Zeit unsers Lebens sein und verbleiben Ew. Kurf. Durchl.

Datum  
Fastenberg, den  
12. Febr. 1654.

unterthänigste und gehorsamste  
Matth. Weigel,  
Kilian Epperlein\* usw.  
(Hier folgen weiter die Unterschriften  
der Exulanten).

Obwohl der Kurfürst anfangs Bedenken gegen die Bewilligung der Bittschrift der Exulanten getragen haben soll, willigte er doch auf Anraten seines Oberhofpredigers Dr. Jakob Weller und des kur-

fürstlichen Rates Burkhard Berlichius ein, und so wurde wider alles Erwarten die kurfürstl. Antwort resp. Erlaubnis schon am 23. Februar 1654 ausgefertigt mit der Bestimmung, daß die zu erbauende Stadt den Namen Johannegeorgenstadt führen sollte.

Da wir nun die Supplikation der Exulanten wörtlich wiedergegeben haben, so wollen wir auch den kurfürstlichen Befehl nach seinem Wortlaute hier folgen lassen. Derselbe heißt:

„Von Gottes Gnaden, Johann George, Herzog zu Sachsen, Julich, Cleve und Berg usw. usw. Kurfürst usw. Bester und liebe Getreue, Was an uns die Exulanten von der Platten, wegen ihres am Fastenberg vorhabenden Anbaues wehmütig und unterthänigt gelangen lassen, das habt ihr aus dem Innschluß mit mehreren zu ersehen: Wie nun diesen armen bedrängten Leuten billig an die Hand zu gehen: Also haben Wir gnädigt bewilligt, daß sie eine Kirche, Gottesacker, Pfarr und Schule daselbst aufbauen und, mit Unsers Ober-Consistorii Vorbewußt und Einwilligung einen Pfarr und Schuldiener annehmen mögen, seind auch gnädigt zufrieden, daß ihr einen jeden, der dies Orts an- und aufbauen will, gegen einen leidlichen jährlichen Erbzinß ein gewisses Stück und etwas an Holz, dessen er zum Anbau nothwendig bedürftig, ohne Entgeld anweisen, und das Städtlein, welches Johannis Georgen-Stadt hinführo genennet werden soll, den andern Bergstädten gleich, mit aller Freiheit, Zunft und Innung, Handwerksgewöhnheiten, brauen, malzen, schlachten, backen, schenken und einer Bretmühlen versehen möget. Wir wollen uns auch der Biersteuer halben, wenn Wir den würdlichen Anbau verspühren, gebetenermassen bezeugen, und an euern vorgehenden unterthänigsten Bericht mit einer gnädigsten Concession heraus zu lassen wissen. Daran geschicht Unsere Meynung und Wir sind auch mit Gnaden gewogen.

Datum Annaburg, am 23. Febr. 1654.

Johannes George, Kurfürst.“

\*Den Besten Unserm Hauptmann der Aemter Schwarzenberg und Grünhain, und lieben Getreuen Beit Dietrich Wagnern zu Sachsenfeld Obristen-Leutenanten, George Wolffen von Carlwitz zum Rabenstein, und Christian Person, Schöffern zu Schwarzenberg.“

So hatten denn endlich die armen Exulanten die Befugnis, sich anbauen zu dürfen und ein neues Heim zu gründen, obwohl mancher schweren Herzens an seine früheren Verhältnisse gedacht haben mag — aber ihr fester, unerschütterlicher religiöser Sinn ließ sie alle die Schwierigkeiten, in dieser unwirklichen, von wilden Tieren heimgesuchten Gegend eine neue Heimat zu errichten, entschieden überwinden.

Auch Leute aus dem benachbarten Abergtham und Bärtingen beteiligten sich an der Emigration,



und viele wanderten nachträglich noch aus Platten aus. Nachdem nun die Exulanten unter dem Schutze des Kurfürsten sicher waren, konnten sie mit Recht die Strophe jenes Trostliedes anstimmen, welches im Anfang sehr oft in der Kirche gesungen wurde:

„Gott, du hast uns ausgeführet  
Aus dem strengen Babylon,  
Da uns oftmals hat berühret  
Angst, Verfolgung, Spott und Hohn,  
Da die Treiber setzten zu  
Unsern Seelen ohne Ruh  
Ob der Angst und Trauerstunden,  
Die, Gott lob! sind überwunden.“

Daß es natürlich auch sagenhafte Vorbedeutungen für die Gründung einer Stadt auf dem Fastenberg gegeben hat, ist wohl — den damaligen Zeitverhältnissen angemessen — nicht außer Zweifel zu setzen.

So will man im Jahre 1648 in dem Dorfe Breitenbrunn am 2. Juni über dem Fastenberge in den Wolken eine Stadt gesehen haben, mit einem Gottesacker und zwei grünen Bäumen darauf.

Desgleichen will kurz vor der Gründung der Stadt ein Köhler, der auf einem dem Fastenberge gegenüberliegenden böhmischen Berge eingeschlafen war, durch ein starkes Glockengeläute, welches aus der Gegend gekommen sein soll, wo jetzt der Marktplatz sich befindet und auf dem anfangs die Glocken hingen, erweckt worden sein.

Es würde zu weit führen, alle diese mythischen Vorbedeutungen aufzuführen, weshalb nur noch kurz ein Blick auf die ersten und wichtigsten Baulichkeiten und den damaligen hauptsächlichsten Nahrungszweig

Johanneorgenstadts geworfen werden mag. Der dichte Wald, welcher den ganzen Fastenberg bedeckte, scheint bei dem Wegschlagen viele Schwierigkeiten verursacht zu haben, was sich schon daraus schließen läßt, daß auf dem Marktplatz allein 1690 Stöcke ausgegraben werden mußten. Auch die Worte des ersten Predigers bestätigen die ausgesprochene Vermutung, indem derselbe ausrief: „Hilf, ewiger Gott! Wer hätte denken sollen, daß in solcher Wildnis und Stöcke noch sollte ein Gedächtnis unseres löblichen Kurfürsten gestiftet werden!“ Die Baustellen und das nötige Holz zum Aufbauen der Häuser wurden den Exulanten am 1. Mai 1654 angewiesen, nachdem der Schulmeister Zacharias Georgi aus Schwarzenberg die Stadt und eines jeden Baustelle abgezogen hatte, wofür ihm von den Exulanten 10, aus der Staatskasse aber noch 24 Taler Entschädigung gezahlt wurden.

Jeder Exulant nahm nun nach dem Los Besitz von dem zugeordneten Boden. Einen traurigen Anblick mögen aber diese ersten Wohnungen geboten haben, denn der Chronist schreibt, daß sich die Bewohner in ihren ersten „Hüttlein beregnen und beschneien lassen mußten.“ Ja, es hat sogar einige Häuser auf dem Marktplatz gegeben, welche 8 Jahre lang keine Fenster hatten.

Der Grundstein zum Kirchenbau wurde am 10. Mai 1655 gelegt, wobei der erste Exulantenprediger Polykarpus Weber, welcher gleichzeitig der erste Lehrer Johanneorgenstadts war und schon 1654 berufen wurde, den ersten Stein legte. Am 15. Februar 1657 wurde die Kirche eingeweiht. Über dem Haupteingang waren unter anderem die



Kirche





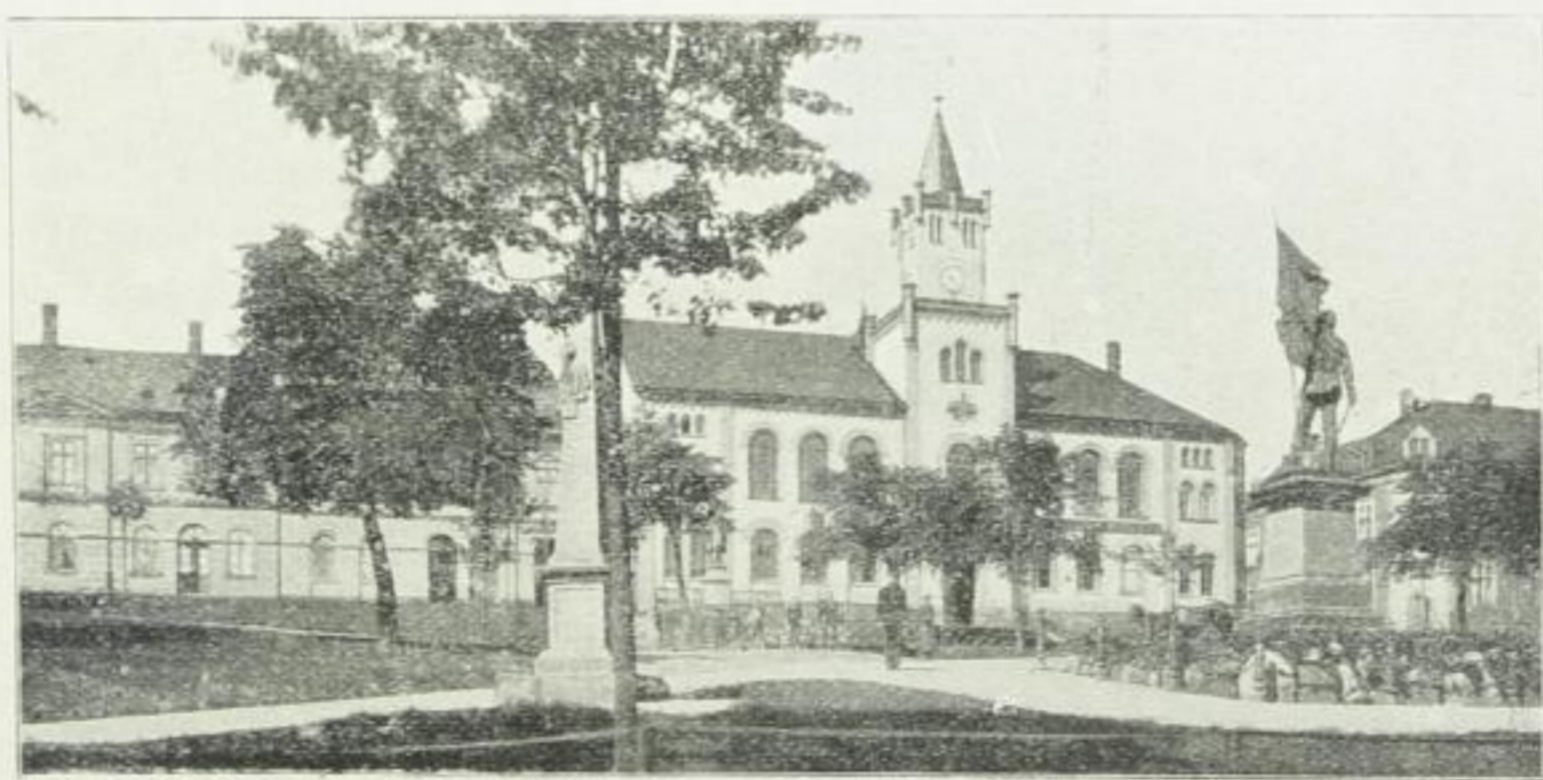
Altes Rathaus (durch den großen Stadtbrand am 19. August 1867 mit vernichtet.)

Worte, welche auch über dem inneren Haupteingang der jetzigen Kirche zu lesen sind, eingehauen: „Jesus nobiscum, stete!“ (d. h. Jesus mit uns, stehet!) Es sind dies dieselben Worte, welche einst bei einem Erdbeben in der Stadt Antiochien auf das Geheiß eines Engels von den büßfertigen Sündern über die Türen ihrer Häuser geschrieben wurden, damit Jesus der Plage steuern sollte.

Nun war zwar die Kirche, die später noch mehrfache Erweiterungen erfuhr, fertig, aber noch fehlte der Turm, welcher insolge nicht genügend vorhandener Geldmittel erst 1687 in Angriff genommen werden konnte. Dieser Bau verzögerte sich aber auch bis zum Jahre 1713, wo jedoch nur der äußere als vollendet angesehen werden konnte.

Über die Festigkeit des Turmes sagte der geh. Rat von Verbisdorf, welcher denselben besichtigen mußte: „Der Turm ist überlei feste und dicke genug, wenn gleich die Erfurter Glocke darauf hängen sollte.“ Die Glocken, welche, wie schon erwähnt, früher auf dem Marktplatz hingen, waren schon 1691 auf den im Bau begriffenen Turm gezogen worden. Der innere Ausbau desselben dauerte bis 1715, in welchem Jahre auch ein Türmer installiert wurde. Interessant waren die Obliegenheiten des Türmers. Derselbe mußte außer dem Nachschlagen der Stunden und dem Läuten der Glocken\*) noch den Ausbruch

\*) Anm.: Die Bergglocke war die kleinste und wurde früher früh um 3, mittags um 11 und 12 und abends um 7 und 8 Uhr geläutet. Jetzt ertönt die Bergglocke früh um 5 Uhr zum ersten Male.



Neues Rathaus (1868—1870 erbaut).



eines Schadenfeuers in der Stadt durch Anschlagen mit der großen Glocke, dagegen eines solchen in der Umgegend durch ein Trompetensignal der Bewohnerschaft anzeigen. Außerdem war der Türmer verpflichtet, früh  $\frac{1}{2}4$ , mittags  $\frac{1}{2}12$  und abends  $\frac{1}{2}8$  Uhr ein Lied zu blasen. Die Bestimmungen über das Stürmen sind teilweise abgeändert, letztere Bestimmung ist schon seit langer Zeit gänzlich aufgehoben.

Wie schon erwähnt, hatte der erste Pfarrer (Weber) sich verpflichtet, die Jugend der Exulanten zu informieren. Man mag aber gar bald gemerkt haben, daß von einer Person diese zwei Ämter nicht gut verwaltet werden konnten. Deshalb war man schon im Gründungsjahre bedacht, einen besonderen Lehrer anzustellen. Zu diesem Amte wurde Johannes Georgi, stud. theol., ein Plattener, vorgeschlagen und 1655 konfirmiert. Es wurde eine lateinische und eine deutsche Schule eingerichtet. Da nun anfangs ein Schulgebäude nicht vorhanden war, so mußte der erste Lehrer „mit seinen Kindern 12 Jahre lang zu Hause ziehen“, bis 1676 ein besonderes Schulhaus erbaut wurde. 1688 war die

Anzahl der Schulkinder so bedeutend angewachsen, daß ein Kantor und noch ein zweiter Lehrer dem ersten zur Seite gestellt werden mußten.

Das Rathaus ist in den Jahren 1664—1670 erbaut worden. Der erste Bürgermeister war Johann Löbel sen., welcher ehemals Bergmeister zu Platten war und der präsumtive Führer der ganzen Religionsbewegung in Platten gewesen ist. Das Bildnis dieses Mannes ist noch heute in der Kirche rechts vom Haupteingange zu sehen.

Die Erhaltung dieses Bildes ist zwei hiesigen Bürgern zu verdanken, die dasselbe vor mehreren Jahren nach dem im kleinen Rathhause hängenden Bilde des ersten Bürgermeisters malen ließen, um das Andenken dieses für die Stadt so bedeutungsvollen Mannes auch künftigen Geschlechtern zu erhalten. Das Bild, von Künstlerhand angefertigt, besitzt in allen Teilen eine frappante Ähnlichkeit mit dem Originale.

Im kleinen Rathhause hängen ferner die Bildnisse sämtlicher Kurfürsten und Könige von Sachsen, von Johann Georg I. an.

Die Hauptnahrungsweige der Bewohner Johanngeorgenstadts waren im Anfange der Bergbau und die Viehzucht, Ackerbau konnte jedoch nur sehr spärlich betrieben werden. Das weibliche Geschlecht beschäftigte sich hauptsächlich mit dem in dieser Zeit blühenden Spitzenklöppeln.

Wie schon erwähnt, war der Bergbau die Hauptbeschäftigung der Männer. Im Jahre 1662 wurde hier ein Bergamt errichtet, welches bis 1856, also fast 200 Jahre, bestand. Die Bergamtsstube befand sich seit dem 5. Juli 1673 mit im Rathause.

Die erste Silbergrube war das „Hohe Genist“ oder „Himmelfahrt Christi“ und hat schon lange vor der Stadt Anbau bestanden. Dieselbe wird jedoch jetzt nicht mehr befahren. Von den von der Stadtgründung an bis zum Jahre 1722 im Betrieb gewesenen Berggebäuden sind gegenwärtig noch folgende vorhanden: Neu Jahr\*, Gnade Gottes\*, Georg Wagsfort\*, Frisch Glück\*, St.-Georgen-Stolln\*, Gottes Segen\*, Einigkeiter Erbstolln\*, Liebe Gottes<sup>o</sup>,

Anm.: Die mit \* bezeichneten alten Gruben befinden sich jetzt im Grubenfelde „Vereinigt Feld im Fastenberge“, die mit \*\* bezeichneten im Grubenfelde „Wildermann Fundgrube“, die mit \*\*\* bezeichneten im Grubenfelde von „Adolphus Fundgrube“, die mit <sup>o</sup> bezeichneten im Grubenfelde von „Treue Freundschaft Fundgrube“ und die mit <sup>oo</sup> bezeichneten im Grubenfelde „Gewerken-Hoffnung Fundgrube“.



Johann Löbel, der erste Bürgermeister Johanngeorgenstadts.



Hohes N.-Zahrgebäude\*, Römischer Adler\*, Hilfe Gottes\*, Grauer Mann\*\*, Erzengel Gabriel\*\*\*, Silberkammer\*\*\*, Catharina\*\*\*, Wilder Mann\*\*, Heil. Dreikönige\*\*\*, Elias-Stolln<sup>o</sup>, Brüder Lorenz\*, Treue Freundschaft<sup>o</sup>, Kaiser Joseph\*\*, Elenore\*\*\*, Königsburg\*\*\*, Neu-Leipziger Glück\*, Segen-Glück\*, Neu erfundene Glücks-Maafen<sup>oo</sup>, Weihnachtsbescherung\*\*, Gotthelf Schaller\*, Elenora-Stolln\*\*\*, Erzengel Raphael<sup>oo</sup>.

In Platten dauerte es immer noch viele Jahre, bevor der Katholizismus vollständig Platz gewonnen hatte. Der dort betriebene Bergbau ist immermehr zurückgegangen. Auch in der Tochterstadt steht der Bergbau nicht mehr in der alten Blüte, doch ist Abbau auf Wismut gegenwärtig recht günstig, und noch immer läßt das Bergglöcklein am Fuße des Fastenberges seine eherne Stimme in bescheidener Weise erklingen, und die Bewohnerschaft erfreut sich alljährlich immer noch am Fastnachtsdienstage an

dem schmucken Aufzuge\*) der altehrwürdigen Bergknappchaft.

Obwohl der große Brand\*\*) von Johannegeorgenstadt am 19. August 1867 viele Wunden geschlagen hat, ist doch das Städtlein aus der Asche im neuen Gewande wieder erstanden und durch neu hinzugekommene Erwerbszweige abermals emporgeblüht.

\*) Anm.: In diesem Jahre findet ausnahmsweise der Bergaufzug am 23. Februar, als am 250jährigen Jubeltage Johannegeorgenstadts, in Verbindung mit dem für diesen Tag in Aussicht genommenen Festzuge statt.

\*\*) Am 19. August 1867 brach nach einer mehrere Wochen anhaltenden Dürre Feuer in einem massiven Hause auf der Körneraasse aus, durch welches in etwa fünf Stunden gegen 300 Häuser, darunter alle öffentlichen Gebäude, eingäschert wurden. Ein namenloser Jammer und ein unbeschreibliches Elend waren durch diesen Brand, dem auch 11 Menschenleben zum Opfer fielen, über die Stadt hereingebrochen. —



## E i n s a m .

Ich wollt', ich könnte weinen  
Herzbrechend wie ein Kind,  
Dem seine Wünsche, die kleinen,  
Versagt geblieben sind.  
Dann würde die Seele stille,  
Wenn stiller die Träne rinnt;  
Zur Raft kam' der stürmende Wille,  
Zur Ruhe das weinende Kind.

Die Träne mag nicht rinnen  
Von heißen Lidern mehr,  
Sie fließt wohl brennend nach innen  
Und fällt aufs Herze schwer.  
Es hebt ein glühendes Wühlen  
Sich drinnen dann wohl bei Nacht,  
Das läßt sich nicht bannen und fühlen  
Und hält in dem Fiebernden Wacht.

Die heißen Pulse hasten,  
Das heiße Herz schlägt wild.  
Es mag kein Ruhen und Rasten  
Sich niedersinken mild.  
Wie flackernde Flammen steigen  
Die wilden Träume empor  
Und tanzen wahnsinnigen Reigen  
Um's Glück, das dereinst ich verlor.

Ludwig Grimm.



## Das Muttergottesbild im Walde.

Eine Geschichte von der böhmischen Grenze.

Von Hugo Rösch.

Schluß.

Der Herbst war ins Land gezogen. Weißer, glitzernder Reif lag auf dem Graße, und wer frühmorgens hinauswandelte, fand eine leichte Eisdecke auf den Gräben und Minnsalen. Der Buchwald droben am Berge sah schön rötlich und gelb aus; im Tannenwald aber trieben Kreuzschnäbel ihr seltsam Wesen, welche bekanntlich den Frühling mit dem Herbst vertauschen und in dieser Zeit zu Neste tragen, um später bei Eis und Schnee ihre Jungen auszubrüten. Die Waldkundigen unterscheiden ganz genau zwischen rechtschlächtigen und linkschlächtigen, d. h. solche, bei denen der obere Teil des Schnabels nach rechts oder nach links gebogen ist. Und im Volksmunde geht die Mär: Als unser Heiland am Kreuze hing, hätten zwei solche Tierlein, eines rechts und eines links, ihm die Nägel aus den Händen ziehen wollen; daher ihr verbogener Schnabel und ihre mit Blutstropfen besprengte Brust; daher auch ihre geheime Wunderkraft, welche vor Krankheit schützt und dem Kinde, über dessen Wiege man den Bauer hängt, heilsam ist.

Herzwunden freilich — dafür ist kein Zauber und kein Kräutlein gewachsen, und nur ein Lindermittel gibt es: die bangen, dumpfen Tage; die qualvollen, mit Schneefschritt dahinziehenden Nachtstunden; die taufrischen Morgen, in denen die Bäume Trost rauschen, und das Getier des Waldes dem Genesenden Kurzweil bringen wollen, in denen die liebe Sonne wärmend und schmeichelnd in das kranke Herz hineinscheinen will.

Er hat's wohl erfahren, der Zigeunerfried, und dankbar schaut er heute hinüber in den grünen Wald. Ihm ist's, als wären Jahre, lange Jahre verflossen, und als wäre er ein alter Mann geworden, der wehmütig und leidenschaftslos auf die überstandene Trübsal zurückblickt.

Er hatte ja abgeschlossen mit der Vergangenheit. Gestern war er drin in der Stadt gewesen und hatte mit dem Agenten den Kontrakt gemacht wegen der Überfahrt nach Amerika. Sauer war's ihm freilich geworden. Die Berge! Die blauen

Berge! Und der traute, grüne Wald! Von denen ist schwer Abschied nehmen, und wenn des nachts die Willen um's Schiff rauschen, dann träumt wohl das arme Herz, es seien die Tannenbäume daheim im Erzgebirg. Wer einmal fort war aus der Heimat, kann davon erzählen.

Der Frieder überdachte noch einmal die letzte Zeit, die er als Einsiedler hier im Walde erlebt hatte. Sie hatte noch viel neues und unerwartetes gebracht. Am Tage nach jenem verhängnisvollen Sonntage hatte er stillbrütend hier gesessen und teilnahmslos dem Treiben der Leute zugesehen. Kinder kamen in den Wald und brachen grüne Zweige. Einige pflückten Waldblumen und wanden Kränze. „Der Schulmeister ist heut' nacht gestorben!“ sprachen sie unter einander. „Der alte Kantor ist tot!“ — „Der neue Vikar, den wir kriegen, soll mech gar tüchtig auszähl'n!“ meinte ein kleiner Abcschütz mit dicken, roten Wangen.

Und Frieder war es, als müßte er erst nachsinnen, wer der alte Kantor gewesen sei, für den die Kinder Totenkränze banden. Ein paar Tage später erzählten die Waldleute beim Heimgehen: Die Fränzel sei nun endlich untergebracht. Drüben im Forsthaus, einen Büchsenchuß von der Grenze, habe sie sich verdingt. Dem armen Ding sei's zu gönnen. Du lieber Gott — ein paar Noten und ein Schrank voll Bücher, das sei alles, was der alte, närrische Mann hinterlassen habe. —

Die Fränzel? dachte Frieder. Ja so, die Fränzel! Ganz richtig! Wie war er nur so schwach im Kopf geworden!

Und dann wieder sah er sich auf der Landstraße neben dem hochbeladenen Kohlenwagen. Der Tag war schwül, und das Geschmeiß summt um die Pferde, daß sie mit den Schwänzen schlagen und die Mähnen schüttelten. „Mußt ihnen ein paar Büsch' ins Geschirr stecken, das vertreibt die Bremsen“, dachte Frieder und sprang abseits vom Wege auf eine mit Sträuchern bewachsene Halde. Als er oben die Zweige brach, hörte er unten am



Fuße leises Sprechen und Rosen. Ein Grenzüger saß auf dem Gestein und hatte ein Mädchen zu sich auf die Knie gezogen. Er küßte sie auf ihren roten Mund, sie aber hatte das Zauberwort ausgesprochen, das den Frühling bedeutet im Menschenherzen: „Ich liebe dich! Immer! Ewig! Dein will ich sein! . . .“

Ob der Frieder seinen Todfeind da erwürgt hat? Behüte der Himmel! Die hellen Tränen liefen ihm über die Backen, als er die Steigerfränzel in seinen Armen sah. „Du Seliger! Du Glücklicher!“ schluchzte er. „Wie hab' ich dich lieb! Ich hab' dich töten wollen: vergib mir! Du bist geheiligt, denn sie liebt dich ja!“ . . .

Leise, ohne die beiden zu stören, war er fort geschlichen. Und er hat dann ein tüchtiges Stück Weges laufen müssen, denn die Pferde waren weit voraus auf der sichern Straße.

„Freilich! Freilich! Genau so hat die Fränzel ausg'sehn damals!“ murmelte der Frieder und fuhr sich über die Stirn. „Nur net so elend blaß! Und die Aug'n, so groß — so erschreckt — ja wie ist mir denn?“ . . .

Und mit weit aufgerissenen Augen schaute der Frieder die Steigerfränzel an, die leichenblaß, geisterhaft vor ihm stand. „Kommen die bösen Träume schon wieder? Was willst du von mir?“

„Frieder!“ rief das Mädchen verzweiflungsvoll, und seine Glieder schlugen wie im Fieberfrost zusammen. „Ist's wahr? — Ist er fort? — Sag' mir's, ich will's wissen — —“

„Wie schön — wie schön bist du!“ flüsterte Frieder verückt, geistesabwesend.

„Red' net so! Frieder, ich bitt' dich! Ist's wahr? Ist er fort? Hat er mich wirklich verlassen — verlassen um der Reichen, der andern willen?“

„Bleib! Bleib!“ rief der Zigeunerfried und streckte sehnsüchtig verlangend die Arme nach dem Mädchen aus, das mit fliegendem Haar und irrem Blick wieder forteilen wollte. „Bleib! Ich will dir alles geben — alles . . .“

Da beugte sie sich nieder zu ihm und flüsternd, mit heißem, fliegendem Atem sprach sie: „Alles kannst du mir geben, bloß — bloß die Ehr' net wieder . . . Es ist zu spät! Dein hab' ich sein wollen: du hast mich verschmäht . . . dann kam der ander' . . . Bei' für mich, Frieder, bei' für mich.“

Sie war verschwunden. Lautlos, spurlos, wie

sie gekommen. Und Frieder stützte den Kopf in die Hand und grübelte. Sein Geist war so schwach geworden in der letzten Zeit. War das Wirklichkeit gewesen? War das ein Traum?

So fand ihn der Nezer, als er abend atemlos am Meiler ankam. Drüben im Finkenbüschel, am Fuße einer steilen Felswand, hatte er die Fränzel tot aufgefunden. Sie war herabgestürzt oder wohl eher in ihrer Verzweiflung herabgesprungen. Unter einer alten Tanne, zwischen zwei Felsblöcken, lag sie: lang ausgestreckt, den einen Arm über den Kopf zurückgebeugt, als schlief sie; das lange, goldene Haar ringelte sich aufgelöst um die braunen, knorrigen Baumwurzeln; ihre Augen waren geschlossen, und ein unbeschreiblich sanfter, friedlicher Zug lag auf ihrem Antlitz, das der Mondschein voll bestrahlte. — — —

Frieder hatte sich über sie gebeugt und küßte die bleichen Lippen. Es war das erste Mal.

„Jetzt bist du mein!“ schluchzte er. „Mein in alle Ewigkeit! — — Und brauchst dich meiner net mehr zu schäme. . . .“

Auch Nezer war niedergekniet und hatte still betend den Gut abgenommen.

„Laß kein Trän' auf sie falle,“ ermahnte er den Weinenden, „du nimmst ihr sonst im Grab' ihre Ruh'!“

Lang haben die beiden so gekniet. Die Nacht war darüber hereingebrochen, und es war zu spät, Leute aus dem Dorfe zu holen. Der Mond schaute über die Berge herein und gesellte sich freundlich den beiden Männern, die hier Totenwacht hielten. Ein Rauschen und Beben ging durch den alten Wald, und die hohen Tannen ächzten und seufzten; stille Waldblumen reckten sich aus dem Moose empor und schauten mit ihren großen, fragenden Augen auf das tote Bergmannskind. Die Sproffer aber drüben im Walde und die Plattmönche sangen frühmorgens die Totenklage. . . .

Es war schon hoch am Nachmittag. Frieder saß im Walde und hatte die alte Flinte auf den Knien liegen, die ihm sein Köhler für etwaige Notfälle einst in die Hütte gestellt hatte.

„So viel hält'st d' noch aus!“ sprach er zu dem alten Gewehr, nachdem er es geprüft hatte. „Den Stiefel ausgezogen, mit der Behe in den



Abzug, die Mündung an die Zähne — und dann losgedrückt!“

Er war wieder klar bei Besinnung und war in dieser Nacht vollständig von dem Halbschlaf erwacht, der ihn seit Wochen und Monden umfing. Er wußte, was er zu tun hatte. Und er wartete nur noch eine kleine Weile, um die Poesie des Todes, die Süßigkeit des freiwilligen Sterbens voll zu genießen.

Plötzlich stand der Nezer vor ihm. —

„Ich such' dich im ganzen Wald!“ sprach er, beinahe verlegen und griff langsam nach dem Gewehr.

Frieder antwortete nicht.

„Bis nur net so vor'n Kopf geschla'n und hab' net fette dumme Gedanken,“ fuhr jener fort, auf die Büchse zeigend. „Wir müssen alle 'mal sterb'n, der heut' — jener morgen“ —

„Ich will's aber heut'!“ sprach Frieder dumpf.

Nezer schmalzte bedächtig mit den Fingern.

„Weißt d' was?“ begann er endlich zögernd, „Geh mit an d' Grenz und werd' Pascher. Du mußt unter d' Leut' komme, mußt a anders Leben anfangen, daß d' dein' Gram vergißt — und 's is a schön's, freies Leben bei uns. Komm schlag ein!“

Frieder schüttelte abwehrend den Kopf.

„Schau,“ fuhr jener fort, „du verdienst a schön's Stück Geld. Und dernach noch aans, Frieder: Bei uns an der Grenz' giebt's a gut's Sprüchel, das hat selber in der Bibel g'stande, eh' i' d' Pfaffen verderbt hab'n. Das heißt: Aug' um Aug' — Zahn um Zahn. Soll auf den Schandkerl ruhig die Sonn' weiterscheine, nachdem er das arm' Fränz'l in den Tod getrieb'n hat? Hast d' net noch a Wörtel mit ihm z' reden?“

Ein Zittern lief durch Frieders Körper bei diesen Worten, und das Blut schoß ihm in den Kopf. Mit stieren Augen blickte er den Pascher an.

„Nezer!“ rief er dann aufspringend und schüttelte den Mann an den Schultern. „Mag' dir das der Herrgott oder der Teuf'l ein'geben haben — da bin ich! Schlag ein, ich halt' mit!“

Der alte Pascher war schier erschrocken über diese schnelle Wandlung, die seine Rede hervorgebracht. Aber in seinem wettergebräunten Gesicht suchte keine Miene. Ruhig und gemessen setzte er Frieder seinen Plan auseinander, und als die Dämmerung hereinbrach, gingen die beiden Männer über die Grenze.

Es war ein wildes Leben, das Frieder von

jetzt ab führte. Tag und Nacht auf der Lauer, verfolgt und den Tod vor Augen, dabei immer den heißen Brand unterm Kittel und das Herzweh in der Brust. Der Wald und die Freiheit, der fortwährende Kampf auf Leben oder Tod, das Wetten und Wagen machten ihn fest und hart; droben an der Grenze, wie er aller Welt die Freundschaft aufgesagt hatte, wurde er ein anderer. Wenn er früh morgens mit seinem Keff durch das Dickicht schlich, wo an den Nadeln die Taupfropfen funkelten und der kräftige Harzgeruch durch den Wald zog, da kam eine wilde Lustigkeit über ihn; und wenn er nachts so allein durch's Gebirg ging, wenn der Wind heulte und die alten Tannen schüttelte, daß sie knarrend sich niederbogen, wenn die Eulen ihr Nachtlied sangen und die Füchse bellten, dann setzte er sich wohl auf einen Felsblock, stützte den heißen Kopf in die Hände und sann und grübelte wie früher. Es dauerte nicht lang, so hatte er im Gebirg eine Berühmtheit erlangt wegen seiner Schlaueit und Gefährlichkeit. Der alte Nezer hatte ihn nicht umsonst in seine Schule genommen; er kannte alle Pässe und Schleichwege, alle Schlupfwinkel weit und breit an der Grenze, und bei jeder Hauptaktion war er dabei. Die Grenzer waren ihm hart auf den Fersen und fürchteten doch dabei seine Tollkühnheit, denn er suchte mit ihnen zusammen zu treffen, wo er konnte, weil er es auf den einen abgesehen hatte, der sein Todfeind war. Und in der heiligen Neujahrsnacht desselbigen Jahres noch sollte jenem die Stunde der Vergeltung schlagen. Es sollte eine große Partie böhmischen Tabaks herübergepascht werden, und Frieder hatte die Führung übernommen. In zwei langen Reihen rechts und links von der Straße schlichen die Leute, einer hinter dem andern, durch das Dickicht, er selber ging auf der Straße als Handwerksbursche verkleidet und mit einem falschen Bart versehen. Gegen Mitternacht waren sie an der Grenze angekommen. Frieder ging vorweg zum Zollhaus, das ganz einsam mitten im Walde stand, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Es war alles ruhig, und er schlich sich bis an einen starken Vogelbeerbaum an der Straße, von wo aus er in die Wachtstube sehen konnte. Es war helles Licht darin, und sie saßen beim Grog, lachten und sangen und feierten Sylvester. Auch Er war mit darunter. Sie hatten das Fenster ein wenig aufgemacht, daß der Tabaksqualm hinausziehen konnte, und Frieder konnte



alles hören, was sie redeten. Das war ein Lachen und Jubilieren da drinnen, und ein Gläserklingen! Sie hatten keine Ahnung, daß heute in der Neujahrsnacht die Grenze lebendig werden sollte.

„Na, da wollen wir das alte Jahr erst noch einmal hochleben lassen, eh' das neue kommt,“ rief sein Todfeind über den Tisch hinüber und hielt das Glas in die Höhe.

Die Gläser klangen, nur ein alter Graukopf mit finstern Gesicht war sitzen geblieben.

„Na, wie steht's, Alter?“ meinte jener und hielt sein Glas hin.

„Ich weiß net, wie's kommt,“ sagte der finster, „die Gläser klingen wie die Kirchenglocken, und es geht halt net recht mit der Lustigkeit.“ Dabei schaute er ihn scharf an.

„Schau, schau, er will mich hofmeistern. Ich dächt', wir brauchten, die alte G'schicht' net aufzurühren, wo wir heut' so lustig sind!“

„Ach was!“ rief ein anderer, „wir sind gediente Soldaten: anders Städtel, anders Mäd'el! Stoßen wir auf deine reiche Braut an, die du dir eingefangen hast.“

„Ja, und schau,“ schrie lachend ein struppiger Kerl, „daß du heut' nacht den Zigeunerfried' sängst, da giebt's gleich eine Gratifikation für's Neujahr.“

„Wollen sehn,“ antwortete jener, „in einer Viertelstund' muß ich patrouillieren — man kann nicht wissen, was passiert. . . .“

In einer Viertelstund'! sprach Frieder zähneknirschend und ging wieder zurück zu den andern.

Dort gab er dem Nezer einen Wink und sagte, er wolle auf eigne Faust sich durchschlagen. Nezer durchschaute ihn und nickte ihm bedeutungsvoll zu.

„Kalt' Blut, Fried,“ sagte er, „kalt' Blut und ruhige Hand; und nachher flugs über die Grenz!“

Er drehte sich um und ging den andern nach. Frieder aber setzte sich auf einen Schneehaufen an der Seite der Straße und wartete. Es war eine schöne klare Winternacht; der Mond schien, und die Äste hingen zum Erdboden nieder von der großen Schreelast. Es war beinahe taghell und so ruhig, daß er sein eignes Herz klopfen hörte. Dann horchte er und lauschte — Schritte erklangen, und jetzt sah er den Verhafteten die Straße heraufkommen, langsam und unsicher durch den starken Trunk. Frieder stieg das Blut zum Kopf, und eine zeitlang wurde ihm schwarz vor den Augen; dann

aber tat er sich Gewalt an und ging ihm ruhig entgegen.

„Se, seid Ihr einer vom Zoll?“ sprach er und stellte sich ein wenig furchtsam.

„Was geht das Euch an?“ sprach jener, „und was habt Ihr in der Nacht hier auf der Landstraf' zu tun?“

„Bin halt auf der Wanderschaft, Herr Kontrolleur,“ sprach Frieder demütig, „und hab mich verlaufen. Ich wollt' Euch bloß sagen: Drüben im Wald liegt einer mit einem großen Keff und kann net mehr fort — —“

„So?“ lautete die schnelle Antwort, „da führt mich gleich einmal hin!“

Frieder ging voran und führte ihn ein tüchtig Stück von der Straße hinweg. Es war totenstill im Wald, kein Laut war zu hören und keine Menschenseele wach außer den beiden weit und breit. Dann hörte es Frieder in dem nächsten Dorf Mitternacht schlagen; ernst und feierlich klangen die Glockentöne in die stille Nacht hinein. Er blieb stehen.

„s' ist Neujahrsnacht heut,“ sagte er, „und grad' schlägt's zwölf: wollen erst ein Vaterunser beten!“

„Dummes Zeug!“ sagte der Grenzer und lachte, „macht, daß Ihr fertig werdet.“

Frieder nahm die Mütze ab und betete halblaut für sich hin. — — —

. . . Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben . . .“ Er stockte, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. „Heiliger Gott,“ schrie er auf, „ich kann nicht anders . . . es muß sein! „Kennst du mich noch?“ rief er seinem Todfeind zu und zog ein Pistol heraus. „Knie' nieder und bet' ein Vaterunser; jetzt mußt du sterben!“

Jener aber stand mit offnem Munde und starren Augen da, als sähe er ein Gespenst vor sich. Sein Gewehr hatte er sorglos noch auf dem Rücken hängen. Einen Augenblick starrte er Frieder an und wollte sprechen. Dann aber erkannte er ihn. Er riß die Büchse herunter und drückte ab. Die Kugel schlug in einen Baumstamm.

Frieder war es, als tobten tausend Teufel in seiner Brust; sein Haar sträubte sich, und seine Hände krallten sich zusammen. Ein Schuß hallte in die Nacht hinaus — und der Grenzjäger stürzte zu Boden.

Blutiger Schaum quoll ihm aus dem Munde heraus, und er griff mit den Händen in die leer Luft; dann lief ein Zittern durch seinen Körper.



„Du . . . du . . .“ röchelte er, aber er konnte einen Fluch nicht vollenden. Der bittere Tod hatte seine Schatten über ihn gebreitet. — — —

Das Marienbild steht noch heute droben im Gebirge. Mitten im protestantischen Lande, mitten im tiefen, grünen Walde schaut es aus grünen Ranken freundlich-mild auf den Wanderer herab. Niemand weiß, wie es dorthin gekommen, viele

wissen auch nicht mehr, was sich einst dort im Finkenbüschel zugetragen hat. Aber die Forstbeamten hüten das schlichte Denkmal mit liebender Sorgfalt; die Waldleute schauen mit frommem Glauben zu ihm hinauf, und schon beginnt die Sage ihre freundlichen Gebilde darum zu weben. Kinder bekränzen es zuweilen mit Waldblumen. Die alten Leute im Dorfe aber erzählen manchmal in den Klöppelstuben die Geschichte von der schönen, unglücklichen Steigerfränzel und von dem armen Zigeunerfried.



## Falsch verstand'n!

Humoreske in vogtländischer Mundart von Albert Nidel.

Dr K.'s Friß fuhr wieder ämol nauf nach Brambich ze sein Schwager. Drinne'n Rupee wor noch a Kasender, der nei ins Bähmische wollt un, wie dr Friß mahnt, weit her sei mußt.

Gschprächig, wie dr Friß amol is, war er mit den Fremme schu in dr schönsten Unterhaltung, eh ner de Zug zen Adörfer Bahnhof naus fuhr. Er drziehlet'n, wie in sein Hametstädtel a Haus nach ne annern baut wier un wie's vun Gohr ze Gohr größer wier. „Des wechst, wie Kla-Leipzig“, soget 'r stolz, un dr Fremme wur is Bewunnerns net soht, daß in Gebirg sette aufblühende Dertter geb.

Ball griebet'n aus ne lieblichen Waldtal de freindlichen Heiser vun unnern schön Bad Elster. Dr Friß kunnt ne Fremme gor net genung drzieh'l'n, wie schön das dort wär un daß a unner huchseliger Rienig Albert oft un gern dohie kumme is.

Hinter'n Elsterer Bahnhof muß die Lokomativ tichtig bloß'n, daß se ne Zug den Barg nauf bringt. Ball fährt er af hoher Bösching an den klan

Bauerheis'len vorbei, ball gehts in an Einschnitt, ball durchquert er an schen Waldgrund, ball gehts durch ne Wald, ball an Fellern un Wiesen vorbei, bis er druem auf ne Hengstberg in ere Höch vun 618 m über de Wasserscheid zwischen dr Elster un dr Eger wegdampft. Wie nu die Maschine sue drauf los dampft, flieng drum an ere Waldeck a Herd fette schwarze Riegel auf, die mer druem be uns, weil se „Krah, Krah“ schreie, Kraber nennt.

Der Fremme, der des sieht, manet: „Die Herde Krähen“, un nicket drbei zen Fenster naus. Dr Friß, der nix vun den Krähe wußt, überleget, wos dr Fremme mane könn'. Kren, denkt 'r su be siech, nennt mr driem im Bähmischen ne Meerrettig. Sollt'n se dohuem ebber gor Meerrettig anbaue? Des könnt dach gor net sei. Fir schauet er drum zen Fenster naus — dr Zug fuhr grad an en Erdeppelfeld vorbei — noch manet 'r lachend zen Fremme: „Des is ka Kren, des sei Erdeppel!“





## Das Goethe-Denkmal in Leipzig.

Auf dem Raschmarke, dem historisch berühmten Weinkeller „Auerbachs Hof“ schräg gegenüber, erhebt sich heute vor der Treppe der Börse das im vorigen Jahre geweihte Denkmal des jungen Goethe, der drei Jahre lang akademischer Bürger der Musen-

stadt Leipzig war. Nachdem bereits in Straßburg ein Denkmal Goethes zur Erinnerung an seine dort verbrachte Studienzeit errichtet worden war, ging man auch in Leipzig daran, den lange gehegten Gedanken, seinem berühmten Musesohne auch hier





ein Denkmal zu setzen, zu verwirklichen. Besonders ist es dem eifrigen Bemühen des kunstsinigen Kustos des städtischen Museums, Prof. Dr. Ernst Bogel, dem Verfasser des bekannten Buches „Goethes Leipziger Studienjahre“, zu verdanken, daß sich ein Comité bildete, das in kurzer Zeit die nötigen Gelder aufbrachte. Dem heimischen Künstler, Prof. Karl Seffner, der schon das lebensvolle Denkmal Karl Heines in Plagwitz, die Büsten des Königs Albert und der Königin Carola, sowie die des früheren Oberbürgermeisters Dr. Georgi geschaffen, wurde der Auftrag erteilt, ein Goethedenkmal für Leipzig zu entwerfen. Mit großer Liebe und feinem Verständnis hat sich der Künstler seiner Aufgabe entledigt. Der Dichter, eine elegante, zierliche Kokosfigur, in der kleidsamen Tracht seiner Zeit, den Kopf etwas erhoben, steht auf einem geschmackvollen Postament, gleichsam zum Lustwandeln ausschreitend. An zwei Seiten des Postaments sind die Porträts von Käthchen Schönkopf, der „Annette“ Goethes in Dichtung und Wahrheit, und von Friederike Djer, der ältesten Tochter Meister Adam Dfers, angebracht. Prof. Seffner hat in seinem Goethedenkmal ein überaus feinsinniges, vollendetes

Kunstwerk geschaffen, auf das die Stadt Leipzig alles Recht hat, stolz zu sein. —



Professor Karl Seffner, Leipzig.

## Das Museum für sächsische Volkskunde als Volkserziehungsstätte.\*)

Von Prof. D. Seyffert-Dresden.

Helle Fanfaren erklingen, und Paukenwirbel tönen feierlich dazwischen, der Volkstrachtenzug biegt in die Tore der „alten Stadt“, diejer male- rischen Schöpfung der Ausstellung des sächsischen Handwerkes und Kunstgewerbes 1896. Die Alten- burger eröffnen ihn, die stattlichen Reiter auf kraft- strotzenden Säulen, die Frauen vornehm in blumen- geschmückten Landauern. Dazwischen gehen hübsche

Hornetjungfrauen mit goldglitzernden Brautfronen und langem Bänderwerk.

Und die Vogtländer, die Erzgebirger, die Wenden, die Lausitzer folgen in bunter Abwechslung. Es war der letzte, jubelnde Abschied, den die sächsischen Volkstrachten gaben. Innerhalb der Ausstellung selbst boten das Volkskundemuseum auf der Her- kulesallee und das wendische Museum auf dem weiten

\*) Anmerkung: Nachfolgender Artikel ist der Vortrag, den der Verfasser, Herr Prof. D. Seyffert in Dresden, der gegenwärtige Leiter des Museums für sächsische Volkskunde, am 18. Oktober vor. Jahres in der Hauptversammlung des Vereins für sächsische Volkskunde zu Altenburg gehalten hat. Wir freuen uns, daß wir dank dem freundl. Entgegenkommen des Herrn Verfassers den überaus anregenden Vortrag, der mit außerordentlich starkem Beifall aufgenommen wurde (vergl. Heft I, Beilage S. IV) hier ganz zum Abdruck bringen können und hoffen, uns dadurch den Dank aller Freunde der Volkskunde zu verdienen.



Dorfanger willkommene Beiträge zu dem denkwürdigen Festzug.

Die Ausstellung, die alte Stadt mit ihrem trostigen Turm und das Dorf mit seiner Windmühle verschwanden, andere Ausstellungen folgten in ununterbrochener Reihe. Das Wendenmuseum fand dank der Rührigkeit einsichtiger Männer einen Platz, sogar im eigenen Gebäude, in Bautzen, der alten Wendenstadt. Der Verein für sächsische Volkskunde wurde ins Leben gerufen, vom Throne bis zum kleinen Mann empfand man seine Notwendigkeit. Aus den spärlichen Trümmern des Museums, das so heimlich versteckt unter den mächtigen Linden des Großen Gartens wohl keine Zukunftsträume geträumt, entstand unsere jetzige Sammlung. Und die ist wieder zum Teil in der Nähe des alten Platzes, im stolzen Palais am Teiche untergebracht, und bei dem Plätschern des Springbrunnens, bei dem Rauschen der hohen Pappeln träumt sie jetzt vom zukünftigen, eigenen Heim.

Freilich werde ich mir die Freiheit nehmen das Museum nicht so zu schildern, wie es ist, sondern wie es sein sollte. Jetzt ist's zum großen Teil in Kisten und Kästen wohl verpackt, und in verschiedenen, weit von einander getrennten Orten untergebracht und kann deshalb als Erziehungsstätte nur höchst mangelhaft wirken.

In unserer Zeit, der gährenden und schaffenden, nimmt die soziale Frage den ersten Rang ein, und man wird zugeben, daß sie nicht lediglich eine Magen-, sondern auch eine Bildungsfrage ist. In fast alle Verhältnisse spielt sie hinein, und Staat und Gesellschaft bemühen sich, an ihrer Lösung zu arbeiten. Da ist es denn nicht besonderlich, daß jüngst in Mannheim die Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen als einzigen Punkt auf die Tagesordnung gesetzt hatte „die Museen als Volksbildungsstätten“. Leider war es mir nicht möglich, an diesen Verhandlungen teilnehmen zu können. Aber mit dem Herzen war ich dabei, und ich bin glücklich, daß mancher Gedanke, der mich schon jahrelang beschäftigte, dort Ausdruck gefunden hat.

Allüberall regt sich der Wunsch, die großen Sammlungen, die sich in den Städten angehäuft mehr als bisher dem Volke zugänglicher und genießbarer zu machen. Die aufgespeicherten Milliarden sollen mehr Zinsen bringen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Museen zumal für die oberen

Schichten vorhanden waren. Die Eintrittspreise, die Garderobegelder fielen. Die Besuchsstunden, die es dem Arbeitenden fast unmöglich machten, ein Museum zu besichtigen, wurden vermehrt, ja einige Sammlungen öffnen ihre Tore auch abends. Das elektrische Licht gewährt die Mittel, bei zweckmäßiger Anwendung die Schätze besichtigen zu können. Kostenlose Führungen werden eingerichtet, belehrende Vorträge in Volksbildungsvereinen bringen manches Thema näher. Rührige Museumsleiter veranstalten mit großem Erfolg Wanderausstellungen, um einzelne Abteilungen ihrer Sammlungen den kleinen Städten zugänglich zu machen. Freilich haben diese Bestrebungen auch mancherlei Enttäuschungen gezeitigt, aber diese sollen uns nicht entmutigen, den beschrittenen Weg weiterzugehen. Bildung und Kunstverständnis lassen sich nicht gewaltsam einflößen. Es bedarf zielmäßiger und langsamer Arbeit, und der Erfolg wird sicherlich nicht ausbleiben. Schon in den Schulen muß man den Kunstsinne wecken. Die Kunst im Leben des Kindes ist eines der Schlagworte unserer Zeit. Man will endlich der frohen Kindesnatur neben dem Wissen auch den geistigen Genuß geben, den die Kunst verleihen kann, man hat sich endlich besonnen, daß weite Felder bisher brach und öde gelegen haben, und will jetzt goldne Ähren ernten. Neben dem Wissen soll das Gemüt, neben dem Hirn das Herz etwas haben. Und dies tut uns vor allem not in unserer materiellen Zeit. Nicht Kunstkenner soll die Schule erziehen, sondern Kunstfreunde. Diese Bestrebungen müssen ihren Siegeslauf in alle Bildungsstätten nehmen. Es braucht kein neues Fach den überbürdeten, schwitzenden Schülern aufgedrängt zu werden. Freilich will die Kunst echte Priester haben, und sie kann sehr leicht — soweit ich die Verhältnisse übersehe — in den Schulen durch öde Schulmeistererei methodisch erdroffelt werden. „Es wird alles erläutert und erklärt — wenn aber alles erklärbar ist, dann ist es eben kein Kunstwerk mehr, denn ein echtes Kunstwerk ist eine Eroberung auf dem Gebiete des Unsagbaren“ hat treffend Otto Ernst sich auf dem Kunstlerziehungstage in Weimar geäußert. Eine falsche Erziehung wäre sicher nur dazu da, uns die Freude an der Kunst zu verderben, ist uns doch dadurch der Zeichenunterricht lange Zeit geradezu verfehlt worden!

Nun läßt sich nicht leugnen, daß unser Museum nicht nur die Volksbildung, d. h. die Bildung der



breiten Massen, in den Vordergrund stellen kann. Als erstrebenswertes Ziel muß aber diese Aufgabe betrachtet werden. In England, in Amerika und in den skandinavischen Ländern hat man schon einen guten Teil weiter als bei uns diesen Weg beschritten, in betreff Deutschlands will ich nur auf das prächtige Provinzialmuseum in Altona hinweisen. Von vornherein ist es wohl nötig, Museen, die Kunstgenuß, und solche, die allgemeine Belehrung geben wollen, zu unterscheiden. Kunsthistorische und Kunstsammlungen und naturwissenschaftliche Museen sind in der Erziehungsfrage daher auch verschieden anzufassen.

Eine Trennung einzelner Museen in Schau- und wissenschaftliche Abteilungen würde sich aber wohl nötig machen. Es sei mir vergönnt, heute der Schauausstellung einige Worte zu widmen, und ich will von vornherein erklären, daß die alleinige Betonung dieser Art ebenso einseitig würde, wie die einer reinwissenschaftlichen Ausstellung. Beide ergänzen sich. Für die Volkserziehung kommt aber die Schauausstellung meines Erachtens außerordentlich in Betracht, und sie ist bisher vielzuwenig berücksichtigt worden. Es ist nicht zu leugnen, daß die sog. Provinzialmuseen diese Aufgabe am leichtesten werden erfüllen können.

Ein Wort über die Kunstsammlungen!

Unsere Gemäldegalerien z. B. würden uns infolge ihres außerordentlichen Bilderreichtums bei unseren Bestrebungen ungewollten Widerstand geben. Sie sind mit der Zeit Stapelplätze geworden, in denen sich leicht ein unbefangenes Gemüt geistig verlaufen kann, in denen man vor lauter Genuß nicht zum Genießen kommt. Da bedecken die Bilder die Wände bis hoch an die Decke, und wenn auch eine geschickte Hängekommission dieselben so angeordnet hat, daß eines das andere nicht direkt tot schlägt, so will doch ein jedes Gemälde still für sich genossen sein. Ein jedes spricht seine eigene Sprache, wer will aber in dem Gewirr von hundert Stimmen die Seelen flüstern hören? Dies ist der Grund, warum sensible Naturen in Museen so schnell ermüden, anstatt sich zu erholen und zu erfrischen. Und da ist bis zu einem gewissen Grade der Bildungspöbel zu entschuldigen, der im Baedeker nur nach dem Sternchen sieht, wie man's bei einem Hotel mit guten Betten und vorzüglicher Küche tut. Ich denke hierbei an den schönen Ausspruch Schopenhauers: „Vor ein Bild soll Jeder sich hinstellen

wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was es zu ihm sprechen werde; und wie jenen, auch dieses nicht selbst anreden: denn da würde er sich nur selbst vernehmen.“

Die neueren Kunstausstellungen, die Sezessionen, haben oft mit erlesenem Geschmack die Kunstwerke so aufgestellt, daß sie als Einzellebewesen betrachtet werden können. Die Umgebung wird dem ausgestellten Gegenstand untergeordnet. Raumgestaltung ist ein dankbarer Vorwurf für unsere dekorativen Künstler geworden. Freilich hat man diesen Gedanken auch schon in den älteren Sammlungen hier und da glücklich zum Ausdruck gebracht. Ich erinnere an die Ausstellung der Raffael'schen Madonna in der Dresdner Galerie. Hier versammelt sich in dem von Gußmann geschaffenen Raume eine andächtige Gemeinde, kein anderes Kunstwerk lenkt von dem hehren Bilde ab, das der Menschheit mit erhabener Sprache ins Herz hineinredet.

Leichter dürften die Aufgabe, Volksmuseen zu werden, zoologische Sammlungen hinsichtlich ihrer Ausstellung erfüllen können. Jetzt pilgert man durch lange Säle, in denen sich in ermüdender Reihenfolge Schrank an Schrank reiht. Der harmlose Naturfreund bekommt in diesen Kataomben eine unerklärliche Angst, er flüchtet aus dieser naturfeindlichen Versammlung aufatmend ins Freie. Die ausgestopften Vögel stehen dicht neben einander gereiht wie die unglückseligen Soldaten bei einer ökonomischen Musterung im Kasernenhofe. Mit großem Geschick und Glück hat man hier z. B. in dem erwähnten Altonaer Museum Abhilfe geschaffen. Man rückt die Ausstellungsgegenstände dem Leben näher. Nehmen wir z. B. als Thema: „Die Vögel der Nordsee“ an. Ein Riesenschrank zeigt auf der Rückseite den von Künstlerhand gemalten Prospekt des brandenden Meeres. Keine Lüge in Farbe und Auffassung, streng nach der Natur gemalt. Echtes Gestein erhebt sich davor, wirklicher Dünenand, vertrocknetes Gras bilden die Staffage. Die Vögel von der ehemaligen ökonomischen Musterung sitzen auf dem Felsen, lugen mit scharfen Augen in die Weite oder zanken sich. Man glaubt sie kreischen zu hören. Oder sie hocken im Sande in ihren Nestern. Da verspeißt eine Möve den soeben gefangenen Fisch, da erhebt sich ein Sturmvogel zu geschmeidigem Flug. Das Ganze scheint zu leben, und die Wissenschaft kommt nicht zu kurz, denn die Vögel sind nicht schlechter, sondern viel besser als ihre Kollegen der



wissenschaftlichen Abteilung ausgestopft. Der Laie aber hat durch diese Aufstellung ein Bild, das ihm erzählt, ohne daß er fragt, und ihn doch wieder zu erneuten Fragen anregt. Eine beigelegte, deutlich leserliche Tafel, welche die Namen und das Charakteristische der ausgestellten Tiere in kurzen Worten sagt, erspart den teuren Katalog, in dem zu blättern nicht zu den Annehmlichkeiten dieses Lebens gehört.

Diese allgemeinen Gesichtspunkte in Hinblick auf die Volkserziehung seien vorausgeschickt. Sie sind für uns von Wert und werden unsere Betrachtungen bei einem Volkskunden- und Volkskunstmuseum erleichtern helfen. Ich erwähne die Volkskunst, da sie einen breiten Raum in unserer Sammlung einnimmt. Vor allen Dingen müssen wir uns über den Begriff Volkskunst klar werden. Sie ist die selbstgeschaffene Kunst des kleinen Mannes. Sie ist die Kunst des Bauern, in dessen Sphäre sich Überlieferungen am längsten erhalten. Was Kiehl in seinen Kulturstudien vom Volksliede behauptet, wollen wir auf die Kunst anwenden.

„Die Volkskunst ist gesund. Was heißt hier gesund? Man sagt wohl: was wahr und echt ist. Aber was ist wahr und echt? Eine Kunst, deren Form und Gedanken im Volke erwachsen, die nichts anderes ausspricht, als was diese Volksgruppe selbst fühlt, begreift und auszusprechen sich berufen und gedrungen fühlt, solch eine Kunst ist allemal auch eine gesunde und wahre Volkskunst!“ Und Rosegger sagt: Was aus dem Gemüte kommt, das geht zum Gemüte, und ich kenne Menschen, die an den strahlenden Rosen der Kunstgärten vorübergehen, sich aber niederbeugen zum stillen, vereinsamten Blümlein der Waldeinsamkeit. Nun kann man freilich mit gleicher Liebe das Einfache und das Reiche in der Kunst umfassen. Das Einfache, wenn es fein muß, das Reiche, wenn es nicht anders sein kann, denn nicht nur die Form, sondern vor allem der Inhalt ist maßgebend. So kann ein begeisterter Freund des Volksliedes ein glühender Verehrer Richard Wagners sein.

Heute wollen wir nun mit Rosegger vorübergehen am stolzen Kunstgewerbe, an den glitzernden Ritterrüstungen, an den prunkvollen Kirchenschätzen der historischen Museen und wollen einkehren in eine Bauernstube, wollen sprechen mit ihren Bewohnern, die, gekleidet in ihre Volkstracht, uns die Hand zum Willkommengruß entgegenstrecken

Allenthalben wird in unserem Vaterlande ge-

sammelt. Ich kann wohl sagen, es herrscht eine Sammlungsbegeisterung. Das ist an und für sich ein idealer Standpunkt, und deshalb mit Freuden zu begrüßen. Aber es muß erwähnt werden, daß ein schlimmer Dilettantismus erblüht, der dem die Haare zu Berge treibt, der noch welche hat, denn oft, sehr oft steht leider das Verständnis des Sammlers mit seiner Begeisterung in umgekehrtem Verhältnis. Schade dann um das viele schöne Geld, um die viele Mühe, die unnötigerweise weggegeben wurden: sie hätten tausendmal besser für die Lebendigen angewendet werden können. Alles Alte wird zusammengesammelt, und in kurzer Zeit gleicht das neugegründete Museum einer wenig vornehmen Antikenhandlung der nächsten Großstadt, die ja auch alles in sich aufnimmt, was alt ist, alt aussieht oder alt zu werden verspricht. Das Raritätenkabinet ist fertig. Es fehlt System — von Rasse gar nicht zu reden! Nicht alles Alte ist — es ist entsetzlich, diesen Gedanken auszuendenken — sammelenswert, sondern für unsere Zwecke vornehmlich nur das, was typisch für eine Gegend ist, oder was in künstlerischer Beziehung das Fühlen derselben zum Ausdruck bringt. Und es braucht, will es diese Aufgaben erfüllen, nicht einmal alt zu sein. Es gehört aber etwas mehr als bloße Sammelwut oder falscher Ehrgeiz dazu, dies zu erkennen, soll das Museum wirklich das werden, was es doch sein soll: eine Volksbildungsstätte.

Schwer wird dem kundigen Sammler hier und da doch noch eine Scheidung von Volkskunst und vom Kunstgewerbe werden, und es ist oft nicht leicht, die Grenze des Gebietes zu ziehen. Denn der Einfluß der höheren Kultur ist mehr oder weniger stark zu beachten. Nehmen wir einmal unsere Bauernmöbel und zumal ihren dekorativen Schmuck an. Sicher sind für unser Museum die Gegenstände am höchsten einzuschätzen, welche möglichst reine Volkskunst geben, und wir besitzen in unserer Sammlung z. B. eine große Truhe aus der Zittauer Gegend, die in dieser Hinsicht mit zu dem besten gehört, das man in unserem Vaterlande finden kann. An diesem köstlichen Stück ist fast alles von „unten herauf“, wenn ich mich so ausdrücken darf, entstanden, hier sind wenige kunstgewerblich stilistische Einflüsse, d. h. Einflüsse von oben herab, bemerkbar. Aber es wäre sicher falsch, nur solche Gegenstände als Volkskunst zu bezeichnen. Denn wir finden bei vielen echten und rechten Bauernmöbeln, daß der jeweilige Kunstgeschmack seine Einwirkung



auf den Volkskünstler geltend gemacht haben. Es haben alle Stilepochen ihren Einzug in das Bauernhaus gehalten, und es ist interessant, zu beobachten, wie selbständig der Volkskünstler diese höheren Einflüsse verarbeitet hat, so daß noch viel, sehr viel des Originalen, Selbsterfundenen entstehen konnte. Würde es doch auch zu ganz falschen Schlüssen führen, wenn man bei diesen Erzeugnissen die Entstehungszeit nach ihren Schmuckformen bestimmen wollte. In einem weltabgeschiedenen, einsamen Dorfe

hält sich ein Geschmack noch lange, wenn man draußen in der eiligen Welt schon längst einem anderen huldigt. In dieses Kapitel schlagen auch z. B. die Volkstrachten. Denken wir an Tirol, wo sich bis in die neueste Zeit eine Art Bauerngotik erhalten hat und zwar wohl nur aus dem Grunde, weil dieser Stil so prächtig konstruktiv zu verwenden ist, denken wir an unsere Töpfereien u. s. w.

(Schluß folgt.)

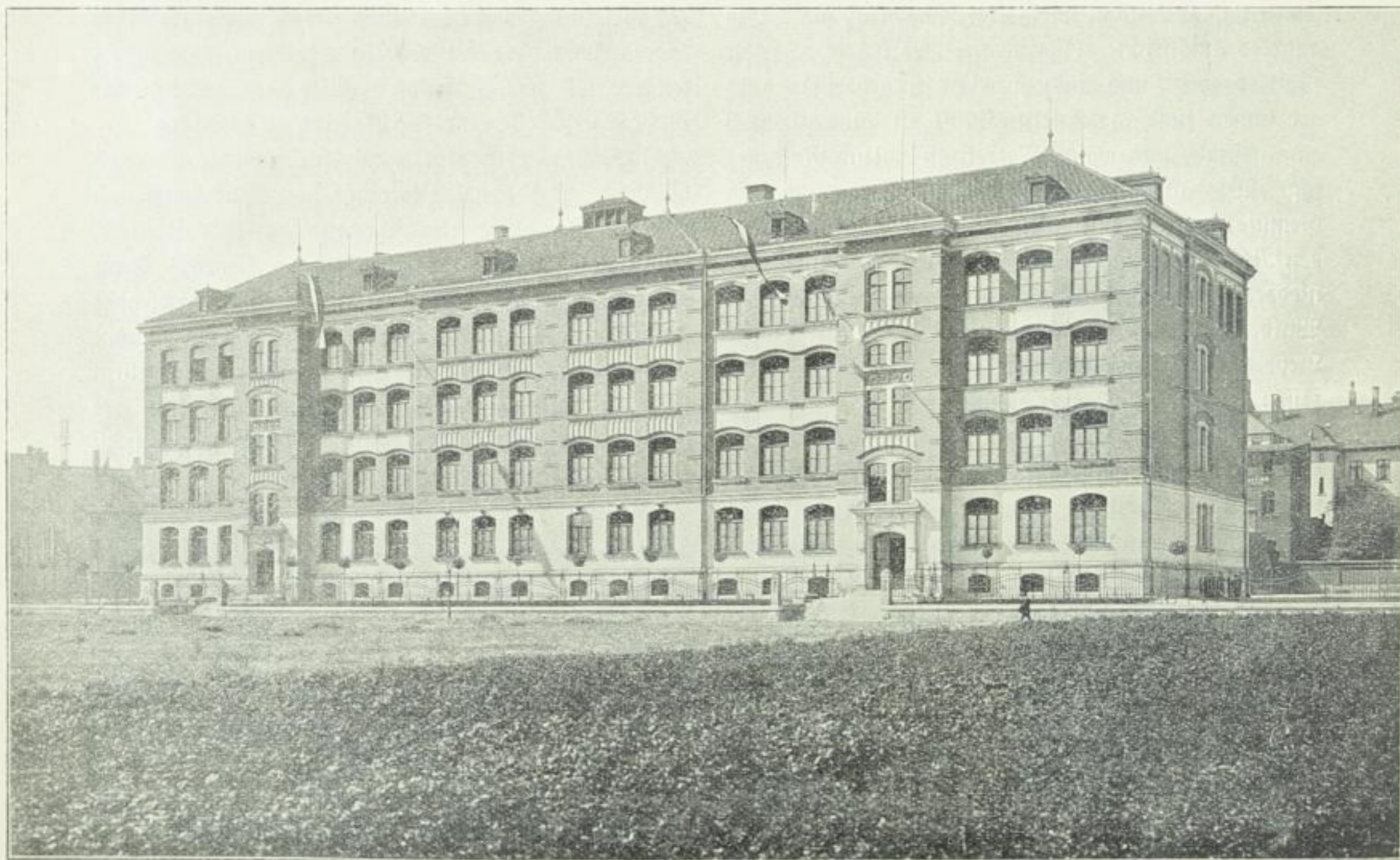


## ◆◆◆◆◆ Aus Zwickau. ◆◆◆◆◆

### IV) Die III. Bürgerschule in der Glückerstraße.

Die Einverleibung der Vororte Pölbitz und Marienthal machte u. a. auch den Neubau zweier Bürgerschulen nötig, die in den letzten Jahren denn auch fertig gestellt worden sind und heute wegen

ihrer vorzüglichen Einrichtung geradezu als Muster- schulen gelten. In beiden sind die Erfordernisse der modernen Schulhygiene in weitgehendem Maße erfüllt, die innere Einrichtung entspricht bei Ver-





meidung überflüssiger Pracht und Eleganz lediglich den Geboten der Zweckmäßigkeit; in beiden finden wir hohe, lustige Klassenzimmer und helle, breite Gänge. Für Luft und Licht ist in hinreichender, ja mustergiltiger Weise gesorgt.

Wir bringen zunächst eine Abbildung der 3. Bürgerschule, die am 1. Oktober vorigen Jahres seinem Zwecke übergeben worden ist. Trotz seiner Größe und seiner Länge wirkt das Schulgebäude, das in Backsteinbau aufgeführt ist, gefällig und harmonisch. Es liegt von der Straße ein Stück zurück und höher als diese, von einem schmiedeeisernen Gitter umgrenzt. Breite, bequeme Treppen führen zu den beiden Eingängen, zur Knaben- und zur Mädchenschule. Betritt man das Innere, so ist man von der Fülle des Lichtes, das die Korridore und Treppenaufgänge erhellt, überrascht. Die vier Meter breiten Gänge sind, mit Ausnahme des mit hartgebrannten Platten gedeckten Ganges im Erdgeschoss, mit Linoleum belegt. Ebenso liegt in den hellen und lustigen Klassenzimmern (an der Zahl 27) Linoleum. Ueberall herrscht zweckentsprechende, doch anheimelnde Einfachheit. Die Schulbänke sind sog. Pendelsitze (aus der Fabrik von Ullmann in Gera). Durch überdeckte Gänge gelangt man in die beiden

in einem besonderen Anbau liegenden prachtvollen Turnsäle, deren Fußböden mit amerikanischem Kieferholze belegt sind. Sie sind über 19 Meter lang und über 12 Meter breit und mit den besten und modernsten Turngeräten ausgerüstet. Die verschiedenen Lehrmittelzimmer sind reich ausgestattet, die beiden Zeichensäle wie der Saal für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten sind geradezu vorbildlich in bezug auf ihre gediegene Einrichtung. Die Heizung sämtlicher Räume erfolgt durch eine Niederdruckdampfanlage mit natürlicher Ventilation. Am Gebäude liegen die beiden, nach zwei Seiten freien Spielhöfe, die für Mädchen und Knaben gesondert sind und einen Flächeninhalt von zusammen 3140 Quadratmeter haben. Die Länge des Gebäudes beträgt 68,35 Meter, die Tiefe an den Giebeln 19,36 Meter; die bebauten Grundfläche 2074 Quadratmeter, der ganze umbaute Raum 27073 Kubikmeter. Die Kosten des Schulbaues betragen einschließlich der Lehrmittel und der Einfriedigung 415000 Mark. Besucht wird die Schule zur Zeit von etwa 550 Knaben und 350 Mädchen.

Die Pläne zu diesem „Schulpalaste“ hat das Stadtbauamt entworfen, das auf diese Leistung mit Zug und Recht stolz sein kann.

### D'r Blechmann vun Stitzengrien.<sup>1)</sup>

Mal war ich in d'r Kirche —  
A kleenes Weilchen is das har —  
Wu Eener vun Gebarje  
Do drinne saß vun ungefahr.

Archt sprach d'r Pfarre leise,  
An Alle warn gar sihr d'rbaut.  
M'r saß's un wurde 's weise,  
Wie Manch'r inwend'g sich beschaut.<sup>2)</sup>

Se saßen still wie Mäusch'n. —  
Trutz Salbje,<sup>3)</sup> Minze un Lessgen  
Un Rosmariensträußch'n  
Nicht Bauerfra un Junfer ei.

D'r Klambner warsch vun Gebarje:  
Ha vergaß, ha saß in d'r Kirche! —

Das markde wuhl mei Basder,  
Un starker klunk nu jedes Wurt:  
Nu funk 'r uff de Lasder  
Je dunnern a in eenesurt.

An Alle hiern's vull Schauder:  
„Wer ist's, der ruhig schlafen kann?“  
Su rufft 'r immer lauder,  
„Wer ist der Mann? Wer ist der Mann?“

Das war a Wurt, das zok!  
Huuh! fährt a Karlch'n in de Hih':  
„„Nu, is dos net ä Gefrog' — —  
D'r Blechma bi iech vun Stittengri!<sup>1)</sup>““

Heinrich Schallig  
(Aus „Bilder und Klänge aus der Hochlitzher Pflege“).  
(S. 58.)

1) Stitzengrün. 2) beschönigend für „schlafen“. 3) Salbei.



## Sachsen im Volksmunde.

Von Dr. G. Schlauch-Dohna.

### II. Teil: Ortschaften.

(8. Fortsetzung.)

**Liebstadt.** (S. Nr. 30.)

**Löbau.**

159. Löbau ist die kleinste unter ihren Schwestern, aber desto größer ist ihre Liebe.

(Sächs. Kirchengalerie, Bd. Oberlausitz S. 138. — Wanderer III 106.)

Löbau hat unstreitig seinen Namen seiner bevorzugten Lage zu danken, denn Löbau ist abzuleiten von dem wendischen „Lubozna“, d. h. die Liebliche. Im Volksmund heißt Löbau heute noch die „Liebe“, („wir gih'n a die Liebe“), wendisch aber „Lubij“. (Deutsche Reiseblätter, Beil. zur Deutschen Wacht, 1900, 6. Juli, Nr. 18.)

(S. auch Nr. 19a, 19b.)

**Die Löbnitz.**

160. Sächsisches Nizza.

**Löwenhain.** (S. Nr. 3.)

**Lommatsch.**

161. Des Landes Myffens große Korntenne.

Soll nach der Sächs. Nat. Encycl, Bd. I S. 446 und nach Engelhardt V S. 256 von Bischof Benno herrühren. (S. Nr. 34.) Die Bauern der Lommatscher Gegend hießen „die Semmelbauern“, aber nach Knauth, der den Ausdruck auf Linnaeus zurückführt, „reiche Sammet-Bauern“ (ebenso bei Engel-

hardt); Knauth nennt die Gegend von Pirna, Dresden, Meissen, Lommatsch, Oschatz und Leipzig.

**Loja.**

162. Theuma und Loja sind auf.

Eine vogtländische Redensart, wenn einmal alles drüber und drunter geht. Ist im Bauernkriege entstanden, in dem auch die vogtländischen Bauern sich erhoben, und die Bewohner der beiden volkreichen Ortschaften Theuma und Loja den Kern der Massen bildeten. Theuma war damals ein Marktflecken, verlor aber infolge seiner Beteiligung am Aufstande seine Gerechtsame und wurde zum Dorfe herabgesetzt. (Unser Vogtland, 1897, Heft 9, S. 188 sub Spreu und Weizen). Forbriger (Vogtland S. 21.) leitet das Sprichwort allgemein von der Kauflust und Neigung zu Widersetzlichkeit der Bauern von Theuma, Ober- und Unterlosa ab.

**Loschwitz.**

163. Loschwitzer blaues Wunder.

Die blaugestrichene Elbbrücke. (S. a. Nr. 23.)

164. Die alte Klatsche! wenn die bei Loschwitz in die Elbe spuckt, sterben bis Dräsen alle Fische! (Ripberger S. 22, 21 und 22.)

### Verzeichnis der literarischen Quellen.

**Vorbemerkung:** Mit dem Abdruck des Verzeichnisses der überaus reichhaltigen Literatur, die der Herr Verfasser des Artikels „Sachsen im Volksmunde“ zu seiner umfangreichen Arbeit benutzt hat, beginnen wir schon jetzt, damit wir nicht gezwungen sind, mehrere Seiten unserer Monatschrift hinter einander mit der mehr oder weniger eintönigen Aufzählung der literarischen Hilfsmittel und Quellen zu füllen. Jedenfalls aber wird für jeden Forscher auf dem Gebiete sächsischer Volkskunde die Zusammenstellung der Literatur interessant und fruchtbringend sein, da sie ihm manche neue Quelle zu seinen Studien erschließen wird.

#### Stichwort.

1. Agricola. Agricolas Sprichwörter etc. v. Friedrich Latendorf, Schwerin 1862. (1528.)
2. Albinus. Albinus, Peter, Meißnische Land- und Berg-Chronica, Dresden 1589.
3. Anekdoten. Anekdoten, Charakterzüge und Sittengemälde aus der sächsischen Geschichte. Leipzig bei Karl Franz Köhler. 1792. 3 Teile.
4. Bebel. Bebel, Heinrich, Proverbia Germanica. Bearbeitet von Dr. W. S. D. Suringar-Leiden. C. J. Brill 1879.
5. Bedf. Bedf, Martin, Spitznamen der Völker. Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung 1901. Nr. 121 vom 10. Oktober.
6. Bedf. Bedf, Martin, Sächsische und thüringische Städte i. einem Reiseführer v. 1671. Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung 1891. Nr. 123 vom 15. Oktober.



**Markneukirchen** s. Nr. 2.**Marienberg.**

165. Wenn einer vom Himmel fällt, so kann er nicht besser als auf Marienberg fallen.

(Freitag S. 77 (nach Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges.)

**Meerane.**

166. Meeraner — lüderlicher Mensch.

(Köhler S. 629 (nach Leopold, Chronik und Beschreibung von Meerane S. 63.)

In Meerane teilten sich im Mittelalter drei Gerichtsbezirke, und es war bei der Langsamkeit des gerichtlichen Verfahrens für lichtscheue Individuen der günstigste Aufenthalt. So kam man dahin, einen lüderlichen Menschen einfach „Meeraner“ zu nennen. Es wird erzählt, daß der P. Sigismund Rothe aus Meerane, der zur Leipziger Messe gereist sei, vom Torwart nicht nach Leipzig hineingelassen wurde, weil der Rat befohlen hatte, den „Meeranern“ den Eintritt zu verwehren. Den Predigten des betrübten Geistlichen soll es dann gelungen sein, die Meeraner zu bessern. (Gräfe.) Nach Freitag (S. 93) heißt Meerane heute noch: Mauserane.

Ähnliche kurze volkstümliche Bezeichnungen sind: Meißner für Meißner Porzellan; Glashütter für Glashütter Uhren; Schneeberger für Schneeberger Schnupftabak; Eibenstöcker für Eibenstöcker Bittern; Pulsnitzer für Pulsnitzer Pfefferkuchen; Vogtländische für Vogtländische Klöße.

**Meißen.**

167a. Raht / wo ist im Lande ein solcher Berg / darauff drey unterschiedene Schlöffer er-

bawet / vnd dann solche / als auch die Stadt darbey mit dreyen Wassern umbgeben / vnd die Schloßbrücken vber dem Kirchturmb der Stad erhoben? (Peccenst. II S. 4. Schloß Meißen)

167b. Welche Stad im Lande sey / so mit dreyen verfließenden Wassern umbgeben / gleichsam darmit befestiget / auch drey unterschiedene Schlöffern / auff einem Berge liegende habe / vnter welchen im Graben ein Dörfflein / vnd do die Brücken des Schloßes höher / denn die Stad Kirchen / vnd vber die Thürme angelegt.

(Peccenst. III S. 3. Stad Meißen (cit. nach Fabricius, Amalen). — Knauth S. 221, 15—25.)

167c. Drey Schlöffer auff einem Berge /  
Drey Kirchen auff einem Kirchhoffe /  
Drey Städte in einem Thal.

(Knauth S. 221, 3. 11—14.)

167d. Wo sind drei Schlöffer auf einem Berg, ein Dörfflein in einem Graben, und eine Brücke, die höher, als die Thürme in der Stadt?

(Cur. Antiqu. 642, 21—24. — Reinsberg II S. 92. — Gräfe 49.)

167e. Welches die Stadt sey, die an drey Wassern liegt, auf einem Berg drey Schlöffer habe und eine Brücke, welche höher als eine Kirche wäre: (Sammler 1839, 33, S. 142.)

167f. Wo ist der Berg, darauf drey Schlöffer stehen,

Und nebenher drey Wässer gehen?

(Gräfe 49. — Freitag S. 78.)

167g. Drei Schlöffer auf einem Berge, drei Kirchen auf einem Berge, drei Städte in einem Thale. (Schäfer Einleitung S. 10.)

7. Binder. Binder, Dr. Wilhelm. Sprichwörterbuch der deutschen Nation. Stuttgart 1873.
8. Birlinger. Birlinger, Dr. Anton. So sprechen die Schwaben. Berlin 1868.
9. Blum. Blum, Joachim Christian. Deutsches Sprichwörterbuch, 1. Band. Leipzig 1780.
10. Boesigk. Boesigk, F. L. Über die Wahrzeichen deutscher Städte. Mitt. d. R. S. Alt. Ver. 1856 S. 22—54
11. Borchardt. Borchardt, Wilhelm. Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1888.
12. Bunte Bilder. Bunte Bilder aus dem Sachsenlande.
13. Canzler & Meißner. Canzler und Meißner, für ält. Literatur und neuere Lektüre. Leipzig 1784.
14. Erieger. Erieger, v. Der Sachse in Geschichte u. Dichtung. Leipzig. Spamer 1892.

15. Cur. Antiqu. Curiöser Antiquarius, vermehrter, v. P. L. Berckenmeyer. Hamburg 1709.
16. Dähnhardt. Dähnhardt, Oskar. Volkstümliches aus dem Königreiche Sachsen. 2 Bänden.
17. Dietterle. Dietterle, Dr. phil. Johannes. A. Burkhardswalde. Dresden 1900.
18. Diezmann. Diezmann, August, Leipzig. Loks Eisenbahnbücher Nr. 20. 1856.
19. Dirksen. Dirksen, Carl. Meidericher Sprichwörter etc. 2. Auflage. Königsberg 1893.
20. Düringsfeld. Humor. Düringsfeld, J. v. Das Sprichwort als Humorist. Leipzig 1863.
21. Düringsfeld. Prakt. Düringsfeld, J. v. Das Sprichwort als Praktikus. Leipzig 1863.
22. Düringsfeld. Philos. Düringsfeld, J. v. Das Sprichwort als Philosoph. Leipzig 1863.



167h. Wo sind drei Schlösser auf einem Berg? Und wo ein Dorf im Graben? Und wo die Brücke höher als der Thurm?

(Wander IV. 245. Nr. 34. — Hesekiel 20, 20—22 Und wo ist — Kirchturm). — (Freitag S. 78 (ohne „und“ — Kirchturm).

Die drei Schlösser waren die Albrechtsburg, das burggräfliche (im Laufe der Zeit zerfallene) und das markgräfliche (durch Brand zerstörte) Schloß; die drei Wässer die Elbe, Weiße und Triebisch. Das Dorf Meissen lag im Stadtgraben, und die Brücke der Albrechtsburg zwischen Schloßberg und St. Akraberg, unter welcher der Weg nach Lommajsch und Freiberg ging, lag höher als der Turm der Stadtkirche.

168. Meissen hat einen zahlreichen Kirchgang, lehrreichen Schulrang, weitreichenden Gerichtszwang, lustreichen Spaziergang, hellreichen Glockenklang, lieblichen Vogelgesang, lustreichen Fischfang, wasserreichen Schif- (sic!) Floß- und Mühlengang, fruchtreichen Anhang, ungemeinen Weinschant und fortreichen Scheunenklang.

(Engelhardt V S. 203 Anm.) — Freitag S. 80 (salbreichen Glockenklang).

Ähnlich: Das Arnstadt ist im Schwang, das ist ein Föhren-(Föhren)fang und schöner Vogelsang, dabei auch der Weintrank und steter Flegelklang. —

169. Er sieht aus wie der dumme Junge von Meissen.

(Wander V 872, Nr. 376.)

170. Der dumme Junge von Meissen.

(Wander II 1060 Nr. 71.)

Für die Redensart gibt es vier Erklärungen.

Der dumme Junge soll sein:

1. ein altes Gemälde in einem ehemaligen Meißner Gasthof;

2. eine Porzellanfigur in der Porzellanfabrik angeblich bis 1840 vorhanden, ein Junge, der durch eine federnde Diele den Eintretenden automatisch die Zunge herausstreckte. Ein zweites Exemplar soll es im Schlosse zu Hubertusburg gegeben haben (Gräße 48.);

3. Der Hofjuar von Kurfürst Ernst († 1486): Klaus Starr;

4. ein „dummer Jude von Meissen“, womit das Volk den Judenkopf mit der Schellenkappe im Wappen der Markgrafen von Meissen bezeichnet habe, dessen Bedeutung es nicht verstand (Schäfer in der Sachsenchronik II S. 212). Der Judenkopf wurde 1349 mit der Belehnung mit dem Judenschutz in das Wappen aufgenommen.

171. Der Weise von Meissen.

(Wander III. 578. — Gräße 48.)

Jüdisch. Bezieht sich darauf, daß zu Meissen ein Sanhedrin, eine jüdische gelehrte Schule von hohem Rufe bestand.

172. Gibt es keinen Wein, können keine Strümpf' und Hosen sein.

(Gebauer S. 404. — Freitag S. 78.)

Zeigt die Abhängigkeit der kleinen Leute in Meissen vom Ertrage ihrer Weinberge an. — Der Meißner Wein wird weit unterschätzt; einen Spottvers hat Freitag (S. 78.):

Meißner Wein und Bückener Most  
Zieh'n zusammen Süd und Ost.

(S. auch Nr. 67.)

23. Dunger. Dunger, Fr. Hermann. Rundas und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Plauen b. Neupert. 1876.

24. Eifel. Eifel, Robert. Sagenbuch des Vogtlandes. Gera b. Griesberg 1871.

25. Eiselein. Eiselein, J. Die Sprichwörter und Sinnenreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Freiburg 1840.

26. Eisenhart. Eisenharts Grundsätze der deutschen Rechte in Sprichwörtern. 3. Aufl. Leipz. 1823.

27. Engelhardt. Engelhardt. Merkels Erdbeschreibung von Kursachsen.

28. Eyerling. Eyerling, Eucharis. Proverbiorum copia. Eisleben 1601.

29. Fallersleben. Fallersleben, Hoffmann v. Altniederländische Sprichwörter nach der ältesten Sammlung. Hannover bei Rümpler. 1854.

30. Faulmann. Faulmann, Karl. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Halle bei Karras. 1893.

31. Forbriger. Forbriger, Franz. Unser Vogtland Reichenbach 1887.

32. Frank. Franks, Sebastian, erste namenlose Sprichwörterammlung vom Jahre 1532 etc. herausg. v. F. Latendorf. Poesneck b. Latendorf.

33. Franck I. Franck, Sebastian. Sprichwörter, Schöne Weise Herrliche Clugreden etc. Franckfurt am Meyn. Bey Christian Egenolffen 1541.

34. Friedberg. Friedberg, Emil. Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig bei Veit & Co. 1898.

35. Frischbier. Frischbier, H. Preuß. Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Bd. 1. 2. Auflage. Berlin 1865. II. Sammlung Berlin 1876. Th. Chr. Fr. Enstein.



**Mortka.**

173. Die Mortkärer trinken aus dem Leeren. (Freitag S. 81.)

Die Herrschaft Mortka hat eine Wiese mitten unter den Fluren von Lohsa und schickte sonst immer ihre Hofleute dahin, um durch sie das Heu einern zu lassen. Sie gehen wegen der Weite des Weges nicht erst zum Mittagessen nach Hause, sondern machen gleich auf der Wiese Mittag. Einst hatten sich die Mortkärer Hofleute ein Fäßchen Bier mitgebracht, um es beim Mittagessen zu trinken und dasselbe, um es kühl zu erhalten, in den von Gesträuch umgebenen Graben gesetzt, welcher sie von einer Wiese trennte, wo die Lohsaer Hofleute arbeiteten. Die Lohsaer hatten dies entdeckt, nahmen das Bier heimlich weg und tranken es aus, so daß die Mortkärer, als sie trinken wollten, nur das leere Faß fanden. Seit der Zeit gebraucht man das Sprichwort von denen, die bei irgend einer Gelegenheit zu spät kommen und leer ausgehen. (Freitag.)

**Mühtroff** f. Nr. 82b.

**Mußchen.**

174. Dastehen wie der dumme Junge von Mußchen. (Wander V 1118 Nr. 53.)

**Mylau** f. Nr. 1, 82a, 82b, 82c.

**Nejschtan** f. Nr. 82a, 82b, 82c.

**Neu-Gersdorf** bei Zittau.

175. Du bist wohl von Gersdorf.

(Müller S. 137, Nr. 23.)

Bedeutet so viel wie „dumm, ungeschliffen“.

**Neustadt.**

176. Von Stolpen kommt der Wind,

Zur Neustadt habn Sien Bock geschind,

Zur Sebnitz hendt mans eigne Kind.

(Über Berg und Tal 1883 Nr. 6. S. 163 (nach Historische Remarques über die neuesten Sachen in Europa, 8. Woche, 22. Februarii 1701). — Meiche S. 104 und S. 136c.)

Nach Meiche dürfte sich der Stolpener Wind auf die Zeit beziehen, wo Stolpen Residenz des Meißner Bischofs war, und von dorthier klerikaler Wind wehte. Die dritte Zeile dürfte auf die eigene Gerichtsbarkeit der Sebnitzer zielen.

(S. auch Nr. 99.)

**Nimptchen.**

177. Machs wie die Nonnen zu Nimptchen.

(Nach Gräße 317 Num. † ein in der Nähe von Wurzen gebräuchliches Sprichwort mit dem Sinne von „reife aus.“)

36. Freitag. Freitag, Ernst Richard. Sachsens geschichtlich-geographische Sprichwörter und geflügelte Worte. Leipzig b. Wunderlich 1898.

37. Gartner. Gartner, Andreas. Proverbialdieteria etc. 1575.

38. Gebauer. Gebauer, Heinrich. Unser deutsches Land und Volk. Bilder aus dem sächs. Berglande etc. Leipzig und Berlin 1883.

39. Glückauf. Glückauf! Jahrbuch für das Erzgebirge von Hugo Koesch. 1884.

40. Gräße. Gräße, Fr. Joh. Georg Th. Der Sagenschatz des Königreiches Sachsen. 2. Bde. 2. Aufl. Dresden 1874.

41. Graf-Dietherr. Graf, Ed. und Matthias Dietherr. Deutsche Rechtsprüche. 2. Ausgabe Nördlingen 1869.

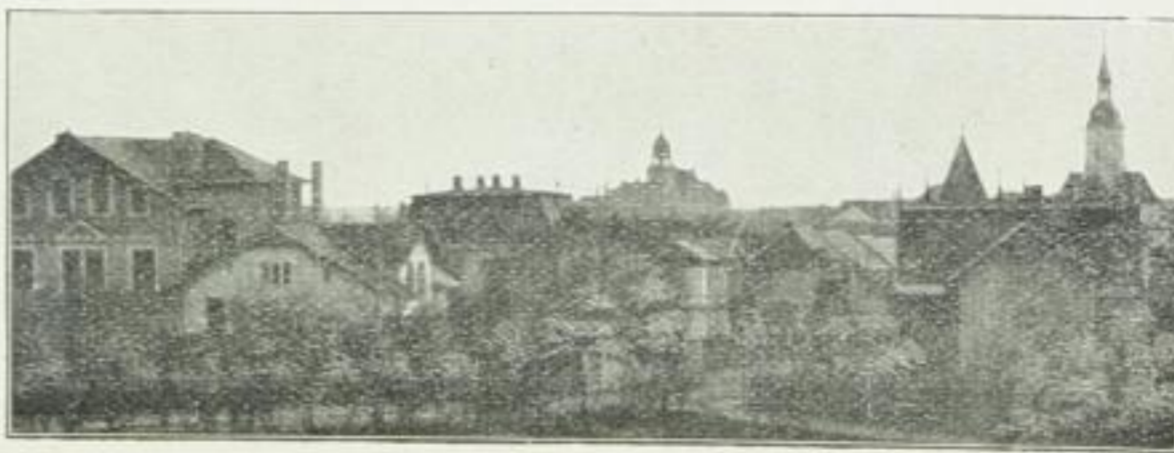
42. Grieben. Griebens Reisebücher Bd. 62. Führer durch und Umgebung. Berlin 1900.

Fortsetzung folgt.



## Das Herrmannsbad zu Lausigk.

Unweit des freundlichen Landstädtchens Lausigk, dem alten Lutzke oder Luschke, wie es in den Urkunden heißt, liegt das weit über unser engeres Vaterland hinaus bekannte „Herrmannsbad“, dessen Stahlquelle einen wohlverdienten Ruf genießt. Die Stadt Lausigk selbst bietet trotz

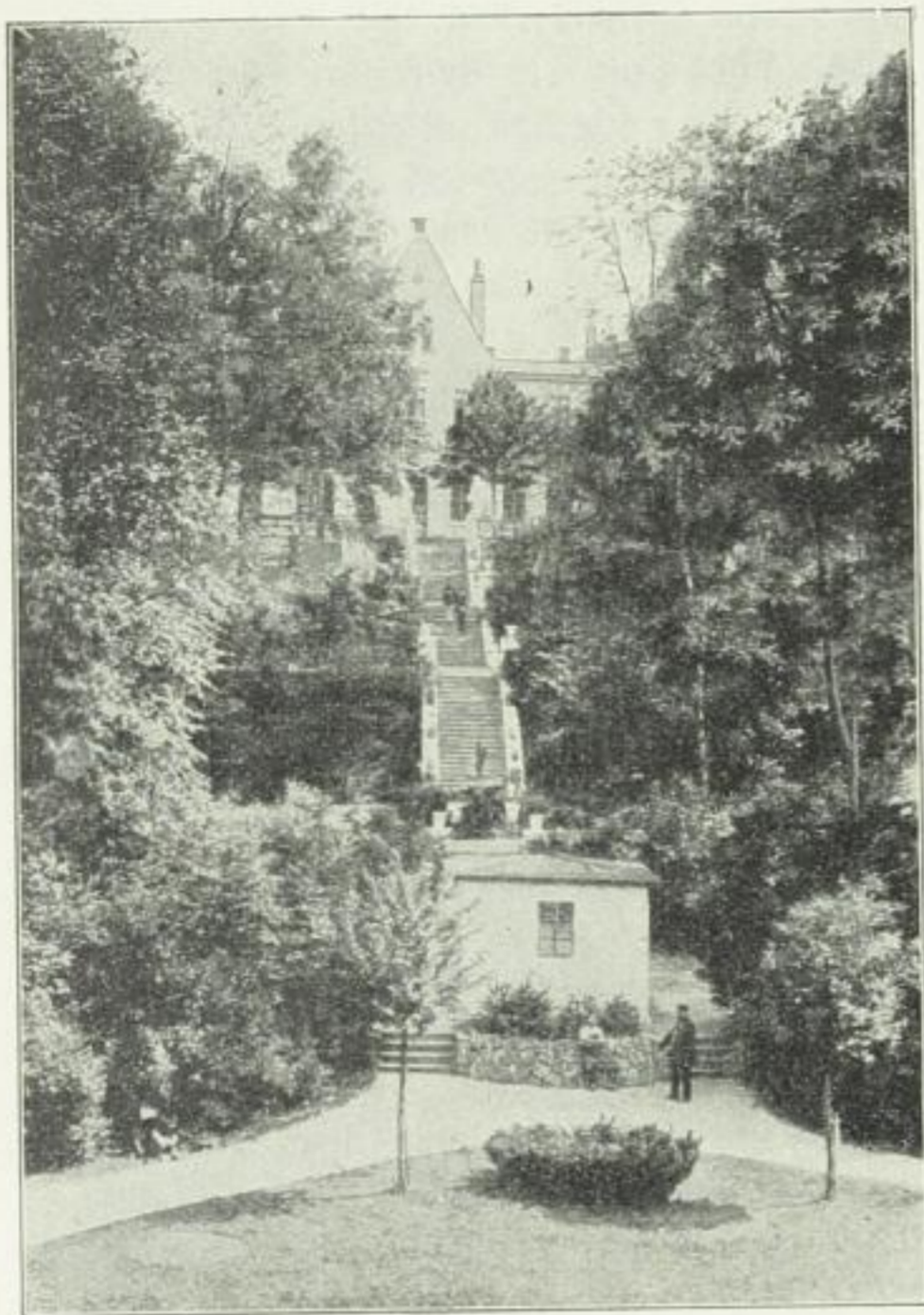


Lausigk (Abendbild).

ihres hohen Alters nichts besonderes Sehenswertes. Auch die geschichtlichen Quellen fließen nicht reichlich.

Entstanden ist der Ort aus dem slawischen Dorfe Lutzke. Hier stiftete im Jahre 1105 Graf Wiprecht von Großschelnkloster, das er dem Benediktinerkloster zu Pegau unterstellte.





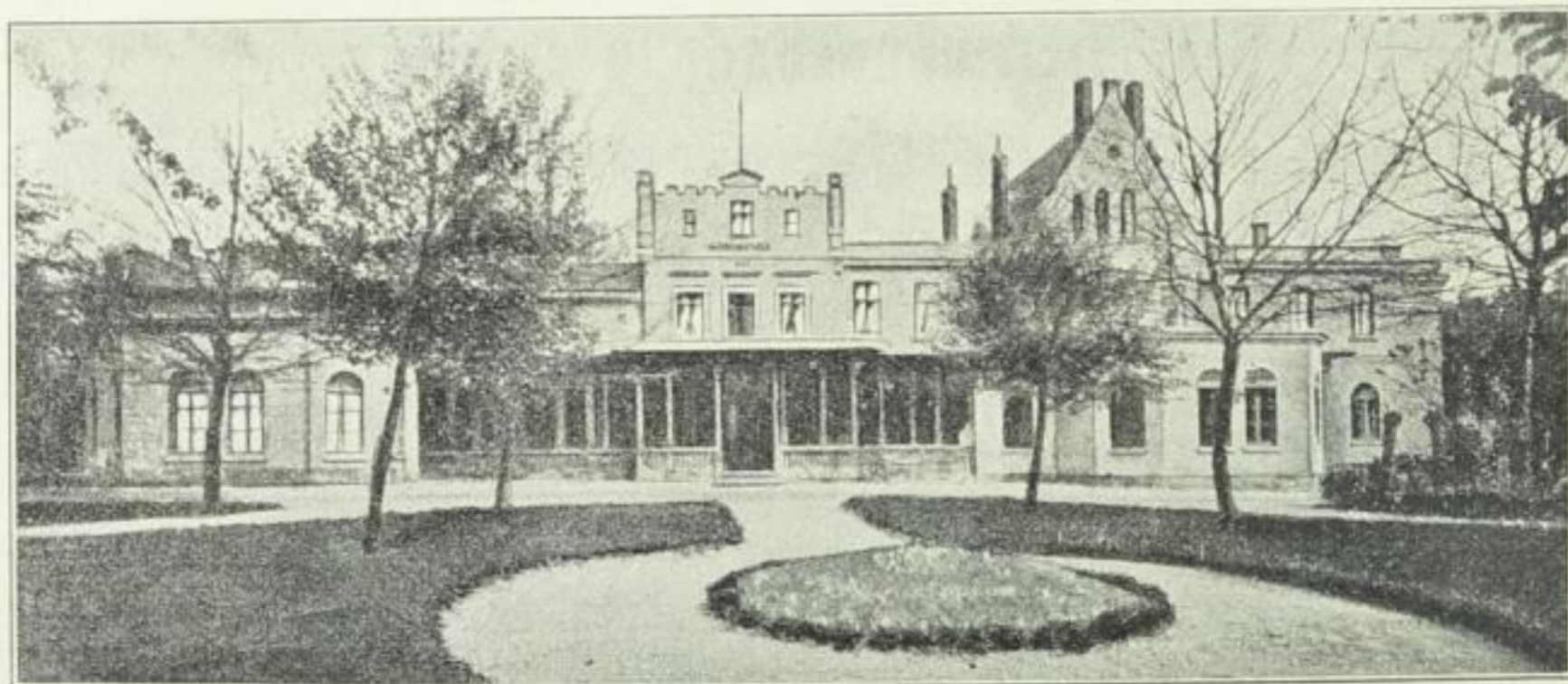
Der „Herrmannsbrunn“.

Er ließ zwar auch eine Pfarrkirche erbauen, der er den Zehnten von 17 benachbarten Ortschaften zuwies, aber zu einer Bedeutung ist das Kloster nicht gekommen, ja er verlegte es später selbst nach Pegau, wie Schumann in seinem Lexikon von Sachsen (1818) Band V. S. 398 berichtet. Von besserem Erfolge für den Ort war Graf Wiprechts

Bemühen, fränkische Kolonisten herbeizuziehen. Die Ansiedelung blühte rasch empor, und schon im Jahre 1157 erhielt Lausigk das Markt- und Stadtrecht. Ein großer Brand vernichtete am 14. September 1667 die Stadt fast gänzlich, aber im Jahre 1697 zählte der Ort wieder 116 Häuser mit 500 Einwohnern, und 1801 gab es hier 191 Häuser und 1300 Einwohner. Heute hat die Stadt ungefähr 4000 Einwohner. Was die Industrie anbelangt, so blüht hier außer der Filzfabrikation die seit langen Jahren bestehende Plüschfabrik der Gebrüder Koch, die sich eines großen Weltrufes erfreut.

Lausigk's schönster und wertvollster Schatz bleibt sein „Herrmannsbad“, das sich rasch entwickelt, aber noch eine große Zukunft vor sich hat, zumal seitdem der Lausigker Bauverein zu Leipzig bestrebt ist, hier eine Villenkolonie mit prächtigen Anlagen zu schaffen. Im Mittelpunkte dieser geplanten Anlagen, etwa 5 Minuten von der Stadt entfernt, liegt das Bad auf einer sanft ansteigenden Anhöhe, 187 m über dem Ostseespiegel. In der Nähe führt die Straße nach Grimma vorüber, nach Westen hin erstrecken sich ausgedehnte Eichen-, Buchen- und Birkenwäldchen, nach Osten ist das Bad von wohlgepflegten, überaus anmutigen Parkanlagen und Obstpflanzungen umgeben, die von schönen, mit Ruhebänken versehenen Promenadenwegen durchzogen werden. Eine idyllische, wahrhaft paradiesische Ruhe herrscht hier allerwärts.

Es war im Sommer 1820, als man bei dem Versuche, aus einer Braunkohlengrube das Wasser abzuleiten, zufällig die Hauptquelle entdeckte. Das



Hotel des Herrmannsbades.



Wasser dieser Quelle verbreitete einen schwefelartigen Geruch und hatte eine bläuliche Färbung. Auf Veranlassung\*) des Besitzers, des Amtsrichters Gottlieb Friedrich Herrmann, unterzog im Frühjahr 1821 der Chemiker Fleck in Leipzig das Wasser einer eingehenden Analyse. Das günstige Ergebnis dieser Prüfung brachte den Besitzer zu dem Entschluß, eine vollständige Badeanstalt zu begründen. Er scheute weder Mühe noch Kosten, und schon am 3. Juni 1821 konnte unter der jubelnden Teilnahme der gesamten Bürgerschaft und zahlloser Freunde die feierliche Einweihung des neuen Bades erfolgen. Zu Ehren des Besitzers wurde die neue Heilquelle „Herrmannsbrunn“ getauft.

Der schnell entstandene Ruf, gestützt auf überzeugende Heilerfolge, lockte, so schreibt der Bericht, von Tag zu Tag mehr Heilungssuchende herbei, und nach der Tatsache, daß in dem ersten Badejahre trotz des nicht günstigen Sommers über 6000 warme Bäder genommen wurden, durfte man mit Recht von der Zukunft große Erwartungen hegen.

Die Hoffnungen sind nicht getäuscht worden. In der letzten Saison betrug die Zahl der Kurgäste 1340. Auf eine weitere Entwicklung des Bades darf mit ziemlicher Sicherheit gerechnet werden, seit durch den Lausigker Bauverein zu Leipzig bessere Wohnungsverhältnisse geschaffen worden sind und noch geschaffen werden.

\*) Vergl. die Schrift „Villenkolonie Lausigk“, Leipzig, Druck von Friedrich Gröber, S. 8 u. ff.



Villa am Herrmannsbade.

Noch ein Wort über die Beschaffung des Brunnens selbst.

Der Herrmannsbrunn\*) und der in geringer Entfernung von ihm befindliche, im Sommer 1821 entdeckte Albertbrunn kommen aus einem zwischen Kapselton, Alaunton und Eisenkies eingebetteten Braunkohlenflöze, der Herrmannsbrunn aus 8

\*) Vergl. die genannte Schrift, S. 13.



Kurhaus im unteren Park.



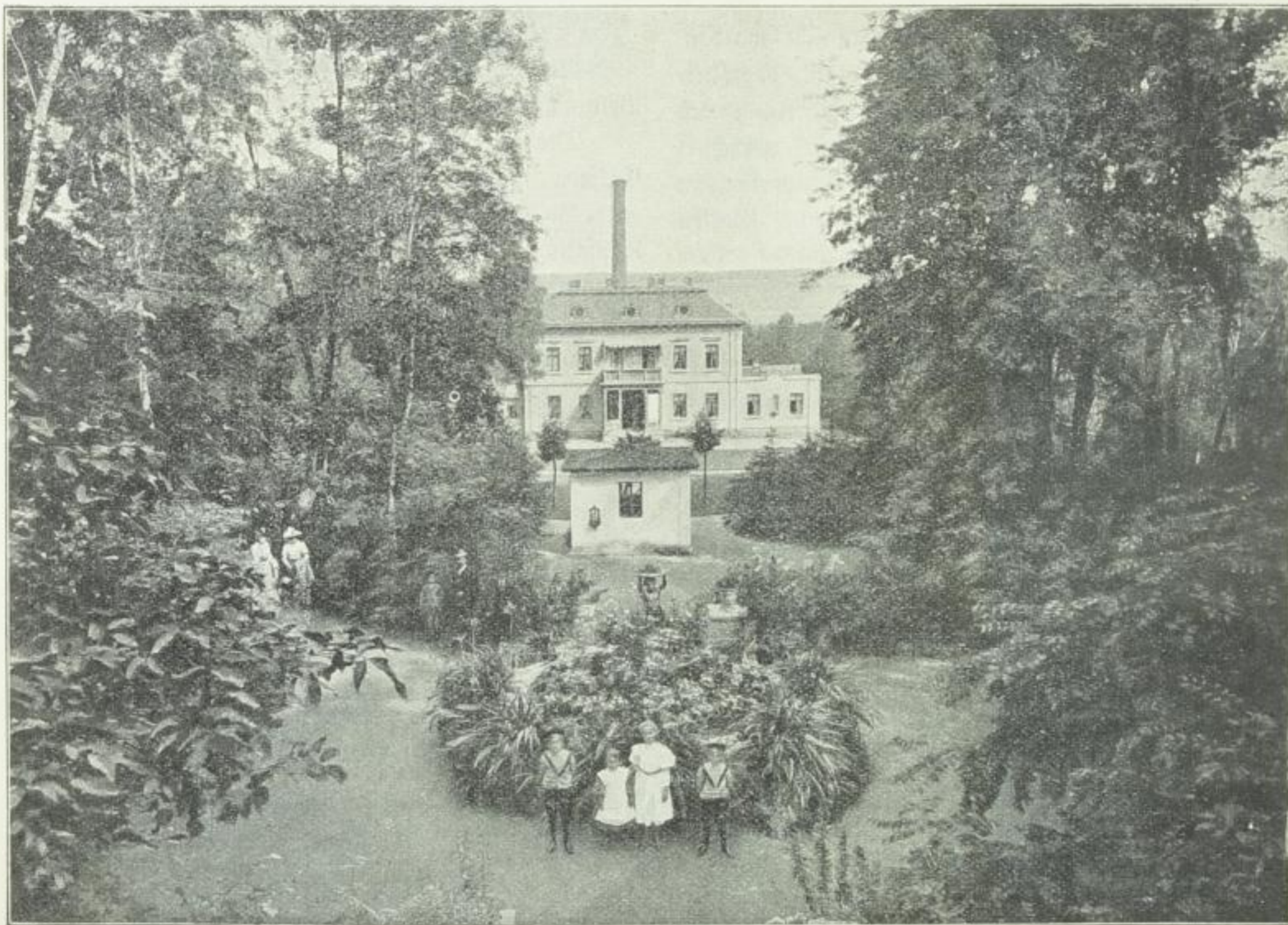


Große Treppe im Kurpark.

Meter, der Albertbrunnen aus 3,25 Meter Tiefe. Das Wasser wird durch Maschinen gehoben und, um den Zutritt der atmosphärischen Luft zu verhindern, durch unterirdische Röhren ins Badehaus geleitet.

Die Albertquelle ist von der Herrmannsquelle wesentlich verschieden. Ihr Geschmack ist angenehm säuerlich und gewährt, mit etwas Wein, Milch oder Kefir genossen, ein erfrischendes Getränk.

Die Herrmannsquelle ist die weitaus stärkste aller bekannten Stahlbrunnen Mitteleuropas. Die Bäder werden mit vorzüglichem Erfolge angewendet bei Mutarmut, Fettsucht, \* Rhachitis, Skrophulose, Sicht, Rheumatismus, Nervenschmerzen, Lähmungen, Herzkrankheiten, Frauenleiden, verzögerter Rekonvaleszenz usw. Stahl- und Moorbäder bilden die eigentlichen Heilfaktoren des Bades, es werden aber auch elektrische und zusammengesetzte Bäder (Fichtennadel-, Sool-, Mutterlaugenialz- sowie alle medizinischen Bäder) verabreicht. Das Badehaus besitzt



Parkpartie.



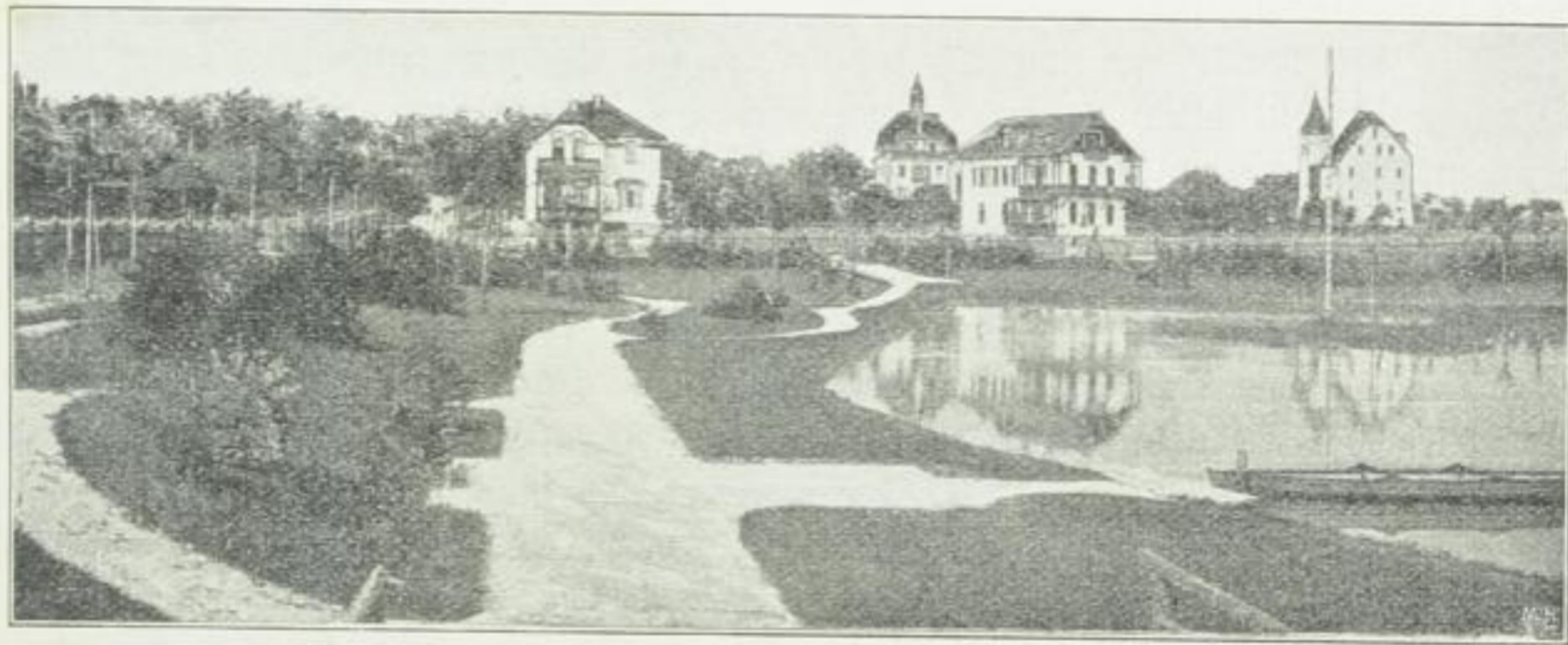
21 Zellen, darunter 7 für Moorbäder mit kräftigen Douchen und mit Dampfheizung und entspricht in hygienischer sowie praktischer Hinsicht allen Anforderungen.

Die Direktion ist natürlicher Weise darauf bedacht, den Aufenthalt in dem Bade so angenehm wie möglich zu machen. Die Luft ist gesund und rein, die Umgebung bietet zahlreiche, schöne Spaziergänge. Dazu kommt eine geradezu göttliche Ruhe und Stille. Das Herrmannsbad ist kein Weltbad mit allerlei Zerstreuungen, Vergnügungen und großstädtischen Genüssen. Wer aber ein ruhiges, behagliches BADELEBEN liebt, wer in einer angenehmen Zurückgezogenheit Genesung und Erholung sucht, dem kann das Herrmannsbad aufs Beste empfohlen werden.

Sp.



Gottlieb Friedrich Herrmann.



Villenkolonie Lausigk.

## Pumphut und Mühlgöze.

Zwei vogtländische Sagen.

Für die Freunde „Unserer Heimat“, die die von uns jüngst (in den Hefen 9–12 des II. Jahrgangs) veröffentlichte Erzählung „Pumphut und Mühlgöze“, eine vogtländische Sage von Hugo Christoph Heinrich Meyer gelesen haben, dürfte es interessant sein, die Sagen, die dem Verfasser als Grundlage gedient haben, kennen zu lernen. Dr. Alfred Meiche hat sie in sein neues, verdienstvolles Werk „Sagenbuch des Königreichs Sachsen“ mit

aufgenommen. Die Sage von dem Mühlgözen\*) lautet:

„In der oberen Mühle zu Plauen steht (?) schon viele, viele Jahre ein Gözenbild (?), wer

\*) Vergl. S. 259. In einer Anmerkung bemerkt hierzu Dr. Meiche: „Nach einer Notiz in den Mitteilungen des Königl. Sächs. Altertumsvereins, Heft 30, Registerband S. 90 scheint es zweifelhaft, ob Plauen i. B. oder Plauen bei Dresden gemeint ist.“



weiß wie alt, das wohl aus der heidnischen Zeit herkommen mag (und angeblich vor langen Jahren auf dem Mühlgraben schwimmend von den Mühlknappen aufgefangen worden sein soll,) gemeinlich nur der Mühlgöb genannt. Niemand wagt es von seinem Plage zu nehmen, und wenn der Müller an ihm vorübergeht, so nimmt er bedächtig sein Käppchen ab, dieweil er den Mühlgöb für den Schutzpatron des Gewerkes hält und ihm den glücklichen Fortgang der Müllerei schuldig zu sein glaubt. Man erzählt sich aber von dem Mühlgöb folgende Sage:

Ein lustiger Müllerbursche, der dem Wasser nachging und womöglich in jeder Mühle das Gastrecht in Anspruch nahm, kam auch in die obere Mühle zu Plauen. Sein heiteres, witziges Wesen verschaffte ihm mit leichter Mühe ein Nachtquartier, und er hatte sich an reichlicher Speise und einem frischen Trunke schon ein Gütliches getan, als er erst in das Innere der Mühle trat, um sich dasselbe zu beschauen. Bald blieb er vor einem braunen hölzernen Bilde stehen, das ihn mit weit herausgeschlagener Zunge angrinste. Zum Teufel, was ist denn das für ein Ding? fragte er den Müllerburschen, es ist wohl gar euer Schutzpatron? *I* bewahre, es ist ein Stück aus dem Heidentume, sagte der Mühlbursche, der Mühlgöb genannt, der einst wie ein Gott verehrt wurde und auch jetzt noch von uns in Ehren gehalten wird. Versuch's nur einer, ihn von dem Plage zu bringen, ich mag die Prügel nicht mit ihm teilen; er läßt nicht ab, bis er wieder auf dem Plage ist. Der lustige Mühlbursche lachte laut auf über diese Mär', im stillen aber dachte er bei sich: wart' nur, Göb, mit dir ist's aus. Um Mitternacht, als sie alle schliefen, erhob er sich leise von dem Lager, schlich in die Mühle und sprach zu dem Göben: Herunter mit dir, Bursche, mache keinen Lärm, daß die Müller Mädchen nicht erschrecken. Ich will dich taufen, blinder Heide, im Namen Gottes. Mit diesen Worten warf er ihn in den Mühlgraben. Da auf einmal erhob sich ein pfeifender Sturmwind, daß das ganze Haus erbebte und die Flut hoch aufschäumte und die Räder sich wie toll im Kreise herumdrehten. Totenbleich vor Schreck lief der Mühlbursche schnell zurück in die Mühle, aber da gingen ihm erst die Augen über. Was nur in der Mühle war, Kübel, Säcke, Kästen, Beutel, ja

selbst Müller und Knappe tanzten wie toll in der Mühle herum, darein erscholl der grelle Ton des Glöckchens. Alles krachte und donnerte, als wäre der jüngste Tag gekommen. Noch hatte der vorwitzige Bursche sich nicht vom ersten Schreck erholt, da kam ein Kübel geflogen, gerade auf ihn los, der ihm den Schädel zu zerschmettern drohte, und wie mit unsichtbarer Hand zog es ihn zum Mühlgraben hin, wo hinein er das Gözenbild geworfen hatte. Er nahm es auf den Arm und trug es alsbald auf den Platz zurück. Da standen die Räder wieder still, Säcke, Kübel und Beutel, alles blieb an seinem Orte. In der Mühle ward es wieder still wie in der Kirche. Der Müller aber prügelte den leichtfertigen Burschen zur Türe hinaus, und es ist bis heute kein anderer wiedergekommen, der den Mühlgöb hätte taufen wollen.“

\* \* \*

Die Pumphut-Sage gibt Dr. Meiche in mehreren Fassungen wieder. Wir drucken hier nur die eine ab: „Pumphut in der Burkhardtsmühle“ (S. 495.):

Es mag wohl schon lange her sein, als im Vogtlande ein alter Müllerbursche, mit Namen Pumphut lebte, der dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefallen mochte, da blieher, und für ein Glas Branntwein und ein Stück Brot machte er zur Ergötzung der Müllersleute und ihrer Nachbarn viel lose Schwänke und sonstige Dinge. Wo man ihn gut aufnahm, da ging er mit zufriedener Miene fort; wo sie ihm aber schlechte Kost vorsetzten oder ihn gar hungrig gehen ließen, da spielte er oft den Leuten arg mit.

In der Burkhardtsmühle waren alle Müller der Umgegend versammelt mit ihren Weibern und schönen Töchtern, und es ging lustig darinnen zu. Die Fiedel und der Dudelsack durften dabei nicht fehlen, und die Müllerin hatte schon manche geleerte Flasche herausgetragen. „Halt“, dachte der Pumphut, der zufällig vorbeisritt, „da giebt es einen Schmaus, das ist so etwas für dich!“ Er trat, ohne viele Worte zu machen, in die volle Gaststube und setzte sich in einen Winkel. Der Knabe, der den Schenken machte, urteilte dem Aussehen nach, es sei ein feiernder Mühlbursche, und trug ihm einen ordinären Schnaps und ein Stück trockenes Brot hin. „Da Alter, könnt Ihr Euch einmal etwas zu gute tun“,



sagte der Knabe. Aber das erzürnte den Pumphut im innersten Herzen, daß er sich so getäuscht hatte, und er schwur bei sich, dem Müller einen losen Streich zu spielen. „So wahr ich Pumphut heiÙe“, murmelte er vor sich hin. Und er tat's. Beim Weggehen fragte er den Jungen, was denn das Fest eigentlich zu bedeuten hätte. „Es soll das Rad gehoben werden“, gab dieser zur Antwort. Pumphut schlich sich mit schelmischem Blicke durch das Pfortchen, machte am Rade seinen Hofuspokus und trollte sich lustig von dannen.

Nachdem die Gäste in der Mühle sich tüchtig satt gegessen und getrunken hatten, schickten sie sich an zum Radhub. Sie hatten vorher alles richtig abgezirkelt und abgemessen und glaubten bald damit im reinen zu sein, aber, o Wunder! Die Welle war jetzt nicht weniger als eine halbe Elle zu kurz. Alles stand im ersten Augenblick stumm vor Schreck, bis der Müller in ein lautes Geschrei ausbrach und sich die Haare zerraupte. „Es paÙte vorher wie angegossen“, rief einer, „zum Teufel“ ein anderer. Endlich ließ sich eine Stimme vernehmen: „Das ist gewiß ein Streich von Pumphut“. Und nun fielen allen die Schuppen von den Augen, der MühlburÙe

im Winkel war kein anderer als der Schwarzkünstler selber. „Laßt ihm nach, laßt ihm nach!“ schrie alles, und es dauerte gar nicht lange, da fanden sie ihn am Bache sitzen. Er wußte wohl, was sie wollten, und folgte zunächst ihrer Einladung zum Schmause. Als er sich vor aller Augen tüchtig satt gegessen hatte, klagte man ihm den Unfall und ließ die Frage mit unterlaufen, ob dem nicht abzuhelfen sei. „Da müÙte der Kuckuck drinsitzen; schenk' noch einen ein, Junge!“ sprach Pumphut. Darauf ging er mit hinaus, sah mit schelmischem Gesicht die verkürzte Welle, klopfte hinten und vorne mit dem Hütchen dran, als man das Rad zum zweiten Male hob, da paÙte die Welle so prächtig wie vorher. Die Müllersleut aber gaben dem Pumphut, so oft er später kam, Butter zum Brot und bessern Branntwein als beim Radhub.“\*) — —

\*) Anmerkung: Für die Sagenforscher fügen wir noch hinzu, daß bereits in dem 54. und 55. Jahresbericht des Vogtländischen Altertumsforschenden Vereines zu Hohenleuben (auf die Jahre 1883/84) Dr. Edm. Beckenstedt eine größere Untersuchung über „Pumphut“ hat erscheinen lassen, in der er den Zusammenhang der Pumphutsagen der Deutschen und Wenden, der Litauer und Jamaiken nachzuweisen sucht.

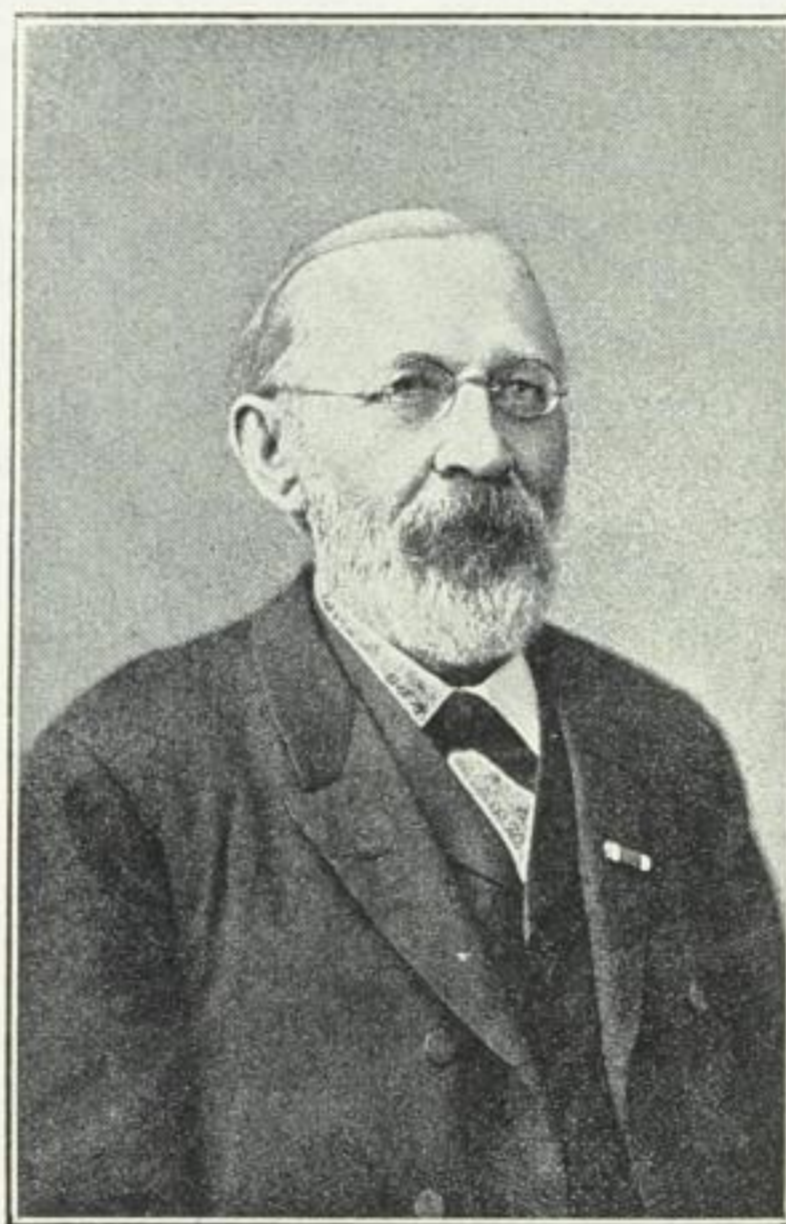
## Dr. Ernst Köhler †.

Droben im Erzgebirge, auf der Höhe des Gleeßberges zwischen Aue und Schneeberg-Neustädtel erhebt sich im Waldesfrieden ein steinerner Turm, von dessen Gewände das Bildnis Johann August Ernst Köhlers auf die Besucher niederschaut. Und zu Reichenbach i. B. steht in den Sammlungsräumen des naturwissenschaftlichen Vereines, gleichfalls seit Jahren, die lebensgroÙe BüÙte desselben Mannes. Lange Zeit hat sich der Träger solcher Ehrungen der Dankbarkeit solcher Gesinnungsfreunde und der Anerkennung aus weitesten Kreisen zu erfreuen vermocht. Nun aber ist seinem gesegneten Leben das Ziel gesetzt gewesen, denn Sonnabend, den 19. Dezember vorig. Jahres, hat Dr. Köhler, in letzter Zeit von schweren Leiden, insbesondere von fast völliger Erblindung, heimgesucht, die Augen für immer geschlossen. Die beiden Erinnerungszeichen aber, deren wir gedacht, vermögen so recht eindringlich von dem Wirken und Streben des

verschiedenen zu erzählen, das weiterhin seine Wellen geschlagen. Zwei Gebiete sind es besonders gewesen, denen neben der eigentlichen Berufsarbeit Köhlers reiches SchöÙen gegolten: Naturwissenschaft und Landeskunde, vor allem die Erforschung und Erschließung des Erzgebirges. Die Vorliebe für die Naturwissenschaften war dem Verstorbeneren bereits im Seminar zu Baugen, und zwar durch den vielgerühmten Lehrer Ruffany eingepflanzt worden, der seine Schüler lebhaft zu begeistern wußte. Kaum war daher Köhler der „Schule“ entwachsen, so veröffentlichte er auch schon im „Erzähler an der Spree“ und in der „Landwirtschaftlichen Dorfzeitung“ naturwissenschaftliche Aufsätze. Diese Tätigkeit hat er fortgesetzt, so lange seine Kraft reichen wollte, in Reichenbach, in Schneeberg, wohin er 1873 berufen ward, als dort ein Seminar erstand. Von den Aufsätzen nennen wir nur als Beispiele die folgenden: Wi-



neralogische Beiträge zur Naturbeschreibung der Umgegend von Reichenbach, Beiträge zur Flora des Vogtlandes, ein Verzeichnis der vogtländischen Koniferen, der Topasfelsen Schneckenstein, Beiträge zur Flora des westlichen Erzgebirges, Seen des Erzgebirges, Weidensteine im Erzgebirge, die Bergkieser des Erzgebirges, der Vogelbeerbaum. Auch für das „Chemnitzer Tageblatt“ führte Köhler die Feder, indem er hier z. B. über die Tiere des Erzgebirges nach den Mitteilungen der Chronisten, schrieb. Wohl noch reicher aber war die Tätigkeit, die Dr. E. Köhler im Bereiche der Landeskunde mit ihren verschiedenen Zweigen entfaltet. Die genannten Themen hatten ja teilweise bereits darauf hingedeutet. Alles, was dazu gehört, die Eigenart eines Landes zu erfassen, zog Köhler auch in den Kreis seines Forschens: Geschichte, Sage, Volkskunde und wie die Gebiete alle heißen mögen. Hat er auch schon in der Lausitz und im Vogtlande so seine Liebe zum Vaterlande bekundet, so müssen wir doch hier besonders hervorheben, was der Verbliebene unserem Erzgebirge gewesen ist. Schon 1849, als junger Mann von 20 Jahren, hatte er Teile des Gebirges durchstreift. Aber alljährlich, ja in jedem Jahre mehrmals, lenkte er seine Schritte in die Gegenden des Bezirkes, als er dann selbst im Erzgebirge amtierte. Man behauptet wohl nicht zu viel, wenn man sagt, daß kaum ein zweiter ihn an Kenntnis des Heimatlandes übertroffen haben möge. Weg und Steg war ihm vertraut, die Ortskunde ihm eigen. Je mehr er aber wanderte, umso mehr erschloß sich ihm das Bewußtsein von der Schönheit des Erzgebirges. Dies weiter zu tragen und so dem Erzgebirge einen reicheren Strom von Fremden zuzuführen, regte er die Gründung des Erzgebirgsvereines (1878) an, und als dann seit 1881 die Vereinszeitschrift



*Dr. E. Köhler*

„Glückauf“ erschien, da war er es vor allem, der unermülich über Art und Eigenheiten des Erzgebirges schrieb und bei aller Würdigung fernerer Gegenden, die er auch gesehen, die Naturreize der heimatlichen Bergwelt schilderte. Lange Jahre hindurch leitete er den Erzgebirgsverein. Sein Sagenbuch des Erzgebirges, ein glänzendes Zeugnis unermülichen Sammeleifers, wird von hervorragenden Kennern des Faches gerühmt und suchte bisher wohl weithin seinesgleichen. So vermöchten wir

noch länger fortzufahren in der Aufzählung der Verdienste Köhlers. Aber die Enge des Raumes gebietet uns Einhalt. Wer näheres lesen will, sei auf die Festschrift des Erzgebirgsvereines verwiesen. Dort findet er auch verzeichnet, wie vielfache Ehrungen dem Verschiedenen neben den von uns verzeichneten erwiesen worden sind. Wir vergegenwärtigen uns im Geiste noch einmal Köhlers Persönlichkeit als die des treuen Freundes und unermülichen Förderers unseres Erzgebirges und rufen ihm auch an dieser Stelle ein „Ruhe in Frieden“ nach. Wer den Fichtelberg bestiegt, der wird dort im Unterkunftschaus das Bild Köhlers mehrfach finden. Möge sich ihm dann auch bewahrheiten, was der da

oben erschienene Gast wohl so vielfach erfahren und bei seinem letzten Besuche den Nachkommenden als Zeugnis seiner Liebe zum Erzgebirge am 17. Juli 1901 in das Fremdenbuch geschrieben:

Bei Fernsicht und in Höhenluft  
Wirst, Wanderer, du gefunden.  
Des Fichtelberges Knieholzdunst  
Heilt selbst die alten Wunden.





## Das Museum für sächsische Volkskunde als Volkserziehungsstätte.

Von Prof. D. Seyffert-Dresden.

(Schluß)

Ein Volkskundemuseum muß eine Volksbildungsstätte in breiter Form sein, zu der es wahrlich wie kein anderes Museum berufen ist. Wie soll nun die Einrichtung beschaffen sein, wollen wir nicht in die obenerwähnten Unzulänglichkeiten, die bei uns doppelt fühlbar sein würden, verfallen? Wir hatten bei dem belehrenden Museum den Grundsatz aufgestellt, daß jeder Gegenstand inneres Leben erhält, sich selbst erklärt und notwendig wird, wenn er nicht aus seiner ursprünglichen Umgebung herausgerissen wird, sondern in derselben bleibt. Dies muß unsere oberste Richtschnur sein.

Der ursprüngliche Platz der meisten unserer Gegenstände ist die Wohnstube, die Schlafstube, die Küche. Bilden wir in unserem Museum zuvörderst die Stuben der einzelnen Landesteile. Schon im Rohbau werden wir auf viele bemerkenswerte Unterschiede stoßen. Und nun stellen wir in diesen Räumen alles so auf, wie es in seiner Heimat war. Ungeschminkt und echt, nicht mit Schönmacherei, nur mit Wahrhaftigkeit. Da steht der mächtige Ofen wie eine Festung, dort blicken uns die bunten Möbel so warm und so lustig an. Am Fenster hängt ein Vogelbauer, an der Türschwelle liegt Reisig oder Stroh zum Fußabstreichen. Vielleicht hält auch ein angenageltes Hufeisen das Unglück fern. Bringen wir also, soweit es angeht, Sitten und Gebräuche zur Anschauung. In der erzgebirgischen Stube wird z. B. gerade Weihnachten gefeiert. Hier oben im Gebirge begeht man dieses Fest viel feierlicher, viel innerlicher, viel absonderlicher als drunten in der Niederung. Da steht in einer Ecke der Stube die große Krippe, und darüber schwebt der Engel. Jahrelang ist an diesem Kunstwerk „gebästelt“ (geschnigt) worden: vor Weihnachten wurde der zum Künstler, der das Jahr über Landwirt, Schuhmacher oder Lehrer gewesen war. Nun ist das Werk fertig und der Stolz und die Freude für Alt und Jung. Ja, aus fernen Dörfern pilgert man herbei, um die Krippe genügend zu bewundern. Über dem großen Tisch

hängt die buntbemalte Bergspinne, der Hängeleuchter, mit ihren Lichtern, und wo Platz ist, auf dem Tellerbret und auf den Schränken stehen die gravitativen Bergmannsleuchter und die Engel mit vergoldeten Flügeln. Es ist eine Pracht! Auf dem Tisch prangt auf der Stelle, wo in der Niederung der Tannenbaum steht, die Weihnachtspyramide. Auch diese ist selbstgefertigt. Das Volk hier oben ist so glücklich, sich sein Weihnachten selbst zu machen, es kauft dasselbe sich nicht für einige lumpige Taler wie die reichen und doch so armen Menschen der Großstadt.

Oder blicken wir in eine vogtländische Stube. Der Tisch ist für das Mittagessen zugerichtet, nicht gedeckt, denn diesen Luxus leistet man sich nur zu Festlichkeiten, zu Kindtaufen, die es allerdings möglichst oft gibt. In der Mitte steht die große bunte Schüssel. Gabeln, Messer und Löffel sind unten am Tisch in einen Riemen gesteckt, von wo sie sich die Mittagsgäste hervorholen. Blicke laden zum Schmause ein: jeder Museumsbesucher hat ein leises Ahnen von grünen Klößen.

Und nun noch eins. In einigen der Stuben sehen wir lebensgroße Figuren, den Bauer, die Bäuerin, die Magd, das Kind. An ihnen können wir die Volkstrachten bewundern. Diese Figuren stehen nicht langweilig da, hingestellt ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, sondern sind auch wieder ein Teil desselben.

Sie stellen harmlose Szenen aus dem häuslichen Leben vor, beileibe aber keine dramatische Handlungen. Aber sie müssen durch irgend eine anspruchslose Tätigkeit unsere Anteilnahme erwecken. Das alles klingt zu einem Bilde zusammen, das doch sicherlich zu der alten, nicht bewährten Museumsmethode, wo z. B. Weihnachtspyramide, Weihnachtengel, Bergspinne u. s. w. in Schränken aufgestellt sind, Katalog Seite 237 f., g., h., in erfreulichem Kontrast steht. Der Museumsbeamte muß ein lebendiger Katalog sein. Wie



oft wird er hören, daß dieser oder jener Besucher eine falsche Auffassung oder Unkenntnis hat. Da kann er in unaufdringlicher Weise erläutern. Er braucht nicht den Eckensteher Mantel als Ideal anzusehen. Er soll sicher nicht solch' ein aufdringlicher Cicerone werden, welcher uns in unseren Burgen und Schlössern gerechtfertigtes Grauen nachhaltig einflößt, er soll sich aber von einem schweigsamen und stolzen Marabu in mehr als dem Punkte unterscheiden, daß dieser auf einem Bein, er aber auf zweien steht.

Freilich gibt es auch volkskundliche Gegenstände, die sich nicht in einem gegebenen Raum unterordnen lassen, die ein Einzelleben führen müssen. Ich will hier nur auf kleineren Gold- und Silberschmuck verweisen, den man schließlich doch in Pulten oder Schränken unterbringen muß, soll er genau sichtbar sein. Oder es sind Gegenstände, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Nehmen wir einen Teller an. Im gefüllten Tellerbret kann sehr leicht ein wertvolles Stück im Gesamteindruck untergehen. Sein Dekor ist jedoch so köstlich, daß er wohl eine Sonderbetrachtung beanspruchen darf. Oder er reiht sich, da die Zeit seiner Herstellung eine andere ist, nicht in das Tellerbret ein.

Der Leiter eines Volkskundemuseums wird oft die Hülfe von Laien, die aber in diesem Falle Fachleute sind, gebrauchen. Ist es doch schon sehr schwer, eine Volkstracht einer Puppe anzuziehen, ohne in viele kleine Irrtümer zu verfallen. Ein Glück ist's, daß für die Anordnung der Möbel in alten Bauernhäusern noch jetzt gute Vorbilder vorhanden sind, die auf eine jahrhundertalte, zuverlässliche Tradition zurückführen. Er muß daher im Verkehr mit dem Volke bleiben. Sehr oft muß er erst durch schlimme Erfahrung sich das Geschick dazu aneignen. Der Landmann entspricht durchaus nicht immer dem Bilde, das uns zumal in den älteren Dorfgeschichten von ihm gegeben wird und das ihn nur als Muster der Treue und Biederkeit schildert. Mißtrauen gegen alles Fremde ist ihm im hohen Grade zu eigen. Ich denke noch mit einer gewissen Belustigung an einen Ausflug in die Dresdner Gegend, um eine fehlende Truhe aus dem 18. Jahrhundert zu erwerben. Ein Bekannter begleitete mich, um seinerseits Sagen, Märchen und Aberglauben auszukundschaften. Ich hatte glücklich in einem großen Gehöft meine Truhe erworben, als der Betreffende auf ungeschickte Weise von Hexen,

die wohl im Dorf noch hauen sollten, zu fragen anfing. Der Bauer betrachtete ihn höchst mißtrauisch, und als sich mein Freund im blinden Eifer zu sehr mit den Hexen einließ, wurde er einfach aus dem Gehöft hinausbefördert. Mir blieb nichts anderes übrig, als mit der nötigen Würde, aber doch wohl etwas schneller, als ich sonst gewöhnt bin, die hexenfeindliche Stätte zu verlassen.

Wenn wir bisher versucht haben, die Innenaufstellung unseres Museums zu skizzieren, so wollen wir jetzt die Konsequenzen ziehen. Ein Museum für Volkskunde dürfte vor allen Dingen nicht in einem Prachtbau, welcher stolze Säulen, reichen, stilistischen Schmuck prunkhaft zeigt, untergebracht werden. Sein Inhalt würde nicht mit der äußeren Architektur zusammenstimmen. Eine unüberbrückbare Kluft würde sich zwischen beiden öffnen. Da hat Hazelius in Stockholm in seinem Skansen etwas Vorbildliches geschaffen. Wie Skansen müßte unser Museum ein Freiluftmuseum sein mit weiten Rasenflächen und schattigen Bäumen. Dort erhebt sich ein erzgebirgisches Bauernhaus mit seinem schwarzen Holzsparrenwerk und seiner Schindelverkleidung, und dort, wo der Buchfink sein Liedlein zwitschert, steht ein vogtländisches Gebäude. Dort die Wegesäule zeigt nach einem kleinen, blauangestrichenen Weberhause der Lausitz. Durch den Holzzaun nicken und grüßen die Blumen. Dort am Walde liegt eine armselige, aber malerische wendische Schuhhütte der Haidegegend. Tauben umfliegen ihr hohes Haus — kein Mensch, auch der vorsichtigste und mißtrauischste, ahnt, daß er sich in einem echten Museum befindet, so unaufdringlich ist das Ganze. Man lernt, ohne es zu merken, ohne sich abzuqualen. Die oben erwähnten Stuben u. s. w. sind in diesen Häusern untergebracht. Äußeres und Inneres decken sich vollkommen: es ist Natur, es ist echte Kunst. Eine Schenke ladet zum Verweilen ein. Erschrecken Sie nicht! Hat man doch in unseren Kunstausstellungen schon längst Erfrischungsanstalten eingerichtet, die es manchem Besucher ermöglichen, länger in der Ausstellung verweilen zu können, da Hunger oder Durst ihn nicht hinaustreiben. Und wenn an besonderen Tagen, vielleicht Sonntag nachmittags, einige Musikanten Volksweisen aufspielen und dem Buchfink Konkurrenz machen, so wird das sicher nicht allzuviel schaden.

Der Ausführung dieser Idee stehen freilich



nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. Die pekuniären würden noch — vorausgesetzt, daß der Grund und Boden vorhanden ist — die geringsten sein. Kostet doch beispielsweise manches neuangekaufte Bild unserer Galerie wohl ebensoviel, als alle diese Gebäude zusammen kosten würden. Der Platz müßte an einer lebhaften Verkehrsstraße in der Nähe der Großstadt liegen, wie Skansen würde er sehr bald der Wallfahrtsort und die Belehrungs- und Erholungsstätte vieler Tausender sein. Das wäre ein Idealmuseum!

Freilich kann man aber nicht das ausschließliche Heil in einem Freiluftmuseum finden, da auch gar manche museumstechnische Gründe dagegen sprechen, und schließlich muß man sich mit dem alten bewährten Sprichwort beruhigen: ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

Das Volk wird nun sein Museum, und das ist das Volkskundemuseum, lieben. Es wird aus ihm lernen, denn es versteht seine Sprache. Es wird vor allen Dingen kulturgeschichtlich erzogen werden, es wird nicht, wie in den historischen und kunstgewerblichen Sammlungen den höherstehenden Ständen gegenübertreten, es wird sich und seine Vergangenheit finden. Und das ist von hohem Wert. Denn es wird fühlen, daß es, obwohl die Neuzeit ihm viel, zumal in hygienischer Beziehung, gebracht, doch auch viel verloren hat. Es ist gefühlsärmer, unkünstlerischer geworden.

Gar mancher Teil unseres Museums wird eine Illustration zu dem Liede bilden: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar. Es ist, als ob der Geist Ludwig Richters über dem Ganzen schwebte, es ist das Märchen vom deutschen Hause, wie Kiehl so trefflich sagt. Der Beschauer liest in dem Märchen, und die Heimatkunde spricht hier ein ernstes und doch trauliches Wort. Der Verkehr zwischen Gegenstand und Beschauer ist erreicht.

Aber wir wollen nicht allzusehr dem Vergangenen elegisch nachtrauern, — und noch ein Wort der künstlerischen Erziehung reden, die unser Museum erfüllen wird. Wer hat nicht mit Wonne — die Künstler wohl mit Bewunderung und mit einer Art Neid — gelauscht, wenn Kinder sich mit ihren Spielsachen unterhalten, wenn sie dieselben als lebendig betrachten, wenn die Kinderphantasie keine armseligen Grenzen kennt? Das ist Gestal-

tungskraft, ureigene, ungetrübte, künstlerische. Und das Volk hat bisweilen noch einen Teil davon sich gerettet, die Volkskunst nennen wir's, und nur Hochmut oder Verbildung kann sie nicht recht einschätzen. In der Volkskunst haben wir einen Jungbrunnen, der immer mächtig und belebend rauschen wird. Mag dieser oder jener Stil gerade Mode sein, die ureigene Gestaltungskraft, Naivität der Volksseele wird immer sieghaft bleiben. Unsere Künstler und Kunsthandwerker werden stets eine neue Fülle von Anregung finden, hier gibt es keine Grenzen, das blüht und grünt weiter und wird nicht alt.

Vor einiger Zeit besuchten Vertreter der alten Kunstrichtung unsere Sammlung. Sie waren glücklich und sagten, hier spräche alles von der Köstlichkeit ihrer Kunst. Kurz darauf kamen moderne Künstler, die in unserem Vaterlande eine führende Rolle einnehmen. Die Freude, ja die Begeisterung war gleich groß, wie die, welche ihre älteren Kollegen empfunden hatten. In der Wertschätzung der Volkskunst reichten sich alte und neue Richtung die Hand, hier waren die einig, die sich sonst meiden und bekämpfen. Sie fanden den gemeinsamen Nährboden.

Ja, man kann prophezeien, daß weit mehr als bisher unsere kunstgewerblichen Anstalten und unsere Baugewerkschulen die Volkskundemuseen als hohe Bildungsstätten ansehen werden zu ihrem Heil und zum Heile unseres gesamten Volkes! Denn leider wollte es fast scheinen, als ob das Gefühl für das Volkstümliche nicht mehr so frisch wie früher gedeihen könnte. Es ist bezeichnend, daß in unseren Tagen, in denen soviel auf künstlerische Individualität gegeben wird, ganze Volksschichten dieselbe verlieren. Moderner Verkehr und Fabrikwesen, ja leider oft auch unsere Kunst-Schulen mit ihrer Deforierungssucht haben den Allweltsgeschmack hervorgebracht. Aber das Volk schafft — Gott sei Dank — noch immer künstlerisch, und wer mit offenen Augen unser Sachsenland durchwandert, wird noch manches finden, das ihm das Herz erfreut.

Ein Museum kann bei weitem mehr wie eine Bibliothek oder ein Archiv praktisch auf die breiten Massen wirken und daher eine Volkserziehungsstätte sein. Die Volkskunde muß praktisch angefaßt werden, und ich halte es für den größten Vorzug des Vereins für sächsische Volks-



kunde, daß er versucht, dies zu tun. Soll aber praktischer Nutzen entspringen, so muß neben der Vergangenheit auch die Jetztzeit vertreten sein. Schaffen wir vor allem daher einen breiten Raum für die Anregung im modernen Sinne. Stellen wir gute Entwürfe von Bauernhäusern und Dorfkirchen, von einfachen, ja von den einfachsten Wohnungseinrichtungen, von Gebrauchsgegenständen aus und zeigen wir an schlechten Beispielen, wie es z. B. Schulze-Naumburg in vorzüglicher Weise getan, wie man es nicht machen soll. Geben wir dem neuzeitlichen Schaffen eine Unterkunft und sei es vorübergehend durch periodische Ausstellungen.

Veranstalten wir Wanderausstellungen, die unsere Bestrebungen hinaus ins Land tragen. Unser Weg wird uns nicht durch Lorbeerhaine und Akanthusstauden zum Ziele führen, aber über Wiesen und Felder und durch Wälder gehen, wo die ewige Natur die Künstler bildet, wo die Heimat unsere Lehrmeisterin ist, wo die Vögel singen und das Volkslied jubelt und weint. Denken wir immer an das Dichterwort:

Es bleiben tot die Toten,  
Und nur das Lebendige lebt!

\* \* \*



## Palais im Großen Garten

↓ ↓ ↓ ↓ ↓ zu Dresden.

Inmitten der herrlichen Parkanlagen des Großen Gartens zu Dresden steht das unter dem einfachen Namen „Palais“ bekannte Schloß, ein Zeuge aus alter Zeit. Es ist ein prächtiges Bauwerk, ein Schmuckstück des italienischen Renaissance-Billenstils, das in den Jahren 1679 und 1680 erbaut ward. „Den Palaß, so schreibt Schumann in seinem Lexikon von Sachsen (1815, 2. Band, S. 113) ließ August I. erbauen und August II. (der Starke) verschönern. Er hat die Form eines H, besteht aus Pirna'schen Sandstein von verschiedenen Farben und ist ein Musterstück Kargens. Dieser im Jahre 1679 begonnene Palaß, hat eine große, doppelte Freitreppe, ist mit Kupfer bedeckt

und mit Säulen, Basreliefs, Statuen, Büsten in Nischen u. s. w. nach dem damaligen Geschmack verziert. Der kostbare Hauptsaal im zweiten Stockwerk ruhet auf freistehenden Säulen von röthlichem Gypsmarmor. Die Plafonds aller Zimmer sind vom Maler Botschild aus Sangerhausen gemalt, dessen Malereien den der italienischen Meister gleich geschätzt werden.“ Vor dem Palais befand sich ehemals eine Rennbahn, hinter ihm spiegelt noch heute ein großer Teich sein farbenfrohes Bild wieder. (Siehe Bild!) Heute ist der Palaß nicht mehr bewohnt, vielmehr birgt er die Schätze des Altertumsvereins und des Vereins für sächsische Volkskunde. —







Palais im Großen Garten zu Dresden.



# Karlsbader Bilder und Skizzen.

## III. Alte Erinnerungen.

Von Hans Simsdorf.

Es ist ein eigentümliches Empfinden, wenn man — in alten Büchern herumstöbernd — manches beschrieben findet, das uns in seiner gegenwärtigen Gestalt so anmutet; besonders aber, wenn es sich um Teile und Begebenheiten der Vaterstadt . . . noch dazu der so interessanten Vaterstadt Karlsbad und deren Umgegend handelt. Es wird uns damit manches in Erinnerung gebracht, das wir mit Kinder-  
augen gesehen . . . das unsere Sinne aber nicht so gefesselt hatte, als es ihnen jetzt ergeht.

Man erinnert sich der Erzählungen des Großvaters, der Großmutter und so vieler; findet dann für manches, das uns ehemals dunkel erschienen, einigermassen eine Erklärung.

„Kinder“ — erzählte uns einmal der Großvater — „schaut euch diese heilige Maria, mit dem Leichname Christus auf dem Schoße, an!“ (Es ist dies eine in einem schlichten, schwarzumrahmten Glaskästchen befindliche einfache Figurengruppe im Besitze unserer Familie.) „Dieses Andenken müßt ihr treu bewahren. Es stammt nämlich — wie mir mein Großvater erzählte — aus dem Dorfe Thiergarten und wurde bei der Übertragung der Häuser nach dem jetzigen Karlsbad mitgebracht, seitdem aber in der Familie treu bewahrt und überliefert.“ Er erzählte uns auch: daß diese Häuser — jedenfalls Häuschen — auf Walzen hereingeschafft worden sein sollen.

Eine zweite Erinnerung ward durch solche alte Bücher und andere ähnliche Werke in mir wachgerufen . . .; das war die im Jahre 1859 begonnene Umbauung des Vorplatzes der Karlsbader Dekanalkirche und dem auf diesem Vorplatze früher bestandenen Friedhofe.

Ich erlaube mir deshalb, einige gefundene Daten über die Karlsbader Dekanalkirche, dann die St. Andreaskirche und noch manches in Erinnerung zu bringen.

Auf Seite 113 des im Jahre 1801 in Prag erschienenen Werkes „Karlsbad und die umliegende Gegend usw.“ von Hubert v. Harrer, heißt es wörtlich:

### Die Kirche.

„Nachdem die Einwohner des Dorfes Wari<sup>1)</sup> sich im Jahre 1372 ganz in dem Tale angesiedelt hatten, und die Stadt Karlsbad schon beinahe ganz gebaut war, fehlte es ihnen immer noch an einer Kirche, und sie besuchten also fortwährend die ihres Stammortes, deren Rudera noch unter dem Namen St. Leonhard bekannt sind. Nachmals bei völligem Eingange derselben diente ihnen die Kirche in dem dreiviertel Stunden entlegenen Dorfe Zettlitz zu einem Filiale, bis 1518 sie sich auf dem rechten Ufer der Tepl, dem Marktplatze gegenüber, gerade oberhalb dem Ausbruche des Sprudels, eine eigene Kirche erbauten, die über dem mittelsten Portale die Inschrift: „Anno virginis Partus 1518“ — in Stein gehauen, trug. Als nachmals bei dem Brande von 1604 die Kirche mit zu Grunde ging, ward ihr Verlust nur auf eine sehr notdürftige Art ersetzt, bis im Jahre 1732 Kaiser Karl der Sechste, welcher mit seiner Gemahlin Elisabeth Christiana die Kur hier gebrauchte, gegen den Kreuzherrnordensgroßmeister Matthäus Böhm (indem die Kreuzherren den hiesigen Gottesdienst versehen) den Wunsch äußerte: eine neue Kirche hier zu wissen; und zu einer anfänglichen Grundlage derselben 4000 Gulden herbeschaffte.<sup>2)</sup> Noch in dem nämlichen Jahre begann der Bau der neuen Kirche auf dem aus weggeräumten Sprudelsteinen nach und nach entstandenen Hügel, und ist nun eines der schönsten und merkwürdigsten Gebäude. — Der in Sachsen und Böhmen berühmte Architekt Dünzenhöfer<sup>3)</sup> war der Baumeister und Rißverfertiger derselben, und Jakob Eberl, ein in Rom gebildeter Künstler, verfertigte den Altar.

Nun ist sie wie ein Kreuz des Kreuzherrnordens in ihrer Zeichnung gebaut; inwendig rings mit einander fortlaufenden architektonischen Oratorien, und sechs Seitenaltären geziert und verräth in ihrem

<sup>1)</sup> ist ein Fehler, muß „Thiergarten“ heißen! (Anm. des Schreibers.)

<sup>2)</sup> Johann Gottfried Sommer spricht von 1000 Dukaten.

<sup>3)</sup> Nach Sommer „Kilian Dünzenhöfer“.



Meißern schon den Künstler, der ihren Plan entwarf. — So hoch die Kirche ist, eben so tief ist ihr Fundament in dem aufgeschütteten Hügel, auf dem sie ruht, und zu dem eine schöne breite Stiege von dem Fuße desselben an, bis zum Mittelportale mit Gemächlichkeit hinanführt. Bei dem Baue des Grundes entband sich in den ausgegrabenen Höhlungen allenthalben eine durchgedrungene fire Luft des Sprudels in selbem und es mußte durch Maschinen äußere Luft in den Grund hineingebracht werden, um die beinahe in dem schwefelsauern Gase erstickenden Arbeiter am Leben zu erhalten. — Der vollendete Bau kostete dem ritterlichen Kreuzherrnorden 113.000 fl.

In dem Brande i. J. 1759 wurde die Kirche bis auf ihre Mauern abermals zerstört, und im Jahre 1761 erst wieder hergestellt.

Uhr und Glocken wurden ein Jahr später von der Kaiserin Maria Theresia auf Vorstellung des Grafen Chotek und der Gräfin Berthold wieder errichtet usw. usw.“ — Da, nach Joh. Gottfried Sommer (1847) die St. Andreaskirche schon um das Jahr 1500 vom Elbogner Kämmerer Stephan v. Branden erbaut worden sein soll, dürfte diese Kirche in der Zwischenzeit von 1500—1518, dem Erbauungsjahr der Dekanalkirche St. Magdalena, die frühere Kirche von Karlsbad gewesen sein.

Bis zum Jahre 1784 wurden die Verstorbenen auf dem Begräbnisplatze bei der Dekanalkirche St. Magdalena und dann bei St. Andreas begraben.<sup>4)</sup>

Sommer schrieb ferner: „Auch die frühere Kirche, bis ins 15. Jahrhundert, eine Filiale von Zettlitz, war schon 1604 ein Raub der Flammen, aber bald wieder erneuert worden. Das Patronat besitzt urkundlich nachweisbar der Kreuzherrnorden seit 1493, und seit 1698 gemeinschaftlich mit dem Magistrate usw.“ — „Von 1554—1624 stand die Kirche unter der Verwaltung lutherischer Pastoren. Die ältesten noch vorhandenen Matrizen beginnen mit 1569. Im Jahre 1756 wurde das Dekanatei-Gebäude errichtet.“ —

Jaroslau Schaller dagegen spricht in seiner im Jahre 1785 in Prag erschienenen „Topographie des Königreiches Böhmen“ auf Seite 38: „Im Jahre 1512, befahl Egidius Stampach, Herr auf

Polum, kraft seines letzten Willens, damit seine Söhne jährlich von dem Dorfe Fischern 20 Gulden zu der St. Magdalenen Kirche in Karlsbad baar bezahlen, und dafür von einem Priester wöchentlich bei dem Altare der heiligen Anna fünf Messen für die Seele des Verstorbenen abgelesen werden sollten usw. usw.“

Aus diesen und den vorerwähnten Aufzeichnungen Sommers ist zu schließen, daß die Dekanalkirche doch vor 1519 bestanden haben mag und es dürfte deren Erbauung um die Jahre 1492 und 1493, vielleicht auch schon viel früher, anzusetzen sein. Spricht doch auch Jaroslau Schaller — auf Seite 31 seiner Topographie des Königreiches Böhmen (1785) — seine Zweifel über die Erbauungsjahre der Dekanalkirche von Karlsbad aus, indem er schreibt: „Welche nun eigentlich aus diesen hier angeführten Kirchen diejenige sey, die auf das Jahr 1384 in den Errichtungsbüchern unter dem Namen „Hortus ferarum“<sup>5)</sup> als Pfarrkirche vorkommt, und ob die hiesige Magdalenenkirche schon im Jahre 1355, den Kreuzherrn mit dem rothen Stern übergeben worden wäre, wie uns Hammer Schmied berichtet (f), traue ich mir nicht aus Mangel nöthiger Urkunden etwas sicheres in solchen Stücken zu behaupten.“ —

Eine zweite Erinnerung.

Als wir nach dem im Jahre 1878—1879 erfolgten Abbruche der Apotheke „zum weißen Adler“ auf der Abbruchstelle herumstiegen, auf der ganz gewaltige Sprudelstein-Gewölbe bloßgelegt waren, von welchen heute noch eins unter dem Fundamente des Hauses „Englische Flotte“ zu sehen ist, — hörte ich in der Nähe des mit Hornstein untermengten Granitfelsens, auf dem der Stadtturm steht, und zwar nahe der nunmehr vermauerten Höhle, ein, jedenfalls durch abstürzendes, unterirdisches verursachtes Geräusch. —

<sup>5)</sup> Thiergarten. — Dr. Josef Ernest Ryba schreibt in seinem 1841 in Prag herausgegebenen Werke: „Karlsbad und seine Mineralquellen“ — auf Seite 10: Es ist historisch erwiesen, daß das Dorf Thiergarten eine Pfarrkirche besaß, der Dienst schon im Jahre 1384 von den Priestern des Kreuzherrnordens mit dem rothen Stern versehen ward, zu einer Zeit, wo Karlsbad selbst noch keine Kirche hatte: — auf Seite 15 schreibt er ferner: Nach de Carro soll sich aus den Akten des städtischen Archives das Daseyn einer Kirche in Karlsbad nicht über das Jahr 1485 hinaus erweisen lassen, obwohl es höchst wahrscheinlich sey, daß sie daselbst bereits früher bestanden habe.

<sup>4)</sup> Nach Abels Beschreibung von Karlsbad (1710) heißt es: daß hier schon vor 1784 ein Begräbnisplatz bestand, wo nicht nur alle fremden Leute, so in Karlsbad sterben, sondern auch die Einwohner, so keine Bürger sind, begraben werden.



Dr. Gottlob Karl Springsfeld erwähnt in seiner im Jahre 1794 bei Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig erschienenen „Abhandlung vom Carlsbade“ — auf Seite 90 bis 91 —, den Sprudel betreffend, folgendes:

„Aus oben angemerkten Triebe nun läßt sich nach den bekannten hydrostatischen Gesetzen sicher schließen, daß der Brudel unter einer größeren Höhe entspringen und von derselben herabfallen müsse. Aus allen Umständen aber läßt sich höchst wahrscheinlicher Weise muthmaßen, daß der Urquell in dem Innersten des gegenüberstehenden „Hirschberges“ — (Hirschensprung. Anm. d. Schr.) — und dessen daranhängenden Gebirgen (nach dem 28 §) seinen Ursprung habe; nach Art der Stollenwasser in demselben fortlaufe; und sich herab senke.

Ferner läßt sich schließen, daß er sich in mehrere Gänge theile, davon aber zwei besondere Hauptgänge in der Gegend des Rathhauses<sup>6)</sup> und der Apotheken<sup>7)</sup> dem Tage näher kommen, unter dem Markte, und selbst dem Teplfluße fortfließen, an das entgegenstehende Gebirge, woauf die Kirche stehet, anfließen, an demselben gleichsam zurückprallen und an oben angemerktem Orte endlich ausbrechen. Daher es auch Unwissenden, nach dem Laufe, den der Brudel bekommt, wenn er am Tage gehet, scheinen muß, als wenn er aus nur gedachtem Berge, worauf die Kirche erbauet ist, hervorquellte. Daß dies alles sich so, und nicht anders befinde, beweiset nicht allein der Kanal, welcher unter dem Rathhause in ziemlicher Stärke zu Tage ausbricht, sich wieder unter die Erde verliert, und vielleicht diejenige Ader ist, die nicht weit von dem Hauptquell unter einem Hause hervorquillt, und sich in die Tepl ergießt. Sondern es beweiset es auch der Ton, oder das Getöse eines stark fortrollenden Wassers, welches man hinter dem Laboratorium in der Apotheken deutlich vernehmen kann.<sup>8)</sup> Wie es denn auch vor etlichen Jahren in der Apotheke merklich ausgebrochen (?), und an dem Hauptquell ein Abgang verspüret worden ist; welcher aber sogleich wieder ersetzt wurde, so bald man diese Oeffnung verstopft hatte. Hierzu kommt noch, daß bei dem härtesten Winter, keiner von dem häufig gefallenen Schnee, in dieser Gegend liegen bleibt, sondern daß sich sogleich zweien besondere Gänge, und zwar einmal wie das andere, auf der Gasse

entblößen; zum ganz augenscheinlichen Beweis, daß unter diesen, vom Schnee entblößten Plätzen, die warmen Wasseradern hinstreichen. Und daher rührt es, daß in der Apotheke, wo zuweilen sich gar Schwaden äußern, auch bey der strengsten Kälte im Winter kein Wasser gefriert usw.“ —

Der Schreiber dieses will mit demselben nicht etwa einen topographischen Vortrag als Unberufener halten, sondern er bietet damit nur dem Titel entsprechende Aufzeichnungen und Erinnerungen an die frühere Zeit Karlsbads. Findet ja eine blinde Henne des öfteren in Samen Korn.

Hubert von Harrer<sup>9)</sup> erwähnt auf Seite 78 des eingangs angeführten Werkes einen neu entdeckten „Kellerbrunn“, der erst einige Jahre vor seinem, 1801 in Prag herausgegebenen Werke durch Zufall gefunden wurde. Er schreibt: „Hart an das Mühlbadgebäude, gegen den Markt zu, lehnt sich ein Haus an,<sup>10)</sup> das einem Bürger gehört, der die Aufsicht über den Theresien-Neu- und Mühlbadbrunn hat, und der die Bäder in dem Mühlbadhause zugleich für die Gäste besorgt. Die so mannigfaltigen Warnungen der Feuersgefahr dahier bewogen ihn, in den an sein Haus stoßenden Granitfels (den nämlichen, aus welchem der Felsenbrunn entspringt) einen gewölbten kellerartigen Gang einzubrechen, worin er im Nothfalle seine Habseligkeiten flüchten könne. — Ohngefähr drei Klafter in der Tiefe desselben traf er auf eine der Erde gleich aufsprudelnde kalte Quelle, die ein kaltes Bittersalz enthält und die eine reichhaltige Existenz von Lufisäure zugleich beweist, da man in dem eingeschlossenen Gewölbe in ihrer Nähe beinahe nicht zu leben vermag, wegen der äußerst dichten Luft, die um sie herrscht.

Bisher ist noch kein Versuch damit angestellt worden. Die Zukunft wird vielleicht erst dann ihre Heilkraft zum Wohle der Menschheit hervorziehen, wenn Gegenwart und ich vergessen sind, und ich mich nicht mehr darüber freuen kann.“ — Diese Quelle soll 1809 bei dem Sprudelausbruche ganz verschwunden sein.

Außer der Beschreibung der berühmten Quellen Karlsbads erwähnt derselbe Verfasser von dem benachbarten Heilquellen als die vorzüglichsten, die in Karlsbad bei dem damaligen Kaufmann Gottl in

<sup>6)</sup> stand früher dort, wo heute die Marktbrunnkolonnade steht.

<sup>7)</sup> stand neben dem Rathhause.

<sup>8)</sup> Die Stelle, die der Schreiber dieses meint.

<sup>9)</sup> war Schauspieler in Karlsbad (siehe „Kaiser Karlsbad“ — von Kreuzherrncommanthur Aug. Leopold Stöhr; Seite 122.)

<sup>10)</sup> zu drei goldenen Sternen (Apotheke).



versiegelten Flaschen zu haben waren . . . . , den Eger- oder Franzbrun . . . . , das Gießhübler Wasser, und den Saidschiger Bitterbrunn<sup>11)</sup>

Er erzählt ferner: Daß der Gießhübler Sauerbrunn auf der gleichnamigen Herrschaft des Grafen Stiebar, drei (?) Stunden von Karlsbad, ostwärts aus einem schichtenweise sich vereinigenden Basalt- und Granitfels am Fuße des Buchberges entspringt, der der Quelle den Namen Buchsäuerling gab. Daß sie schon Jahrhunderte lang in kulturlosem Zustande lag, und daß „Rudenius“ schon vor beinahe 200 Jahren ihre Vorzüge bewies, aber erst in der letzten Dekade des 18. Jahrhunderts, durch die Einsicht und Industrie des damaligen Besitzers, Grafen Stiebar v. Buttenheim, in Aufnahme gebracht wurde. (Der Verfasser meinte damit jedenfalls einen geregelten Versand, denn schon im Jahre 1522 schreibt Payer de Cubito, der einzige zu dieser Zeit in Karlsbad lebende Arzt, in seinem „Tractatus de Thermis Caroli IV., Lipsiae 1522“, daß der Buchsäuerling von Landleuten nach Karlsbad zum Verkaufe an Einheimische und Kurgäste geschafft wurde. Rudenius (1613), Fabian Sommer (1571), Georg Handsch, Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand, und viele erzählen von ordentlichen Kuren mit diesem Heilwasser.

Eine Mauer umgab damals die Heilquelle in ihrem Innern, die das kohlenfaure Gas verschloß und den Beitritt fremder Wässer hinderte. Ein niedlicher Tempel bot ihr Schutz vor der Wetterunbill und vor Verunreinigung. Vor diesem Tempel befand sich ein geebener Spaziergang und eine Allee, die zum Brunnenaufsehergebäude führte. Einige Schritte abwärts war das Flaschenmagazin nebst zwei geräumigen Bädern; unterhalb dieser ein Brennofen, worin die Steinkrüge, die der Versendung dienten, gebacken wurden. Er erwähnt, daß dieses Heilwasser durch den Transport absolut nichts von seinem Gehalt — gleich dem Franzensbrunn verliere usw.; daß im Jahre 1797 schon 10 800 Flaschen versendet worden und daß Rudenius dieses Heilwasser bei Hysterie und Hypochondrie bei seinen Patienten mit dem glücklichsten Erfolg anwandte.

<sup>11)</sup> bei Brügg.

Heute umgibt ebenfalls ein tempelartiger Bau die altberühmte Quelle, welcher Prachtbau durch den jetzigen Besitzer, kaiserl. Rat Heinrich Edlen v. Mattoni, aus Anlaß des 25jährigen Besitzes, der Quelle zum Dank, erbaut ward. Die Versendung dieses Heil- und Tafelwassers jedoch erreicht gegenwärtig schon fast so viele Millionen Flaschen als damals im Jahre 1797 Tausende verschickt wurden.

Bevor ich diese Aufzeichnungen schließe, komme ich noch einmal zurück auf die Quellen von Karlsbad, indem ich einige Daten zitiere aus der im Jahre 1716 in Leipzig erschienenen „Beschreibung des Fichtelberges“ von einem „Liebhaber Göttlicher und Natürlicher Wunder-Werke“, (Kaspar Bruschius 1558.) Da heißt es auf Seite 239 wörtlich: „Unter dem Fels (wo das Schloß gebauet) ist ehedessen eine große Quelle gewesen, die mit großem rauschen und brausen aufgequollen, die zwar heißer, als die anderen Quellen, aber doch nicht so heiß, als der heiße Brudler gewesen, und weil sie der Leute Haut bald aufgebissen oder aufgefressen, und darinnen alle anderen Wasser übertroffen, ist sie der Fresser genannt worden. Hievon gegenüber ist das Rathhaus, unter welchem auch laulichtes Wasser herfür quillet. Es ist aber mit dem Gewölbe unter der Erde so verfaßet, daß mans nicht leicht sehen kann, als an dem Ort, wo es durch die Röhren unter der Erde in die Döpel fällt. Dieses ist wegen seines Auffressens auch der Fresser genennet worden, und eben hier soll Kayser Carl gebadet haben usw.“

Die Stelle, die dieser Schriftsteller über Karlsbad aus dem Jahre 1716 meinte, ist da, wo früher die Apotheke „zum weißen Adler“ gestanden, die ich an frühere Stelle schon erwähnte. Der zweite Fresser befand sich jedenfalls dort, wo beim Verlegen der Stiege neben der Dreifaltigkeitssäule, was vor einigen Jahren geschehen, eine Quelle erschlossen wurde, die eine Einfassung aus Balken hatte und zugeschüttet war. Die Quelle selbst wurde gefaßt und mit der Kaiser Karls-Quelle verbunden.

Das im alte Stile geschriebene Buch bietet noch viele interessante Daten über Karlsbad und die umliegende Gegend.





## Jugflämmer Schnooken.

Von N. Frißche.

### D'r letzte Schiestog.

Gerod acht Tog is har, ne enedreißigsten Janewar, do sei se noch emol nausgewärgt, de richtig Gager und aa de Sunntigsgager. Jeder wollt noch emol sei Glück varjuhng und a Hösl oder aa zwaae schießen.

Na d'r Ludelmüllerschlob hat sei Zeig Dumbst noch zamgericht, daß ar sich früh bezeiten af de Socken machen kunnt. Sei Fraa hot gespreißelt, sei nett var langer Weil. D'r Lob aber manet: „Wie ner gut Gette, 's is heit 's letzte Mol, nocher ham mer sei a lange Zeit Ruh, und wos wersch'te far a Fraad ham, wenn ich an rachten straffen Hos mi hambräng“. „Wos?“ fuhr mei Gette auf, „Du und a Hos, do fällt eher de Welt ei, 's is ner, daß de 's Pulver verpulverst und Löcher nei de Lust schießt.“

Sette Reden war d'r Ludelmüllerschlob allemeitog scha gewöhnt, ar ließ sei Gette brumme, soget ka Wort, hing sei Gogdtasch üm und aa de Flint und tappelt zum Loch naus 's Watter war wie gemacht zar Gagd und d'r Lob dacht ju in san Gedanken: „Heit is d'r letzte Schiestog, wenn de ner heit a weng Glück host, daß d'r dei Gette nett 's ganze Gahr Fürwerf machen ka.“

Wie ar ju in san Gedanken bis an's Büchholz kumme war und üm de Waldeck bieng wollt, kam de Borschtendörfer Butenfraa, wünscht ne Lob schie gutten Mornng und aa racht viel Glück. Var Arger hot d'r Lob gar nett gedankt, ar wär am liebsten wieder umgekehrt, wenn ne ner sei Gette nett ausgelacht hätt. Ar is gu nett aberglabisch, aber ju a Pach, a alte Fra bedatt ka Gogdglick, 's schwant' ne esu, heit schießt ar sicher nißcht.

Argerlich ging ar ne Waldweg naus und brummet in anweg var sich hie. Do — hoste, was kaste, sabelt a Hösl aus 'n Büschholz raus, ne Seitengrom hie und de Stroß nauf.

Su fix ar se runnerreißten kunnt, riß d'r Lob de Flint vun d'r Achsel und „Pui! — Puff!“ krachets in de Mornngluft nei. 's Hösl aber war wag, ra wag, in Wald nei af Nimmerwiedersah.

„Is d'r Grichte nett, werd's a Annerer“, dacht dar Gager und machet quarfeldei, ne Berg nummer, über Storzäcker wag, aber 's ließ sich ka Hos sah. Scha a Schtunder dreie warn vargange, und d'r

Lob hatt darweil von der Mornngluft, die an guten Appetit macht, an barnmäßing Hunger kriecht. Ar sehet sich af en Baamstumpf, de Flint hatt ar darneem an a Fichtel gelahnt, machet ne Brutsack auf und fing a ze feie, Brut und schwarze Worscht, ei, dös hot geschmeckt. Nocher kramet ar sei Flaschel mit Bargeltbittern aus und sehet a Schlüssel drauf. Naa, wie dös schie warm d'r Kahl runnerlief.

„Nu ka's wieder luggieh“, manet ar ner asu var sich hie. Do sprang kaum acht, zah Schritt weit a Hos auf, fladert de Huble nei und war fort, eh d'r Lob zum Schuß kam. Do wor natürlich wieder de Berichtendörfer Butenfraa dro schuld.

Bald de Baa hot ar sich waggeloffen, 's kam ka Hos mehr, 's kam ka Hos mehr, und aa Stund varging noch dar annern.

Argerlich machet ar hamwärts. Jeden Büsch jeden Hübel hot ar gemustert, de Bargleithen hot ar ogefarichtert, d'r Schwafz lief ne ne Buckel nei, ka Schwanz war ze sah, und heit hätt ar wer wafz wos d'für gaam, — 's war ner weeng d'r Gette. 's Heil'n war ne näher wies Lachen, wie ar de Patrone aus'n Laaf zog und de leere Flint unnern Arm nahm.

Klalaut ging ar de Stroß nei und docht d'rbei, wos wuhl heit de Gette song wär und wos ar far Halsreden machen wollt. Do sprang af amol a grußmächtiger Waldhos var san Füßen auf und lief in Wald nei, am Waldrand machet ar a Mannel, als wenn ar ne Lob a noch verolbern wollt.

D'r Lob kennet sich var Wut nett aus, mit an Rupperts riß ar de Flint vun d'r Achsel, warf se ne Hos enoch und schrie in Wald nei: „Da du Luder, arschieß dich selber!“

Ar hatt kaum 's letzte Wort raus, do kam de Berichtendörfer Butenfraa hamwärts de Stroß raus. D'r Lob gucket se a, als wenn ar se mit'n Auge darstachen wollt. Se lacheten aber a und soget: „Harr Gager, do drühm nei is' ar, marken se sich ner 's Loch af'n Harbst, wu ar nei is, muß ar aa wieder rauskumme! Hadche, Harr Gager!“ — Wos d'r Lob dodrauf und sei Gette darham gefogt hot, will ich nett varroten.

### Olber.

Der Schneiderhammlieb und dar Samelhilfbauer warn Nachbern. Geder vun den Zwaabaaden halt e schöns Gütl, aa Stück Vieh war besser wies



annere, und aa de Feller und de Wiesen brachten ihr gut Taal ei, daß kaaner vun baaden ewer Nut ze leiden braucht, und mar sett maane, daß se aa glücklich und zefrieden gewesen wärn. — Weit darneem geschossen! Kaaner gönnt ne Annern ne klaansten Bissen in Maul oder 's Weiße in Nange, oder bei dar Frühgahrsk- oder Garbistbestellung und bei dar Arnt wollt geber ne Annern vorne weg sei. Dös hätt alles noch sei müng. Aber dar Schneiderhammlied war e alter Nummerfoott, un wu ar ohne Nuffeh wos vun fremme Gut derwischen kunnt, wur gemauft.

Ne Samelhilfbauer war scha mannichmol aufgefallen, daß dös und gens wie weggehosen war, ne Schneiderhammlied aber hätt er, wenn er aa füst net gut aff'n ze reden war, e sette Schlechtigkeit sei Lebistog nett zugetraut. — Bei dar Getraa-Arnt war ne mannichs Gohr e sei paar Mannel Garben vun Felde wegkumme. Feier sott'n dös nett wieder vürkumme. — Wies fünster wur und in ganzen Dorf kaa Meißel mehr ze hörn war, legt ar sich in e Getraapupp aff de Lauer. Lang braucht er nett ze warten, do kam dar Spitzbuh ageschlichen und nahm vun Samelhilfbauer sein Feld vun jeder Pupp aa Garb und stellt sie drüm beim Schneiderhammlied, der aa Puppen stieh hot, aff neie Puppen zam.

Der Samelhilfbauer hat nett gemuckst, zumol ar weißkriegt, daß dar Spitzbuh kaa annere als sei Nachbar selber war.

Bein frühten Morngraue hult ar ne Schandarm, darzöhlt'n de ganze Geschichte hoorklaa, und mei Schneiderhammlied mußt ohne Widerred miet in Nummer Sicher.

Der Amtmah fragt'n, wie ar su schlecht sei und ne aange Nachbar bemausen könnt? Mei Schneiderhammlied war ihm kaa Antwort verleeng. „Bar ar Gohre viere, fünfe“, so sogt er, „wär ar durch's Scheiloch mit'n Kopf aff der Tenn gestürzt,

seit der Zeit wär ar mannichmol e weng olber und wüßt nett su recht, wos ar macht.“ — „Das ist sehr gut und schön“, maant do dar Amtmah, „da kommts wohl auch manchmal vor, daß Sie Garben von Ihrem eigenen Felde auf das Ihres Nachbars tragen?“ — „Naa“, sogt do dar Schneiderhammlied fir, „su olber bie ich noch nett.“

#### 's kurierte Pfaar.

„Naa“, sogt de vurige Woch drühm af'n Windbarg a Kuhlhanbler, ich glab ar war aus dar Werd'schen Geengd — zu an aufgeblone Zwid'schen „wie eich mitunner su a Stückel Vieh eingünstig is, su a Pfaar is wassetter'sch oft gescheider wie zah (10) Menschen, mitunner aber a wieder dümmer, wie a Bund Struh.“

„Wie kommen Sie denn zu solch einer Ansicht?“ frug do dar Zwid'sche.

„Senne se,“ sogt der Werd'sche drauf, „wie iech vur vier fünf Wochen amol ne Windbarg rausfuhr, blieb af amol mei Pfaar stieh, iech kunnt agaam, was iech wollt, 's Luder stand steif wie a Bock. Wart', dacht ich, vielleicht ka iech dich af ene asache Wei' kuriern. 's Pfaar hot nämlich in an fort Hunger wie a Scheidrascher und frist ball zeviel wie füst zwaa. Zech nahm a Büschel Hei und ne Habersack in de Hand und hielt's man Pfaar var de Nos hie und do liefs hinnerhar bis zum Windbarg, wie heit aa. Seit dere Zeit mach iech dös allemol esu, nor mit den Unnerschied, daß iech's Futter nett selber trog. Born an de Deichiel bind ich a Stang, und do häng ich ganz an de äußere Spitz ne Habersack und 's Hei su weit wag, daß mei Pfaar nett naka, aber immer ne Geruch var dar Nos hat. Senne se, su kumme mar vurwarts, und iech brauch ka uschienes Wort“

„Nein,“ sogt dar Zwid'sche, „ihr seid über euern Berg drühm gescheider, als ihr ausseht.“

„Gallehe,“ manet dar Werd'sche drauf, „wenne's ner eisah, dös is am dar Unnerschied zwischen uns undeich.“

## Kleine Chronik.

Vom sächsischen Schulwesen wird berichtet, daß im Königreich Sachsen 31 Schulinspektionsbezirke mit 2350 Volks- und 1971 Fortbildungsschulen bestehen. In diesen wurden 1903 705 000 Schüler (344 000 Knaben und 361 000 Mädchen) von 11 245 Lehrkräften unterrichtet. Der Ausbildung der letzteren dienten 20 Lehrer- und 3 Lehrerinnenseminare, welche 1903 von 4042 Schülern und 371 Schülerinnen besucht wurden. Sachsen wendete 1903 34,4 Millionen für 2273 Schulen auf.

Die sächsischen Realschulen werden mit Ostern eine neue Lehrordnung erhalten, da die gegenwärtige, vom Jahre 1884 stammende, zum Teil veraltet und durch die Praxis überholt ist. Handelt es sich auch nicht um eine völlige Umgestaltung des früheren Systems, sondern nur um eine zeitgemäße Anpassung an die Bedürfnisse und Anschauungen der Gegenwart, so wird die bevorstehende Neuordnung doch für unsere Realschulen, die seit mehr als einem Jahrzehnt im



Landes und namentlich in den Großstädten in so überraschender Weise aufgeblüht sind und mehr und mehr zur allgemeinen Erziehungsstätte für den gebildeten Mittelstand werden, einen weiteren Fortschritt bezeichnen. Von den Neuerungen ist von besonderem Interesse für die Eltern, die ihre Söhne zur Realschule schicken wollen, die Einführung des Französischen mit wöchentlich 5 Stunden in der 6. Klasse. Bisher war französischer Unterricht in der untersten Klasse nicht vorgeschrieben und nur mit besonderer Genehmigung in manchen Anstalten mit geringer Stundenzahl — 2—3 wöchentlich — eingeführt. Dieser Unterricht galt als vorbereitender und kam mit seinen Ergebnissen für die Versetzung in die 5. Klasse nicht in Betracht. In Zukunft wird dagegen dem Französischen in der 6. ebenso wie in den anderen Klassen ein bestimmtes Lehrpensum und Klassenziel und dementsprechend die erwähnte höhere Stundenzahl zugewiesen.

**Große Kunstausstellung Dresden 1904.** Se. Majestät König Georg hat das Protektorat über die von Mai bis Oktober in Dresden stattfindende Kunstausstellung übernommen und Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Johann Georg das Ehrenpräsidium übertragen.

**Die größte sächsische Landgemeinde** ist **Ölsnik** i. Erzgebirge mit 13281, dann folgen **Schönefeld** bei Leipzig mit 11520, **Niederplanitz** mit 11388, **Möckern** mit 11385, **Neugersdorf** bei Löbau mit 10913, **Deuben** bei Dresden mit 10073, **Oberplanitz** mit 9826, **Stötteritz** mit 9067, **Ebersbach** bei Löbau mit 8847, **Oberlungwitz** mit 8499 und eine ganze Anzahl mit mehr als 7000 Einwohnern.

**Glauchau.** Bezirksgenesungsheim. Der am 5. Januar hier abgehaltene Bezirkstag des Bezirksverbandes Glauchau beschloß, ein Bezirksgenesungsheim nach den soweit tunlich noch zu vereinfachenden Plänen des Baumeisters Ulrich in Glauchau zu erbauen und zur Bestreitung der Grunderwerbs- und Baukosten ein Darlehen von höchstens 100000 Mark aufzunehmen, sowie den Bezirksausschuß mit der Ausführung dieser Beschlüsse zu beauftragen, sich aber die Auswahl des Platzes vorzubehalten.

**Kirchberg.** Auch dieses Jahr fand hier wieder eine Drehturm-Ausstellung statt, die diesmal der Gewerbeverein veranstaltete. Auch sie ward lebhaft besucht. Ein Bild der vorjährigen Ausstellung brachte das Dezemberheft „Unserer Heimat“.

**Leipzig.** Das Fest des 100jährigen Bestehens feierte Anfang Januar 1904 die erste Leipziger Bürgerschule, außer ihr aber auch noch die erste Leipziger Bezirksschule, die frühere Armenschule der Stadt Leipzig. Bei Begründung der letzten zählte man 274 Schüler — heute hat sie deren 1382.

**Leipzig.** Völkerschlachtdenkmal. Die Ausschreibung für die in den nächsten Jahren auszuführenden Stampf-

beton- und Granitarbeiten hat ganz überraschende Ergebnisse gezeitigt. Für die ersteren wurden von den Bewerbern ein Niedrigstgebot von 164870 Mk. und ein Höchstgebot von 478140 Mk. abgegeben. Für die Granitarbeiten stellte sich das Niedrigstgebot auf 65961 Mk. und das Höchstgebot auf 148800 Mk. Der Vorstand des deutschen Patriotenbundes beschloß, die Stampfbetonarbeiten der Firma Rudolf Wolke in Leipzig und die Granitarbeiten den Herren G. Günther und H. Hempel zu übertragen. Auch in diesem Jahre sollen die Arbeiten mit allen Kräften gefördert werden. Die Mittel hierfür werden durch die Geldlotterien aufgebracht, deren nächste Ziehung vom 14.—18. März stattfindet. Die Lose sind bei der Hauptverkaufsstelle bereits wieder vergriffen.

**Mylau i. B.** Gölkschtalstraße. Zur Ausführung des Baues einer Straße durch das Gölkschtal von Mylau nach Greiz hat jetzt auch der Landtag des Fürstentums Reuß ä. L. 35000 Mk. bewilligt.

**Birna.** Das Grab des berühmten Liederkomponisten Julius Otto befindet sich in Birna. Seine Gebeine ruhen dort auf dem alten Nikolaifriedhofe an der Breitestraße. Nun wird dieser Friedhof mit Genehmigung des evangelisch-luther. Landeskonsistoriums säkularisiert und in Promenaden umgewandelt. Es ist aber erfreulich daß, wie es heißt, das Grab Julius Ottos in den neuen Anlagen erhalten bleiben soll.

**Reichenbach i. B.** Das König Albert-Denkmal komitee beschloß heute, das hier zu errichtende Standbild König Alberts (überlebensgroße Figur auf verziertem Postament aus schwedischem Granit) dem Bildhauer Otto Wesche in Berlin zur Modellausführung zu übertragen und das Denkmal auf dem Königsplatze, im Herzen der Stadt, neben dem Postneubau, aufzustellen. Die Kosten für das Denkmal, das möglichst im Herbst d. J. fertig sein soll, werden ca. 13000 Mk. betragen.

**Zwickau.** Ein Luther-Relief soll über dem Portal der neuen Lutherkirche angebracht werden. Am 28. April 1522 war Luther auf Befehl des Kurfürsten nach Zwickau gekommen, um Unruhen, die sich namentlich gegen das Mönchswesen richteten, zu beschwichtigen, insbesondere aber, um den überhand nehmenden wiedertäuferischen Geist zu bannen. Er stieg in des Bürgermeisters Mühlport Haus ab und predigte am 30. April zweimal in der Barfüßerkirche. Am 1. Mai predigte er zum Rathausfenster hinaus vor der vieltausendköpfigen Menschenmenge, die auf dem Platze vor dem Rathause nicht nur aus der Stadt, sondern auch von der ganzen weiten Umgebung und von Schneeberg und Annaberg zusammengeströmt war, um den berühmten Gottesmann zu hören. Dieser Augenblick soll in dem Relief festgehalten werden, mit dessen Ausführung der Bildhauer Wedemeyer aus Dresden beauftragt worden ist.

## Literatur.

**Glückauf.** Organ des Erzgebirgsvereins. Januar 1904. Nr. 1. Inhalt: Löscher, Vater Köhler — tot! — Bekanntmachung des Gesamtvorstandes, Glauchauer Jubiläumstiftung betr. — Hermann Löscher, Ludwig Richter und das Erzgebirge (mit 5 Bildern). — E. W., Die Schülerherbergen des sächsischen Erzgebirges i. J. 1903 — A. Tittel, Wie

der genaadige Herr ne Hammerschmiedn amol ihr Bugel schießen verdorm hot. — Mitteilungen aus den Zweigvereinen. — Vom Fichtelberge usw.

**Über Berg und Tal.** Organ des Erzgebirgsvereins für die sächsische Schweiz. Herausgeber Dr. Alfred Meiche, Dresden-A., Haydnstr. 5. Januar 1904. Nr. 1 (27. Jahrg.):



Inhalt: Ein Indienfahrer des 17. Jahrh. aus der sächsischen Schweiz. — Ritter aus dem Stegreife und ihre Schlupfwinkel. — Ausflug des Wanderausschusses der Sektion Dresden. — Landschafts-Veranstaltungen — Von der „Hirschbläse“. — Vereinsangelegenheiten usw.

**Das Schwabenland** Organ für vaterländische Interessen, für Heimatkunde und Unterhaltung. Illustr. Monatschrift. Verlag von J. Schick, Biberach an der Riß.

Januar 1904. Nr. 3. Inhalt: Zomm Nuijohr. (Gedicht). — Des Dorfes Rose. Erzählung aus Württembergs schwerer Zeit von Luise Pichler. — Zehn Söhne für das Vaterland. — Kleines aus großer Zeit. Von E. Wiedmann. — Feinheiten der schwäbischen Mundart. Von Friedrich Greiner-Stuttgart. — Schwäbische Wanderbilder: III. Ravensburg. — Volksfagen aus Oberschwaben. Gesammelt von K. Löhle. IV. — B'hüot di Gott, Schultes! — Das schwäbische Bauernhaus. — Wieland als zürnender Vater. — Über den Verdienst eines altwürttembergischen Scharfrichters. — Humor; Mitteilungen aus den Vereinen usw.

**Die Erforschung des Weltalls** gehörte seit den ältesten historischen Zeiten zu denjenigen Gebieten, auf welchen der grübelnde Menscheng Geist zuerst sich betätigte, und obwohl die Himmelskunde sicherlich viel mehr Schwierigkeiten bietet, wie z. B. die Beschäftigung mit Physik oder Chemie, besaßen die Kulturvölker schon vor mehreren Jahrtausenden überraschend gute und vielfach schon nahezu korrekte Kenntnisse von den Wundern der Sternenwelt. Es ist deshalb hochinteressant, einmal an der Hand eines glänzenden Führers den Weg zu verfolgen, den der menschliche Forschungsdrang zurückgelegt hat, gerade jetzt wird hierzu eine treffliche Gelegenheit geboten: Von Hans Kraemers großer Publikation „Weltall und Menschheit“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin) sind jüngst die Lieferungen 44–46 zur Ausgabe gelangt, Preis pro Heft 60 Pf., in denen der hochverdiente, im In- und Auslande gleich geschätzte langjährige Leiter der Berliner Sternwarte, Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Foerster, seine historische Darstellung der Erforschung des Weltalls, mit spezieller Berücksichtigung der Erde als Himmelskörper, beginnt. Die beigegebenen farbigen und

schwarzen Illustrationen sind ebenso wirksam wie tadellos ausgeführt und erhöhen den Reiz der Darstellung noch bedeutend. „Weltall und Menschheit“ verdient dauernd das volle Interesse aller nach Bildung Strebenden!

Nr. 76 der **Mitteilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel** in Leipzig ist erschienen und wird auf Wunsch kostenfrei unter Streifband versandt. Aus dem Inhalt: Noch in diesem Jahr beginnt eine von Professor Hermann Kreysschmar herausgegebene Sammlung „**Kleine Handbücher der Musikgeschichte**“, eine Musikgeschichte in Einzeldarstellungen. Eine Geschichte des neueren deutschen Liedes von H. Kreysschmar und des Instrumentalkonzertes von A. Schering werden den Anfang machen. Von August Enna-Kopenhagen erschien der Klavierauszug seiner neuen Oper „Heiße Liebe“. Die praktische Neuausgabe der Orchesterwerke G. Fr. Händels durch Max Seiffert im Sinne Chrysanders beginnt mit dem Concerto grosso No. 12. Carl Wilhelm, dessen vollständige Sammlungen einstimmiger Lieder schon früher im Breitkopf & Härtelschen Verlage erschienen, ist mit seiner Wacht am Rhein in verschiedenen Bearbeitungen und mit einem Kavalleriemarsch vertreten. F. Th. Cursch-Bühren berichtet über die 1903 im Verlage von Breitkopf & Härtel erschienenen Kammermusik-, Orchester-, Gesang- und Chorwerke. Gesanglehrer seien auf die deutsche Singfibel für die ersten Schuljahre aufmerksam gemacht. Der Musikgeschichte dienen die Ausgaben der Werke von Melchior Frank, Valentin Hausmann, Joh. Bachelbel und Martin Jenner in den Denkmälern deutscher Tonkunst und in Citners Publikationen. Das Ausland ist mit der Carly Bodleian Music, Twelve Elizabethan Songs und mit dem vierten Band der Denkmäler italienischer Tonkunst (1. Arte musicale in Italia) vertreten. Es folgen die zusammenfassenden Verzeichnisse erschienener und vorbereiteter Musikalien und Bücher. Mit vier größeren Abschnitten über die Werke von Gustav Jenner-Marburg (Kinderlieder), Felix Weingartner (Neue Kammermusik), Georg Henschel (Requiem) und Edmund Uhl (Lieder, Wallfahrt nach Keolaar) schließt diese Nummer der Mitteilungen.

### Sprechsaal. — Sammelecke.

Der Unterzeichnete bittet um kurze Nachricht durch Postkarte: Wo sind diese Weihnachten im Erzgebirge und Vogtland (im weitesten Sinne) Christspiele und dgl. aufgeführt worden und welche?

Zwönitz, Erzgeb. Pfarrer Löschner.

In welchen öffentlichen oder privaten Bibliotheken befinden sich Schriften des Pfarrers Gottlieb Friedrich Desfeld (gestorben 1801 in Zwönitz i. Erzgeb., vorher in Scheibenberg). Die Kgl. Öffentliche Bibliothek, die Universitätsbibliothek Leipzig, die Stadtbibliotheken zu Leipzig und Chemnitz und Ratschulbibliothek zu Zwickau kommen,

als durchforscht, nicht in Frage. Es handelt sich bei den Schriften dieses ernstesten Würdigers unseres Erzgebirges nicht um seine beiden Hauptwerke: „Historische Beschreibung einiger merkwürdiger Städte im Erzgebirge (1776/77)“ und „Erzgebirgische Zuschauer (1773/74)“, sondern um seine zahlreichen kleinere deutsche und lateinische Schriften und Aufsätze in Zeitschriften. Möglichst ausführliche Auskunft (auch Hinweise auf antiquarische Kataloge) erbittet zur Vollendung einer Lebensbeschreibung Desfelds baldigst

Zwönitz, Erzgeb. Pfarrer Löschner.



## Die Johannegeorgenstädter Zinnmedaille von 1663.

Als die aus Platten ausgewanderten Evangelischen vom Kurfürst Johann Georg die Erlaubnis erhalten hatten, sich, wie in dem vorliegenden Hefte des weiteren erzählt ist, am Fastenberg anzusiedeln und die nötigsten Wohnungen und Kommungebäude fertig gestellt waren, „legten sie sich, wie die Johannegeorgenstädter Chronik erzählt, „stark aufs Schürffen, entblößeten auch unterschiedliche Gänge, worauf man mit gutem Nutzen zu handthieren vermeynete. Dahero denn die Erlaubten allbereit 1665 supplicando einkamen und bey Ihr. Churfürstl. Durchl. unterthänigst baten, daß, weil das Bergrevier theils nach Eybenstock, was den Fastenberg, Zugel und Erxengelau betrafen, theils nach Schwarzenberg nemlich den Rabenberg und Ortbach anlangend gehörte, beyde Orte aber ziemlich weit entlegen, ihnen doch ein eigener Bergmeister und Geschworener möchte gesetzt werden.“ Die Erlaubnis wurde aber zunächst nicht erteilt. Im Jahre 1658 stieß der Hammerwerksbesitzer Caspar Wittich, derselbe, nach dem das Wittichstal seinen Namen erhalten hat, hinter seiner Schmiede bei dem Anlegen eines Kellers auf einen „schönen Zwittergang, welchen



er in Eybenstock muthete und weil das neue Jahr vor der Thür war, auch mit diesem Nahmen, daß er nemlich Neu Jahr heißen sollte, belegte, worauf in kurzen etliche ansehnliche kaste Zinn geschmelzet worden.“ — „Weil es aber sehr beschwerlich, die Zinnsteine nach Eybenstock zu schaffen, solche allda gut zu machen, kam der Rath allhier supplicando ein, um Vergünstigung einer Zinnschmelzhütte aufzubauen.“ Diesmal wurde die Erlaubnis erteilt, „sammt der Nutznießung auf 10 Jahre lang.“ Die Schmelzhütte wurde nun schnell aufgebaut. „Das Zinnzeichen sollte seyn, erstlich das Stadtwappen nemlich eine entworfene Stadt und darunter Schlegel und Eissen, daneben 1663.“ (Wir geben beistehend eine Abbildung einer solchen Zinnmedaille, die sich im Besitze des Herrn Ernst H. Breitsfeld in Erla befindet.) Als das Nutznießungsrecht nach 10 Jahren abgelaufen war, „wurde die Hütte wieder eingezogen, es kam aber doch gleichwohl die erbliche Nutznießung von neuem an hiesigen Rath und zwar gegen Eclegung von 18 Fl. jährlichen Erbzinnes.“ —

**Alban Zittel †.** Am Sonnabend, den 13. Februar, verstarb plötzlich an einem Schlaganfall unser geschätzter Mitarbeiter, der Herr Oberlehrer Alban Zittel in Johannegeorgenstadt. Er war der Begründer des Erzgebirgszweigvereins zu Johannegeorgenstadt und dessen langjähriger Vorsitzender. Seine hervorragenden Verdienste um die Entwicklung des genannten Vereins, sowie um die Geschichte des Erzgebirges, insbesondere seiner Vaterstadt, sichern ihm ein bleibendes Angedenken. Das vorliegende Heft „Unserer Heimat“ bringt von ihm noch einen Aufsatz über die Gründung von Johannegeorgenstadt, die letzte seiner schriftstellerischen Arbeiten. Wir rufen ihm ein „Gute Nacht!“ und „Ruhe sanft!“ in die Ewigkeit nach.

Der Verlag „Unserer Heimat“ — Prof. Dr. Spindler.  
Zwickau i. Sa.





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. No. 6.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

März 1904.

## Ostern.

Jubelt dem Leben ein Osterlied!  
 Wie es hervorquillt aus Knospen und Blüten,  
 Lenzfroh erwacht unter Sausen und Wüten!  
 Jubelt dem Leben ein Osterlied!

Christ ist erstanden, der Tod nur ein Wahn.  
 Schauet das Sprossen auf Gräbern, in  
 Gründen!

Ostern der harrenden Welt zu verkünden,  
 Steigen die Lerchen zur Sonne hinan.

Alles, was atmet, freut sich des Lichts,  
 Freut sich des Seins auf der grünenden Erde.  
 Mensch, und rings in dem mächtigen „Werde“  
 Suchst Du Dein Glück in dem Schoße des  
 Nichts?

Sieh, das Erwachen so herrlich, so nah!  
 Kreisende Kräfte geheimnisvoll drängen,  
 Immer aufs Neue die Gräfte zu sprengen.  
 Ostern erblühet aus Golgatha!

R. Sp.



## Theodor Körner = Denkmäler.

Von Otto Weddigen.

**Aus:** Dr. Otto Weddigen, Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter. Verlag von Hermann Geseenius, Halle a. S. — Der bekannte Literaturhistoriker Weddigen bietet uns in seinem neuesten Buche ein eigenartiges, recht verdienstliches Werk, in welchem er alle erreichbaren Nachrichten über die Ruhestätten und über die Denkmäler unserer deutschen Dichter zusammengetragen hat. Den Schilderungen und Beschreibungen der Grabstätten schickt er eine kurze Uebersicht über die literarische Bedeutung und über die Werke der betreffenden Dichter voraus. Wohlgelungene Bilder beleben die Darstellung. Das geschmackvoll eingebundene, in Papier und Druck überaus vornehm ausgestattete Buch zählt 4 vortreffliche Photographien: das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar, das Goethe-Denkmal in Berlin, das Luther-Denkmal in Worms und das Schiller-Denkmal in Stuttgart, und außerdem bringt es 69 Abbildungen im Text — alle schön und klar. Und wenn das Buch Weddigen's an den berufenen Stellen die Anregung gibt, daß der Pflege und Erhaltung der Ruhestätten unserer „Geistesgroßen“, einer ihrer würdigen Ausschmückung künftighin mehr Beachtung und Sorgfalt gewidmet wird, so erfüllt es einen edlen Zweck. In diesem Sinne empfehlen wir das schöne Buch auch den Lesern „Unsere Heimat“ aufs Beste, da es auch den heimatlischen Interessen gerecht wird und sich auch als ein prächtiges Geschenkwerk insbesondere für die heranwachsende Jugend eignet.

Körners Gedichte, von seinem Vater gesammelt und im Jahre 1814 unter dem Titel „Leier und Schwert“ herausgegeben, rissen in den Befreiungskriegen die Kampfesgenossen zum Mut und zur Todesverachtung hin. Die bekanntesten sind: „Frisch auf, mein Volk“, „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“, „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?“, „Vater, ich rufe dich“, „Ahnungsgrauend“, „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben“, „Du Schwert an meiner Linken“ usw.; außerdem schrieb Körner Dramen: „Zriny“, „Kosamunde“, „Der Nachtwächter“, „Der Bletter aus Bremen“ usw., endlich einige Erzählungen.

Körner fand seine letzte Ruhestätte unter einer Eiche am südlichen Ende des Dorfes Wöbbelin in Mecklenburg. Das Denkmal, welches dem Dichter nach dem Plane seines Vaters und nach einer Zeichnung des Hofbaumeisters Thormeyer in Dresden auf seiner Grabstätte errichtet wurde, ist ein vierseitiger antiker Altar, auf welchem Leier und Schwert stehen, die von einem eisernen Eichenfranze anfänglich umwunden waren. Diesen Kranz haben Reliquiensammler später entblättert. Der Altar trägt auf seinen vier Seiten Inschriften, und zwar auf der nach Osten gerichteten Vorderseite die Worte:

Hier wurde  
Karl Theodor Körner  
von seinen Waffenbrüdern  
mit Achtung und Liebe  
zur Erde bestattet.

Auf der rechten Seiten lesen wir:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte  
Sich nur ein Grab in freier Erde!

Auf der linken Seite:

Vaterland, dir woll'n wir sterben,  
Wie dein großes Wort gebent,  
Auf're Lieben mögen's erben,  
Was wir mit dem Schwert befreit.  
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,  
Wachse empor über unsere Leichen!

Auf der Rückseite steht:

Karl Theodor Körner,  
geb. zu Dresden, am 23. September 1791,  
widmete sich zuerst dem Bergbau,  
dann der Dichtung und zuletzt  
dem Kampfe für Deutschlands  
Rettung.

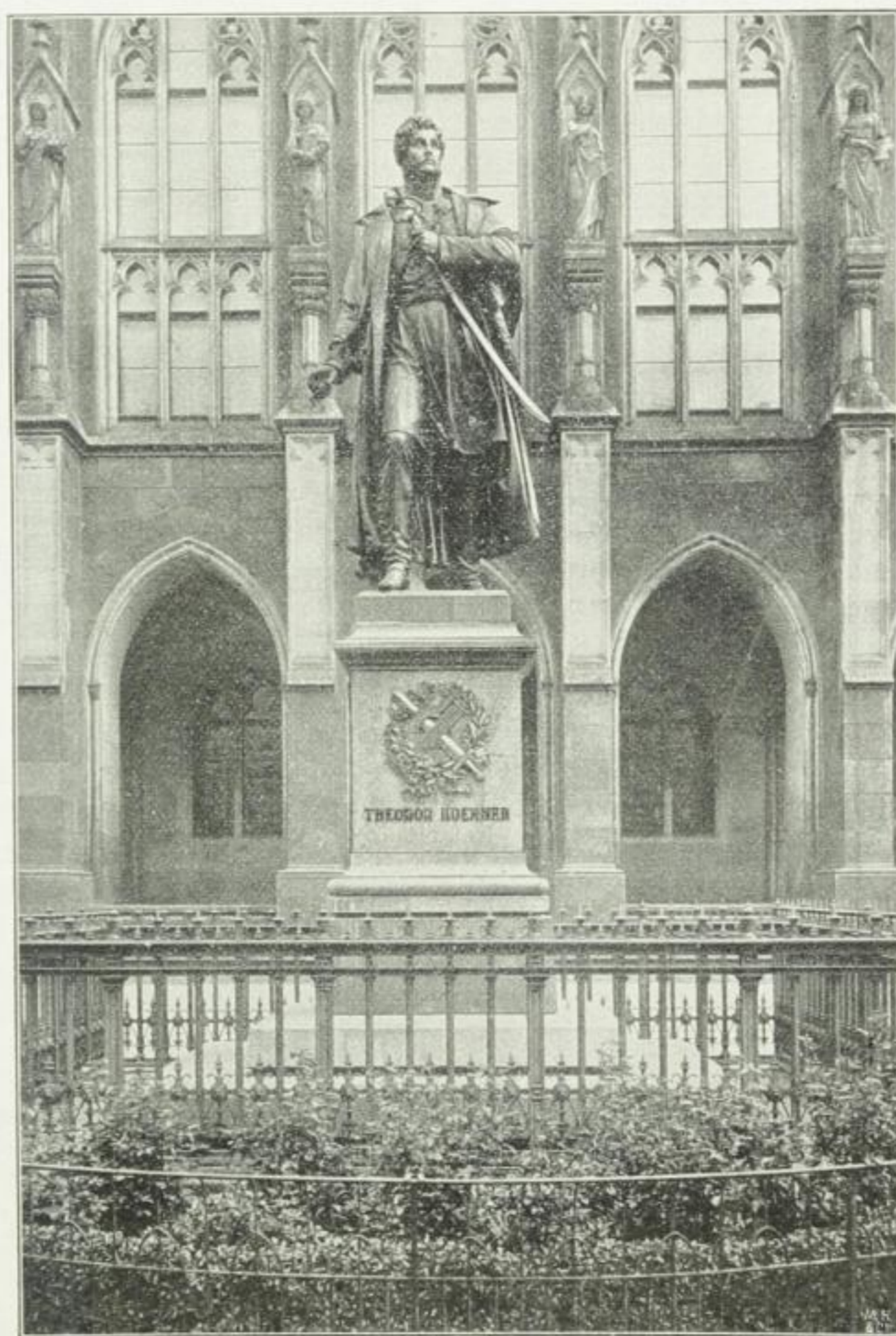


Diesem Beruf  
weihet er Schwert und Feier  
und opferte ihm  
die schönsten Freuden und Hoffnungen  
einer glücklichen Jugend.

Als Leutnant und Adjutant  
in der Lühowschen Freischar  
wurde er bei einem Gefecht

zwischen Schwerin und Gadebusch  
am 26. August 1813  
schnell durch eine feindliche Kugel  
getölet.

Im Herbst 1841 wurde das Denkmal auf-  
gestellt und am 27. September eingeweiht. Die  
Ruhestätte umfaßt ein eisernes Gitter und eine  
Mauer mit einem Portal, über dem die Worte  
stehen:



Das Theodor Körner-Denkmal in Dresden.



**Vergeht die leeren Ecken nicht!**

Außen um die Mauer stehen Trauereschen, Fichten, Pappeln und Birken, welche das Licht des Tages dämpfen und über das Ganze einen Hauch der Trauer verbreiten.

Neben Theodor Körner fanden später seine Schwester Emma und sein Vater, die Mutter-schwester und die Mutter ihre letzte Ruhestätte.

Bekannt ist das schöne Gedicht Rückerts: „Körners Geist“, welches mit den Worten beginnt:

Bedeckt mit Moos und Schorfe  
Ein Eichbaum hoch und stark  
Steht bei Wöbb'lin, dem Dorfe,  
In Mecklenburger Land.

Vgl. ferner: Förster, „Bei Wöbbelin im freien Feld“ usw.

Im Jahre 1871, am 18. Oktober, wurde dem Dichter auf dem Georgplatz in Dresden vor dem Kreuzschulgebäude ein Denkmal in Bronze gesetzt, modelliert von Professor Hähnel in Dresden. Die Idee zu demselben gab Dr. Emil Beichel, der auch in dem Körnerhause zu Dresden ein Körnermuseum begründete, das am 28. März 1875 feierlichst eingeweiht wurde. Das 10 Fuß hohe Standbild stellt den 22-jährigen Dichter und Helden auf dem Wege zum letzten Kampfe dar. Das jugendliche Haupt ist in Begeisterung und Todesmut erhoben, die Rechte hält eine Rolle mit Liedern, die Linke zieht — in Anspielung auf des Dichters letztes Lied — den Säbel ans Herz. Der weit offene Mantel läßt die Uniform der Lützower sichtbar werden. Das Granitpedestal zeigt, von Eichenlaub umwunden, Leier und Schwert und den Namen des deutschen Tyrtaus.

Auch auf dem Kreuzberge in Berlin ist 1898 Theodor Körner ein Denkmal, von dem Bildhauer E. Wendt geschaffen, gesetzt worden. Das Antlitz des Freiheitshelden ist nach oben gerichtet; mit beiden Händen umfaßt er über der Brust, wie zu einem Gelübde, den Säbel und eine Papierrolle. Er trägt die Lützower Uniform mit dem hohen

Kragen, dazu die Adjutantenschärpe und über der linken Schulter den Reitermantel. Den Fuß der Herme schmückt als Flachrelief die von Putten getragene Leier.

Ein Körner-Denkmal befindet sich auch in Karlsbad. Dasselbe wurde auf Anregung des Karlsbader Männergesangsvereins anlässlich des 50. Todestages des Dichters im Jahre 1863 bei den Körnerreichen in Dallwitz (eine halbe Stunde nordöstlich von Karlsbad entfernt), errichtet und 1866 nach Karlsbad überführt, wo es am 5. April d. J. im Theresienpark aufgestellt wurde. Infolge Erbauung der neuen Mühlbrunnkolonnade erfolgte im Jahre 1891 die Uebertragung des Denkmals in die Anlagen vor dem Posthose.

Es besteht aus einem Granit-Obelisk, welcher auf einem graniteneen Unterbau ruht. Die Vorderseite des Obelisk schmückt ein Brustrelief Körners in Bronze, darunter befindet sich, ebenfalls in Bronze, Leier und Schwert. Eine Bronzetafel an der Vorderseite des Unterbaues enthält die Inschrift:

Dem Andenken  
Theodor Körners  
gewidmet vom Karlsbader  
Männergesang-Verein  
am 26. August 1863.

Eine gleiche Tafel an der Rückseite trägt die Inschrift:

Uebertragen  
an diese Stelle  
zur Feier von  
Theodor Körners  
100-jährigem Geburtstage  
am 23. September 1891.

Ferner wurde in Chemnitz\*) dem Dichter ein Denkmal gesetzt.

\*) Das Körnerdenkmal in Chemnitz haben wir schon in „Unserer Heimat“, Jahrg. I S. 58, in Wort und Bild gebracht.





## Der Kranz im sächsischen Schützenwesen.\*)

Ein Beitrag zur geschichtlichen Volkskunde Sachsens.

Von B. Clemens Pfau.

**M**ancher volkstümliche Gegenstand spielt in der Kulturgeschichte eine große Rolle — und doch trifft man ihn nur auffällig selten in historischen Museen an; dies gilt ganz besonders vom Kranz. In alter Zeit wurde derselbe bei weit mehr Anlässen verwendet wie heutzutage, und sehr verschiedentlich sind die Bestandteile, aus denen ihn die kunstfertige Hand bildete, die ihn schuf aus natürlichen Blumen und Laub, aus Filigran verschiedener Metalle, aus Gebilden von Wolle, Seide, Papier, Gimpf, Hobelspänen, Perlen, Edelsteinen, aus getriebenen Blättern und Blüten, aus Flitterchen und dergleichen. Solche interessante Kränze vergangener Zeiten kann man jetzt noch in ziemlicher Zahl und ohne große Mühe sammeln. Auf den Dörfern haben sich in alten Familien nicht gar selten verblichene Hochzeitskränze aus Seide, Filigran und dergleichen erhalten, die ziemlich klein sind, nämlich meist nur einen Durchmesser von 12 cm haben. Sie weisen durchaus dasselbe Ansehen auf wie jene Kränzchen, die in alten Grüften mitunter so zahlreich vorgefunden werden. Gar nicht selten sind diese niedlichen Erzeugnisse alter Binderei durchsetzt mit Gewürznelken, Muskatnüssen, Zimmetstücken, Tannenzweigen, und die eingefügten Silberrosetten beleben farbige Glasscheibchen. Ähnliche kleine Kränze entdeckt man zuweilen noch in Dorfkirchen in den Glaskästen, welche man zur Erinnerung an Verstorbene aufgehängt hat; doch sind diese Kränzchen regelmäßig um Jahrhunderte jünger, auch viel kunstloser als die Gruftränze. Hier und da findet sich in alten Kirchen auch noch ein — freilich regelmäßig sehr mitgenommener — Kranz vor, wie ihn früher Chorschüler trugen; diese angedeutete Sitte bestand z. B. in Rochlitz, Waldheim. Das Rochlitzer Museum birgt eine ziemlich starke Sammlung alter Kränze, die zu sehr verschiedenem Gebrauch gedient haben.

Wenn auch der Kranz noch in unsern Tagen bei manchem Anlaß (Ernte, Hochzeit und dergleichen) zu seinem alten Recht kommt, so ist er doch aus mancher früheren Stellung so gut wie ganz verdrängt worden, und zweifellos ist damit ein hübsches Stück Volkspoesie der gierigen Vernichtungswut unsrer nüchternen Gegenwart zum Opfer gefallen. Die altüberlieferte Kranzsitte hat am meisten verloren im Leben und Treiben des männlichen Geschlechts, wo sie ehemals hoch gehalten wurde, wie dies recht anschaulich die Geschichte unsrer Schützengilden lehrt.

Für das Leben dieser alten Gesellschaften, besonders auch der sächsischen, hatte der Kranz eine sehr verschiedenartige Bedeutung; man muß sich deshalb, wenn man in der Schützenliteratur oder in einschlägigen Archivalien auf den Ausdruck „Kranz“ stößt, wohl vergewissern, was unter demselben an der betreffenden Stelle gemeint ist. Wahrscheinlich schon in mittelalterlicher Zeit hatte sich bei den städtischen Schützeninnungen der Brauch ausgebildet, den Kranz als Ansagezeichen zu benutzen. Die meisten unsrer sächsischen Schützeninnungen sind offenbar im 15. Jahrhundert, meines Erachtens hauptsächlich unter dem Einfluß der Kriegszüge Friedrichs des Streitbaren und der Brandschazungen der Hussiten, entstanden. Um diese Zeit läßt sich auch schon die Sitte nachweisen, daß die Schützen vieler Städte zusammenkamen, um auf einem großen gemeinsamen Landschießen ihre Kunst zu erproben. Das Bornaische Stadtbuch berichtet z. B. von einem Landschießen zu Grimma im Jahre 1455, zu Borna 1456; damals hielten 24 Städte zum zu erschießenden Kleinod zusammen, von denen die entlegensten Leipzig, Eilenburg, Torgau, Dresden, Chemnitz, Weida waren. In Borna erlangte damals Rochlitz den Preis; worin derselbe bestand, wissen wir nicht — schwerlich in einem Kranz. Landschießen fanden ferner statt in Leipzig 1472, Torgau 1489, Zwickau 1489, Leipzig 1490, Altenburg 1492,

\*) Der Abdruck dieses Artikels mit genauer Quellenangabe wird gestattet.



Freiberg 1516 u. f. w. Wie sich diese ältesten Veranstaltungen darstellten, läßt sich nicht sagen. Ganz genau werden wir aber unterrichtet über gewisse derartige volkstümliche Unternehmungen aus dem 16. Jahrhundert, das uns mehrfach schriftliche Schilderungen, selbst Abbildungen und städtische Abrechnungen über Landschießen überliefert hat. In diesen Quellen spielt der Ansagekranz eine hohe Rolle; seine Ueberreichung an die fremde Stadt geschah regelmäßig durch vornehme Jungfrauen, welche Szene mehrfach auf damaligen Holzschnitten wiedergegeben wird. Auf dem Landschießen zu Leipzig 1559 traten beispielsweise 10 Jungfrauen auf, die „den Kranz, den man mit raht des Churfürsten ausgiebt, do das folgende Schießen soll gehalten werden“, brachten; des Bürgermeisters Tochter trug dieses Schaustück und überreichte es der Stadt Halle.

Auch die alten Stadtchroniken berichten mitunter von diesen Kranzübergaben, z. B. die Leisniger von Kamprad. Nach dieser Quelle bekam 1590 auf dem Landschießen zu Grimma die Stadt Borna den Kranz, welche ihr Schießen 1593 abhielt und einen Ansagekranz an Rochlitz weitergab, 1601 fand ein Landschießen in Halle statt, wo Leipzig der Kranz überreicht wurde. Von dem Leisniger Schießen 1602 zog Golditz mit dem Kranze heim. Letzterer wurde im Rathaus zu Golditz aufbewahrt, ging aber 1637 gelegentlich des Stadtbrandes mit verloren. Da die Ausführungen der großen Landesschießen in den einzelnen Städten Sache des Rats war, so hob man die Kränze auch regelmäßig auf der Stadtkämmerei auf; im Ratschatz einzelner sächsischer Städte, z. B. Zwickau, Leipzig, werden heutzutage noch solche alte Schützenkränze aufbewahrt. Zwei dieser Kränze aus Leipzig bildet Gurlitt im 18. Heft der Bau- und Kunstdenkmäler ab; sie sind hier als „Ehrenkränze“ bezeichnet. Der eine ist aus Gimpe geflochten, auf welche man verschiedene Perlen, sowie vergoldete, emaillierte, mit einem Edelstein befrönte Glieder eingnäht hat. Der andere Kranz besteht aus Goldgimpe, roter Seide und Perlen. Vorn ist das Wappen von Halle aufgenäht. Dieser Kranz soll vom Jahre 1601 stammen.

Die Ansagekränze sind durchaus keine Ehrenpreise, und diejenige Stadt, welche den Königsschuß tat, brauchte nicht den Kranz zu bekommen. Auf dem Bornaischen Schießen 1593, wo Rochlitz den

Kranz davontrug, hatte ein Eilenburger den Vogel abgeschossen. Der Ehrenpreis war Eigentum des Schützen, der Ansagekranz aber blieb in den Händen des Rats, mitunter vielleicht auch der Gilde. Höchstwahrscheinlich bestand der Ansagekranz ursprünglich aus natürlichen Blumen und Blättern. Warum man gerade ein solches Gebilde als Ansagezeichen verwendete, läßt sich m. E. leicht vermuten. Die alten Schießen waren ursprünglich regelmäßig Frühlingsfeste. Sie fielen fast überall zu Pfingsten, im Mai oder Juni; allmählich sind sie in vielen Städten, wie z. B. auch in Rochlitz, auf später verlegt worden. Man könnte demnach den alten Schützenkranz in Verbindung zum Frühling setzen, ihn vielleicht als eine Art Frühlingszeichen ansehen. Auf ähnliche Weise ließe sich möglicher Weise auch mancher andere Brauch erklären oder ableiten. In Rochlitz wurde der neue Rat z. B. regelmäßig im Frühling eingesetzt, 14 Tage nach Ostern. Den Tag vorher erhielt nach der alten Rochlitzer Chronik jedes neue Ratsmitglied ein weißblühendes Kirschreiß als Aufforderungszeichen, sich zu der Feierlichkeit einzufinden zu wollen. Ich vermute, daß unsere Schützenfeste an uralte, durch allerhand Waffenspiele ausgezeichnete Frühlingsfeste und Volkszusammenkünfte anknüpfen, aus denen schließlich wohl auch die März- und Maifelder hervorgingen.

Neben dem Ansagekranz spielt in unsern Schützengilden der Königskranz seit uralter Zeit eine wichtige Rolle; derselbe bildet ein äußeres Ehrenzeichen für den besten Schützen, für denjenigen, der den entscheidenden Schuß getan hatte und damit König geworden war. Der Königsschuß war sicher bei allen unseren Gilden Sitte; aber eben, weil er etwas Selbstverständliches war, bringen die alten Ordnungen meist gar keine Bestimmung über denselben, da sie regelmäßig das für den Schützen allgemein Bekannte übergehen. Immerhin läßt sich aus mancher Schützenordnung ziemlich klar erkennen, welche nähere Bewandnis es mit derartigen Ehrenzeichen hatte. Wohl die älteste erhaltene Schützenordnung in Sachsen ist diejenige von Wittweida, die aus dem Jahre 1477 stammt. Dieselbe unterscheidet für ihre Innung den Jahrfönig vom Wochenkönig. Der Jahrfönig erhielt für seinen Königsschuß das allgemein übliche Hofentuch als Preis; daß er mit einem Kranz äußerlich ausgezeichnet worden wäre, steht nicht in dem Statut.



Der Wochenkönig bekam kein Geschenk; doch hatte für ihn der vorige Wochenkönig einen „guten, schönen Kranz“ mitzubringen, und man sollte diesen dem neuen Wochenkönig „auf sein Haupt setzen.“ Dafür hatte letzterer zum „nächsten Schießtag einen andern guten herrlichen Kranz“ zu bringen, bei Strafe von 1 Pfennig in die Büchse. Auch im alten Rochlitz waren augenscheinlich bei den Schützen zweierlei Königskränze Brauch, doch können wir über dieselben aus den Statuten so gut wie nichts entnehmen. Zunächst erwähnt keine der letzteren den Kranz für den Jahreskönig. Die älteste Rochlitzer Schützenordnung verbrannte 1624; doch bezeichnet sich die nächstälteste, erhaltene von 1654 als eine Erneuerung der ersten. Daß der Kranz für den Jahreskönig auch in Rochlitz Brauch war, ergibt sich nur aus den alten Schützenrechnungen, die seit 1710 erhalten sind; in diesen Unterlagen ist jedes Jahr ein Posten „vorn König Kranz“ eingesetzt, 1710 beispielsweise 4 gr. Er wurde also aus der Gesellschaftskasse bezahlt und dürfte zu verschiedenen Zeiten — nach den angegebenen Preisen zu schließen — aus verschiedenartigen Stoffen hergestellt worden sein. Der Preis steigt nämlich schnell auf 6 gr., dann 8 gr., bis er in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Höhe von 16 gr. erreicht; dann fällt er mit verschiedenen Schwankungen in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts wieder auf 4 gr. Doch bekommt 1821 „Madame Wirthgen“ für den Kranz ausnahmsweise einmal noch 7 gr. Seit der Zeit um 1830 kommt der Kranz in den Rochlitzer Rechnungen nicht mehr vor. Der letzte angeschaffte ist wahrscheinlich überhaupt vom König nicht angenommen worden. Denn das nächste auf diese Zeit folgende Inventarverzeichnis von 1850 führt einen „Königskranz aus Papierblumen“ auf, während die zahlreichen Inventarverzeichnisse älterer Zeit nie einen solchen Gegenstand buchen. Auch über einen Kranz für einen Wochenkönig können wir aus den Rochlitzer Ordnungen augenscheinlich nichts entnehmen; doch muß es dieses Zeichen in Rochlitz ebenfalls gegeben haben. Darauf deuten wenigstens öfters die Strafbuchungen der Schützenbücher, die gar nicht selten berichten, daß ein Schütze 6 Pfg. bezahlen mußte, „weil er den Königskranz nicht ordentlich fortgegeben“, oder „weil er den Kranz nicht weggegeben.“ Mitunter werden in einem Jahre mehrere Schützen mit

dieser Buße belegt, 1717 z. B. deren sieben. Diese Strafe ist um so auffälliger, weil sie in keiner Ordnung, aber auch in keinem Protokoll festgesetzt worden ist; sie muß also auf mündlicher Ueberlieferung beruhen. Natürlich konnte die Sitte des Wochenkönigstums mit der Kranzauszeichnung nur solange bestehen, als die regelmäßigen wöchentlichen Schießübungen, auf welche früher die Regierung ihr besonderes Augenmerk richtete, in alter Weise fortgeführt wurden; als dieselben ihren Wert verloren und in Verfall kamen, geriet auch die Wochenkönigsherrlichkeit in Vergessenheit. In Rochlitz scheint dies schon vor geraumer Zeit eingetreten zu sein. Hingegen hat sich hier eine andere Kranzsitte bis in unsere Zeit gerettet. Beim Hauptschießen erhalten diejenigen zwei Schützen, welche nach dem König die besten Schüsse abgaben, je einen kleinen Kranz, der am Arm zu tragen ist. Woher dieser Brauch stammt, läßt sich nicht nachweisen. Vielleicht ist er der Ueberrest einer Gepflogenheit, welche das Schützenstatut von 1844, das einzige, welches überhaupt einmal einen Kranz erwähnt, folgendermaßen anführt: „Bei dem Hauptschießen hat derjenige, so die weite Scheibe getroffen, bei dem Anmelden des ersten und letzten Kennens den Kranz anzunehmen und solange zu halten, bis wieder ein Treffer gemeldet wird, bei Strafe eines Neugroschen.“ —

Wie der Kranz als äußeres Kenn- und Ehrenzeichen bei den Schützen oft verwendet wurde, so spielt er auch sonst noch eine ziemliche Rolle in der alten waffenführenden Gilde. Wenn die einzelnen Schüsse ihrem Wert nach bei großen Festen einen Preis bekamen, so wurde außer allerhand Art von praktischen Gegenständen (Messer, Gefäße, Trinkhörner, Schmuckfachen, Kleidungsstücke und dergleichen) mitunter auch ein Kranz auf irgend einen Schuß gelegt; dieser Kranz ist aber nicht als ein Ehrenzeichen aufzufassen, sondern offenbar nur seinem Kaufwert nach zu bemessen: er konnte auf einen ziemlich minderwertigen Schuß zugesprochen werden. Gern malte man den Kranz auch auf Scheiben; z. B. zeigt die Rochlitzer Königscheibe von 1817 einen Eichenkranz. Im Jahre 1700 verlieh der Kurfürst der Rochlitzer Schützengesellschaft für die neue Fahne ein eignes Wappen. Das Schild desselben zeigt eine Scheibe, während die Helmzier einen hervorbrechenden Schützen in alter Tracht darstellt, derselbe feuert mit seinem



Kadischloßgewehr nach einer in die Ecke des Fahnen-  
tuchs verlegten Scheibe, die einen blumendurch-  
setzten, grünen Kranz aufweist. Auch beim Ab-  
schießen des Bogels spielt der Kranz seine Rolle.  
Bekanntlich wurden die meisten abgeschossenen Holz-  
stücke des Bogels gewogen und darnach die Preise  
berechnet. Nur einige besondere Teile des Bogels,  
wie Szepter, Krone und dergleichen erhielten für  
sich eigne bedeutendere Werte. In alten Rochlitzer  
Schußtabellen wird auch „der Kranz“ des Bogels  
als besonders zu prämiierendes Stück gebucht.

Für unsere nüchterne Zeit, die alten Bräuchen  
so wenig hold ist, wäre es wohl zu wünschen, daß  
in den Schützengilden etwa hier und da noch be-  
stehende Kranzsitten liebevoll weiter gepflegt, oder  
wenn letztere noch nicht lange aufgegeben sind,  
möglichst wieder in alter Weise eingeführt würden;  
handelt es sich doch hier um Gepflogenheiten, die in  
der Hauptsache noch durchaus auch in unser jetziges  
Verkehrs- und Vergnügungsleben passen, die

meistens nur auf eine Art Bequemlichkeit oder aus  
Unkenntnis aufgegeben worden sind. Die gegen  
500 Jahre alte Rochlitzer Gilde, ein Glied des  
sächsischen Wettinbundes, feiert heuer zu Pfingsten  
ein Jubelfest; sind doch 250 Jahre verflossen,  
seit dem sie ihre durch die Schrecknisse des dreißig-  
jährigen Krieges unterbrochenen Übungen wieder  
aufgenommen hat und sie durch Neuverleihung  
ihres Benefizes vom Landesherrn unterstützt worden  
ist! Diese Feier soll sich in altvolkstümlicher  
Weise gestalten, und deshalb wird auch der Kranz  
wieder zu seinem uralten Recht gebracht werden.  
Wie in früheren Jahrhunderten sollen die Schützen  
vieler Städte aufgefordert werden, in Wettbewerb  
zu treten um den Königspreis, der in einem  
silbernen Ehrenkranz bestehen wird. Möge Sanct  
Sebastian, der gefeierte Patron der Schützenbrüder,  
seine schirmende Hand halten über dieses „Kranz-  
schießen“, daß es wohl gelinge und gedeihe zur  
Freude aller Teilnehmer!



## Bilder aus der Industrie „Unserer Heimat“.

### Die Brückenbauten der Königin-Marienhütte zu Cainsdorf i. S.

#### I.

**S** im Süden der alten Schwanenstadt Zwickau  
liegt unmittelbar am linken Ufer der  
Mulde, am Fuße eines dem Flusse ent-  
lang streichenden Höhenzuges das weitberühmte  
Eisenwerk der Königin-Marienhütte zu Cainsdorf,  
das in der Geschichte der sächsischen Industrie einen  
der ersten Plätze einnimmt. Begründet wurde die  
Hütte am 5. August 1839 als Aktien-Gesellschaft  
unter der Bezeichnung „Sächsische Eisen-Compagnie“,  
der erste Spatenstich erfolgte am 1. April 1840,  
seinen heutigen Namen führt das Werk seit dem  
22. Juni 1842. Im Jahre 1844 erwarb der  
Kammerherr von Arnim in Gemeinschaft mit seinen  
Brüdern die Hütte, die nunmehr manche Vergröße-

rung und Erweiterung erfuhr. Im Jahre 1873  
ging das Werk in den Besitz der „Deutschen Reichs-  
und Kontinental-Eisenbahnbaugesellschaft“ über, und  
1877 übernahm die Hütte eine selbständige Aktien-  
gesellschaft mit einem Kapital von 6 Millionen Mark.

Diese wenigen historischen Notizen seien heute  
unserer Darstellung vorausgeschickt; eine ausführ-  
lichere Geschichte der Hütte und ihrer Entwicklung,  
wie ihrer inneren Einrichtung werden wir erst später  
in „Unserer Heimat“ veröffentlichen. Heute wenden  
wir unser und unserer Leser Augenmerk auf einige  
bedeutende Brückenbauten unseres engeren Vater-  
landes, die aus der Königin-Marienhütte hervor-  
gegangen sind. Haben doch diese Brückenanlagen



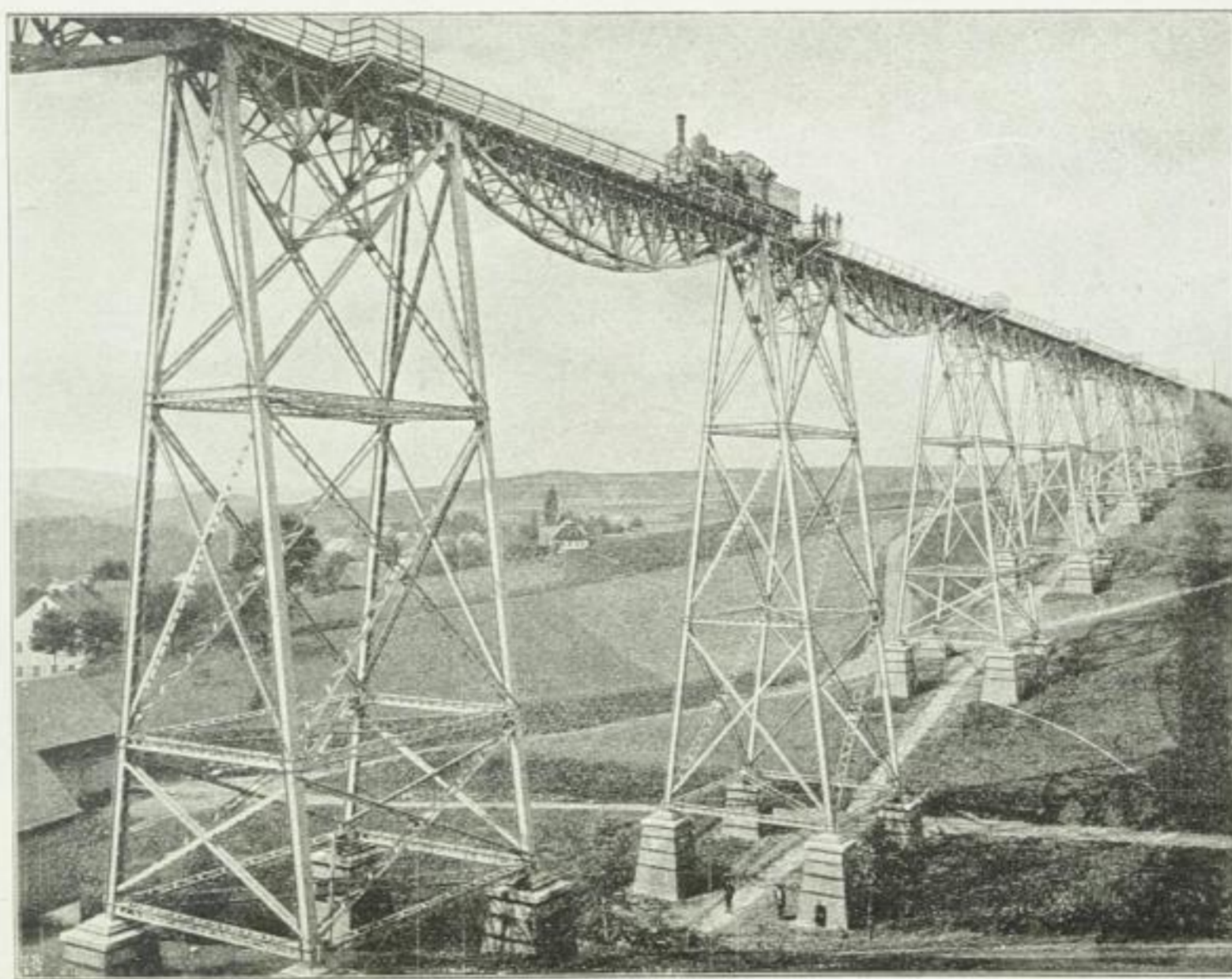
dem landschaftlichen Bilde der betreffenden Gegenden ein bestimmtes, neues, reizvolles Gepräge aufgedrückt, ohne welches wir uns heute das eigentliche Bild jener Landschaften nicht mehr recht vorstellen können! Wohl haben die zum Teil großartigen eisernen Brückenbauten einen andern Charakter in die Landschaft hineingetragen, die Flußtäler, die Wälder und Höhen haben durch sie ein anderes Gesicht bekommen, aber das neue landschaftliche Panorama, das durch sie geschaffen worden ist, bietet dem Beschauer ein neues, hohes Interesse, das sein Auge und seinen Geist fesselt. Bewundernd schaut sein Auge, was hier oder da kühner Menschenggeist und rastlose Menschenhand erdacht und erbaut haben. Wir erinnern hier nur an die Riesaer Eisenbahnbrücke, an den Mittweida-Markersbacher Viadukt und an die Loßwitzter Elbbrücke.

Zum Beweise geben wir heute einige dieser Brückenbauten der Königin-Marienhütte im Bilde wieder, andere für eine spätere Darstellung uns aufbewahrend.

## 1.

**Der Mittweida-Markersbacher Viadukt.**

Der Mittweida-Viadukt der Eisenbahnlinie Annaberg-Schwarzenberg, die hier das schöne Tal der großen Mittweida überschreitet, wurde im Jahre 1888 erbaut und während des ziemlich strengen Winters 88/89 ohne Unterbrechung montiert. Der Bau der Brücke hat also im Ganzen — vom ersten Spatenstich an bis zum Einschlagen des letzten Riets — nur etwa 9 Monate in Anspruch genommen, trotz der schnee- und kältereichen Wintermonate. Das Gewicht der gesamten Konstruktion beläuft sich auf 524 Tonnen, die Gesamtlänge be-



Mittweida-Markersbacher Viadukt.

trägt 237 m, die größte Höhe 35 m. Die Pfeiler sind 5 und 10 m breit, während die Spannweiten der Öffnungen betragen: 3 zu 12,5 m, 4 zu 20 m und 2 zu 25 m. Der Entwurf stammt von dem Geh. Finanzrat Köpcke, die Ausführung leitete der Oberbaurat Krüger. Die Brücke ist eingleisig auf eisernen Schwellen. Ihre Ausführung erfolgte durch

die Königin-Marienhütte und das Königliche Sektionsingenieur-Büreau Schwarzenberg.

Nicht jeder, der das großartige Bauwerk sieht, vermag die Höhe richtig einzuschätzen, die der Bahnzug beim Ueberfahren emporsteigen muß. Sie beträgt ca. 6 m. Um diese nicht geringe Steigung ist der schwere Zug emporgeklettert, wenn er mit

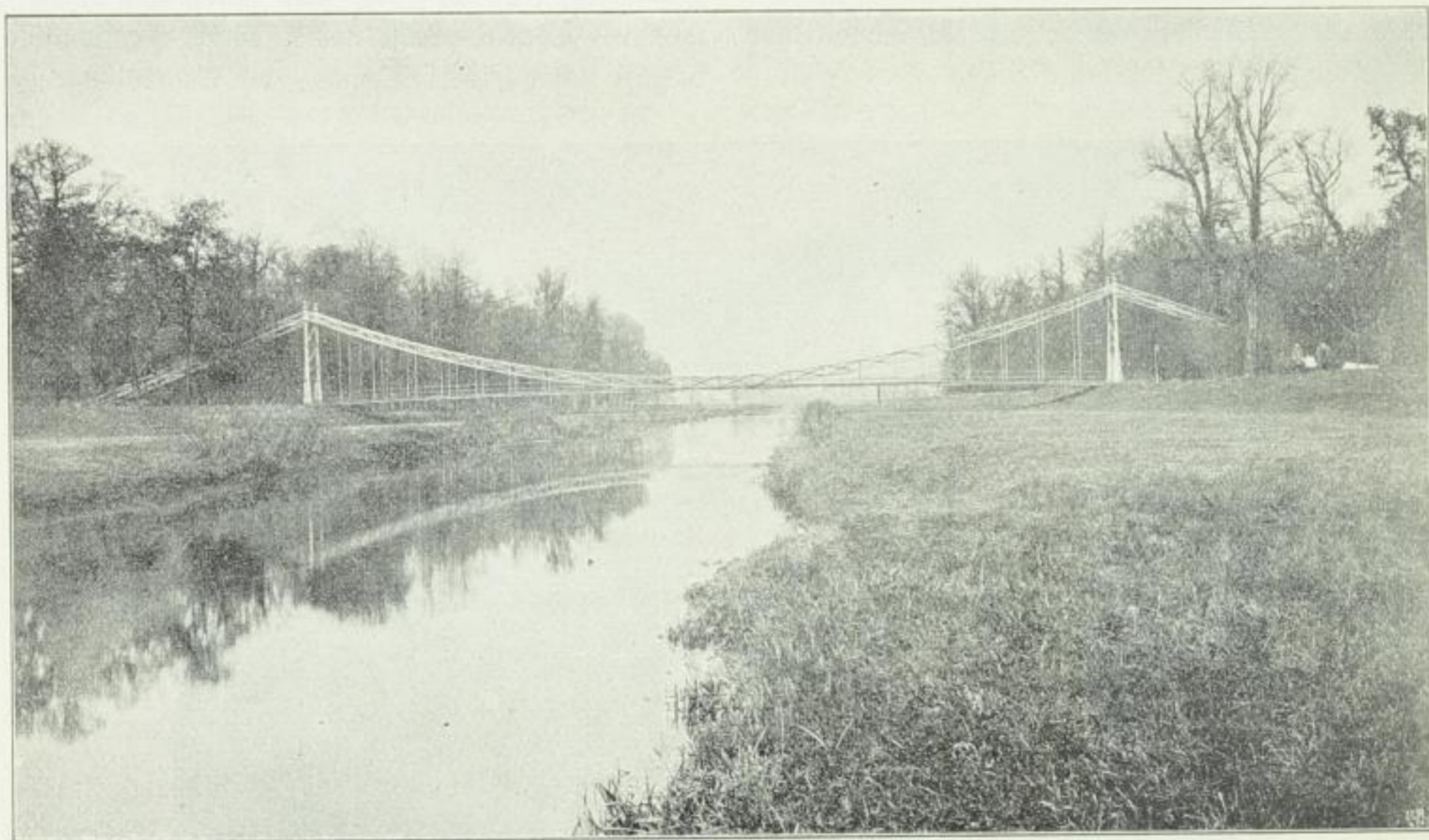


seinen Reisenden und seinen Gütern von der Schwarzenberger zur Scheibenerger Seite der Brücke emporgerollt ist. In entgegengesetzter Richtung bewegt diese starke Neigung die Züge ohne Kraftverbrauch. Starke, den gewaltigsten Anforderungen widerstehende Schutzeinrichtungen neben den Schienen führen die rollenden Räder in luftiger Höhe sicher auf der vorgeschriebenen Bahn, und jeder fröhliche Reisende, der auf diesem Wege zum Scheitel unsers schönen Erzgebirges empordringt, kann unbesorgt um seine Sicherheit sich des herrlichen Landschaftsbildes erfreuen, das sich vor seinen Blicken von der Brücke aus talabwärts entrollt.

## 2.

**Der Kettensteg im Nonnenholz bei Leipzig.**

Im Süden der Stadt Leipzig erstreckt sich das sogenannte Scheibenholtz, das durch Beseitigung des dichten Unterholzes und durch Anlegung von zahlreichen Fußwegen und Aufstellung von Bänken in einen herrlichen Park umgewandelt worden ist, der ungezählte Scharen fröhlicher Spaziergänger hinauslockt. Hinter dem Parke zieht sich ein 2 m hoher Damm mit einem Fußwege und jenseits desselben ein mit dem Damm parallel laufender Wassergraben, der sogenannte Flutkanal, hin. Der Damm verbindet die Schleußiger und die Plagwitzer Straße,



Kettensteg im Nonnenholz bei Leipzig.

und der Kanal fließt von der Pleiße, der er sein Wasser entnimmt, nach der Elster.

Diesen Flutkanal überspannt ein Kettensteg, der nach dem am linken Ufer liegenden Walde, dem Nonnenholze, führt.

Der Kettensteg wurde im Jahre 1881 im Auftrage des Stadtbauamts Leipzig von der Königin-Marienhütte in Eisenkonstruktion ausgeführt. Das Gewicht derselben beträgt 35 Tonnen und die Länge zwischen den Pylonen 61 m.

## 3.

**Die Loschwitzer Elbbrücke.**

Die Elbbrücke, die Loschwitz mit Blasewitz verbindet, ist im Jahre 1892 im Auftrage des königlichen Finanzministeriums vom Geh. Finanzrat Köpcke entworfen, vom Oberbaurat Krüger ausgearbeitet und von der Königin-Marienhütte ausgeführt worden.

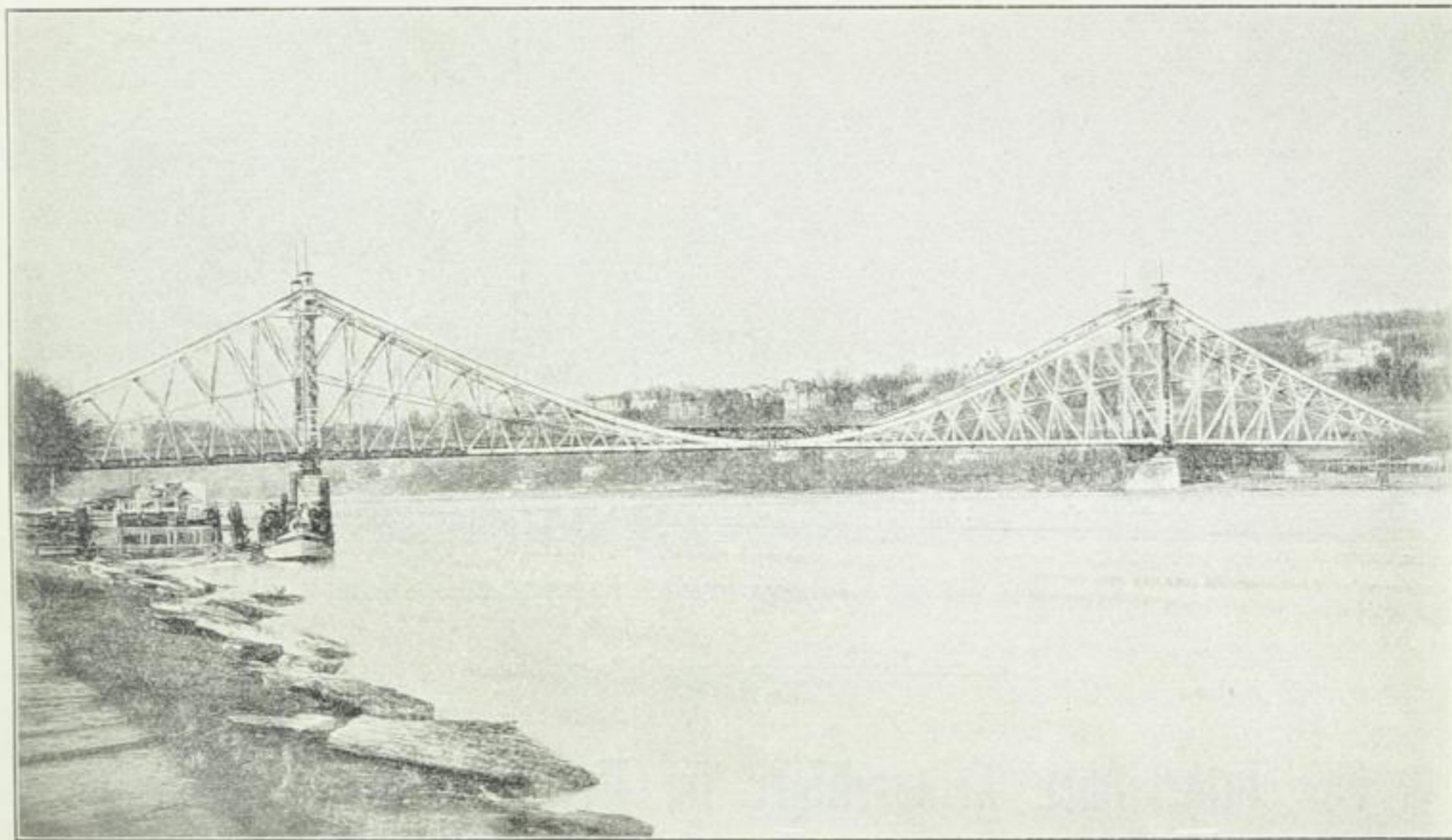
Die gesamte Länge dieser imposanten Brücke beträgt 265 m mit einer Mittelöffnung von



141 m und zwei Seitenöffnungen von je 62 m. Das Gewicht der gesamten Eisenkonstruktion beläuft sich auf 3360 Tonnen.

Diese Elbbrücke, die infolge ihres blauen Anstriches im Volksmunde den Namen „das blaue Wunder von Loschwitz“ erhielt\*), ist eine versteifte

Kettenbrücke, deren Gelenke jedoch nicht aus Bolzen, sondern aus Federblechen bestehen; die Verankerung an den beiden Seiten erfolgte durch Gegengewichte. Die Brücke dient dem Fahr- und Fußverkehr, sowie der elektrischen Bahn Loschwitz-Dresden.



Loschwiger Elbbrücke.

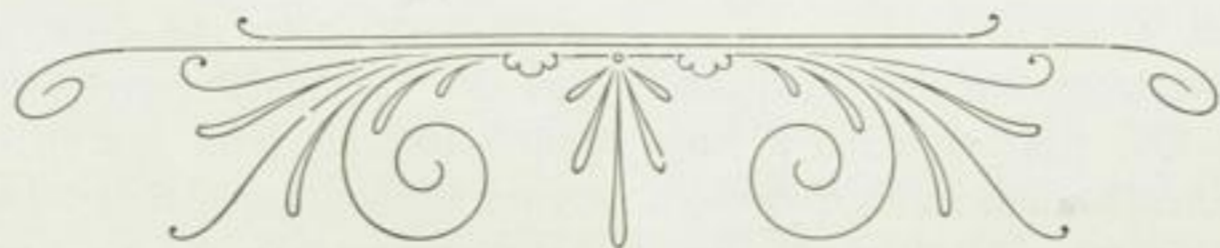
4.

#### Die Schandauer Elbbrücke.

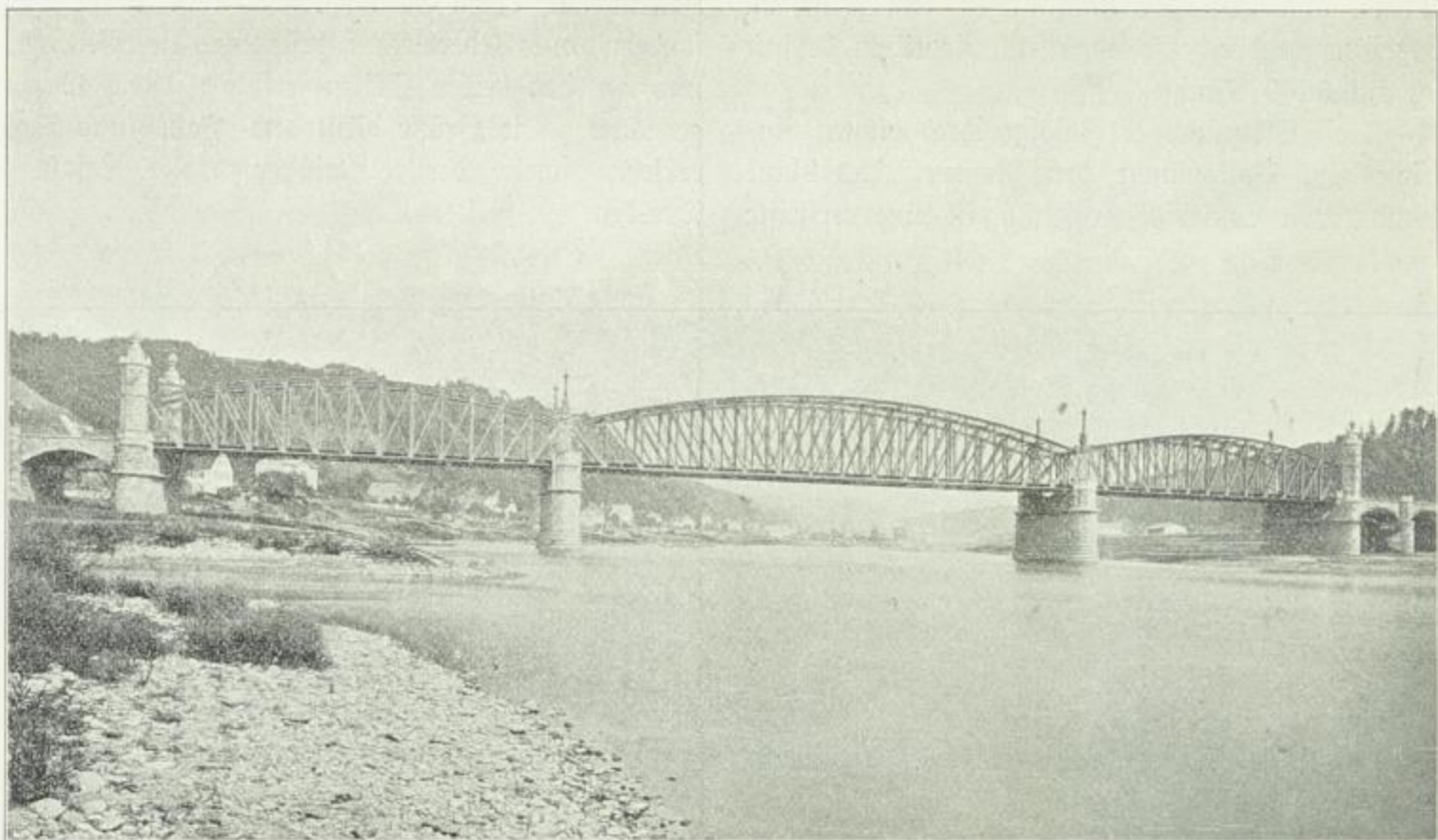
Ueber die Elbe bei dem herrlich gelegenen Schandau, das wohl die vornehmste Sommerfrische unseres engeren Vaterlandes ist und jahraus jahrein auch von vielen Hunderten Ausländer besucht wird, spannt sich eine imposante Brücke. Sie wurde im Auftrage des königlichen Finanz-

ministeriums ebenfalls durch die Königin-Marienhütte während der Jahre 1874 und 1875 erbaut und ausgeführt. Sie besteht aus einer zweigleisigen Eisenbahn- und einer Straßenbrücke für den Wagen- und Fußverkehr. Ihre gesamte Länge beträgt 185 m, mit einer Mittelöffnung von 83 m und zwei Seitenöffnungen von je 51 m. Die ganze Eisenkonstruktion hat ein Gewicht von 820 Tonnen.

\*) Vgl. „Unsere Heimat“, Jahrg. III. S. 96. —







Schandauer Elbbücke. (Siehe Text auf der vorhergehenden Seite.)

## Ein lutherischer Feldprediger im Dreißigjährigen Kriege.\*)

Von Johannes Dose.

**I**m Amte herrschte eine große Stille, seitdem die Polen und die Feiniger verzogen waren, aber es war nur die bange Stille zwischen zwei Gewittern und das tiefe Aufatmen nach schwerer Heimsuchung, welches kommender Trübsal sich versieht. Denn im Norden stand das dräuende Unwetter, das über diese Gegend sich verziehen mußte. Ein dumpfer Druck lag auf dem Sinn der Menschen und lähmte ihre Hände. Die Gewerke der Stadt feierten; Handel und Wandel, Kaufen und Verkaufen hatten aufgehört.

In und um Hadersleben war kein Waffengeklirr mehr. Aber es war nicht erquickende Ruhe nach rüstiger Arbeit, sondern das unheimliche Schweigen des Siechenhauses. Der greise Prediger Valentin

Schmidt von Eisenberg, dessen Muße der Wechsel der Beschäftigungen war, fand in dieser Ruhepause des Kriegsgetümmels Zeit und Gelegenheit, das Werk seiner Lebenserinnerungen zu vollenden und den letzten Federstrich zu tun.

Der Mann hat Dentwürdiges erlebt in bewegter Zeit, ist scheinbar vom Schicksal hin- und hergeschleudert und doch, wie er sagt, von Gottes Händen weislich getragen worden. Auf seine Zeitgenossen machte das Werk einen so tiefen Eindruck, daß die umwohnenden Prediger, welche seine Aufzeichnungen liebten und lasen, vielfach sich hingesezt und die Handschrift excerpiert haben. Ein glücklicher Umstand, denn das Manuskript selbst ist bei einem Brande der Pastorei zerstört worden. Von den Excerpten aber ist mancherlei erhalten und bis

\*) Diese Erzählung ist mit freil. Genehmigung des Verlags abgedruckt aus dem hochinteressanten, überaus spannenden, von uns bereits angezeigten und empfohlenen Romans „Frau Treue“ von Joh. Dose (Sächsischer Volksschriftenverlag, Leipzig).



auf diese Tage gekommen. Wir geben einen Auszug aus dem Leben des Valentin Schmidt, der, an der böhmischen Grenze geboren, ein lutherischer Feldprediger im dreißigjährigen Kriege wurde, dann, unter dem Namen von Eisenberg in den Adelsstand erhoben, dreißig Jahre lang als Prediger in Hadersleben an der dänischen Grenze in Segen wirkte und im Glauben starb.

„Ich, Valentin Schmidt, bin am Tage Christi Himmelfahrt des Jahres 1588 zu Störbig, welches an den böhmischen Grenzen liegt und allwo mein Vater das Bürgermeisteramt inne hatte, geboren und sogleich über die Taufe gehalten worden, dieweil ich ein gar schwächliches Kindlein war und es den Anschein hatte, als wenn ich meine Mutter sogleich verlassen und meine Himmelfahrt zu den Engeln im Himmel stracks antreten wolle. Doch sind der Tage meines Lebens viele und bis heute mehr als siebenzig Jahre geworden.

Ich wuchs und ward stark. Als die Zeit kam, wo ich mich wie ein übermütiges Füllen im Wald und Ager tummelte und die Mutter manchen Riß des Wamses heimlich heilte, wäre ich vielleicht ein Tunichtgut geworden, wenn nicht des Vaters starke Hand mir Zaum und Gebiß angelegt hätte. Ich ward unter den Bafel des Baccalaureus getan. Nun ging es nicht mehr in den Wald, sondern an die lateinische Grammatik des Donat, welche mir so zu sagen zu den böhmischen Wäldern wurde, vor denen ich ratlos stand.

An ungebrannter Asche ist nicht gespart worden, und was nicht flink genug in den Kopf hineinwollte, ist flugs auf den Rücken geschrieben worden. Ich sann auf Rat, wie meinem Rücken und insonderheit der Verlängerung desselben zu helfen sei, legte des morgens verstohlen ein Pflaster von zwei Säcken unter Wams und Hosen und erfuhr, daß die Stäupung erträglicher geworden. Dennoch nahm ich zu an unfreiwilliger Weisheit und wurde bald der Primus der Klasse.

Von den heidnischen Römern wußte ich mehr als von der Heiligen Schrift. Als ich aber Primus geworden war, begann ich mich auf ein Wort der Bibel, welches mir wohlgefiel; und als ich heimkam, sprach ich triumphierend zu meinem Vater: „Die Letzten werden die Ersten sein!“ Er aber nannte es eine törichte Theologie und schalt meinen Hochmut, der vor dem Fall stehe.

Der Fall und die Demütigung sind nicht ausgeblieben. Es war just Winterszeit und auf dem Weiher blankes Eis. Von meinem Vater war ein hartes Gebot ergangen, es nicht zu betreten. Die andern Buben standen lüstern am Ufer, und keiner getraute sich. Da packte mich der Teufel, und ich schrie stolz: „Ich will der Erste sein, der das Wagnis tut!“ Zwanzig Schritte hatte ich getan, als das Eis unter mir brach, und ich versank in dem eisigen Wasser, kam hoch und klammerte mich an eine Scholle. Nicht heulte ich um Hilfe, weil ich mich fürchtete, meinen Vater herbeizurufen, sondern fing an zu Gott zu beten, weil ich sterben müsse. Mein Vater lief herbei, legte sich platt auf den Leib und rettete mich. Er hat mich nicht gestäupt, aber eine ganze Woche lang kein Wort mit mir geredet. Das verursachte eine solche Zerknirschung meines Gemüths, daß ich nach einem Opfer suchte, um Gottes und meines Vaters Zorn zu versöhnen und meines Herzens Unruhe zu stillen.

Mein Vater hatte mir zwei große, silberne Schuhschnallen verehrt, deren Glanz mir sonntäglich in die Augen stach. Weil ich kein kostbareres Mittel besaß, nahm ich die Schnallen beide und schleuderte sie in das tiefe Wasser ebendesselben Weihers, um Gottes und meines Vaters Zorn zu besänftigen.

In meinem siebzehnten Jahre wurde ich von dem Gymnasio in Prag mit einem prächtigen Testimonio entlassen und ging in der Ostervakanz heim zu meinen Eltern. Auf dem Wege zog ich oft das Schriftstück behutsam aus der Tasche und ergögte mich an dem Siegel desselben, insonderheit aber an dem „summa cum laude“, welches mit großen Buchstaben in der Mitte stand. Meinem Vater hielt ich es von weitem entgegen und wies auf das „summa cum laude“. Er aber sah mich an und sann eine Weile. Dann warf er es ins Feuer und sprach: „Es ist besser, daß du ohne Testimonium, denn mit dem Teufel als Geleitsmann auf die Universität ziehest.“ In mein Kämmerlein bin ich geschlichen und habe bitterlich geweint. Meine Mutter aber ließ mir zu meiner Tröstung von dem Gewandmacher ein neues Schülerkleid anfertigen.

Was ist zu sagen von der Folgezeit? Ich bin an der alten Carolinischen Akademie in Prag instruiert, auch ein Student, Baccalaureus und Magister wie die anderen geworden und habe mich etwas gedünkt. In den sieben Schulmeisterjahren



aber, die hintennach hinkten, hat der gelehrte Stolz schlechtes Gedeihen gehabt und sich zu demütigen gelernt. Bei einem Herrn von Tetscher unweit Eger ward ich Informator seiner drei Söhne, die in Ansehung ihres Alters, ihrer Leibesgröße und ihrer Geistesgaben eine Steigerung bildeten, nämlich des lateinischen Wortes „illiteratus“, welches man füglich zu deutsch „dumm, dümmer, am dümmsten“, wiedergeben könnte. So trieb ich es mit den dreien, mit meinem Positiv, Komparativ und Superlativ, wie ich sie nannte, und trug mein Kreuz mit Geduld.

Wir hörten eines Tages von den Gehehnissen in Prag. Die großen böhmischen Unruhen hatten begonnen, und die Bande des Evangeliums waren zerbrochen. Diese Zeit der Wort- und Gewissensfreiheit benutzte der Rat der Stadt Leitmeritz, um daselbst eine deutsch-evangelische Schule zu errichten; und ich wurde als Rektor an dieselbe berufen, welche Vokation ich mit freudigem Danke gegen Gott angenommen habe. Das Magisterlein Valentin Schmidt wählte sich eine bleibende Heimstatt gefunden zu haben, und es war doch nur ein kurzes Zeltlager an einem grünen und schattigen Ort der Wüste. Zwei Jahre der tätigen Stille und der großen Ruhe vor Gott verlebte ich allhier. In mir und um mich her schien eitel Friede zu sein.

Und jählings kamen die Tage des großen und erschrecklichen Unfriedens über uns. Das Laub des Jahres 1620 war gefallen, und böse Gerüchte durchschwirrten die Luft. Die blutige Schlacht am weißen Berge sei verloren und König Friedrich, das Haupt des Protestantismus, in Landflüchtigkeit gegangen. Das grause Wüten der Kontrareformation hub an in Böhmen und umliegenden Landen. Wir vernahmen mit Entsetzen von der Exekution auf dem Markte in Prag, wo die edelsten Männer gerädert und gevierteilt und ihre Häupter und Leiber auf Rad und Galgen geflochten wurden. Es schien, als wäre Satanas leibhaftig losgelassen wider alle diese evangelischen Lande. Kaiserliche Soldatenhaufen, welche von Jesuiten angeführt worden sind, wurden in die Ortschaften gelegt, um die Einwohner so lange zu drangsalieren, bis sie rechtgläubig wären.

Auch nach Leitmeritz kam eine Abteilung vom Lichtensteinschen Regiment. Diese haben den Stadtpfarrer gebunden und mit einem Stricke ihm den Kopf dergestalt zusammengeschnürt, daß ihm die Augäpfel hervorquollen und er in der Marter verstarb. In unserer Kirche hausten sie ärger als

die Heiden. Daselbst war das Bildnis eines ehrwürdigen Predigers, dem sie die Augen austachen, und den heiligen Kelch besudelten sie. Auch den schönen Kirchhof ringsumher haben sie ganz verderbt und umgekehrt, also daß sie die Grabmäler und Gedenkbilder zererschlagen und die Gräber selbst geschändet und durchwühlt haben. Mit den Totenköpfen trieben sie ihr Kurzweil und kugelten sie hin und her, als wenn sie Regel schoben. Mir, der ich hinzukam und sie bat, von ihrem schandbaren Tun abzulassen,\* warfen sie einen Schädel nach mit den Worten: „Haha, dieser wird gewiß ein großer, schelmischer Keger und ein Prädikant wie Du gewesen sein, dieweil er einen so dicken Schädel und ein so großes Maul gehabt hat.“

Bald drangen sie auch in mein Haus, und ein Jesuiter in seiner Stutte ermunterte sie mit Worten. Als ich sie befragte: „Wer seid ihr?“ antworteten sie unter Lachen: „Wir sind die Seligmacher, die dich und deinesgleichen zum rechten Glauben befehren und selig machen wollen.“ So gleich durchkrochen sie Keller und Kammern, zererschlugen Kisten und Kasten, und ich schwieg. Als sie aber in meinem Gemache einen ziemlichen Haufen Bücher beieinanderfanden und dieselben durch das Fenster auf die Straße zu werfen begannen, schnitt es mir in die Seele wie einer Mutter, der die Kindlein geraubt werden; und ich warf mich den Soldaten in den Weg.

Sie aber bedrohten mich: „Scher dich, Pfaff, oder wir wollen das Schwert an deinem Leibe wegen!“ Mit den Fäusten stießen sie mich auf die Straße, allwo sie ein großes Feuer entzündeten und meine Bücher hineinwarfen, indem sie riefen: „Ei, ei, wie fein brennen diese Keger mit den falschen Lehren darin! Solches geschieht jeso nur an den Büchern, wirst du aber halsstarrig erfunden werden, daß du dich nicht zum römisch-katholischen Glauben befehren willst, dann sollst du ebenso wie diese Bücher zu Asche verbrannt werden.“

Die Lichtensteiner, welche zu uns nach Leitmeritz gelegt wurden, hatten durch lange Übung einen besonderen Griff zum Seligmachen erlangt. Wo sie mit großem Ungefüg, Flugen und Schelten in die Häuser einfielen, setzten sie einem jeden die Wahl: Wolle er quartierfrei sein und nicht geschunden werden, so solle er nur frei und ohne Kosten einen Beichtzettel holen und sich katholisch erklären. Daher ihrer viele aus Furcht und Schrecken,



viele aus Unverstand und Unwissenheit, viele aber auch aus Leichtsinne hinliefen, um sich bei einem Herrn von Dohna, als dem Generalseligmacher, zu melden, der ihnen alsbald einen unterschriebenen Beichtzettel erteilte. Wehe, wehe, der Abfall ward groß!

Ich aber wollte mich nicht zum Mönchsglauben bekehren. O Tiefe und Reichtum der göttlichen Gnade! In solcher Trübsal bekehrte ich mich dennoch zu dem Herrn meinem Gott von ganzem Herzen. Mein Glaube war nicht mehr der kleine und schwache Glaube, der nur des Friedens und guter Tage sich versteht.

Als ich auszog aus Leitmeritz, nur mit dem Stabe in der Hand, ein landflüchtiger Mann, war ich umgürtet mit dem starken, dem teuerwertigen evangelischen Glauben, der wie ein Schild war in meinen Händen und wie Wall und Mauern um mein Herz her.

Auf der Feldmark eines Dorfes standen die Bauern und wehklagten, denn die Soldaten hatten ihnen mit gezückten Säbeln die Wiesen versperrt, daß sie kein Futter holen konnten. Weil nun das Vieh in den Ställen kläglich brüllte, mußten sie sich desselben erbarmen und erachteten sich am zweiten Tage gezwungen, einen Beichtzettel zu holen, damit die Wiesen freigegeben würden. Also ließ man auch die Tschjen kontrareformieren, und dieselben haben mit ihrem Gebrüll in ein paar Tagen ausgerichtet, was die Jesuiten mit all ihrem Predigen vergebens versucht haben.

Ich fand bei meinem vorigen Herrn von Tetscher eine Zeit lang Unterstand, bis ich mich nach meinem Heimatsorte Körbitz begab. Allhier war mir nach meinem Paten ein Erbteil von hundert Joachimstälern zugefallen. Ich war dessen sehr froh, da es mir in meiner Armut ein großer Schatz dünkte. Als ich mich auf dem Amte einfand, um mein Erbe zu heben, kamen die Jesuiten dazwischen und stellten ein Verhör mit mir an, ob ich eine Legitimation meines katholischen Glaubens habe. Ein feister Vater nahm mich abseits und tupfte mir freundlich die Schulter: Wenn ich der lutherischen Lehre absagen wollte, solle ich mein Erbteil unbeschnitten haben. Da ward ich zornig und rief: „Ich will es den Teufel nicht tun! Sollte ich wie Judas um hundert Joachimstaler meinen Herrn verraten?“ Der freundliche Mönch erbot sich dermaßen, daß er nach mir schlug. Die Jesuiten aber befahlen dem Stadtmus-

fetier, mich ins Gefängnis zu werfen, damit mir der peinliche Prozeß gemacht würde.

Als wir zur Brücke kamen, sah der Stadtmusfetier mir ins Gesicht und sprach: „Ihr seid der Valentin Schmidt . . . wisset Ihr noch, als ich und mein Weib siech lagen, daß Ihr uns täglich von Eurer Frau Mutter ein Süppllein brachtet? Nun laufet, so schnell Euch Eure Magisterbeine tragen, ich will nach einer Weile hinter Euch her schreien, als wenn Ihr mir entwischt wäret.“

Ich entließ und kam immer weiter, bis nach Magdeburg, der großen Stadt. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft hörte ich von ungefähr, daß in Gegenwart Sr. Durchlaucht des Administrators, des Markgrafen Christian Wilhelm, eine öffentliche Disputation gehalten werden solle zwischen den Theologen der Stadt und einem unruhigen Predigerkopf, namens Lubienitz, der kalvinischer Irrtümer beschuldigt wurde.

Ich ging in den Saal und stand an der Tür. Seine Durchlaucht hatte ein mildes, aber nicht sehr festes Gesicht, wie mich bedünken wollte. Lubienitz verbeugte sich vor ihm und fragte in lateinischer Sprache: „Jubesne me incipere?“ — „Befiehlst du, daß ich anfangen?“ — Worauf der Markgraf, der ein witziger Herr war, mit einem Wortspiel antwortete: „Quin insipias!“ d. h. „Heraus mit deinem Unsinn!“ Doch hatte Lubienitz eine gewandte Zunge und die Magdeburger Theologen einen harten Stand wider ihn.

Weiß nicht, von wannen dem Magister an der Tür der Mut kam und wie mir so große Dreistigkeit gegeben wurde, daß ich stehenden Fußes vortrat und auf lateinisch mit dem Kalvinisten disputierte. Seine Durchlaucht lächelte mir zu, und meine Rede hat ihm so gut angestanden, daß er mich vor sich rief und nach meinen Umständen sich erkundigte. Als er von meinen Schicksalen erfuhr, sprach er mit Wohlwollen: „Wer so ex tempore zu reden vermag, den darf ich wohl auch ex tempore und stehenden Fußes zum Klosterprädikanten allhier in meinem Magdeburg machen.“

Durch diese Worte wurde der Magister flugs weg aus seiner Trübsal zum Prediger zu Magdeburg bestellt.

Der Herr gab mir Gunst und Gnade vor den Großen und Gewaltigen der Erde mehr als einmal. Nach zwei Jahren, am Sonntage Estomihi, stand ich auf meiner Kanzel und legte das Wort aus,



als ich im Gestühl unter mir einen vornehm aussehenden Herrn wahrte, den ich nicht kannte und der andächtig meinen Worten lauschte. Nach der Predigt trat er zu mir in die Sakristei: Er sei der Herzog Johann Ernst von Weimar, der als General im Dienste des dänischen Königs stünde; das Gerücht von meinen seltenen Predigtgaben sei ihm zu Ehren gedrungen und, da er eines Feldpredigers bedürfte, sei er gekommen, um mich zu hören. Nun entbiete er mich nach dem Hauptquartiere in Stendal, allwo ich eine Probepredigt ablegen möge. Ich verstummte und dünkte mich zu geringe. Der Herzog aber redete mir zu, bis ich nach Stendal ging und in der Domkirche predigte. Seine Majestät der König Christian IV. von Dänemark, der Schirmherr des Protestantismus, war selbst als Zuhörer gegenwärtig, redete mir leutselig zu und berief mich in seine Dienste.

Also bin ich ein Feldprediger in dem großen Kriege geworden und folgte mit der Armee des Herzogs Johann Ernst nach Schlesien, wo wir Troppau eingenommen haben. Die Evangelischen weinten vor Freude, denn ihr Prediger war längst verjagt worden; und sie sammelten sich um mich als ihren Hirten. Als der Herzog weiter in Ungarn ziehen wollte, kam der Rat von Troppau zu ihm und bat demütiglich, daß sie mich als ihren Seelsorger behalten möchten bis zu seiner Rückkehr. Der Herzog vermochte ihren Bitten nicht zu widerstehen, und ich blieb liegen in Troppau.

Aber die Freude der Evangelischen war kurz, das Kriegsglück wandte sich wider uns. Der edle Herzog verstarb in Ungarn, die dänische Armee geriet in schwere Bedrängnis, die Katholischen rückten heran. Troppau, welches der Oberst Marquart Ranzau hielt, wurde von dem Wallensteiner und seinem Volk umzingelt und mußte eine harte Belagerung erdulden.

Die Jesuiten fingen an ihr Haupt zu erheben, und dieweil ich in ihrer Kirche gepredigt hatte, verschworen sie sich laut, in ewigem Gefängnis mein Maul zu verstopfen. Aber Marquart Ranzau wurde mein guter Schutzengel. Drei Wochen lang hielt er sich um meinetwillen, damit ich nicht in die Hände der Jesuiten falle, und er gab dem Wallenstein sein Wort, daß er unter keiner Condition einen Übergabe-Traktat schließen wolle, es sei denn, daß Herr Schmidt darin einbefaßt sei. Endlich erhielten wir

freien Abzug, ich ging mit dem Regimente und ließ mich bis Breslau geleiten.

In der nun anhebenden evangelischen Trübsal begannen von neuem die Irrfahrten meines Lebens, auf welchen mein treues Weib und meine beiden Kinder mich ständig begleitet haben. Weil bei den flüchtigen und versprengten Heerhaufen des Dänenkönigs meines Bleibens nicht war, wurde ich in Gnaden meines Amtes enthoben und an den Herzog von Weimar verwiesen. Dieser Fürst versprach mir auch Promotion in seinen Landen, dieweil ich seinem Bruder treu gedient habe. Es zog sich die Beförderung aber in die Länge, sodaß ich nach meinem geliebten Magdeburg ging, wo die Erzählung meiner Wechselfälle das Herz des Markgrafen rührte, daß er mich zum Prediger in der Neustadt ernannte.

Eine kleine Sabbatsruhe in meinem Leben trat ein. Sie währte kaum zwei Jahre. Anno 1631 erschien der furchtbare Tilly vor unserer Stadt und warf seine Schanzen ringsumher auf. Magdeburg, des Herrgotts Kanzlei und des Protestantismus fester Hort, sollte mit Höllenmacht bezwungen werden.

Am Sonntage Quasimodogeniti predigte ich zum letzten Mal in meiner Kirche über den 63. Psalm, über Davids beständigen Trost wider die Feinde. Mitten unter der Predigt tritt ein Mann ein — eins von den Gesichtern, die man unter Hunderten stracks sieht und nicht mehr vergißt — meine Augen können nicht von ihm lassen, und ich sehe immer tiefere Bewegung in seinen Zügen, als ich durch das Gotteshaus rufe: „Wie lange stellt ihr einem nach, daß ihr ihn erwürget als eine hangende Wand und zerrissene Mauer? Wehe denen, die mit Mord kommen und um unseres Glaubens willen uns töten wollen? Zwiefaches, zehnfaches, ewiges Wehe aber solchen, die mit Falschheit umgehen und mit Tücke uns umstellen?“

In beweglichen Worten redete ich von den großen Nöten, die uns betroffen haben, und ich schließe mit dem Wort, das allezeit meines Herzens Bademeccum gewesen ist, „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“ Der Fremde ist plötzlich verschwunden.

Am Tage darnach schossen die Feinde Brandfugeln in die Stadt, und die ganze Neustadt ging in Flammen auf, daß wir in die Festung fliehen mußten. Mein Predigtamt war zu Ende, aber ich habe in meiner Kammer Tag und Nacht mit starkem Gebet und Tränen meinem Gott in den Ohren ge-



legen. Es ist aber nicht sein Wille gewesen. Immer ängstlicher schauten unsere Augen aus nach den Bergen, von dannen uns Hilfe kommen sollte, nach dem Gideon und Retter, nach dem starken Gotteshelden Gustav Adolf. Aber er kam nicht.

Die Belagerer waren mit ihren Approachen bis an den Stadtgraben vorgedrungen und beschossen mit ihren Batterien Wall und Türme. Am 9. Mai fing plötzlich der Geschützdonner an zu schweigen, eine tote Stille war im kaiserlichen Lager, und wir glaubten, daß die Erlösung sich nahe. Unsere Wachen verließen in der Frühe den Wall, um durch den lang entbehrten Schlaf sich zu stärken. Es wurde ein entsetzliches Erwachen. Tilly unternahm um die neunte Stunde den Generalsturm.

Durch die Tore brechen die Würgengel in die wehrlose Stadt. Der Mord, das Blutbad beginnt, in das Innere der Häuser stürmen die vertierten Kriegsknechte.

Ich liege mit den Meinen auf den Knien und befehle unsere Seelen dem Herrn. Wir hören ihre Schritte hinter uns, und wie sie plündern im Hause. Da brechen sie ins Gemach, es sind Pappenheim'sche Reiter, die mit gespannten Faustrohren mich angeifern: „Hund, du mußt sterben oder eine gute Ranzion zahlen?“ Das Wehklagen meines Weibes erweicht nicht ihr Herz; ich schicke mich zum Sterben.

Ein Offizier tritt hinter ihnen in die Tür und zückt den Degen — ich vermeine, gegen mein Haupt. Aber er donnert den Pappenheimern sein Halt zu und treibt sie mit der Klinge aus dem Hause. Ist es ein Engel, den der Herr mir gesandt hat? Ich blicke nach oben und erkenne sogleich das Antlitz des fremden Mannes, der meiner letzten Predigt lauschte. In Ewigkeit werde ich es nicht vergessen.

„Ihr seit der evangelische Priester von der Neustadt? Folget mir eilig!“ spricht sein Mund fast barsch.

Durch die Stadt geleitet er uns, durch Feuer und Schwerter, über Leichen und Blutlachen. O Jammer, Jammer, Jammer, den meine Augen gesehen haben!

Durch die Hölle wanderte mein entsetzter Fuß. Ich sah Kinder in die Flammen geworfen und Säuglinge an der Brust ihrer toten Mutter. Über die Wälle und weiter führte uns der fremde Offizier, ein strenge blickender Herr mit geschlossenen Lippen.

„Warum saget Ihr mir nicht Euren Namen?“ hat ich.

„Mein Herz entsetzt sich ob der geschauten Greuel,“ sprach er und öffnete immer williger die Lippen. „Ich heiße von Tetten. In der Nacht vor jenem Sonntage, da ich in Eurer Kirche saß, war ich in einem Boote die Elbe hinunter und nach Magdeburg gekommen, um die Schwäche der Wälle zu erspähen, und wo wir Breche legen könnten. Meine Gestalt oder mein Gang mochte zum Verräter geworden sein, einige von Euren Stadtmusketieren hielten mich an und ließen mich schreiend nach. Auf meiner Flucht durch die Gassen sprang ich durch die Sakristei in die Kirche, wo meine Häsher mich nicht suchten. Ich war entkommen. Aber nicht bloß, daß Eure Kirche mir zur Freistatt wurde auf meiner Flucht, will ich Euch danken . . . Magister, wo habt ihr also zu predigen gelernt? Eure Worte, Eure Worte sind mir auf die Seele gefallen, daß ich von meinem Vorhaben abließ und, ohne meinen heimlichen Anschlag ausgerichtet zu haben, aus Magdeburg schied.“

Seine Hand lag auf meiner Schulter. „Das will ich Euch danken, bis ich sterben soll, daß diese Blutschuld nicht auf mein Haupt kam und diese Greuel einst nicht von mir und meiner Seele gefordert werden.“

Er fügte milde hinzu: „Wisset Ihr die Wege hier und einen Ort, wo Ihr Euch bergen könnt?“

Ich bejahte es und griff nach seinen Händen mit tränenden Augen. Da reichte er meinem Knaben einen vollen Beutel und ging eilig von dannen. Ich aber bin dem Hauptmann von Tetten in meinem Leben nicht wieder begegnet.

Ohne Fährlichkeit gelangten wir nach dem Dorfe Langenwedding. Aus Vorsicht verließen wir die Pastorei und schlugen unser Lager im Glockenhaus auf, zu unserem Heile; denn noch an diesem Abend haben sich die Räuber eingestellt, welche das Haus plünderten, uns aber nicht fanden. Weil wir aber erfuhren, daß die Tilly'schen einen besonderen Haß auf die Magdeburgischen Prediger geworfen und allewege Späher ausgesandt hätten, um die etwa Geflohenen mit Stumpf und Stiel auszurotten, glaubten wir uns nicht sicher, sondern flohen nach Wittenberg. Hier ist uns, die wir nackt und bloß waren, viel Erbarmen widerfahren von den evangelischen Christen der Stadt.

Durch Fürsprache des Doctor Köber in Wittenberg ward ich zum Feldprediger im kurfürstlichen Heer ernannt und erhielt mein Quartier



in Delitzsch. Nur kurz war die Ruhe, denn die Kaiserlichen fielen in das Kurfürstentum ein. Auf den Hin- und Herzügen folgte ich meinem Regiment, bis wir im Herbst dieses Jahres in der Ebene bei Leipzig standen. Der Schwedenkönig war mit seinem Heere zu uns gestoßen, und seine Gegenwart erhöhte den Mut der Evangelischen. Die Fürsten hielten Kriegsrat, und die Anzeichen mehrten sich, daß wir vor einer Hauptaktion und großen Schlacht stünden, welche das Schicksal der evangelischen Religion in Deutschland entscheiden möchte. Ich erbat und erhielt des Obersten Permissio, einen Feldgottesdienst abzuhalten.

Auf einem grünen Ager stellte das Regiment in drei Vierecken sich auf. Unter der Predigt ging das Herz mir über.

„Ein großes Heer rüstet sich wider uns zum Streit, und die Pforten der Hölle haben sich aufgetan, uns zu verschlingen. Seine Kaiserliche Majestät hat seine Kriegsleute gegen uns gesandt als wider Auführer und Rebellen; dennoch gehorchen wir Gott mehr denn Menschen und haben eine volle und gute Gewissenssache, um derenwillen wir kämpfen und, wenn es sein muß, sterben wollen. Um des Glaubens willen leiden und streiten wir schon fünfzehn Jahre. Aber wir fürchten uns nicht, denn siehe, um uns her sind Wagen und Reifige Gottes. Gott ist ein Richter und Rächer über jede Tat der Menschen. Auch eines Tillys graufenvolle Untat hat er vor sein Angesicht gestellt und heute seine Hand ausgereckt wider ihn. Ich bin der Mann, der Jammer gesehen hat, als Magdeburg fiel. Dreißigtausend Leichen lagen auf den Gassen und trieben im Strome. Ihr Blut schreiet gen Himmel lauter als Abels Blut. Wahrlich, ich sage euch, doch nicht mit meiner, sondern mit Gottes Stimme: Die Blutströme sollen kommen über sein Haupt, und meine Stadt Magdeburg soll nicht ungerochen bleiben! Heute ermutigt eure Herzen und ziehet aus zum Streit! Heute habe ich Tilly, den großen und starken Kriegsherrn, in eure Hand gegeben!“

Mein Geist war in dieser Stunde über mich hinaus entrückt, als wäre mir gegeben, mit Zungen zu reden und die Zukunft zu künden. Die Zuhörer waren nicht fromme und gottesfürchtige Leute, sondern harte und wilde Gesellen. Dennoch lauschten sie bewegt, und meine Worte erschienen ihnen wie eine Weissagung und Verheißung Gottes. Viele

umdrängten mich und drückten meine Hände, und ich glaube, daß weder vorher noch nachher eine solche Predigt meinem Munde entströmt ist, wie diese auf dem freien Ager unweit des Dorfes Breitenfeld gehalten.

Meine Weissagung erfüllte sich weit über Bitten und Verstehen. Am folgenden Tage wurde die große Schlacht von den Evangelischen gewonnen. Tillys Heer war zerstreut, und er selbst, von vielen Wunden ermattet, entfloh mit Mühe. Mitten auf dem Schlachtfelde warf sich Gustav Adolf, der fromme Held, auf die Kniee und aus unser aller Mund brach es mit Ungestüm: „Großer Gott, wir loben dich.“

Mit meinem Regiment, welches den Feind verfolgte, zog ich nach Süden. Allüberall atmeten die die Evangelischen auf, begrüßten uns mit Freuden-zähren und ließen die Glocken läuten. Bis nach Böhmen hinein gelangten wir, und ich sah die mir vertrauten Orte wieder, allwo ich unter großem Zulauf predigte. Auch nach Korbitz ward mir vergönnt zu kommen und meine hochbetagten Eltern wiederzusehen — zum letzten Mal in diesem Leben. Lange hing ich an ihrem Halse und weinte. Sie legten ihre Hände auf mich und segneten mich. Von solchem Segen ist eine Kraft ausgegangen über mich, daß von Stund an meine Zuversicht größer und mein Friede gemehret ward.

Wiederum wechselten die Kriegsfälle zu unsern Ungunsten, in den böhmischen Scharmützeln wurden mehrere Kompagnien meines Regiments aufgerieben, und ich erhielt infolgedessen meine Demission. Zum Wanderstabe greifend, wandte ich mich nach Weimar, weil dieser Fürst zu gelegener Zeit mir Beförderung versprochen hatte. Der durchlauchtigste Herr vertröstete mich mit freundlichen Worten und gab mir einen Rekommandationsbrief an den König Christian von Dänemark.

Nunmehr pilgere ich viele Meilen gen Norden bis nach der Stadt Glückstadt, wo der König sein Hoflager hält, und wo ich meinen alten Gönner, den Obersten Marquart Ranzau, auf der Straße treffe. Selbiger führt mich zum Könige, welcher sogleich sich meiner erinnert und mich am folgenden Tage predigen läßt.

Seine Majestät zieht mich zu Tische, höret von meinen Irr- und Kriegsfahrten gern, erweist mir viel Wohlwollen und spricht zu mir: „Ihr habt viel Widrigkeit und Unbill erfahren in Euren



Tagen, nun ist es Zeit, daß Euer Glück die Augen aufmache und erwache und Ihr zu Eurer Ruhe kommt, Magister. Ich habe befohlen, Euch in meine Lande aufzunehmen und daß Euch das erste Predigamt, welches ledig wird, verliehen wird.“

Nach kurzer Zeit bin ich zum Hauptpastoren in Hadersleben, dieser nördlichsten Stadt des Herzogtums, ernannt worden und zu meiner irdischen Ruhe gekommen.

Als der große Krieg geendet und der Friede zu Osnabrück geschlossen war, hat Seine Majestät

mir noch eine sonderliche und hohe Gnade erwiesen, indem ich unter dem Namen von Eisenberg für mich und meine Nachkommen nobilitiert worden bin. Ehre und Auszeichnung und Adelsbrief ward mir, da ich nicht Ehre vor Menschen suchte.

Ich aber will fein klein und stille bleiben vor Gott. Der Wahlspruch und das Symbolum meines Lebens ist gewesen das Wort Jeremiä Klagelieder 3, 22: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“

## Die Dorfkirche im Königreich Sachsen.\*)

Von D. Gruner.

Das Kirchengebäude hat auf dem Dorfe wohl jederzeit in seinen Beziehungen zur Ortschaft und zur Gemeinde eine andere Stellung eingenommen als in der Stadt. Da für den Erwachsenen die Schule nicht mehr in Betracht kommt, stellt die Kirche dort fast

ausnahmslos die einzige Stätte dar, wo geistiges und insbesondere religiöses Leben öffentlich gepflegt wird; es kann nicht fehlen, daß schon dieser Umstand ihr in den Augen der Gemeindeglieder einen erhabenen Rang verleiht, meist noch dadurch gesteigert, daß sie das einzige Bauwerk im Orte ist,



Kirche zu Tirpersdorf.

\*) Mit freil. Genehmigung des Verlegers Arwed Strauch in Leipzig abgedruckt aus dem Vorwort des gleichnamigen Werkes von D. Gruner. Siehe nachfolgende Besprechung!



wo dem Dorfbewohner naive oder hohe Kunst nahe tritt. Dieser verwächst aber auch mit seiner Kirche in einem ganz anderen Maße, als der Städter; in derselben Kirche wird er getauft, konfirmiert, getraut, sieht er seine Anverwandten zum letzten Segen aufgebahrt; hier, in derselben vertrauten Umgebung, hört er allsonntäglich Gottes Wort, hier finden sich

Sonntag lauter wohlbekannte Menschen zusammen — wenn auch unter strenger Beobachtung ernster, überlieferter Formen, bildet ihm die Kirche doch den Rahmen zu einem Stück erweiterten Familienleben — die vererbten Sitzplätze, die von seinen Vorfahren gestifteten Geräte, die Bilder und Erinnerungstafeln mit den noch heute vertretenen Namen, alles trägt dazu bei, daß er sich in seiner Kirche heimisch fühlt. Das wohlbekannte

Zifferblatt der Turmuhr, der Ton der Glocken, die schon in seine unbewußte Kindheit hineinklangen, begleiten ihn auch auf seinen Wegen während der ganzen Woche und durchs ganze Leben.

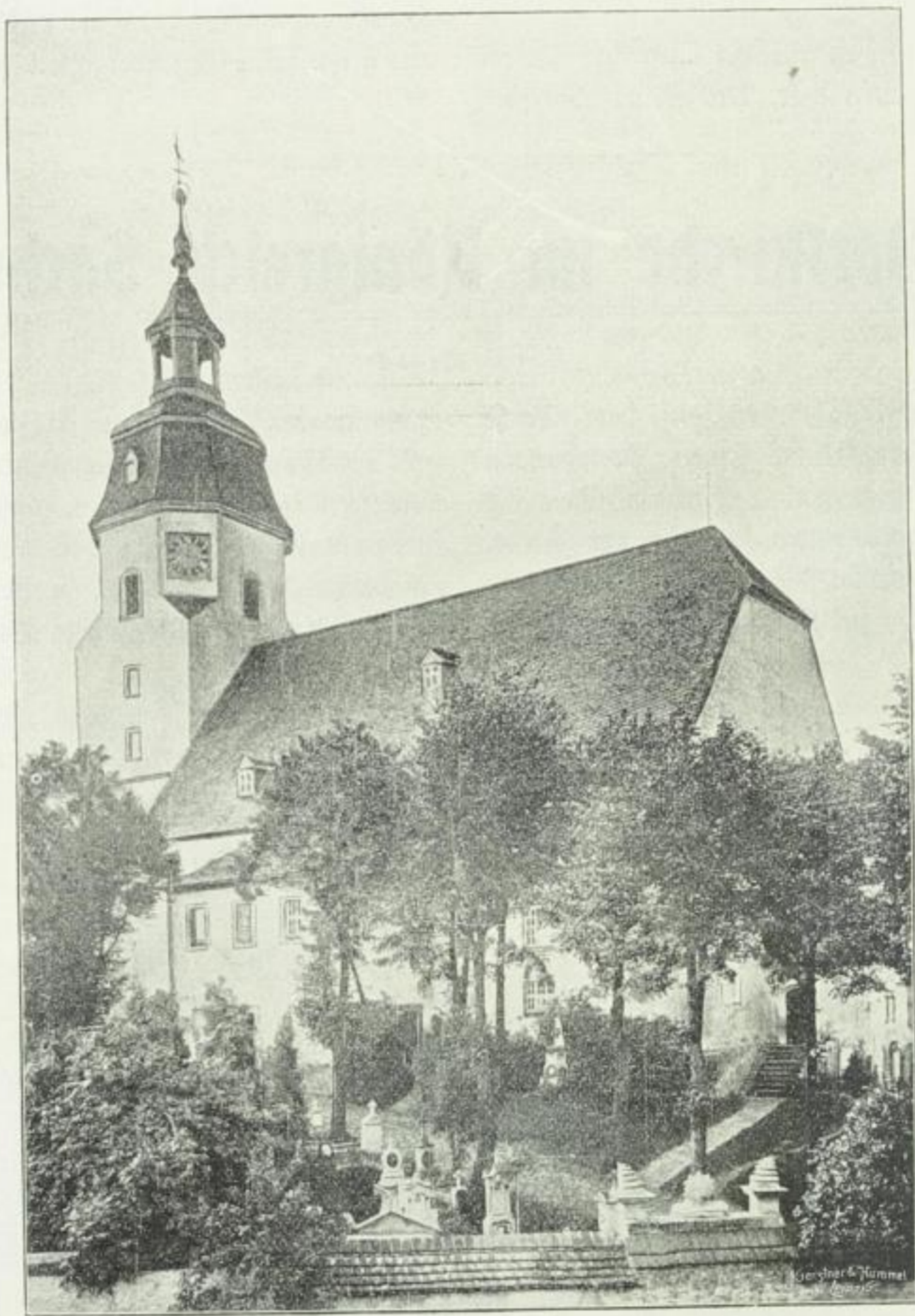
Die echte Dorfkirche will kein von außen imponantes Gebäude sein; unter den bescheidenen und selbst neben stattlichen Bauernhäusern bedarf es keines großen Aufwandes an Masse und Kunstformen, um sich auszuzeichnen. Die Höhenentwicklungen, auch des Turmes, sind zumeist so

mäßige, daß sie sich friedlich und harmonisch in die Dorfsilhouette und in das Landschaftsbild eingliedern; das Streben der verschiedenen Gemeinden einer Stadt, sich durch Größe und Pracht ihrer Gotteshäuser zu überbieten, oder deren Erscheinung neben den mächtigen Stadthäusern zur Geltung zu bringen, ist auf dem Dorfe gegenstandslos; der

Innenraum ist bei einer Dorfkirche die Hauptforge des Erbauers, nächstdem eine charakteristische Endigung des Turmes; das übrige des Äußereren ergibt sich von selbst, ungezwungen, wenn nicht „stilvoll“, doch ganz gewiß malerisch und anmutend.

So war es vor nicht zu langer Zeit auf dem Lande durchgängig; heute ist es in vielen Dörfern unseres Sachsenlandes anders, und viele aufrichtige Freunde unseres Volkes fügen hinzu: leider! Unsere modernen Dorfkirchen sind nicht mehr die Verkörperung des Gemüts- und Glaubenslebens ihrer Gemeinden,

an ihrer Entstehung nimmt nur noch ein kleiner Teil „von amtswegen“ dazu Berufener teil, die architektonische Formensprache und die akademischen Bagedanken, die sie reden und ausdrücken, sind der Mehrzahl fremd und unverständlich. Mit dem rechten, herzlichen Interesse für die gemeinsame Andachtsstätte erkaltet auch das Gefühl für christliches



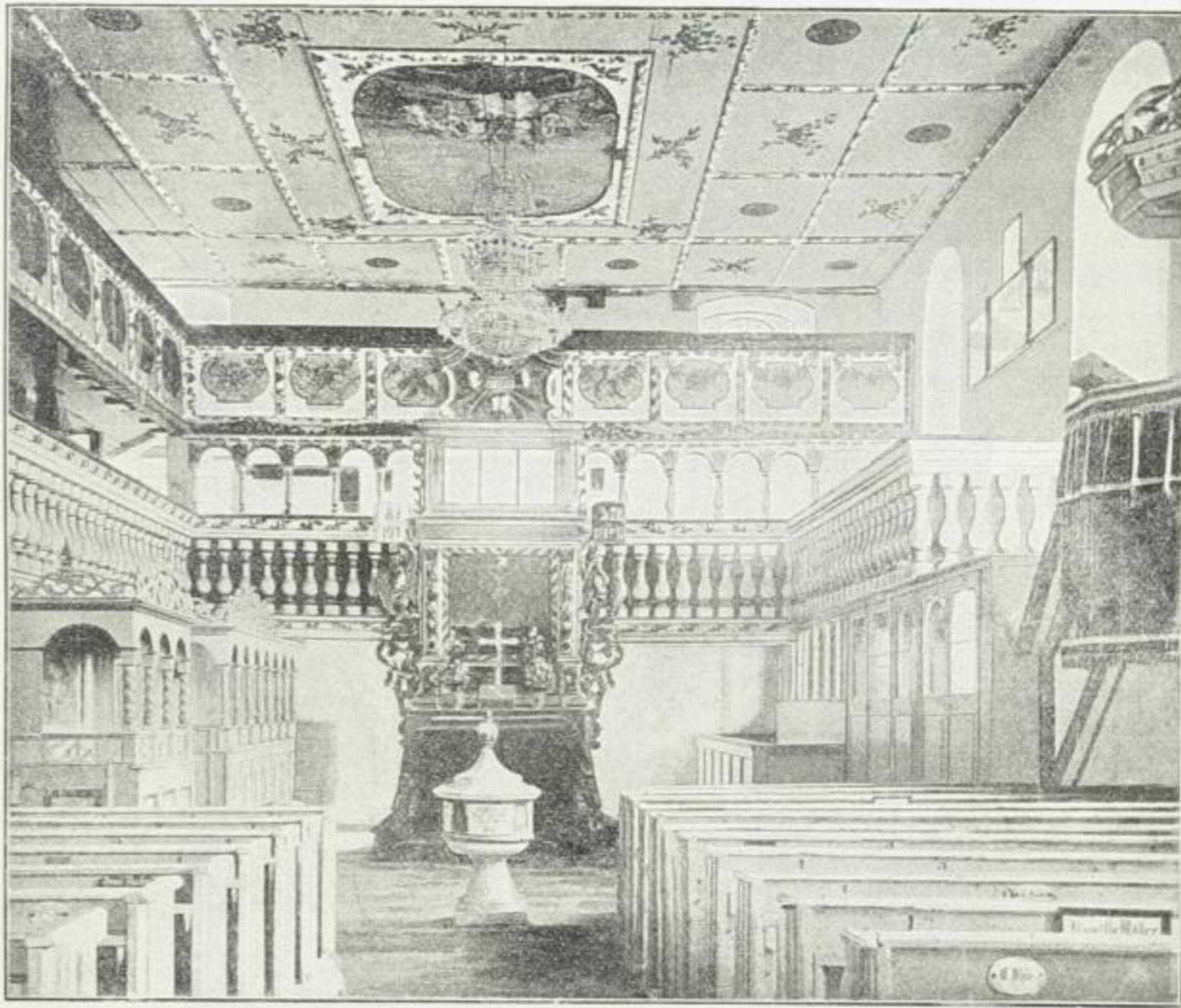
Kirche zu Großhartmannsdorf.



Gemeinschaftsleben; die Gegenprobe liefern die Zerkten und Konventikel mit ihren eifrig besuchten Zusammentreffen, mitunter in den unglaublichsten Lokalen.

Das vorliegende Buch soll allen, die ein Herz für die wichtige Frage des kirchlichen Lebens auf dem Dorfe haben, zeigen, wie die Kirchen zu der Zeit gebaut wurden und beschaffen waren, als die-

ses noch in voller Blüte stand; es soll ferner vielen Gemeinden noch rechtzeitig die Augen für den Schatz aufthun, den sie in ihrer alten Kirche besitzen, und es soll endlich, wo sich ein Neubau unvermeidlich erweist, den dabei Mitwirkenden: Bauherren sowohl als Baumeistern, Handreichung tun bei den Beratungen über Anordnung des Grundrisses, des Aufbaues, Wahl der Ausstattungsgegenstände u. s. w.



Innere der Kirche zu Clausnitz.

Dabei soll der fruchtbaren Anregungen nicht vergessen werden, die es der „Neuen sächsischen Kirchengalerie“ zu danken hat. Da auch das vorliegende Buch nur als Mittel zu dem Zwecke dienen soll, die Aufmerksamkeit auch die Dinge selbst (die Originale) hinzulenken, tunlichst verstreut aufzusuchen, damit womöglich jeder Leser in erreichbarer Nachbarschaft ein solches aufzusuchen und in Natur kennen zu lernen vermag. Unsere Dorfkirchen muß man in ihrer Wirklichkeit und Gesamtheit auf sich wirken lassen! — — —

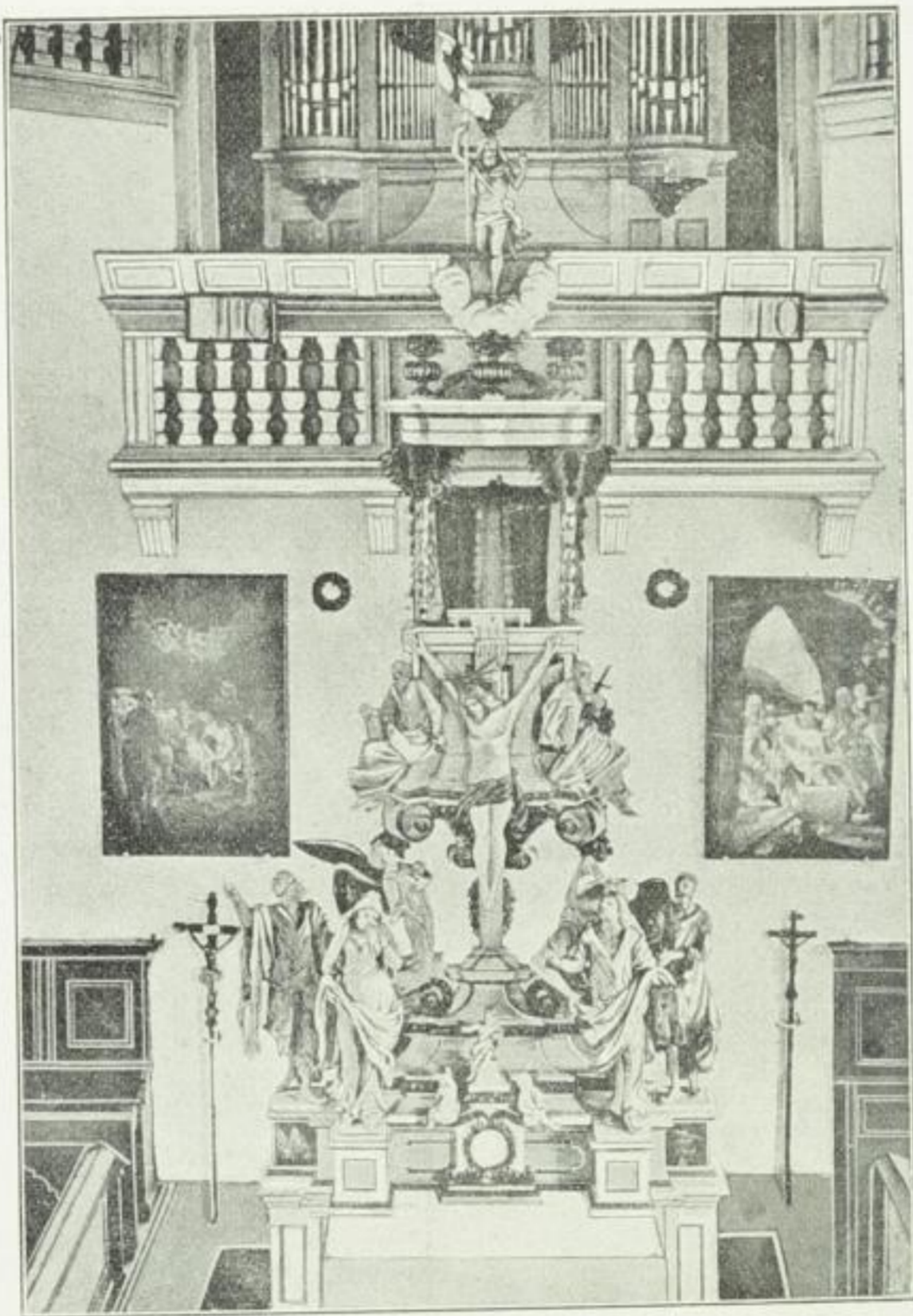
So lautet das Vorwort des vor wenigen Wochen erschienenen Werkes: Die Dorfkirche im

Königreich Sachsen, eine Darstellung ihrer Entstehung, Entwicklung und baulichen Eigenart. Im Auftrage und mit Beihilfe des Vereins für sächsische Volkskunde und des Sächsischen Ingenieur- und Architektenvereins bearbeitet und herausgegeben von D. Gruner, Architekt und Regierungsbaumeister in Dresden. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte und 45 Tafeln im Verlag von Arwed Strauch in Leipzig, Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. Es ist ein wirkliches Prachtwerk, das uns hier vorliegt, sowohl bezüglich des auf eingehenden Studien beruhenden Inhalts, als auch der vorzüglichen Ausstattung in Papier, Druck und



Einband, nicht minder wegen der vielen künstlerischen Beilagen und vortrefflichen Bilder, von denen wir einige hier zum Beweise wiedergeben. In der Einleitung schildert der Verfasser die Einführung des Christentums und die kirchengeschichtliche Entwicklung in Sachsen, sodann die vorgegeschichtlichen Anlagen und defensiven Anlagen der Dorfkirche, darauf behandelt er die Entwicklung des Kirchen-

grundrisses, des Altarraumes, des Schiffes, des Turmes und des Dachreiters, der Sakristeien, Vorhallen, Emporen, Betstuben, die großen Kirchengeräte, die Orgeln und Glocken, die Bänke, Chorstühle, Heizeinrichtungen und dergleichen, die Malerei und sonstigen Schmuck des Inneren, das Baumaterial und die Außenarchitektur, die Jahreszahlen, Wahrzeichen, Turmfahnen und Uhren, die Um-



Altarwerk der Kirche zu Carlsfeld.

gebung der Kirche, die Dorfkirche in der Neuzeit (ihre ethische Bedeutung im Landschaftsbilde). — Allen, die es angeht, sei das Werk Gruners gelegentlichst empfohlen. Bei jedem Umbau oder Neubau einer Dorfkirche muß dies Buch zu Rate gezogen werden, wenn anders das Landschaftsbild

vor Verunstaltungen geschützt werden soll. „Wenn die Dorfkirche durch ihre Erscheinung den Sinn für Frieden und Genügen, für den Reiz der Natur und der Heimat in unseren ländlichen Bevölkerungskreisen wieder ansät und kräftigt, so erfüllt sie damit ein gesegnetes Stück innerer Mission.“ —





## Das 250 jährige Stadtgründungsjubiläum

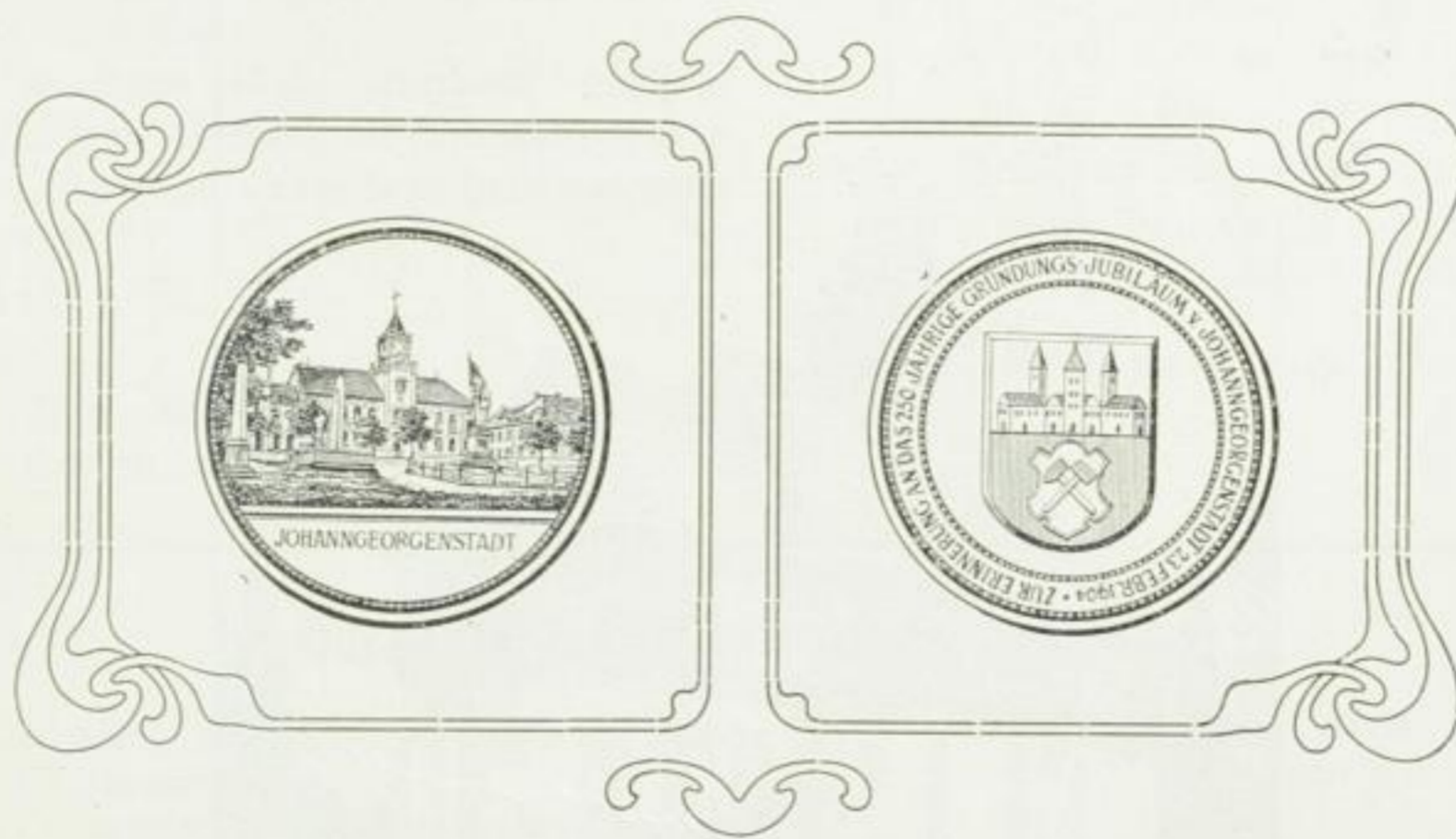
### in Johannegeorgenstadt.

21. bis 23. Februar 1904.

Unter den denkbar ungünstigsten Witterungsverhältnissen begann die wohl vorbereitete Feier des Jubiläums. Der reichlich niedergehende Schnee und Regen hatten den Festeschmuck der Häuser und Ehrenpforten mehr oder minder beschädigt, die Fahnen flatterten nichts weniger als lustig im Winde, und doch können alle, die das Fest vorbereitet und mitgefeiert haben, mit dem Erfolge und mit den Darbietungen mehr denn zufrieden sein. Es ging alles wie am Schnürchen. Am ersten Tage der Festlichkeiten brachte im offiziellen Programm den nachmittags 5 Uhr vorgezehrten Kindergottesdienst, den Herr Pastor Otto

hielt. Am Abend fand im Saale des Rathauses die wohlgelungene Festaufführung des lokal-historischen Schauspiels „Die Exulanten“ statt, dessen Handlung die Gründungsgeschichte der Stadt, die Flucht der Exulanten aus Platten und deren Ansiedelung am Fastenberg in dramatisch belebten Szenen vorführt. Die Dichtung stammt von dem wohlbekannten erzgebirgischen Dichter Christian Röder, dessen Denkmal die Stadt seit wenigen Jahren schmückt.

Am zweiten Festtag fand der Festzug statt, der einen starken Zuzug schaulustigen Publikums herbeigeführt hatte. Auch dieser Festzug, der sich



durch mehrere originelle Festeswagen, wie den Wagen der Firma Gotthold Heinz und den mit reicher Beute beladenen Jagdwagen, auszeichnete, ging glatt von statten. Am Abend vereinigte die musikalische Aufführung des Bergmannsgrußes Gäste und Bürger wiederum im Rathaussaale. Besonders bemerkenswert und interessant war der historische Aufzug der Exulanten, der sich nachts 12 Uhr, d. h. also zum Beginne des eigentlichen Jubiläumstages,

über den Markt bewegte, begrüßt durch Glockenläuten und Choralblasen. Auf dem Markte hatte sich trotz des fallenden Schnees und Regens eine große Menschenmenge versammelt. Am Dienstag früh wurde die Einwohnerschaft durch Musik geweckt, um 9 Uhr wurde der Festgottesdienst abgehalten. Am Nachmittag folgte das Festmahl unter reger Beteiligung. Ein Fackel- und Lampionszug und eine großartige Illumination, bei der



auch das kleinste Haus hell erleuchtet war, bildeten den wirksamen Abschluß des schönen Festes, an das sich alle Beteiligten noch lange erinnern werden.

Das schönste Resultat des Festes bleiben die vielen Ehrungen, Geschenke und Spenden, die der Stadt bei dieser Gelegenheit zugeflossen sind. Dem Grundstocke zur Errichtung eines Bürgerheims gingen mehr denn 17000 Mark zu; 1000 Mark sendete der Oberbürgermeister Georgi in Leipzig als Nachkomme des Erulanten Andreas Georgi, und 2000 Mark der Bergverwalter Pollert zur Erinnerung an seinen Vater, der lange Jahre stellvertretender Bürgermeister gewesen war. Besondere Erwähnung verdient noch die originelle, zu dem Feste besonders hergestellte, aus lauter Nobelpfähnen ver-

fertigte Fahne des Fabrikanten Heinz, sowie die in der Aula der Bürgerschule veranstaltete, reiche Ausstellung von Altertümern, die die dankenswerte Anregung zur Gründung eines Altertumsvereins gegeben hat. Eine vielbegehrte Jubiläumsmünze, die wir hier im Bilde wiedergegeben, bleibt das äußere, sichtbare Zeichen jener herrlichen Feststage, um deren Verlauf und Ergebnis das Festkomitee unter Leitung des Herrn Bürgermeisters Müller sich dauernde Verdienste erworben hat.

„Möge das nun begonnene zweite Vierteljahrtausend durch Gottes Huld und Gnade ein für Johanneorgenstadt und seine werktätige Bevölkerung reich gesegnet sein!“

E.



LEUTERBACH. b. MARIENBERG.

Kirche zu Lauterbach (zu Artikel auf Seite 139).



## ❧ Sachsen im Volksmunde. ❧

Von Dr. G. Schlauch-Dohna.

### II. Teil: Ortshafteu.

(9. Fortsetzung.)

#### Rossen.

178. Wir waschen ihn mit ganzem Fleiß,  
Noch will der Mohr nicht werden weiß.

Ein Bild im Schlosse zu Rossen mit dieser Inschrift stellt dar, wie ein Mohr von zwei Bademägden gecheuert wird. Auf dies Bild, das als Rossener Wahrzeichen galt, will Gräbe (364) das Sprichwort zurückführen: Einen Mohren weiß waschen. Letzteres läßt sich aber bis ins graue Altertum zurückverfolgen. Nach Borchard (688 S. 305) geht es auf eine äsopische Fabel zurück.

#### Oelsnik.

179. Durch das Oelsnitzer Rathhaus fließt ein lauterer Bach aus einem schönen Brunn, aus welchem das Wasser mit goldenen Zöbern geschöpft wird.

(Zahn I S. 59 Anm.)

Das im Jahre 1626 neuerbauete prächtige Oelsnitzer Rathhaus verschlang die Rittergüter Zöbern Schönbrunn, Lauterbach und beide zu Untermarzgrün.

(S. auch Nr. 1.)

#### Ottendorf s. Nr. 30.

#### Pausa.

180. Durch Adams Fall ist Tript's verderbt,  
Und Numa liegt daneben.

In Weida ist kein Heller Geld,  
Und Neustadt kann nichts geben.  
In Ziegenrück ist große Noth,  
In Ranis ist kein Bissen Brot,  
Und Pausa ist die Schwester,  
Sind das nicht leere Nester?

(Boesigt S. 53. — Gräbe 617 (nach Bechstein, deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853 S. 472.) — Wander V 712 Nr. 54 (sehr entstellt.) — Hesekiel S. 18 und 19. — Unser Vogtland 1897 Heft 18, S. 375. — Freytag S. 88.)

(Vergl. auch Nr. 2.)

181a. Der Pausaer Diaconus stirbt niemals.  
(Gräbe 675.)

181b. In Pausa stirbt der Diaconus niemals.  
(Wander III 1199.)

181c. Diaconus Pausanus nunquam moritur.  
(Köhler S. 618, 5. — Wander III 1199.)

Von Pausa meldeten sich die Diaconi der schlechten Besoldung halber bald wieder weg.

182. Pausa liegt im Mittelpunkte der Welt.  
(Köhler S. V, 19. — Eiselein S. 313 Nr. 793. — Freytag S. 87.)

Pausa bildete den Mittelpunkt des alten Vogtlandes.

(S. auch 82b.)

## Verzeichnis der literarischen Quellen.

#### Stichwort.

- |  |  |
|--|--|
| <p>43. Henisch. Henisch, Georg. Deutsche Sprach und Weisheit. Augsburg 1616.</p> <p>44. Hesekiel. Hesekiel, George. Land und Stadt im Volksmunde. Beinamen, Sprüche und Spruchverse etc. Berlin b. Jandke 1868.</p> <p>45. Hoefler. Hoefler, E. Wie das Volk spricht. Sprichw. Redensarten. 7. Aufl. Stuttgart b. Kröner 1873.</p> <p>46. Hoefler. Hoefler, Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns. München b. Galber 1894.</p> <p>47. Zahn. Zahn, Joh. Gottl. Voigtländische Aphorismen etc. Plauen 1832. 1. Band.</p> <p>48. Rainis. Rainis, Dr. Die Derbheiten im Reden des Volkes. Leipzig, Literatur-Bureau o. J. (1890).</p> | <p>49. Kern und Willms. Kern, W. G. und W. Willms. Ostfriesland, wie es denkt und spricht Norden b. Soltan. 1869.</p> <p>50. Kloster Spiegel. Klosterspiegel, der, in Sprichwörtern, Spitzreden, Anekdoten und Kanzelstücken. Bern b. Jenni Sohn, 1841.</p> <p>51. Knauth. Knauth, Prodromus Misniae.</p> <p>52. Köhler. Köhler, Dr. Joh. Aug. Ernst. Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und alte Ueberlieferungen im Voigtlande. Leipzig, 1867.</p> <p>53. Körte. Körte, Wilhelm. Die Sprichwörter und sprichw. Redensarten der Deutschen. 2. Aufl. Leipzig b. Brockhaus, 1861.</p> <p>54. Kofes. Kofes, Dr. Schlagworte des Humors etc. Leipzig b. Reißner, 1891.</p> |
|--|--|



**Pegau.**

183. Er sieht aus, wie die Mutter Maria von Pegau, der die Mäuse das Gold abgeknabbert haben.

(Körte sub. 446. — Wander I 201.)  
(S. auch Nr. 140.)

**Pirna.**

184. Pirnisches Elend.

(Sammler im Elbtal I 270 — Freytag S. 83.)

Gebräuchlich für großes Unglück, mit Bezug auf die Not Pirnas 1639 bei der Belagerung durch Banner, bekannt geworden durch eine Schrift Christian Heckels, die 1769 erschien. (Nachricht von dem, was der Stadt Pirna im Jahre 1639 von den Schweden widerfahren.)

185. Pirnisch (bärn'sch) machen.

(Freytag S. 83.)

Viel ausgeben.

**Plauen.**

186. Weyda, Gera, Greiz,  
Hoff, Plauen, Schleiz,  
Rhode, Lobde, Jene,  
Triptis jin'rer Zehne.

(Unser Vogtland 1897 Heft 18 S. 375.)

Entstand vielleicht in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, wenn man bei Darstellung der Ereignisse die zerstörten Ortschaften an den Fingern abzählte.

(S. auch Nr. 1.)

**Possendorf bei Dresden.**

187. Es giebt nur ein Possendorf in der Welt.

(Schumann VIII. 518.)

Dicht am Rittergut steht der sehr große Gasthof, dessen Ertrag sehr stark, ja fast zum Sprichwort in der Gegend gediehen ist, indem man sagt: Es giebt nur ein Possendorf in der Welt. (Schumann.)

**Praschwitz bei Pirna.**

188. Die Praschwitzer haben kein Blut.  
(Mündlich.)

Der alte Chirurgus M. in D. soll einer Magd aus Praschwitz zur Ader lassen, trifft aber infolge eines starken Fröhchoppens trotz mehrmaliger Versuche die Ader nicht. In seiner Verlegenheit fragt er die Magd, woher sie sei, und auf ihre Antwort „aus Praschwitz“, rettet er kurz entschlossen sein wundärztliches Renommee mit den kühnen Worten: „Dann geh nur wieder heim, ihr Praschwitzer habt alle kein Blut.“

**Prossen.**

189. Häring weiß es.

Nach Gräbe (191 Anm. ++) ein Sprichwort in der Prossener Gegend zurückzuführen auf Christian Heering, den „Prossener Mann.“ Dieser, geb. d. 27. Sept. 1699, gest. d. 27. Nov. 1782, Häusler und Schiffer, war bekannt durch seine prophetischen Erscheinungen. Die wichtigsten: 1744, 1745, 1756, aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre. (Ueber Berg und Tal 1898, Heft 4, 5 und 8. — Meiche S. 104.)

**Quesitz bei Markranstädt.**

190. Er wird gehätschelt wie Piesch am Haferkasten.

(Gräbe 465.)

55. K ü f f n e r. Küffner, Dr. Georg M. Die Deutschen im Sprichwort etc. Heidelberg, Winters Universitäts-Buchhandlung, 1899.

56. L a u f i g. Mag. Laufig. Magazin. Jg. 1—24.

57. L a u f. n. M a g. Neues Laufig. Magazin, Bd. 1—63.

58. L a u f. M o n. Laufig. Monatschrift, 1793—1799.

59. L a u f. n. M o n. Neue Lauf. Monatschr., 1800—1807.

60. L e h m a n n. Lehmann, Christophorus. Florilegium politicum. 2 Teile. 1641.

61. L e R o u x. Le Roux de Lincy. Le livre des Proverbes français. 2. Tomes. Paris. A. Delahaye. 1859.

62. L o h r e n g e l. Lohrengel, W. Altes Gold. Clausthal, 1860.

63. L u b o j a g k y. Lubojagky.

64. M a r b a c h. Marbach, G. D. Sprichwörter und Spruchreden der Deutschen. Leipzig b. Wiegand, o. J.

65. M e i c h e. Meiche, Alfred. Sagenbuch der sächsischen Schweiz. 1894.

66. M e n t e n i. Menteni, Burkhard. Scriptorum rer. Germanic., praecipue Saxonum. Lipsiae. Joh. Christ. Martin. 1728.

67. M i t t. d. A l t. V e r. Mitteilungen des Königl. Sächs. Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer. 8. Heft, Dresden 1855 und 10. Heft, 1857.

68. M ü l l e r. Müller, Dr. Curt. Aus dem Reichtum der Volkssprache. Mitteilungen des Vereins für sächs. Volkskunde. 1901. II. Bd.

69. D e r t e l. Dertel, Dr. G. Zum Wettiner Jubiläum. Wissensch. Beil. d. Leipz. Zeitung. 1869. Nr. 23, 29, 39.

70. D e r t e l, R. Dertel, R. Strafmittel früherer Jahrhunderte. Sächs. Erzähler. 1898. Nr. 40.



In Quesitz bei Marfranstädt behandelte um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Wirtin den herzoglich sächsisch-weißenfelscher Reiter Piezsch sehr übel, als er sie belästigte, ja wehrte sich zuletzt gegen fast dreißig Personen mit der Düngergabel.

#### Rathewalde.

191. Kleine Türfei.

(Meiße S. 103, nach Antiquarius des Elbstromes 1741 S. 230.)

Früher gebräuchlich, weil es dort überaus wild und roh herging. Nehulich bezeichnet man die Lausitz als wendische Türfei.

(Freitag S. 70.)

#### Rochlitz.

192a. Das Rochlitzer Schloß steht auf Marmorstein, der Wald auf lauter Gold und der Galgen auf Silber.

(Albinus, Bergchronik S. 23. — Peccenst. III. S. 120. — Knauth S. 256, 12—18. — Cur. Antiqu. 649, 9—12. — Schumann IX. S. 236. — Sächs. Nat. Encycl. I 454. — Reinsberg I S. 102.)

192b. Rochlitz steht auf Marmor, der Rochlitzer Wald auf Gold, der Rochlitzer Galgen auf gutem Silber.

(Hesekiel 23, 19—21. — Wanderer III 1700 und Freitag S. 83 (der Galgen auf Silber).)

Am Galgenberg wurde bis 1668 (nach Gräfe 371 bis 1578) Kupfererz mit geringem Silbergehalt gegraben, der Marmor ist der Rochlitzer Porphyrt, und das Gold schrumpft auf Goldkörner in der Mulde und das häufige Vorkommen von Molchen, die für ein sicheres Zeichen vorhandenen Goldes angesehen wurden, zusammen.

193. Die Rochlitzer Jupen auszuziehen, ist fast unmöglich.

(Schumann IX S. 278.)

194a. Wer die Rochlitzer Jupen anhat, erfriert nicht und kann auch nicht von den Wölfen gefressen werden.

(Schumann IX S. 278. — Lubojastly S. 125. —

Engelhardt VII S. 185 (auch fräßen ihn die Wölfe nicht) Freitag S. 84 (Joppen — der kann weder erfrieren, noch).

194b. Wer die rochlitzer Jupen anhat, der wird von den Wölfen nicht gefressen.

(Wander II 1079.)

Die Rochlitzer Jupen hieß man die zwei festen Türme des Rochlitzer Schlosses, die früher als Staatsgefängnis benützt wurden.

#### Rochlitzer Berg.

195. Centrum et quasi umbilicus Misniae. (Der Mittelpunkt und gleichsam der Nabel Meißens.)

(Knauth S. 33, 17)

#### Rötha. s. No. 140.

#### Schandau.

196. In Schandau hat (alle) meißnische Ehr' und Redlichkeit ein Ende.

(Simrod 8892. — Reinsberg I S. 105. — Lubojastly S. 400. — Gräfe 203. — Wander IV 95 (zu —) — Hesekiel S. 20, 17—19. — Freitag S. 85 (zu —).)

Zur Erklärung greift Gräfe auf den Ritterroman Dr. Ewald Dietrichs „Jutta von Duba“, Pirna 1822, zurück. Dort wird Seite 67ff. der Kampf zwischen Bernhard von Kamenz und Berkwitz von Duba's Anhänger Raubold von Rymanicz erzählt, der, verräterisch von ersterem zum Feinde übergegangen, seinen Gegner, Ritter von Bose, unritterlich durch einen Steinwurf tötet. „Wie heißt dieser Ort? frug er (Bernhard) itzt seine Mannen. — Dzandav, Gebirgsau, nannten sie die sorbischen Ansiedler. Hier rief dann Bernhard aus: „Tod und Schande dem Verräter Raubold, der Helm und Schild durch Bosheit schändete! Schandaue sollte er heißen!“ Er sprach es aus, — und dieser Name blieb, und ist noch jetzt die Benennung des blühenden, guten, rechtlichen Städtchens.“ Ein Burggraf Raubold von Rymanicz hat zwar 1289 auf dem Königstein existiert (Schumann IV 811), doch ist die Sage, die sich außer-

71. Pauli. Pauli, Schimpff und Ernst. Strassburg, 1522.

72. Peccenstein. Peccenstein, Laurent. Theatrum Saxonium.

73. Piezsch. Piezsch, Annaberg. Sächs. Erzähler. 1895. Nr. 45.

74. Preime. Preime, A. Erklärung deutscher Redensarten. Cassel, 1875.

75. Preusker. Preusker, R. L. Blicke in die vaterländ. Vorzeit. Bd. 3.

76. Reinsberg. Reinsberg — Düringsfeld, O. Führ. v. Internationale Titulaturen. 2 Bde. Leipzig b. Fries. 1863.

77. Richard. Richard, Aug. Viktor. Licht und Schatten. Leipzig b. Teubner. 1861.

78. Ripberger. Ripberger, G. Der gemietliche Sachse u. s. w. I. Lieferung. Dresden, 1881.

(Fortsetzung folgt.)



dem noch bei Hofmann (das Meißner Hochland S. 313) und bei Meiche (Sagenbuch der sächs. Schweiz S. 89) abgedruckt findet, freie Erfindung Dietrichs. Schandau hieß allerdings schon zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg I. „Schande“, ebenso wie man von Schanda in Böhmen sagt „Schanda, eine Schande“, doch ist der Name wohl abzuleiten von Sand-Aue, und das Sprichwort erklärt sich einfach aus der Abneigung gegen die böhmischen Nachbarn. Dieser Meinung ist auch Meiche (S. 136 h), sie wird auch schon früher ausgesprochen (z. B. Cur. Antiqu. S. 645, 4—6), und so sagt auch Knauth schon 1692 (S. 261, 2—8): daß man es im Scherz zu sagen pflege, weil Schandau dicht an der Grenze liege.

#### Scheibenberg.

197. In Scheibenberg steht eine güldene Säule im Berge.

(Knauth S. 264, 3 u. 4.)

Deutet auf die reichhaltigen Gänge hin.

#### Schirgiswalde.

198. Das lausitzische San Marino.

(Freytag S. 85.)

#### Schlettau.

199. Wenn die Bauern auf dem Felde sind, ist kein Bürger zu Hause.

(Freytag S. 85.)

Schlettau ist in erster Linie ein Ackerbau-städtchen.

(Schluß folgt.)

## Kleine Chronik.

### Finanzminister a. D. v. Wapdorf †.

Im 68. Lebensjahre ist am 29. Februar Staatsminister a. D. von Wapdorf in Dresden verstorben. Nach seiner Gymnasialbildung und nach dem juristischen Studium widmete sich v. Wapdorf einem vierjährigen Vorbereitungsdienste im Bezirksgericht Bautzen, in der Kreisdirektion daselbst und den Amtshauptmannschaften Bautzen und Löbau. 1863 und 1864 war v. Wapdorf bei den Gesandtschaften in München und Paris attachiert, und dann bis zum Ausbruche des Krieges 1866 Legationssekretär bei der sächsischen Gesandtschaft in Berlin. 1866 während des Krieges wurde er als Privatsekretär zu König Johann bis zu dessen Rückkehr nach Pillnitz befohlen und zum Regierungsrat befördert. Als solcher war er bis 1870 im Ministerium des Inneren angestellt. In diesem Jahre erfolgte die Berufung in das Ministerium der äußeren Angelegenheiten, und daselbst erhielt er 1872 den Titel eines Geheimen Legationsrates. Von 1881 bis 1889 begleitete er in der Regel den König auf Reisen in das Ausland, um Vortrag über Regierungsangelegenheiten zu erstatten. 1889 wurde v. Wapdorf zum Oberhofmeister der Königin und zum Königl. Kammerer ernannt und erhielt 1892 den Titel eines Wirkl. Geh. Rates. Im Jahre 1895 übernahm der Verstorbene das Finanzministerium, welchem er bis Februar 1902 vorstand. Die Verhältnisse, welche zu seinem Sturze vor zwei Jahren geführt haben, sind noch frisch in aller Gedächtnis. Ueber seine Wirksamkeit als Finanzminister sind in der Öffentlichkeit mit vollem Rechte einstimmig scharfe Beurteilungen ergangen, die in dem schlimmen Zustande, in welchem die sächsischen Finanzen unter seiner Leitung geraten waren, ihre leider nur allzutreffende Begründung fanden. Unter seinem Regiment hat Sachsen leider den Ruf, eins der Länder mit den besten Finanzen zu sein, dessen es sich unter der früheren Leitung des Ministers von Könneritz erfreute, eingebüßt. Die

großen Etatsüberschreitungen von 50—80 Prozent führten Anfang Februar 1902 zu sehr lebhaften Debatten im Landtage, die zunächst an die Nachforderungen für die Chemnitztalbahn anknüpften. Die Demission des gesamten Ministeriums, die am 6. Februar erfolgte, wurde vom König Albert nicht angenommen, dagegen das Abschiedsgesuch des Finanzministers v. Wapdorf bewilligt. Unter dem Ministerium wurde (seit Winter 1897/98) der Ausbau des sächsischen Eisenbahnnetzes wesentlich gefördert und in derselben Landtagssession die Vermögensbesteuerung beschlossen. — Minister v. Wapdorf war verheiratet mit einer Freiin v. Könneritz, einer Schwester der Frau Minister v. Meßsch. Er hinterläßt mehrere Söhne.

### Schulrat Lohse in Zwickau †.

Am 26. Februar abends starb ganz unerwartet am Schlaganfall der königl. Bezirksschulinspektor Schulrat Lohse in Zwickau. In ihm ist ein hochverdienter und pflichttreuer Beamter dahingegangen.

Ernst Eduard Lohse wurde am 13. April 1841 in Memmendorf bei Dederan geboren; zunächst besuchte er die Volksschule seines Geburtsortes; die erste Vorbildung für den Lehrerberuf empfing er am königlichen Lehrerseminar zu Freiberg, verwaltete sodann als Vikar die Schulstelle in Reichenbach bei Siebenlehn von Michaelis 1860 bis Ostern 1861; von dort aus wurde er als Hilfslehrer an das königl. Seminar zu Plauen i. B. berufen. In der Folgezeit besuchte der Verstorbene die Universität zu Leipzig und erwarb sich hier die Facultas für das höhere Schulamt. 1867 wurde er zum Seminaroberlehrer in Plauen i. B., 1874 zum königlichen Bezirksschulinspektor in Freiberg ernannt und 1888 in gleicher Eigenschaft versetzt. König Albert ehrte die Verdienste des Verstorbenen durch Verleihung des Verdienstordens I. Klasse und des Titels „Schulrat“.





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. No. 7.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

April 1904.

## Bad Elster

### Bilder und Skizzen.

#### IV. Auf lauschigen Pfaden.

Auch dem ärgsten „Grillenfänger“ muß das Herz von soviel Naturschönheit des Badeortes Elster, von dem ich unseren geschätzten Lesern bereits mehrmals zu erzählen das Vergnügen hatte, schließlich vor Freude und Wohlgefallen überfließen. Auf lauschigen Pfaden mag ein anderer seine Sorgen oder seinen Kummer, von Amors geflügeltem Pfeile herrührend, spazieren tragen — jeder wird seine Rechnung finden, der eine in wohlthuender Beruhigung, der andere in mehr oder minder schwieriger Geburt „himmelhoch jauchzender“, schmerzbebender Zamben. Ich weiß nun nicht, welcher Gruppe der verehrte Leser angehört, ob der „einhäufigen“ (Monoecia) oder

„zweihäufigen“ (Dioecia); jedenfalls dürfte er einigermaßen befriedigt sein, wenn er sich heute — leider nur in Wort und Bild — meiner Führung anvertrauen will.

Wählen wir als Ausgangspunkt den uns wohlbekannten, schon im Bilde vorgeführten Badeplatz. Im Osten wird er begrenzt von dem stark ansteigenden Brunnenberge. Zwischen dem Café und den Kolonnaden schreiten wir hindurch. Ein allmählich emporsteigender Zickzackweg führt uns auf den ersten breiten Promenadenwaldweg, der den Brunnenberg fast in seiner ganzen Länge durchschneidet und uns rechts nach wenigen Schritten zur Bettybank bringt, ein Aussichtspunkt, der einen



wirklich prächtigen Ueberblick über Elster mit den Ortsteilen Kessel und Bärenloh bietet, und nur wenige Schritte von dem Alberttheater entfernt ist. Wir wenden uns aber von hier aus, einige Stufen am Waldessaume aufwärtssteigend, nach der Höhe und durchschreiten in sanfter Erhebung den prächtigen Nadelwald, um nach wenigen Minuten in einen Weg einzubiegen, so lauschig, so heimlich und so ruheatmend, daß den Wandersmann eine wohlthuende Behaglichkeit umspinnt. An der lauschigsten Stelle erhebt sich das „Blochhaus“, wo sich besonders zur heißen Sommerszeit angenehm „haußen“

läßt. Wenn es auch nur „Klein-Amerika“ ist und kein Urwald mit seltenen Schlinggewächsen des Wanderers Tritt und Ausblick hemmt, der Naturliebhaber wird reichlich befriedigt. Befindet er sich doch überdies in nobler Gesellschaft: denn die Sippe *Agaricus muscarius*, jung und alt, feiert hier eine Familienzusammenkunft und steht nun, von des Wanderers Dazwischenkommen unangenehm überrascht, in unnahbarer Majestät in Gruppen und einzeln links und rechts am Wege, bereit, mit ihrer giftigen Zunge den Ahnungslosen zu begeistern: tout comme chez nous! Pardon, Messieurs et



Forstschänke.

mes dames! Alles ist nicht zu sagen erlaubt, und auch für das nicht Gesagte bin ich bereit, in Sack und Asche Buße zu tun. Also — lassen wir das prächtig plazierte Gasthaus „Zur Alm“ auf seiner stolzen Höhe thronen, wenden wir uns nördlich.

Kreuz und quer — herrliche Waldwege — bald taucht die Kreuzkapelle vor uns auf, am westlichen Abhange des Brunnenberges gelegen, ein eigen berührendes Bild. Es überkommt uns eine feierliche Stimmung, ein Gefühl, wie es der Dichter mit wenigen Strichen so treffend in „Schäfers Sonntagsglied“ charakterisiert hat. Dazu das tausendstimmige Gezwitzchen unserer sorgfältig ge-

hüteten Waldsänger und das melodische Rauschen des Waldquells, der in ein grün- und grottensteinumrahmtes Wasserbecken niederplätschert und dem Durstigen einen erquickenden Labetrunk spendet.

Nun sind wir auch genügend vorbereitet, uns von der Welt entzugend zurückzuziehen und ein beschauliches Einsiedlerleben zu führen. Dort taucht unser „buen retiro“ schon vor uns auf, die Eremitage, die uns schon deshalb behagen könnte, weil sie nicht weit über dem Badeplatz liegt und recht viel von den Rosen unter dem Menschengeschlechte besucht wird. Ein holder Blick — wahrhaftig, wir sind nicht abgebrüht genug, um der

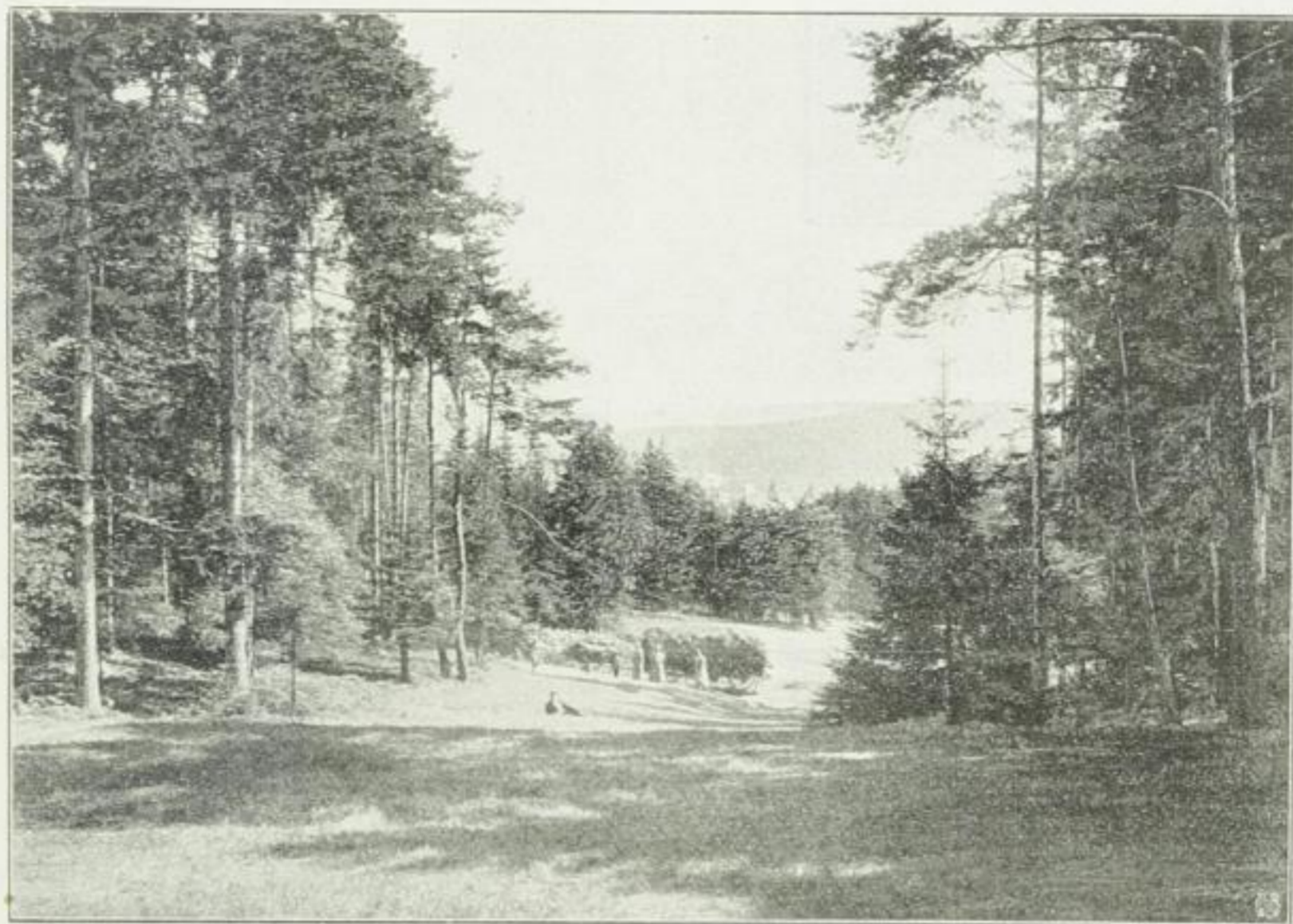


Lockung aus der andern Welt, der Welt der Freude am Dasein zu widerstehen, und willig folgen wir dem Magneten auf lauschigen Pfaden nach der Cotta-Terrasse und endlich nach der Holländerei, um hier nach langer Wanderung vor Anker zu gehen, auf den bequemen Bänken ein wenig der Ruhe zu pflegen und Ausblick zu halten in das sonnige Landschaftsbild und in wonnige, blaue Augen: „Schönes Fräulein, darf ichs wagen —?“

Wahrhaftig, wenn man auf den gutgepflegten Promenadensteigen, die hier und da einen wunderbaren Durchblick auf die landschaftliche Herr-

lichkeit freilassend, bald wieder den Badeplatz mit seinen prächtigen, künstlerisch angelegten Teppichbeeten betritt und nun das wandelnde Gewimmel all der blondlockigen oder schwarzäugigen Menschenengel überschaut, da ist es nicht übel zu nehmen, wenn man das Mormomentum gar nicht so übel findet — Honny soit qui mal y pense!

Aber nein, wir reißen uns los, durchschreiten die herrliche Promenadenallee, den Hauptweg der Haute volée wie des einfachen Kurgastes, den der Ernst des Lebens hierher führte, wandern am duftenden Rosengarten vorüber, machen vielleicht eine



Agnesruh.

Gondelfahrt auf dem bedeutend erweiterten Luisensee und gelangen bald, an der Elster entlang schreitend, an ein viel besuchtes Plätzchen durstiger Spaziergänger: die Forstschänke. Manch einer mag hier bei dem trefflichen Stoffe und dem lebenswürdigen Wirte länger kleben bleiben als unbedingt nötig ist; wir wenigstens begeben uns wieder aufs Wandern, denn noch habe ich ja dem treuen Begleiter ein paar Punkte zu zeigen, bevor wir uns in der Decke strecken. Am Wolfsriß steigen wir empor, um rasch ans Ziel zu gelangen. An der Alberthöhe labt unsern Blick ein schon früher erwähnter „Ausguck“, dann gehen wir am Wolfsberg entlang und

treten kurz darauf in den prächtigsten Nichtenhain ein. Angenehm wirkt die unterbrechende Abteilung einer jungen Anpflanzung, die uns hart an die sächsisch-böhmische Grenze führt, an welcher wir entlang schreiten und nach einiger Zeit, ohne den schönheitsdurstigen Blick zu ermüden, in einsamer Abgeschiedenheit an ein Plätzchen kommen, das wie geschaffen ist zum Sinnen und Träumen. Vor uns breitet sich, hinter uns, links und rechts vom Nadelwald umsäumt, eine Blöße aus, die sich langsam senkt und im Hintergrunde den Blick auf unser herrliches Elster freiläßt. Es ist die Agnesruh, die ich dem lieben Leser auch im Bilde bieten kann.



Wollen wir nun auch noch die Theresienruh, die im Tannendüster, an murmelndem Bächlein heimlich versteckt zu finden ist, auffuchen, oder wollen wir im Kesselbachtale heimwärts wandern, um auch



hier, wie überall in Elsters Umgebung, die herrlichen Naturbilder auf uns wirken zu lassen?

Bezwinde deine Müdigkeit, mein lieber Gefährte, laß uns den sanften Hang hinaussteigen, den Pfad nach dem militärischen Vermessungsturme, diesen links liegen lassend, überschreiten, noch einen

Blick vom oberen Bärenlohtale hinabwerfend auf den lieblichen Badeort, noch einen sanften Aufstieg erklimmen und am Arnsgrüner Kirchsteig den Waldzipfel umschreiten, um ein einzig schönes Bild in unsere Seele zu bannen! Wahrlich, mein Freund, du kannst noch so weit suchen, ein Plätzchen, wie dieses, findest du nimmer auf Gottes weiter Erde, und das mußt auch du, ohne deiner Heimatstätte zu nahe zu treten, neidlos zugestehen. Stundenlang habe ich hier einsam am Waldessaum geruht und das herrliche Bild in mich eingesogen, und nun habe auch ich, nur wenige Schritte abwärts, mir ein Heim errichtet, um dies Bild immerdar vor Augen zu haben.

Willst du nicht eintreten? Schau, von jenem Fenster aus der prächtigste Blick! Aber laß uns hinaufsteigen in den Erkerraum, laß dein Auge schweifen über Elster, den Talgrund, auf die sanft gewölbten Höhen mit den ländlichen Gebäuden, den erstgrünen Wäldern — wahrlich ein Panorama, so wunderbar und entzückend, daß das Herz vor Freude überquillt und auch wir uns das Wort des Horaz aneignen können: Praeter omnes mihi ridet angulus terrarum.

Für heute aber, mein Freund, genug des Schönen!

Ferd. Barthel.

## Dr Frühling.\*)

**D**u is dr Frühling wiedr da,  
De schönste Zeit im Gahr,  
Un Alt un Gung un Arm un Reich  
Is fröhlich drim fürwahr.

Kimmst itzt Du naus uf Fald und Flur,  
Wie gieht dr's Harze auf!  
De Larich trillert wunnerschie  
Un fliegt ze'n Himmel nauf.

Dos Uglzeig is all's schu da,  
Fliegt muntr ab und zu;  
Dos pfeift vom Morg'n bis zum Ohmd,  
Kan Augenblick is Ruh.

Un 's Blümelzeig, na, is dos [chie!  
Dos kimmt, wie miet en Mal;

Wu gestern noch ka Blümel stand,  
Do sieht's heit weiß und gahl.

De Himmelschlüsseln blüh schu lang,  
Nach Veiling bracht mei Gung;  
De Bien', die flieg'n a schu rim,  
Fer die hat's Futtr genung.

De Mückn spieln im Sunnaschein,  
Nach 's Fliegnvulk wuhl gar;  
Un dort, a Summrugel gar!  
„Wu kimmst dä du schu har?“ —

Du is dr Frühling wiedr da,  
Wie gieht mer 's Harze auf!  
De Larich trillert wunnerschie  
Un fliegt zu'n Himmel nauf.

† Th. Krausch - Chemnitz.

\*) Aus: Wie's Vult redt. Allerhand Gereimtes und Ungereimtes in erzgebirgischer Mundart. II. S. 17. Leipzig, Sächsischer Volkschriftenverlag.



## ❧ Sachsen im Volksmunde. ❧

Von Dr. G. Schlauch=Dohna.

### II. Teil: Ortshafte.

Schluß.

#### Schneeberg.

200. Er ist so reich als ein Fundgrübler zu St. Georg.

(Wolfram III S. 21, 2 u. 3. — Wander III 1610 No. 176.)

Die am 6. Febr. 1472 entdeckte Fundgrube zu St. Georg ergab eine sehr reiche Ausbeute. In ihr soll der Sage nach am 28. April 1477 Albrecht der Beherzte auf einer 400 Centner schweren Silberstufe (7 Lachter breit, 2 Lachter tief, 80 000 Mark Silber haltend) gespeist haben. (Anekt. II S. 133 u. 134.)

201. Schneeberg ist auf Silber erbaut.

(Cur. Antiqu. S. 653,4 — Reinsberg I S. 106.)

202. Zu Schneeberg wächst das Silber über dem Göpel.

Schumann X 474: auf St. Anna am Freudenstein war, nach der sprichwörtlichen Redensart, wirklich das Silber über dem Göpel gewachsen.

203. Zwickau ertrinkt,

Schneeberg versinkt,

Schwarzenberg wird ausgekehrt mit dem Besen,

So steht in Sybillens Weissagung zu lesen.

(Mündlich.)

(S. auch No. 3,67.)

204. Schneeberger blaues Wunder.  
(Engelhardt I 178 Num.) Blaue Kobaltfarbe.

205. Das meißnische Jerusalem.  
(Sächs. Nat. Encycl. I S. 455.)

Beiname Schneebergs in der Zeit von 1471—1550. Weshalb?

206. Er hat ein Herz wie Schneebrot!  
(Eiselein 553 (nach Frisch.)

Schneeberg hatte keine eigene Münze, daher der jogen. Schnieber oder Schneeberger Groschen. (Engelhardt I S. 170 Num.) Wenn Eiselein erklärt: Groschenbrod von Schneeberg um 1531, so dürfte das Sprichwort bedeuten: ein kleines Herz, d. h. er ist mutlos.

207. Ecce cui Cometa luxit.

(Siehe, wem der Komet erstrahlte.)

(Albinus, Bergchronik S. 28.)

In dieser auf Schneeberg sich beziehenden Redensart ist mit Hinweis auf einen damals erschienenen Kometen nach der Sitte des Mittelalters eine für die Stadt wichtige Jahreszahl 1472, die Zeit der großen Blüte des Bergwerks, enthalten:

eCCe CVI CoMeta LVXII

208. Er hat sie geschweiget oder gestillet wie Jäger seine Gäste.

(Gräbe 482 (nach Melzer, Schneeberger Chronik S. 1099.)

### Verzeichnis der literarischen Quellen.

#### Stichwort.

79. Sachsen-Chronik. Sachsen-Chronik für Vergangenheit u. Gegenwart etc. v. Dr. Wilh. Schäfer 1854, 1855 Hft. 2—6.

80. Sachsenfreund. Der allgemeine u. aufrichtige Sachsenfreund. 1830. 1831, Hft. 1—6.

81. Sächs. Gesch. Archiv für sächs. Geschichte. Bd. 1 u. 2 herausg. v. Wilh. Wachsmuth u. Karl v. Weber; Bd. 3—12 herausg. v. Karl v. Weber.

82. Sächs. Kirch. Gal. Sächsische Kirchengalerie.

83. Sächs. Nat.-Encycl. Sächsische National-Encyclopädie, herausg. v. W. Schäfer, Leipzig. 1837. Bd. 1 u. 2.

84. Sailer. Sailer, J. M. Die Weisheit auf der Gasse 1848.

85. Sammler. Der Sammler alter Merkwürdigkeiten in Beziehung auf Geschichte etc. im Königr. Sachsen, herausg. v. P. G. Hilscher, Dresden 1837—39.

86. Sammler im Elbth. Der Sammler für Geschichte etc. im Elbthale, herausg. v. P. G. Hilscher, 2 Bde. Dresden 1837.

87. Sandvoß. Sandvoß, Franz. So spricht das Volk. Berlin 1860.

88. Saxonia. Saxonia, Museum f. sächs. Vaterlandskunde. 5 Bde. 1845—47.



Ein Fleischer Hägel aus der Badergasse in Schneeberg schießt, da sich seine beiden Gäste streiten, zum Richter; ehe dieser aber kommt, ersticht sie der Jähzornige und flieht. Dem begegnenden Richter sagt er: er habe sie alle beide gestillet, sie haben sich wohl müssen bedeuten lassen. Erst nach seinem Entkommen fand der Richter die Leichen.

209. Toffel, das gilt dir auch mit.  
(Gräße 483 (nach Melzer S. 1100.))

So sagte der alte Schneeberger Pastor Christoph Schindler, wenn er von der Kanzel einen Fehler strafte, den er selbst befaß.

210. Der Gießberg ist ein tauber Berg,  
Der Mühlberg ein verschworner Berg.  
Sehet mir auf den Schidenberg.

Freitag S. 85 (nach Melzer S. 622.)

**Schöneck.** f. No. 1.

**Schwarzenberg.** f. No. 203.

**Sebnitz.**

211. Er läuft wie ein Sebnitzer Schuster.  
(Reiche S. 104.)

Zur Blütezeit des Schusterhandwerks in Sebnitz wanderten die dortigen Meister mit ihrer Ware weit ins Land.

(S. auch No. 99, 176.)

**Sonnenstein** bei Pirna.

212. Du bist reif für den Sonnenstein.  
(Müller S. 137 No. 18.)

213. Du bist wohl gestern vom Sonnenstein gekommen?

(ebenda No. 19.)

214a. Er spielt  $\frac{1}{4}$  (nämlich  $\frac{1}{4}$  Loos) vom Sonnenstein.

(ebenda No. 20.)

214b. Du spielst wohl e Achtel vom Sonnenstein?

(Ripberger 28,11.)

Anspielung auf die im Schloß Sonnenstein befindliche Landesirrenanstalt.

**Stolpen.** f. No. 176.

**Strehla.**

215a. Wo predigt der Pfarr aus einem Topfe?

(Gräße 70. — Freitag S. 86.)

215b. Der Pfarrer zu Strehla predigt aus einem Topfe.

(Engelhardt VI 121.)

Die Kirche zu Strehla besitzt eine tönernerne Kanzel, ein Meisterwerk der Töpferkunst, zusammengefügt aus großen Tafeln mit erhabenen Bildern, früher mit eingebrannten schönen Farben und Gold verziert, seit 1810 weiß überstrichen. Die Arbeit an der Kanzel besteht aus acht starken, über eine Elle hohen und breiten Platten, welche die Schöpfung, Naaks Opferung, Hiobs Traum, Christi Geburt, Kreuzigung und Himmelfahrt, Sauls Befehung, die Auferstehung und das jüngste Gericht darstellen. Das Ganze ruht auf einem tönernen Moses mit den Gesetzestafeln. Am Fuße der Kanzel sind die vier Evangelisten mit ihren Sendboten ebenfalls in Ton gebildet. Am Säulenfuße steht die Schrift: „Im Jare nach Christi Geburt 1565 Jar ist diese Cangel Gott zu Ehren gemacht durch Mich. Melcher Tazen, Töpfer und Bildschneider zu Strelen meines Alters im 24. Jar.“ Der Sage nach ist das Werk eine Buße für eine Sünde gegen das sechste Gebot. (Anekt. III S. 62. — Sächf. Kirchengalerie III Bd. S. 38.)

89. Schade. Schade, Oskar. Deutsche Handwerkslieder Leipzig b. Vogel. 1865.

90. Schäfer. Schäfer, W. Deutsche Städtewahrzeichen. Bd. 1. Leipzig 1858.

91. Schäfer Chron. Schäfer, Dr. W. Chronik der Dresdener Elbbrücke Dresden 1848.

92. Scheräus. Scheräus, M. Barthol. Miscellanea hierarchica. Wittenberg 1619.

93. Schumann. Schumann, August. Vollständiges Staats-, Post- u. Zeitungslexikon von Sachsen etc Bd 1—18.

94. Simrod. Simrod, Karl. Die deutschen Volksbücher etc. V. Band. Die deutschen Sprichwörter. Frankfurt a. M. bei Brönnner. 1846.

95. Stubenvoll. Stubenvoll, Heidentum im Christentum.

96. Süßmilch. v. Süßmilch-Hörning. Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. Annaberg bei Grazer. 1889.

97. Tunnicius. Tunnicius, Antonius. Monosticha 1514.

98. Ueber Berg u. Tal. Ueber Berg und Tal, Vereinsorgan der Gebirgsvereine für die sächf. Schweiz.

99. Unser Vogtland. Unser Vogtland Illust. Halbmonatsschrift für Landsleute in der Heimat u. Fremde etc. v. Dr. Gottfried Döhler. Gera b. Nagel.

100. Vaterland. Das Vaterland der Sachsen. 1838

101. Wächter. Wächter, D. Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuer Auswahl. Gütersloh 1888.



**Sürßen** bei Dohna.

216. Der gebraucht das Sürßener Schnupftuch.  
(Mündlich.)

In dem wohlhabenden Dorfe Sürßen bei Dohna hielten die Bauern an der Gewohnheit, die Nase mit der Hand zu schnäuzen, auch dann noch fest, als überall sonst schon die Taschentücher in Gebrauch waren; deshalb entstand obiges Spottwort, das bis vor 25 Jahren gebräuchlich war.

Ähnlichen Ursprungs ist wohl die Bezeichnung „ein Charlottenburger“ für einen, der sich mit den Fingern schnäuzt. (Sandvoß S. 28, 8 v. u.)

**Taucha.**

217. Es geht zu, wie auf dem tauchaer Jahrmarkt.

(Wander V 623 No. 39.)

Die Stadt Leipzig hatte unter Dietrich dem Bedrängten ihre seit 1180 bestehenden Meßprivilegien zeitweise verloren, und der Handel hatte sich nach dem 2 Stunden entfernten Taucha gewendet. Zwar erholte sich von 1248 ab der Leipziger Handel allmählich wieder, und 1268 gewann die Stadt Privilegien und Messen zurück, die Nebenbuhlerschaft Tauchas erlösch aber damit noch nicht, wurde sogar gefährlicher, als nach dem Merseburger Brand 1388 Taucha auch dessen Handel an sich zog und Messen abhielt. Erst nach der Zerstörung Tauchas durch die Hussiten 1433 ging der Handel wieder endgültig auf Leipzig über. Ob das Sprichwort auf aus diesen Verhältnissen entspringende Meßstreitigkeiten zurückgreift, ist nicht klar; andere beziehen es auf das Leipziger Volksfest des „tauchischen Marktes“, einen in der Ostvorstadt im September abgehaltenen Jahrmarkt mit Mas-

keraden und ausgelassenem Lärm, der auch mit den Meßstreitigkeiten in Zusammenhang gebracht wird, als Volksfest aber erst gegen 1845 mit der Anlage der Ostvorstadt hervortritt.

**Tharandt.**

218. Verlieren wir das Meißnerland,  
so behalten wir doch den Torand.

(Pecc. II S. 8 Schlos Dresden.)

In dieser Fassung und der Gemahlin Herzog Albrechts von Sachsen, Tochter König Podiebrads von Böhmen, zugeschrieben, die zu Dresden und Tharandt ihren Wittvenstuhl hatte, klingt das Wort verständlicher als die No. 109.

**Thema** s. No. 162.

**Treuen** s. No. 1.

**Unkersdorf** (Amtsh. Meissen.)

219. Hinten rum, wie de Ungerichdörfer.  
(Ripberger S. 11,3.)

**Waldheim.**

220. Wer Nicht wagt, kommt nicht nach  
Waldheim!

(Ripberger S. 12,14. — Freitag S. 88 (hochdeutsch.)

221. Vor hendrischer Barmherzigkeit und vor  
der Bader Schwinen,  
vor Zahnschmerz und vor Weiberstreit,  
vor Advokaten dienen,  
vor Waldheim, vor dem Lazareth und  
vor dergleichen Blätter,  
wo Sola und Laus Deo steht, behüten  
uns die Götter.

(Wander V 901 No. 10 ohne Quelle und ohne Erklärung; ist Waldheim die sächsische Stadt? (Schwinen muß wohl Schienen heißen)

**Weinböbla.**

222a. Wenn wir unsere Zapfen zögen und

102. **Wagener.** Wagener, Sam. Christ — Sprichwörter-Lexikon mit kurzen Erläuterungen. Quedlinburg 1813.

103. **Wander.** Wander, R. F. W. Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Leipzig b. Brockhaus. I. 1867. II. 1870. III. 1873. IV. 1876. V. 1880.

104. **Wassersnot.** Die große Wassersnot in Sachsen 1897. Leipzig. Sächs. Volkschriftenverlag.

105. **Weidner.** Weidner, Deutsche Sprichwörter (ist Fortsetzung von Zingref).

106. **Wid.** Wid, W. Geographische Ortsnamen, Beinamen und Sprichwörter. Leipzig b. Fock 1896.

107. **Wilhelm.** Wilhelm, Laurentius, Descriptio urbis Cygnaeae etc. 1633.

108. **Wolfram** Wolfram, Robert. Sächsische Volksfagen Zwickau 1863

109. **Wunderlich.** Wunderlich, P. Deutsche Sprichwörter vollstüml. erklärt und gruppiert. 3 Teile. Langensalza. 1891. 1802. 1884.

110. **Wurzbach I.** Wurzbach, Constant. v. Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort. Wien 1864.

111. **Wurzbach II.** Wurzbach, Dr. C. v. Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten. 2 Aufl. Hamburg und Leipzig. 1866.

112. **Zingerle.** Zingerle, J. v. Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Wien 1864.

113. **Zindgref.** Zindgref, Jul. Wilh. Teutscher Nation Klug — ausgesprochene Weisheit. Frankfurt u. Leipzig. o. J. (1692 u. 1693)



den Wein laufen ließen, wollten wir ganz Zäschendorf ersäufen.

(Schumann XII 535. — Engelhardt V 282.)

222b. Ganz Zäschendorf muß ersäufen, wenn in Weinböhlä die Zapfen gezogen werden.

(Wander V 504. — Freytag S. 90 (— der Weinfässer —.)

Geht zurück auf die guten Weinernten Weinböhlä, wo man in einem Jahr einmal 1800 Fässer gewann.

**Wernihgrün** s. No. 2.

**Wurzén.**

223. Rath', wenn du rathen kannst, wo ist doch solche Stadt,

Die weder Schmied noch Schul', noch Kirch' noch Pfarre hat,

Da auch ein solches Dach ist auf ein Thor gebracht,

Das weder Gott, noch Mensch, noch Teufel hat gemacht.

(Wander V 475. — Freytag S. 89.)

Ein altes Handwerksburschenrätsel bezüglich Wurzens, wo Kirche, Pfarre, Schule und Schmiede außerhalb der Stadtmauer lagen, und einen Turm neben dem Wenzelstore gleichsam als Dach ein Storchnest frönte.

(Gräße No. 389.)

(S. auch No. 224.)

224. Wenn die Wurzenener zur Kirche gehen sollen, laufen sie zum Thore hinaus.

(Cur. Antiqu. S. 807, 14—19. — Schumann XIII. 374. — Wander V. 475. — Entstellt (wollen st. sollen) Freytag S. 89.)

(Erklärung s. vorige Nummer)

225a. Wie im Fladentriege.

(Wander I. 1046.)

225b. Es geht so blutig her, wie im Fladentrieg.

(Eisefein 173 (nach Volksm. und Adelong). — Wurzbach II. S. 109 No. 75. — Wander I. 414. — Freytag S. 9.)

Kurfürst Johann Friedrich forderte 1542 von Wurzen die Türkensteuer, und da sie ihm Herzog Moritz nicht zugestehen wollte, entspann sich ein Krieg, der aber schon nach neuntägiger Dauer am Osterabende durch Philipp von Hessen und Luther beigelegt wurde, sodaß die Soldaten gerade noch zu den Osterladen zurecht kamen. (Genauere Schilderung: Archiv für d. sächs. Geschichte, III. 235 ff., IV. S. 57—81.)

**Zäschendorf** s. No. 222a, 222b.

**Zittau**

226. Aemula Lipsiae oder Klein-Leipzig. (Engelhardt IX 324.)

Ein Zeugnis für die Wichtigkeit Zittaus als Handelsstadt.

227. Mich wern je o bal hintern Zitt'schen Kratschn schaffen.

(Müller S. 141, 23.)

Kedensart in Neugersdorf, weil der Kirchhof hinter dem Zittauer Kratscham liegt.

**Zschopau** s. No. 105. S. auch No. 18a, 18b, 19a, 19b.

**Zwenkau.** 228. Zffland und Henke, London und Zwenke.

(Wander II 957 u. 958.)

Als Zffland in Leipzig Gastrollen gab, behauptete der dortige Schauspieler Henke, wenn Zffland nicht in Berlin gefallen hätte, würde er anderswo auch nicht gefallen, nicht seine Kunst, sondern die Nachbeterei bewirke Zfflands Ruhm, und wenn er selbst einigemal in Berlin spielen würde, würde er überall ebenso bejubelt werden wie Zffland. Den Großsprecher fertigte der Schauspieler Thering, ein sehr beliebter Komiker, um seine Meinung befragt, mit obigem, schnell sprichwörtlich gebrauchtem Spitzworte ab.

**Zwickau** S. auch No. 140.

229. Schawet welcher weis die Hewser feint czusammen geczwickt.

Menken (II ex Monacho Pirnensi S. 1540) erzählt: „Ezwifawe hat seinen Tittel von einem alten Slosse Ezwacker auf dem Ezwackerberge; an der stete, als nu die stat, feint etliche Höfe vnd Hewser gelegen, die mit der czeit czusammen gebawet, wart gemeinlich ein sprichwort: „Schawet welcher weis die Hewser feint czusammen geczwickt.“

Köhler berichtet (nach Gräße), gestützt auf die Chronica Cygnia des Joh. Schmidt von 1656, Kaiser Heinrich I. habe die Stadt kleiner gefunden, als er gedacht, und ausgerufen: Cygnea, Cygnea, du bist gar sehr verzwick, du sollst fürder Zwicke heißen. Auch Wilhelm, der S. 58 den Bericht des Pirnaer Mönchs als erfunden ablehnt, kennt diese Worte (S. 12): Sie hebben die Stadt verzwick / Cygnaw / Cygnaw / Du bist gar sehr verzwick / Du magst wol Zwickaw heißen.“

230. Zu Zwickaw scheust man aus dem Voigtlande in Meissen.

(Wilhelm S. 65, 2 u. 3.)



Schützenhaus und Ziel der Zwickauer Schützen standen im 17. Jahrhundert auf beiden Seiten der Mulde, ersteres auf vogtländischer, letzteres auf meißnischer Flur. S. auch die beiden folgenden Nummern.

231a. Die Zwickauer sterben im Osterlande und werden im Voigtlande begraben.

(Saxonia IV, Hft. 2 S. 6.)

231b. Die Zwickauer leben und sterben in Meissen und werden im Voigtland begraben.

(Anauth S. 303, 21—23. — Simrod 12248a — Reinsberg I S. 112. — Freytag S. 91 (im Meißnerland.)

231c. Die Zwickauer sterben im Meißnerlande und werden im Voigtlande begraben.

(Cur. Ant. 660, 1—3. — Gräße No. 600. — Wander V 673. — Köhler S. 621, 23.)

Der Zwickauer Kirchhof und ein Teil der Stadt sollen ebenfalls früher zu vogtländischem Gebiete gehört haben.

232. Er wird ins Voigtland getragen.

(Gräße 600. — Wander IV 1676. — Köhler S. 621 25. — Freytag S. 92.)

Nach der vorigen Nummer soviel als: er wird begraben.

(S. auch No. 203.)

## Beiträge zur Geschichte der Postsäulen.

### 1. Die Postsäule zu Zwönitz.

Der Geschichte der Post- und Meilen Säulen hat der Verein für sächsische Volkskunde infolge einer Anregung von E. Teichmann (in den „Mitteilungen“ II. S. 257) besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Allgemeine Bemerkungen über Art und Anlage von Postsäulen gibt Dr. Beschorner im 10. Hefte des II. Jahrganges. Er schreibt u. a.: Von allen Hauptpostorten aus, wie Dresden und Leipzig, wurden alle sächsischen Poststraßen in Meilen, und zwar sogenannte sächsische Meilen, die etwas länger als unsere heutige geographische Meile waren, eingeteilt, jede Meile aber wieder in halbe und viertel Meilen zerlegt.“ Auf der Grenzlinie wurden nun Meilen-, Halbe-Meilen- oder Viertel-Meilen-Säulen errichtet. „Unabhängig davon erhielten die Städte noch eine oder mehrere reicher verzierte Säulen, die namentlich mit dem in Stein gemezelten und häufig bunt gehaltenen königlich-polnischen und kursächsischen Doppelwappen zweiseitig geschmückt waren. In den größeren Städten erhoben sich solche vor denjenigen Toren, aus denen Poststraßen ausliefen, in kleineren eine einzige auf dem Markte.“

Zu der letzteren Art gehört auch die bisher in den „Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde“ noch unerwähnt gebliebene Postsäule zu Zwönitz, mit der wir heute unsere Leser bekannt machen wollen.

Zunächst noch ein paar Vorbemerkungen! Schon vor 20 Jahren war im „Glück auf“ (IV. Jahrgang, 6. Heft) die Aufmerksamkeit auf die Wegweiser und Meilen Säulen gelenkt worden. Demnach soll es bereits im Jahre 1682 in unserem engeren Vaterlande „Armen Säulen“ gegeben haben, sogenannt nach den an ihnen angebrachten, die Wegrichtungen anzeigenden, ausgestreckten Armen; freilich fehlte auf ihnen die Angabe der Entfernungen. Im Jahre 1695 hat dann der Leipziger Oberpostmeister Daser und zwar zunächst auf der Straße zwischen Leipzig und Dresden hölzerne Säulen mit dem sächsisch-polnischen Wappen und der Jahreszahl, sowie mit Angabe der Entfernungen nach (Wegstunden berechnet) setzen lassen.

Später interessierte sich August der Starke lebhaft für diese Säulen. „Se. Königliche Majestät und Kurfürstliche Durchlauchtigkeit befahl aus eigener hoher Bewegnis allergnädigst die nach denen von höchstgedachter Königlichen Majestät selbst hinzugegebenen Zeichnungen und vielfältigen hohen Unterricht einzurichtende steinerne Post-Meilen-Setzung.“ So erzählt Karl Christian Schramm in seiner 1726 zu Wittenberg gedruckten Abhandlung: „Saxonia monumentis viarum illustrata Hoc est de Statuis Mercurialibus, columnis brachiatis ac milliaribus. Von denen Wege-Weisern, Armen- und Meilen-Säulen.“



Bekanntlich hat der Geograph J. A. Zürner, ein Vogtländer aus dem Dorfe Marieney, ein Landsmann Julius Mosens, die Straßen Sachsens vermessen, in den Jahren von 1712 bis 1732. Im Auftrage Augusts des Starken bearbeitete er 40 Spezial- und Generalkarten, sowie eine große Postkarte für das Kurfürstentum Sachsen. Auf Grund dieser Karte wurden nun 1722 alle Land- und Hauptstraßen von Sachsen mit steinernen Meilen- und Postsäulen versehen.

Eine solche alte Postsäule befindet sich nun auch noch auf dem Marktplatz zu Zwönitz.\*) Diese

viereckige 5 Meter hohe Säule ist ebenfalls im Jahre 1722 errichtet (und 1787 zum ersten Male restauriert) worden. Auf einem würfelförmigen Postamente erhebt sich ein viereckiger Obelisk, der aus 4 Stücken besteht (3 aus Greifensteiner Granit und 1 aus Chemnitzer Sandstein). Auf den vier Seiten der zwei untersten Teile sind die Namen von 63 Poststationen des In- und Auslandes und bei 36 derselben auch die Entfernungen in Stunden sowie am Schlusse noch das Posthorn eingemeißelt. Oberhalb dieser Aufschriften ist das Kurfürstlich-Sächsische und Königlich-Polnische Doppelwappen



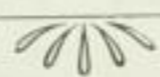
Zwönitzer Marktplatz mit der Postsäule.

mit der Königskrone angebracht. Da im Laufe der Zeit Schrift und Wappen verwittert und z. T. unkenntlich geworden waren, so wurde auf Beschluß des Zwönitzer Erzgebirgsvereins im Jahre 1884 die Meilensäule von Grund aus restauriert. Die Säule wurde auf ein gut gemauertes, solides Fundament neu aufgesetzt, fehlende Stücke ergänzt und Schrift und Wappen wieder erneuert. „Die beiden vereinigten Wappen stellen rechts das Kurfürstlich-Sächsische und links daneben das Königlich-Polnische Wappen vor. Ersteres ist zur Hälfte in zweigeteilten schwarz und weißen Feldern und in schwarz und goldnen Querstreifen, in welchen die grüne Naute von oben nach unten geht, ausgeführt.

Das polnische Wappen hat 4 Felder, in welchen sich schräg übers Kreuz je 2 Adler und 2 ansprenkende Reiter mit geschwungenen Säbeln in Silberweiß plastisch von der roten Grundfarbe der Felder abheben. Beide Wappen sind unter der goldenen Königskrone vereinigt und unten durch den Namenszug Augusts des Starken geschlossen.“ (S. Glückauf, 1884, 12. Heft, S. 130).

Wenn auch heute die Farben der Wappen und die Schrift der alten Postsäule mehr oder weniger wieder verblaßt und verwischt sind, so wird doch die Stadt Zwönitz diese Säule als einen „beredten Zeugen einer großen Kulturarbeit“ zu schätzen und zu erhalten immerfort bemüht bleiben. S.

\*) Vergl. „Glückauf“, 1884, Nr. 12, S. 129.



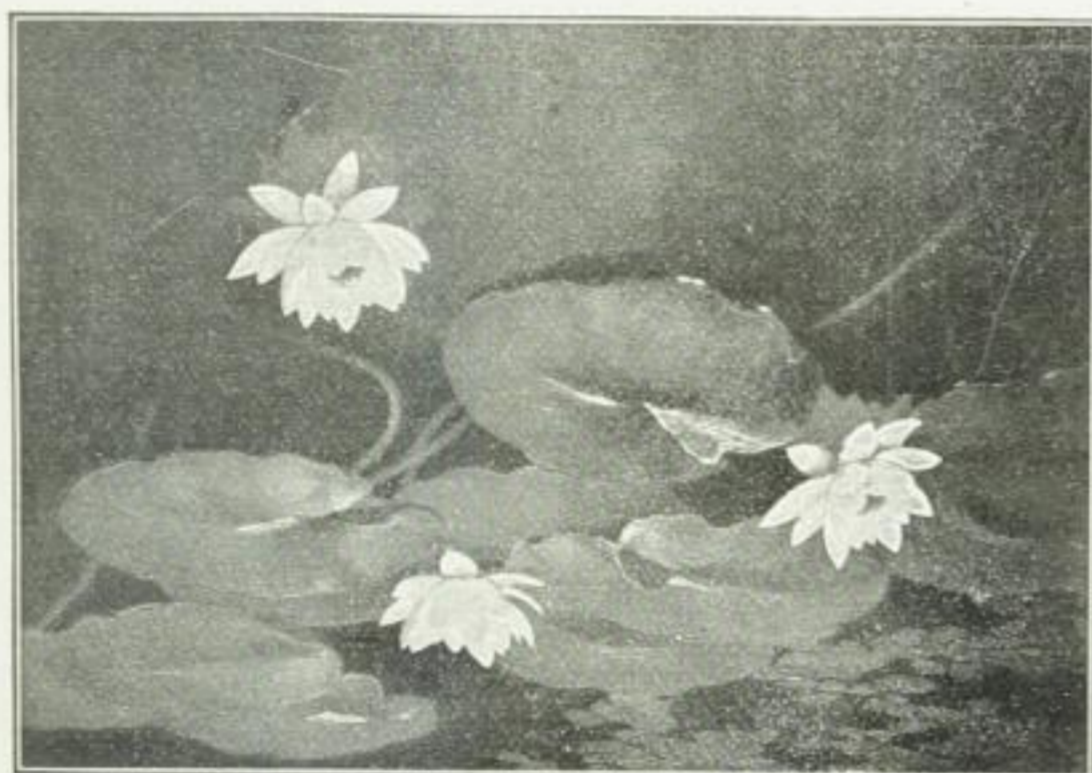


# Künstlerischer Wandschmuck

für Schule und Haus.

**N**iederum bringen wir heute in „Unserer Heimat“ ein paar neue Bilderproben von jenem bedeutenden künstlerischen Unternehmen der Verlagshandlung B. G. Teubner in Leipzig, von dem wir schon zu wiederholten Malen in unserer Zeitschrift in Wort und Bild berichtet haben und auch künftighin noch öfters berichten werden. Sind ja die Motive, die in jenen

„Steinzeichnungen“ wiedergegeben werden, vor allem der deutschen Heimat entnommen\*), scheinen uns ja diese neuen, farbenfrohen Bilder in erster Linie berufen, den Kunstgeschmack unseres Volkes zu reformieren, in Hütte und Haus neue Anschauungen hineinzutragen und an Stelle der alten öden und inhaltlosen Velddruckbilder in hervorragender Weise geeignet zu sein, uns das Auge zu öffnen zu einer liebevollen Betrachtung der uns umgebenden Natur, unserer Heimat! Auch hier finden wir gleiche und ähnliche Motive, wie sie auf jenen Zeichnungen dargeboten werden: wir werden zu Vergleichen angeregt, und darum besitzen diese Bilder einen hohen erzieherischen Wert, nicht in letzter Linie für unsere Jugend. Mögen sie nun den Bauer, den Weber, den Fischer bei der Arbeit, mögen sie Dorfstraßen und Stadtansichten, Berge und Täler, Felder und Auen, mögen sie das Pflanzen- und Tierleben, mögen sie beliebte Volkslieder oder bekannte Persönlichkeiten darstellen und schildern, immer werden sie anregend wirken. So wird uns hier eine echte und rechte Volks- und



Seerosen. Von Julius Bergmann.

Heimatskunst geboten, die einer steten Beachtung und Förderung von Seiten aller Einsichtsvollen wert ist.

Als ein besonderer Vorzug dieser Bilder ist ihr überaus billiger Preis, der sich zwischen 3 und 6 Mark bewegt, zu erachten, da es dadurch den Meisten

\*) Hierüber schreibt die Verlagshandlung in ihrem Prospekt: „Dem Inhalte nach ist in erster Linie das Heimatliche berücksichtigt worden. Das deutsche Land in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, seine Tier- und Pflanzenwelt, seine Landschaft und sein Volksleben, seine Werkstätten und Fabriken, seine Schiffe und Maschinen, seine Städte und Denkmäler, seine Geschichte und seine Helden, seine Märchen und Lieder bieten vor allem den Stoff zu den Bildern.“



Waldriege. (Schwarzwalddanne). Von Walter Conz.



möglich gemacht wird, sich in den Besitz wirklich künstlerischer Bilder zu setzen.

Die Bilder, die wir heute als Proben hier wiedergeben, können natürlich die Schönheit der farbenfreudigen Originale nur schwach und gleichsam nur andeutend wiedergeben, auch werden sie kaum einer eingehenden Schilderung und Erklärung bedürfen. Die „Seerosen“ von Julius Bergmann — wer hätte nicht schon einmal an einem stillen Teiche versucht, einer solchen Seerose teilhaftig zu werden? Wer hätte nicht schon einer weidenden Schafherde zugehört, wie sie Hans von Volkmann auf seinem Bilde: „Frühling auf der Weide“ so lebendig darstellt? Wer hätte sich nicht



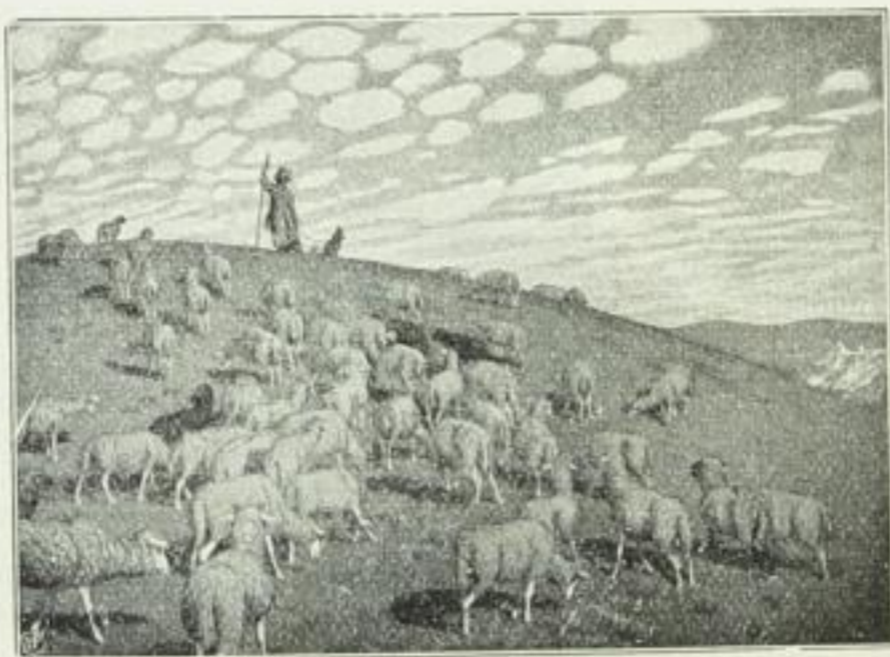
Kiefern. Von Franz Hoch.



Lieb Heimatland ade. Von Walter Strich-Chapell.

schauen, ohne ihrer überdrüssig und satt zu werden. Ein reiner Genuß und ein dauernder Gewinn für

Herz und Geist — das sind die unwägbaren Vorzüge des neuen Kunstunternehmens. — r.



Frühling auf der Weide. Von Hans v. Volkmann.





## \* \* \* Fürst und Priester \* \* \*

Eine Erzählung aus der Geschichte des 15. Jahrhunderts.

Von Robert Wolfram.

**N**och lag der Winter mit seiner erstarrenden Gewalt auf Sachsens Fluren, noch hatten sich die geschmolzenen Schneemassen nicht zu den verheerenden Wasserströmen des Jahres 1416 gestaltet, da war schon Freude die Fülle im Hause des Sachsenfürsten Friedrich des Streitbaren, denn ihm hatte Katharina von Braunschweig am 28. Februar 1416 den zweiten Sohn, Siegismund, geboren. — Von allen Seiten kamen die Verehrer des glücklichen Elternpaares, um demselben zu dem erfreulichen Ereignisse Glück zu wünschen. Männer in der bundfarbigsten Kleidung mit befiederten Barretts und in geschlitzten Pluderhosen drängten sich durch die Räume des Schlosses; an den silbernen Wehrgeherten kimperten die glitzernden Schellen, und spitze Schuhe, tenere Mäntel, Schauben und Sogeln machten sich im buntesten Gemisch sichtbar. Grafen, Vasallen, Barone und Edle stolzierten in den Prunkgewändern ihrer prachtsüchtigen Zeit einher und gaben ein Vorpiel zu dem großen Aufzuge, in welchem ein Jahr später, am 13. April, 1417 Friedrich der Streitbare in der Mitte von achtzehn Grafen und vierhundert Edelleuten auf dem Costnitzer Konzil erschien.

In einer Zeit also, in welcher die Prunksucht zu einer gewaltigen Höhe gestiegen war, wo die Sittenlosigkeit durch die leicht zu erlangende Vergebung der Sünden maßlos wuchs, wo die Völlerei nicht mehr auffällig erschien, in einer solchen Zeit, deren Auswüchse selbst der redliche, einsichtsvolle Friedrich in seiner Liebe zur Sitteneinfachheit nicht zu unterdrücken vermochte, wurde Prinz Siegismund geboren. Ihn schien die Natur mit großen Geisteskräften nicht ausgerüstet zu haben, daher bei seiner Entwicklung vom Knaben zum Jünglinge sich schon erkennen ließ, daß er dem ritterlichen Vorbilde

seines tapferen Vaters, der Strenge mit Milde wohl zu paaren wußte, weniger nachstreben werde.

Friedrich der Streitbare starb mitten in der Not, welche die Hussiten über Sachsen herbeigeführt hatten, am 4. Januar 1428 auf dem Schlosse zu Altenburg. Nur zwei seiner Söhne, Friedrich und Wilhelm, waren in der Todesstunde bei ihm: ihnen rief er mit der letzten Kraft eines Sterbenden zu: „Lasset es Euere Sorge sein, daß Ihr das Vaterland bei Frieden erhaltet. Solches wird leicht geschehen können, wenn Ihr in der Furcht Gottes, auch in brüderlicher Liebe und Eintracht lebet, die Untertanen treulich schüzet und ihr Bestes fördert. Darum ermahne ich euch ernstlich, daß ihr einträchtig sein und Einer dem Andern nachgeben und vergeben sollt.“

Siegismund, damals zwölf Jahre alt, und sein sechsjähriger Bruder Heinrich befanden sich, als ihr Vater die Augen schloß, bei ihrem Oheim, dem Herzog von Braunschweig. Die Trauerkunde ging ihnen durch Eilboten zu, durch welche sie zugleich nach dem elterlichen Hause zurückgerufen wurden. — Weinen und Klagen tönte durch die Räume des großen Altenburger Schlosses, denn die kräftige Säule war gebrochen, auf welche Sachsen vertrauensvoll sich stützte; Bangigkeit ergriff die Herzen der Landeseinwohner, denn die furchtbaren Hussiten drohten den Sachsen mit Brand, Verwüstung und Mord, und der krieggeübte, heldenmütige Wettiner, dessen Namen den wilden Scharen Furcht einflößte, war nicht mehr. — Man hüllte die Leiche des streitbaren Friedrich in ein schwarzwollenes Gewand, legte sie in einen Sarg von Kiefernholz und brachte sie in aller Stille nach Meissen. Hier im Dome, wo Friedrich schon früher seine Begräbniskapelle für sich und seine Nachkommen errichtet hatte, versenkte

\*) Diese Erzählung ist der alten kulturgeschichtlichen Zeitschrift „Sachsengrün“, die von Hofrat Dr. G. Klemm herausgegeben wurde und im Verlage von Woldemar Lürck erschien, entnommen. Weil diese Zeitschrift aber trotz vieler Vorzüge bei dem Publikum nicht das rechte Interesse fand, so stellte sie nach fünfvierteljährlichem Bestehen (v. 1. Oktober 1860 — Dezbr. 1861) ihr Erscheinen wieder ein. Exemplare sind nur schwer noch aufzutreiben. Wir werden daher gelegentlich noch mehrere wichtigere Artikel hier in „Unserer Heimat“ abdrucken, um sie der Vergessenheit zu entziehen.



man den Landesvater an verborgener Stelle in ein ungewöhnlich tiefes Grab; in Altenburg aber wurde zum Scheine ein Grabmal aufgestellt und vorgegeben, die Hussiten möchten die Gebeine ihres fürstlichen Feindes aussuchen und in ihrer Rachsucht unwürdig damit verfahren.

Friedrich der Streitbare war tot. Seine noch unmündigen Söhne regierten das verwaiste Land gemeinschaftlich. Friedrich (II.) der Sanftmütige empfing die Kurwürde und vollzog entweder allein oder in Verbindung mit seinem Bruder Siegismond die fürstlichen Erlasse. — Die ersten Jahre ihrer Regierung wurden durch Ungemach aller Art getrübt. Die Hussiten, die den eisernen Arm des streitbaren Friedrich nicht mehr zu fürchten brauchten, übersluteten 1429 das arme Sachsen wieder, verwüsteten den meißner Kreis und die Lausitz, erschlugen die Einwohner zu Hunderten, zerstörten die Weinberge, verschütteten die Bergwerke, legten Städte und Dörfer in Asche, hieben den Mönchen die Arme und Beine ab, peitschten die Nonnen und taten noch viel Aergeres mit ihnen. Gleich furchtbar wüteten die entmenschten Scharen im Jahre 1430 im westlichen Teile Sachsens. Ihre gräßlichen Taten sind kaum zu beschreiben. Wie litt das arme Oster- und Fleißnerland, besonders das unglückliche Plauen! 900 Menschen bluteten dort unter den Händen der rachgierigen Hussiten; einige wurden selbst lebendig begraben. Hundert sächsische Städte und Schlösser lagen verwüstet da, von 1400 Dörfern standen nur noch Ruinen, und 3000 Wagen, beladen mit geraubter Beute, schleppten die Kotten der Hussiten aus dem Sachsenlande mit sich fort.

Solche Schreckenstage durften nach dem Willen der fürstlichen Brüder nicht wieder über ihre Untertanen hereinbrechen. Friedrich II. und Siegismond schlossen sich darum 1431 dem deutschen Heere, das, gegen 100,000 Mann stark, den Hussiten entgegrückte und leider nur durch schimpfliche Flucht beim Anrücken Protop's sich auszeichnete, an. Einige Waffentaten mochten dabei immer vorgekommen sein, die erwähnenswert waren. So führte Siegismond vierzehn Fähnlein sächsischer Reiter gegen Bilin, wobei er nicht nur die Stadt und die Burg Spitzberg, sondern auch mehr als hundert Dörfer erobert haben soll. Bei Tauß stand und floh er ebenfalls mit. Kräftiger und erfolgreicher drängten die Sachsen in Verbindung mit den Lausitzern kurz

vorher die Hussiten von der Belagerung Reichenbachs zurück.

Mitten in den Wirren des parteiwütigen Kampfes suchte die Kirche durch Konzilberatungen einen Weg zum Frieden auf. Den gemäßigteren Hussiten ward der Gebrauch des Kelches beim Abendmahle gestattet, und nun wurden auch die strengeren Taboriten überwunden. Hörten auch die verheerenden Züge der Hussiten damals noch nicht auf, so blieb doch Sachsen von ferneren Bedrückungen durch die grausamen Horden unberührt.

Während die Friedenshoffnungen im Lande der Wettiner Platz ergriffen, wehte auf der heimathlichen Burg der sächsischen Fürsten die Trauerfahne. Prinz Heinrich war am 22. Juli 1435 gestorben, und seine Länderteile fielen nun den drei Brüdern Friedrich, Siegismond und Wilhelm zu. Diese Drei beschloßen auf den Rat ihrer Mutter eine Landes- theilung, wobei Friedrich als Erstgeborener die Kurwürde und das Herzogtum Sachsen nebst einem Teil der meißner Ländereien und mit ihnen Dresden, Pirna, Tharandt &c. erhielt. Die Städte Meißen, Weißenfels und Altenburg wurden als Regierungs- sige bestimmt.

Nur ein volles Jahr lang blieb der auf neun Jahre abgeschlossene Teilungsvertrag in Gültigkeit. Herzog Siegismond beschloß, in den geistlichen Stand überzutreten und sich mit einer ihm auszu- setzenden Leibzucht zu begnügen, indessen Wilhelm die Verwaltung seines Landes den eingesetzten Schöffen, Rentmeistern und Vogten überließ, sich selbst aber zu seinem Vetter, dem Thüringischen Landgraf Friedrich dem Friedfertigen, begab, um hier gegen eine jährliche Zusteuer von hundert Neuschock Groschen und zehn Fudern Weins einige Jahre hinzubringen und sich zu dem späteren unheil- vollen Bruderkriege aufstacheln zu lassen.

Siegismund's Lebensverhältnisse nahmen einen eigentümlichen Gang. Auf den jungen Mann hatten die lockeren Sitten jedenfalls besonderen Einfluß geübt, sowie Freunde und Ratgeber sicher das Ihre beitrugen, um die Leidenschaft des Fürstensohnes anzufachen und ihm zu besserer Befriedigung seiner Liebessehnsucht den Uebertritt in den geistlichen Stand rätlich erscheinen zu lassen.

Nicht weit von der Stadt Weida lag das Kloster Mildensfurth, das von den schieferartigen Felsen herabschaute und von schönen Waldungen eingeschlossen war. So einladend nun auch das



freundliche Thal der Weida dem stillen Wanderer erschien, so blieb dasselbe doch den Injassen des Klosters, den frommen Nonnen, verschlossen. Manch frommes Gebet derselben stieg aus den ernsten Mauern zum Himmel empor, doch mochten auch viele Seufzer dem Herzen solcher Jungfrauen entquellen, die entweder in schwärmerischer Richtung ihres Gemüths oder gezwungen den Schleier genommen und das Klostergelübde abgelegt hatten. Zu den Letzteren gehörte auch Adelheid von Lohma, eine herrliche, blühende Jungfrau. Sie war wider ihren Willen nach dem Tode ihres Vaters auf Veranstaltung ihres Bruders in's Kloster gebracht worden und sah sich von dem heiteren, sonnigen Leben für immer abgeschlossen; in ihr aber wohnte nicht der mindeste Hang zur klösterlichen Stille und zu selbstbeschaulicher Zurückgezogenheit, vielmehr sehnte sie sich nach unschuldig-heiteren Stunden des Lebens, nach dem Glücke, von welchem Tausende außerhalb der Klostermauern beseligt wurden, und nach dem Umgange mit frohen, guten Menschen, die in rühriger Tätigkeit, in gegenseitiger Teilnahme und Liebe den Zweck ihres Erdenlebens suchten und fanden. — Daher kam es denn auch, daß sich die arme Adelheid im hohen Grade unglücklich fühlte, daß sie oft sehnsüchtig von ihrer Zelle aus hinaus in das frohe, bunte Treiben der Menschen blickte und sich allstündlich aus dem traurigen Stilleleben einer Nonne herauswünschte. Wie gern hätte sie ihren Aufenthalt im Kloster mit dem einfachsten, bescheidensten Erdenglücke vertauscht! Aber eine Wächterin stand über ihr, die dergleichen Wünschen und Hoffnungen mit unerbittlicher Strenge entgegentrat — die ernste Abtissin des Klosters. Diese war die Tante Adelheid's, die Schwester von Adelheid's Vater. Gerade zu ihr hatte der Bruder die jungfräuliche, lebenslustige Schwester gebracht, damit sie pünktlichst zur Beobachtung der Ordensregeln angehalten und nach und nach das Glück und Weh des Erdenlebens vergessen lernen sollte.

Von Adelheid's Aufenthalt unter den Nonnen zu Mildensfurth empfing der junge Herzog Siegismund Kunde. Er lenkte seine Schritte bald öfter nach der freundlichen Stadt Weida, durchstreifte wiederholt die angenehmen Täler der Elster und der Weida, ergözte sich vom Krippenberge hinter dem Schlosse Osterburg aus an der lieblichen Landschaft, die vor seinen Blicken sich ausbreitete, und sah gern hinüber nach dem Kloster, wo die arme Adelheid ihre Stun-

den gleich einer Gefangenen vertrauerte. Dorthin zog ihn sein Herz; dort Einlaß zu finden, konnte ihm, dem kurfürstlichen Herrn, nicht schwer werden.

Wohlan denn in's Kloster! dachte Siegismund bei sich, verließ das Schloß, das mit seinem merkwürdigen alten Turme heute noch an die Zeiten der ehemaligen Vogte von Weida erinnert, schritt über den hohen Bergrücken hin und näherte sich den stillen Mauern, hinter welchen verborgen die feischen Bräute des Himmels wohnten.

Ihn, den Landesherrn, empfing die Abtissin mit der ihm schuldigen Ehrerbietung; ihm, dem künftigen geistlichen Fürsten, mußte auch eine größere Annäherung an die jungfräulichen Schwestern gestattet werden, als anderen Männern, welche die geweihte Stätte betraten, erlaubt wurde. Natürlich war die Abtissin bei seinem Gange durch das Kloster und bei der Betrachtung der Zellen und ihrer Inwohnerinnen eine eben so wachsame als würdevolle Begleiterin.

Siegismund, der junge, kräftige, mannhafte Fürst, hatte mehrere Hallen und Gemächer schon durchschritten und dabei einige Nonnen gleich Schatten flüchtig vorüber eilen oder sie gesenken und umhüllten Hauptes der Andacht pflegen sehen, da trat ihm eine Klosterjungfrau entgegen, deren leuchtendes Auge seine ganze Seele durchdrang. Ihr Gang, ihr Benehmen, ihr Antlitz, der Liebreiz ihres ganzen Wesens wirkte so mächtig auf den fürstlichen Jüngling ein, daß dieser wie angewurzelt stehen blieb und durch glühende Blicke auf der unsichtbaren Brücke zwischen zwei Herzen seine Gefühle in die wallende Brust der errötenden Jungfrau hinübergleiten ließ. Siegismund brauchte nicht nach dem Namen der lieblichen Nonne zu fragen. Sie nur konnte es sein und keine andere: Adelheid von Lohma. Sie war es auch. —

Zwei kurze Augenblicke hatten hingereicht, die Herzen des Landesherrn und der Nonne zu verschwiftern. Behend verneigte sich Adelheid vor dem Fürstensohne und eilte hinweg, um den Blicken der Abtissin nicht zu begegnen. Siegismund vermied es, sich zu verraten, daher schritt er mit der würdigen Oberin weiter und verabschiedete sich an der Klosterpforte mit dem Wunsche, in den stillen Räumen bald wieder Eintritt nehmen zu dürfen. Ihm, dem gnädigen Herrn, dessen geistliche Lebensbahn schon halb und halb eröffnet war, konnte der Wunsch nicht versagt werden.



Siegismund wiederholte seine Besuche im Kloster. Mit Zustimmung der Abtissin und meist in ihrer Gegenwart unterhielt er sich oft mit älteren und jüngeren Schwestern, doch alles dies hatte für ihn keinen Reiz; sein glühendes Verlangen drängte ihn zu Adelheid hin. Anfangs begegneten beide sich nur flüchtig, obgleich der Funke, welcher ihr Innerstes getroffen hatte, schon als mächtige Flamme aufloderte. Als es aber einst dem Siegismund gelang, mit Adelheid allein zu sein, als der schöne Jüngling der herrlichen Jungfrau unbewacht seine feurigen Empfindungen zu erkennen gab, als seine Hand die ihrige ergriff und er sie im Sturme seiner Gefühle an sich zog, da erzitterte die Nonne im Wonneschauer der ersten Liebe, da dachte sie weder des Ortes, wo sie war, noch ihres getanen Gelübdes, und aus ihren Augen leuchtete das Geständnis, das über die Lippen einer keuschen Himmelsbraut, die der Welt für immer entsagte, nicht gehen durfte.

Knisternde Tritte ließen sich im Klostergange vernehmen. Man kommt! rief Adelheid und trat erst hocherrötend, dann fast erbleichend einige Schritte zurück. Siegismund sammelte sich schnell und begrüßte mit jugendlicher Gewandtheit die herzugetretene Abtissin. Diese mochte vorzüglich in den Mienen der Adelheid eine ungewöhnliche Erregung erkennen, daher sie ihr ein Zeichen gab, sich zu entfernen; nachdem dies aber geschehen war, wendete sie sich mit großer Artigkeit an Siegismund, hieß ihn als ihren gnädigen Herrn in ihrem armen Kloster willkommen und sprach sogar ihre Freude und ihren Dank für sein fürstliches Wohlwollen, bewiesen durch sein öfteres Erscheinen, unumwunden aus.

Siegismund fand sich später im Kloster noch öfter ein, sprach oft mit der Priorin und einzelnen Nonnen, wurde stets mit gleicher Zuverlässigkeit und Ehrerbietung behandelt, konnte jedoch, trotz der verschiedenartigsten Versuche, es nicht ermöglichen, den Gegenstand seiner Sehnsucht zu sehen und zu sprechen, denn Adelheid von Lohma wurde von ihm fern gehalten und war streng bedeuget worden, dem fürstlichen Herrn stets auszuweichen und jede weitere Begegnung mit ihm als strafwürdiges Benehmen anzusehen.

Die arme Adelheid, überall mit Argusaugen bewacht, verlebte nun Tage der Wehmut und der Trauer. In ihrem Herzen regte sich die Sehnsucht nach der lieben Außenwelt, aus welcher sie wider

Willen hinweggerissen worden war, und doch sah sie sich durch ein Gelübde gefesselt, das ihr alle Hoffnungsblumen eines heiteren, glücklichen Jugendlebens für immer geknickt hatte. Dieser Zustand versetzte sie in einen Kampf mit ihrem eigenen Inneren, der um so gefährlicher wurde, je weniger die lebensfrohe Jungfrau im Stande war, sich einer teilnehmenden Seele vertrauensvoll mitteilen zu können. Zu ihren Ohren drangen nur die ernstesten Ermahnungen ihrer Tante Priorin, sowie die selbstbeschaulichen Andachtsübungen der Schwestern, aber ein Wort für den eigentümlichen Zustand ihres Herzens, ein Trost für ihr Seelenleid in ihrer Abgeschiedenheit blieb ihr gänzlich versagt. —

Siegismund hatte noch oft eine Zusammenkunft mit Adelheid erstrebt, aber stets vergeblich. Was ihm, dem Fürsten und Herrn, nicht gelang, das glaubte er als Geistlicher erreichen zu können. Er wendete sich darum an den Merseburger Bischof Johannes von Bose und bat diesen um die priesterliche Weihe. Einen Wunsch der Art wollte der Bischof dem Herzog nicht versagen, und so empfing Siegismund die Priesterwürde und mit ihr das Recht, ungehindert in die Klöster eintreten zu dürfen.

Der junge fürstliche Priester begab sich nach seiner Weihung wieder nach Weida, von wo aus er nun unangemeldet das Kloster Mildensfurth betrat. Da er dem geistlichen Stande angehörte, so glaubte die Abtissin nicht mehr verpflichtet zu sein, jeden seiner Schritte aufmerksam zu bewachen, und daher kam es, daß Siegismund recht oft im Kloster sich aufhielt und besonders bei der Nonne Adelheid lange verweilte. Beide waren im innigsten Einverständnisse; sie gestanden sich nun offen, was ihre Herzen bewegte und verlebten in der sonst so einsamen Zelle die seligsten Stunden. Je öfter der Priester bei der Nonne sich einfand, desto sorgloser wurden beide, desto mächtiger fühlten sie sich aber auch von der Allgewalt ihrer jugendlichen Neigung ergriffen. Die Abtissin ward gar bald gewahr, daß der Fürst selbst unter dem Priestergewande seiner Liebe zu Adelheid nicht entsagen konnte; sie bedachte auch, daß er für den Fall, daß die Nonne ihres Klostergelübdes entbunden werden möchte, vermöge seines fürstlichen Ranges die Tochter des Ritters von Lohma nicht die seine nennen durfte, und darum beschloß sie, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen über die ganze Angelegenheit Kunde zu geben. Friedrich ließ an Siegismund sofort dring-



ende Ermahnungen zu einem würdigeren Verhalten ergehen, doch fruchteten dieselben nur wenig; da aber bei der Nichtbeachtung der wohlgemeinten Erinnerungen die fürstliche Ehre gleich der Priesterwürde verletzt ward, so wurden strengere Maßregeln angeordnet. — Im Jahre 1463 ging Siegismund, aus dem Kloster zurückkehrend, der Stadt Weida zu, da überfielen ihn einige Ritter und nötigten ihn nach dem Willen seines fürstlichen Bruders seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen und sich ungesäumt nach Freiburg an der Unstrut zu wenden. Siegismund gab nach und lebte etwa zwei Jahre auf dem Freiburger Schlosse in Gesellschaft von sechs Rittern, die ihm als Wächter beigegeben wurden. Adelheid von Lohma war nun allein mit ihrer Liebe und ihrem Leid. Ob Siegismund sie wieder sah, ob sie nun im Kloster gerade am besten aufgehoben war, ob sie noch lange lebte oder bald den Frieden im Grabe fand, darüber ist nichts Gewisses zu sagen.

Siegismund's Haft war nur kurze Zeit beengender Natur. Die Ritter gestatteten ihm mit jedem Tage freiere Bewegung, und schon im Jahre 1493 erschien vor ihm ein Ehrenbote seines Bruders, des Kurfürsten, mit der Meldung, daß er, der Gefangene, vollständig frei sein solle und von dem Domkapitel zu Würzburg zum Domherrn allda ernannt worden sei. Bald reiste Siegismund in Gesellschaft seines Bruders Friedrich an den Ort seiner Bestimmung ab, wo er im Jahre 1440 das Bistum überkam und somit zum Nachfolger eines der angesehensten geistlichen Fürsten Deutschlands bestimmt wurde.

Während Friedrich der Sanftmütige die Befreiung und Erhebung Siegismund's vorbereitete, war er glücklich, als treuer Beistand des edlen Königs Albrecht II., den Hussiten zwischen Brix und Bilin am 23. September 1438 ein Treffen zu liefern, in welchem er einen herrlichen Sieg erfocht und die Macht der schrecklichen Feinde dermaßen brach, daß sie die Lust verloren, ihre länderverwüstenden Züge fortzusetzen.

Siegismund entfernte sich durch sein Verhalten von dem Musterbilde seines kurfürstlichen Bruders mit jedem Jahre mehr und mehr. In seinem Jünglingsalter gegen das Urteil der Welt schon ziemlich gleichgültig, gab er sich später dem Hange zu einem verschwenderischen, unordentlichen Leben ärger hin. Einzelne Domherrn, die streng auf gute

Sitte hielten, verließen seine Partei, und nur der mächtigen, hervorragenden Stellung seiner Brüder hatte er es zu verdanken, daß er den bischöflichen Stuhl zu Würzburg einnehmen durfte. Trotz der Ermahnungen des sanftmütigen Friedrich blieb Siegismund bei seiner lockeren Lebensweise, daher die Domkapitularen oft mit Mißbehagen seiner gedachten.

Nur kurze Zeit bekleidete Siegismund seine hohe geistliche Würde. Der Verlust derselben wurde schon dadurch vorbereitet, daß auf der Kirchenversammlung zu Basel der Papst Eugen IV. abgesetzt und statt seiner Felix V. als Kirchenoberhaupt angenommen wurde. Eugen IV. wollte seine Entsetzung nicht dulden, er berief darum eine Kirchenversammlung nach Ferrara und brachte dort, in Verbindung mit fünf Erzbischöfen, achtzehn Bischöfen und zehn Aebten, die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu stande.

Die deutschen Fürsten waren mit dem Beschlusse des Baseler Konzils durchaus nicht einverstanden. Der abgesetzte Eugen behielt noch mächtigen Einfluß, und der neugewählte Felix stand auf sehr schwachen Füßen. Beide Päpste schickten Abgeordnete nach Würzburg, um dort ihre Anrechte an den Papstthron zu verteidigen und ihre Stellung Deutschland und seinen Fürsten gegenüber sichern zu lassen. Die päpstlichen Legaten benahmen sich aber sehr ungeschickt, denn sie griffen sich auf's Heftigste an, halfen sich mit Schmähungen aller Art und machten durch ihr unwürdiges Begegnen auf die Würzburger Domherren einen sehr üblen Eindruck.

Das ganze Domkapitel blieb dem Papst Eugen zugetan; mit ihm hielten es auch die sächsischen Fürsten Friedrich und Wilhelm. Nur Siegismund fiel auf einen anderen Gedanken. Er hatte den neuen Papst Felix entstehen sehen und war unbedacht genug, diesen um die Bestätigung seiner bischöflichen Würde anzufragen. Dies war ein Staatsfehler. Felix, selbst noch auf schwankendem Boden, war natürlich sogleich bereit, die gewünschte Bestätigung auszusprechen, denn er hoffte, sich dadurch einen mächtigen Freund zu erkaufen.

Siegismund ahnte kaum, was ihm bevorstand. Seiner Meinung nach war er nun vollkommen legal bestätigt, darum eilte er nach Würzburg, um sich huldigen zu lassen. Hier wollte man ihn nicht einmal in die Stadt einlassen, besann sich aber noch



eines anderen und empfing den Bischof als — Domherrn. Siegismund fühlte sich dadurch schwer verletzt und geriet mit dem Domkapitel in die ärgerlichsten Streitigkeiten, die zuletzt in wirkliche Befehdungen ausarteten. Bei solchen Wirren konnte es nicht fehlen, daß man über Siegismund's ungebundenes Leben mit der unerbittlichsten Strenge richtete und daß man ihm aus Widerwillen und Aerger mehr Untugenden andichtete, als er wirklich besaß. Die Erbitterung wuchs. Schon waren die Domkapitularen zu dem Entschlusse gekommen, ihr Stift dem deutschen Orden zu übergeben, da trat unter ihnen der Probst Gregor von Heimburg auf und schilderte mit beredtem Munde die Gefahren, welche die Abtretung des Stifts und die Steigerung des Streites mit Siegismund im Gefolge haben werde. Dies führte die Domherrn zu neuen Berathschlagungen, deren Ergebnis darin bestand, daß man den Bischof Siegismund vor der Hand seines Amtes entsetze und eine Interimsregierung errichten wolle.

Siegismund erfuhr dies. Er war gerade zum Osterfeste, an welchem er im feierlichen Ornate Hochamt hielt. Der Augenblick war ihm günstig, denn im Dome standen die Andächtigen versammelt, die ihm zum größten Teil mit Liebe anhängen. Er wußte wohl, daß er, der manchen Armen geholfen und gegen jedermann mild und freundlich gewesen war, vieler Herzen für sich hatte. In seiner feierlichen Rede berührte er bald die unangenehmen Händel, in welche er sich versetzt sah, und er sprach so bewegt, so väterlich herzlich zu dem Volke, daß dieses fast ohne Ausnahme Partei für ihn ergriff. Als er aus dem Dome trat, näherten sich ihm an der großen Pforte mehrere Domherrn, machten ihm Vorhalt wegen seiner allerdings sehr eindrucksvollen Rede und ergingen sich in heftigen Auslassungen. Einige aus dem Volke bemerkten dies und glaubten, man wolle sich Siegismund's bemächtigen.

Der Bischof soll gefangen werden! hieß es unter der Menge, die ohnehin schon in einer gewissen Aufregung den Dom verlassen hatte. Die Stimmen wurden lauter, und durch das verworrene Gerede auf dem Domplatze erscholl der Ruf: Zu den Waffen!

Zu den Waffen! schrieten bald Hunderte von bischöflichen Anhängern. Der Lärm wuchs mit jeder Minute. Die Sturmglocken ertönten, und alles drängte sich nach der Pforte des Domes, nach wel-

chem sich die Domherrn in Angst und Bangen flüchteten.

Gewiß wäre die Sache für das Kapitel sehr übel abgelaufen, hätte Siegismund die Volkstimmung zu seinen Gunsten benutzen wollen. Dies verschmähte er aber; er trat vielmehr mit Ruhe und Würde dem Volke entgegen, sprach zu demselben in veröhnlichen Worten und brachte es dahin, daß die aufgeregte Menge sich zurückzog. So wurde die Ordnung wieder hergestellt.

Doch die Domherrn verharrten in ihrer Gehässigkeit, welche eine Wiedervereinigung der Parteien geradezu unmöglich machte. Siegismund wurde von ihnen kaum noch beachtet, ja sie riefen sogar den Weihbischof aus Mainz nach Würzburg und baten ihn, ihre Angelegenheiten zu leiten. — Dies war zu viel für Siegismund; im Aerger über die unaufhörlichen Anfeindungen ließ er den Mainzer Bischof auf einem Spazierritte einfangen und nach Kissingen in Haft bringen. Der Gewaltstreich mißlang aber gänzlich, denn nun wendeten sich die Bürger Würzburgs, die Siegismund wegen seines würdevollen, ehrenwerten Verhaltens gegen seine Widersacher bisher in Schutz genommen hatten, ebenfalls gegen ihn; die Bürger fielen von ihm ab und ließen es ruhig zu, daß die Domherrn ihren Bischof Siegismund — aus der Stadt vertrieben.

Das Domkapitel zu Würzburg berichtete die ganze Angelegenheit an den Kaiser Friedrich III., welcher in Frankfurt Reichstag hielt. Hier kam die Sache zur Entscheidung; man beschloß am 14. August 1442: Bischof Siegismund verläßt seinen Sitz zu Würzburg für immer, erhält dort eine geeignete Privatwohnung, bekommt vom Kapitel 15,000 Silbergroschen zu seinem Unterhalte und empfängt den Titel eines Bischofs von Alexandrien.

Papst Eugen IV. gab zu dem Beschlusse seine Genehmigung. Siegismund trat in das Privatleben zurück. Ihm folgte als Regent des Bistums der Domherr Gottfried Schenk aus Limburg.

Nach der Absetzung Siegismund's gingen die geistlichen Herren in Würzburg in ihrem gehässigen Verfolgungseifer so weit, daß sie beschloßen, ihm nicht einmal die bedungene Summe zu seinem Unterhalte zu zahlen. So weit wollten es aber seine Brüder doch nicht kommen lassen, ungeachtet sie mit seinem sonstigen Verhalten unzufrieden waren; Friedrich und Wilhelm rüsteten sich vielmehr und zogen nach Würzburg, um für den ehemaligen Bi-



schof zu fordern, was der Reichstag ihm bestimmt hatte. Die Würzburger hatten dies vorausgesehen und deshalb sich kurz vorher mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg verbunden. Als nun die Sachsen anrückten, kamen auch die Brandenburger zur Unterstützung des Würzburger Heeres herbei und der Kampf begann; „doch,“ sagt ein alter Geschichtschreiber, „nach einem kleinen Treffen wollten die beiden Brüder sich nicht ferner um die Bischofsmütze zerrren, und führten ihren Bruder mit sich nach Meissen“.

Friedrich der Sanftmütige gab dem Siegismond einen kleinen Hofstaat und wies ihm das Schloß Scharfenstein zur Wohnung an. — Dem weltlichen Leben wieder zugeführt, trachtete der frühere Bischof wieder nach Länderbesitz; er ver-

band sich sogar mit dem Meißener Burggrafen, sowie mit böhmischen Edelleuten zu einem Komplott gegen seine Brüder und wurde, als seine Pläne zur Kenntnis seiner Brüder kamen, als Gefangener nach dem Schlosse Rochlitz gebracht. Hier starb er, 47 Jahre alt, am 24. Dezbr. 1463 an der Wassersucht. Er liegt im Dome zu Meissen begraben.

Vielfach mag Siegismond bei seiner lockeren Lebensweise und bei den Sitten seiner Zeit gefehlt haben, doch sprechen auch gewisse Züge seines Charakters zu seinen Gunsten. Die Geistlichkeit, welche damals die Wissenschaft zu repräsentieren hatte und meist mit eigener Feder die Seiten der vaterländischen Geschichte füllten half, hat in der Feindschaft gegen Siegismond über denselben sicher kein allzumildes Urteil gefällt.

## Aus dem Silberschatze der Leipziger Schützengilde.

In dem Februarhefte »Unserer Heimat« veröffentlichten wir aus der Feder des Herrn Dr. Clemens Pfau einen Artikel über den Silberschatz der Rochlitzer Schützengilde, in welchem wiederholt auf den Schatz der Leipziger Gilde Bezug genommen wird. Zur Ergänzung der Darstellung Pfau's geben wir daher heute ein paar ähnliche Stücke aus dem Schatze der Leipziger Schützengilde im Bilde\*) wieder, indem wir betreffs der Schilderung auf die eingehende Beschreibung Gurlitts im

17. Heft der »Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen« (Seite 424 u. ff) hinweisen.

Das 1. Bild stellt das sogenannte Pacem dar, ein in Silber getriebenes, teilweise vergoldetes Schild, aus dem Jahre 1591; 17 cm Durchmesser. Oben ist das Stadtwappen angebracht, darunter 2 Falkonette; auf dem Laufe ein Wappen mit dem Löwen und eines mit dem Balken Leipzigs. Am Schilde hängt



Fig. 1.

\*) Die Cléhés hat das Kgl. Ministerium des Innern uns zum Abdruck gütigst zur Verfügung gestellt.



Fig. 2.



ein silberner Anhänger in Gestalt einer Handbüchse, 81,3 cm lang.

Fig. 2.: ein silberner, vergoldeter Anhänger, 10 cm hoch und 7,3 cm breit; v. J. 1614. Dargestellt ist auf ihm das Vogelschiessen, zwei Schützen stehen vor der Vogelstange, der eine mit angelegter Armbrust. Der Vogel selbst fehlt.



Fig. 2.

Unten steht die Inschrift: KASPAR MILLER, und ein Kaspar Müller war 1627 Hauptmann der Armbrustschützen. Auf der Rückseite des Anhängers ist ein Vers eingraviert:

Allein bei Gott  
Ist Hülf und Rat  
Und wen es soll glücken  
Kans allein schicken  
Drüm was Gott will  
Soll sein mein Zhill.  
Casparus Müllerr.  
Anno 1614.

Fig. 3.: ebenfalls ein silberner, vergoldeter An-

hänger, v. J. 1615. Der durchbrochene Rand umfasst ein Medaillon, auf dessen oberer Seite ein 2 cm hoher, Gitarre schlagender Amor befestigt ist. Die Umschrift lautet: Hans Helmer anno 1615. Im Innern des Medaillons: ein silberner Amor, 3 cm hoch, auf der Weltkugel stehend und Pfeile schießend.

Fig. 4.: ein silberner Anhänger, 13 cm hoch und 11,5 cm breit, v. J. 1662. Um das ovale Mittelfeld ein breiter Rand, auf den ein durchbrochenes, getriebenes, aus Blumen gebildetes Ornament aufgelegt ist.

Auf dem inneren Felde ist ein Blumentopf graviert, den ein aus Wolken niederreichender Arm begießt. Das Band trägt die Inschrift: Ferendum et sperandum. Das Mittelfeld lässt sich aufklappen; Darinnen steht:

Johann Ernst Bose  
ward König den 10. Junii  
Im Jahre 1662.



Fig. 4.

Lass Himmel diese Stadt  
stets in guten Frieden blühen,  
wass uns sonst gekränckt hat  
heiss aus vnsern Gräntze ziehen  
Lass auch ohne Leid betrüben  
offte dieses schiessen üben.

Fig.: ein silberner Anhänger, 19 cm hoch und 11 cm breit, v. J. 1663. Das in Silber getriebene Wappen,

dass von 3 Faunen gehalten wird, ist das der Becker von Rosenfeldt. Das ovale Wappenschild lässt sich aufklappen; im Innern befindet sich eine ausgezeichnete Miniature in Oel, das Bildnis des Schenkgebers. Auf der Rückseite des Wappenschildes steht die Inschrift:

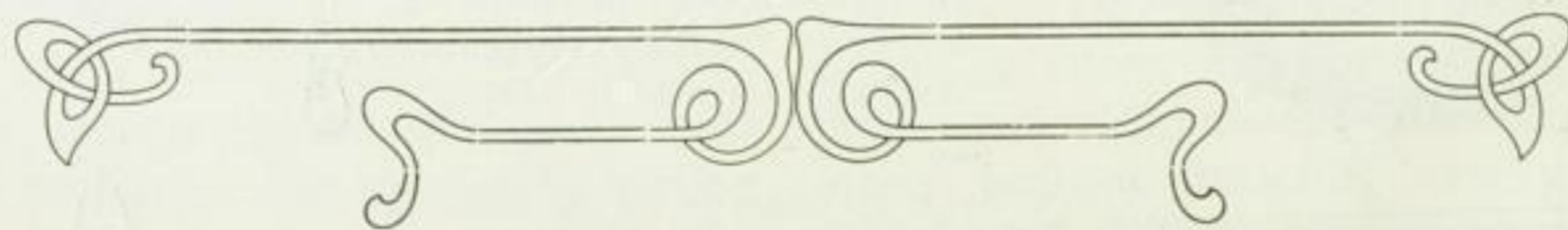
Heinrich Becker  
von Rosenfeldt  
Erb Herr auf Nitschwitz  
hat den Vogel abgeschos-



Fig. 3.

sen Anno 1663  
den 21. Augusti.

Der Silberschatz der Leipziger Schützengilde ist (nach der Aufzählung Gurlitts) überaus reich. Auch er schreibt sich, wie der Rochlitzer Silberschatz, aus dem uralten Brauche her, dass der Schützenkönig ein silbernes Schild, Anhänger u. a. zum Königsschmucke lieferte. Solche Silberschätze finden sich wahrscheinlich im Besitze der meisten Schützengilden. Sie sind wichtige Zeugen einer älteren Kultur-epoche und haben als Beweisstücke einer früheren Kunsttechnik Anspruch auf besondere Beachtung. Wir werden daher noch öfter Gelegenheit nehmen, solche Silberschätze hier in Bild und Wort zu behandeln.





## Die kirchliche Entwicklung in den Schönburgischen Reccessherrschaften bis zur Reformation.\*)

Hugo Golditz, Lichtenstein.

**N**ach der Unterwerfung der heidnischen Sorben, die unter Karl dem Großen begann und von Heinrich I. vollendet wurde, folgten den Kriegern auch Priester in unsere Gegend.

937 gründete Otto I. die Klöster St. Peter und St. Moritz zu Magdeburg und 960 das Erzbistum Magdeburg. Unter den christlichen Sendboten, die nun nach Osten vordrangen, zeichnete sich der Priester Bozo ganz besonders aus und veranlaßte, nachdem er Bischof von Naumburg geworden, eine größere Einwanderung christlicher Ansiedler in die Mark Meißen.

Unter dessen waren die Bistümer Merseburg, Zeitz und 965 auch Meißen geschaffen worden, dessen Grenze im Westen nördlich die Mulde, südlich die Chemnitz bildeten. Der nördliche Teil unserer Gegend verblieb bei dem älteren Bistum Zeitz, das 1029 nach Naumburg verlegt wurde, und bildete den Decanatus trans Moldam, in dem nach und nach verschiedene Kirchen erbaut wurden, so die zu Meerane i. J. 1005, zu Glauchau 1104, Zwickau 1110.

Zwischen 1120 und 1130 sollen ferner von Wiprecht von Groitzsch Benediktinermönche nach Oberlungwitz (von Ion-Linde; Lindenaue) gesandt worden sein, die die Sorben mit Gewalt zum Christentum bekehrten und dort einen dem heiligen Martin geweihten Altar gründeten.

So entstanden nach und nach einzelne Sedes, denen die Gemeinden der Umgegend unterstellt waren. Als nach Naumburg zinspflichtig werden im Jahre 1320 aufgeführt: Auerbach b. Zwickau, Aue, Bernsdorf, Beutha, Beiersfeld, Glauchau, Gersdorf, Grünhain, Härtensdorf, (Hertmersdorf), Hartenstein, Klosterlein, Lobsdorf (Lodewigsdorf), Lichtenstein, Lugau (Lugf), Niederlungwitz (St. Peter zur Luntwitz), St. Egidien (St. Algen),

Lößnitz, St. Micheln, Mittweida b. Schwarzenberg, Tirschheim, Thierfeld (Terfeld), Wernsdorf, Zwönitz, ohne Abgaben noch Köditz, Crottendorf, Elterlein. Diese Kirchen gehörten den Sedes Glauchau, Lichtenstein, Hartenstein an, die bis zur Reformation dem Erzbistum Naumburg direkt unterstellt blieben. Vielfach wird behauptet (Kirchengalerie, Dessfeld u. s. w.), daß der ganze Sprengel dem Dekan von Lichtenstein unterstellt gewesen sei, doch beruht die Annahme auf einem Irrtum, wie neuerdings von Herrn P. Lic. Dr. Bönhoff im Neuen Sächs. Archiv 1903 nachgewiesen worden ist.

Die Sedes Waldenburg umfaßte unter einem Archidiaconen 11 Kirchen (Waldenburg, Altstadt-Waldenburg, Langenchursdorf, Callenberg, Kaufungen, Bräunsdorf, Niederfrohna, Limbach, Oder- und Niederwinkel und Oberlungwitz) und gehörte zum Bistum Meißen. 1144 wurde vom Kaiser Konrad III. das Kloster Remse (cella remissa, das verborgene Kloster) für Nonnen des Benediktinerordens gegründet, dessen Schutzvögte die Herren von Waldenburg waren. Da die Umgegend zum guten Teil noch unbebaut war, erhielt das Kloster, um den Mönchen die nötigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, das Dorf Weidensdorf (Weydemannsdorf), später einen Teil der Herrschaft Meerane mit Kleinchursdorf, Neufkirchen, Oberwinkel, Ebersbach, Tertelshain und Remse.

Im Jahre 1386 wurde Veit I. von Schönburg Herr von Waldenburg und verlangte für den zu gewährenden Schutz von den Klosterdörfern eine Abgabe. Weil ihm diese verweigert wurde, brannte er Weidensdorf nieder, raubte die Herden und führte die Bewohner gefangen nach Waldenburg. Nach einem langen Prozesse sprach der Dekan Hermann von Erfurt als päpstlicher Kommissar über Veit und 18 Genossen das Interdikt aus, wonach diese von jedem Gottesdienst, vom heiligen

\*) Benutzt wurden: Sachsens Kirchengalerie (1845); Lepsius, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg; Posse, das Markgrafentum Meißen; Seyffarth, Entwicklung der kirchlichen Zustände im Schönburgischen; Schönburgische Geschichtsblätter Band I—VI und noch sonst aufgefundenere verstreute Nachrichten.



Abendmahl und kirchlichen Begräbnisse ausgeschlossen waren. Unter dem Geläute der Glocken und bei angezündeten Kerzen wurde dieser Urteilspruch in allen Kirchen des Umkreises bekannt gegeben. Zeit beeilte sich nun, Frieden zu schließen, und verpflichtete sich am 20. April 1390, das Kloster forthin unangefochten zu lassen.

Später räumte man aber doch den Herren von Schönburg das Recht ein, auf den Fluren des Klosters zu jagen und von 12 Klosterdörfern Frondienste und eine jährliche Abgabe zu verlangen. Diese 12 Dörfer werden damals genannt: Wendemannstorff, Gurstorff, Kertz, Newwenkirchin, Wigkerstorff, Swawen, Wingkel, Eberszbach, Grunbach, Reichenbach, Tyrßheim, Etzelsheim (Dertelshain).

1488 entspann sich wieder ein Streit zwischen dem Kloster und den Herren von Schönburg, der damit endete, daß das Kloster als unmittelbares Reichslehen sich seinen Schutzherrn selbst wählen durfte. Die vier Dörfer Schwaben, Wickersdorf, Tirschheim und Reichenbach trat das Kloster an die Herren von Schönburg ab, erwarb aber dafür von Hans von Hagenest Tettau, Wünschendorf, Oberdorf und Harthau.

Das Glaubensleben der Gemeinden wurde je später, je mehr ein seichtereres, der seine Befriedigung lediglich in Erfüllung der zahlreichen äußerlichen Vorschriften fand, die andernseits nur die Macht der Kirche über das Volk stärken, den papistischen Geistlichen und Mönchen aber ein schwelgerisches Leben gestatten sollten.

Lange vor der Reformation war daher im Volke die Sehnsucht erwacht, vom Papst und den Mönchen frei zu werden. 1462 schon wurden in Glauchau viele Leute mit Gefängnis und harter Qual belegt, weil man sie als irrig in Glaubenssachen ansah. „Doch konnte man nichts weiter auf sie bringen, als daß sie es mehr mit den Hussiten als mit den Mönchen hielten.“ Wenn auch Johann Teigel, vom Bischof von Meißen aus Annaberg ausgewiesen, noch im Jahre 1510 ins Schönburgische kommen durfte, in Glauchau sogar unter dem Geläute der Glocken, mit Kränzen und brennenden Kerzen empfangen wurde und „der Verkauf von Ablassbriefen flott von statten ging“, so sprach doch Luther ganz aus dem Herzen des größeren Teils des Volkes, als er gegen die Irrlehren der katholischen Kirchen und gegen das zügellose, leichtfertige Leben ihrer Vertreter auftrat.

Darum tat auch Papst Leo X. alles, um Luthers Lehre zu unterdrücken, und suchte in dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen durch Uebersendung der goldenen Rose einen Bundesgenossen zu gewinnen. In einem Briefe vom 24. Okt. 1518 schreibt er deshalb an Eusebius, Herrn von Venig: „Es ist uns nicht unbekannt, wie hoch Ew. Gnaden, und das verdienstermaßen, bei diesem Fürsten in Gunsten steht und wieviel er auf deinen gesunden und klugen Rat gibt; darum ermahnen wir dich dringend und mit väterlichem Verlangen, daß du bei deiner uns und dem heiligen Stuhle schuldigen Ehrerbietung und Gehorsam wohl bedenken magst, welche einer Ehre, welche einer Gabe wir diesen Fürsten wert halten, weiter bedenken magst, wie abscheulich und grenzenlos die Unbesonnenheit dieses einzigen Satans-Sohnes Bruder Martin Luther ist, die ja auch nach berüchtigster Glaubensirrung schmeckt und die selbst eines so großen Fürsten glänzenden Namen völlig zu verdunkeln imstande ist. Drum höre darüber unsern Nuntius Karl (Miltiz!), was er mit seinem klaren Verstande und seiner Ueberredungskunst diesem Fürsten sagen will, daß dadurch in rechter Weise für uns und des heiligen Stuhles Ansehen und zugleich für des Fürsten Ehre kluge Vorsorge getroffen und genannten Martinus Unbedachtsamkeit unterdrückt und dieser ganz ungeheuerer Irrtum, der in dem meist allzu leichtgläubigen Volke ausgesäet wird, wenn du vor allem für deine Person dich der Angelegenheit aufs eifrigste annimmst, durch deinen klugen Rat aus der Welt geschafft wird.“

Die erste Kunde von Luthers Lehre drang von Zwickau her durch den Mühlengrund in unsere Gegend. 1518 predigte bereits Myconius in Zwickau, und besonders der dortige Bürgermeister Mühlport, der Stadtschreiber Roth und Pfarrer Hausmann bahnten der Reformation den Weg. Sicher waren auf dem Markte in Zwickau auch viele andächtige Zuhörer aus Mülsen und den umliegenden Orten, als Luther im April 1522 dort die Herzen entzündete. Am Palmsonntag 1524 wurde in Zwickau die erste deutsche Predigt gehalten und das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht, 1525 das dortige Franziskanerkloster geschlossen, und 1529 wurde die Reformation in Ortmannsdorf eingeführt.

Schon seit längerer Zeit brachten die Zinspflichtigen auch dem Kloster Kempte nicht mehr



regelmäßig die Abgaben, sodaß dieses in Not und Schulden geriet. Deshalb schrieb Johann der Beständige am 15. Dez. 1528, da das Kloster unmittelbar in seinem Gebiete liege, sei es ihm keineswegs leidlich, die unchristlichen Mißbräuche mit Meßen und anderem länger zu dulden. Die Nonnen durften gegen eine Abfindungssumme das Kloster verlassen, und für die zurückbleibenden wurde ein lutherischer Prediger gesandt.

1533 wurde das Kloster ganz aufgehoben, und die daraus gebildete Domäne ging 1543 an Schönburg über.

Auf Luthers Vorschlag wurde von Altenburg aus im Dezember 1528 in vielen Orten eine Kirchen-

visitation vorgenommen, wodurch gewaltige Mißstände aufgedeckt wurden. Die Visitatoren Anarch von Wildenfels, Dietrich von Starschedel, Georg Spalatin und Anton Musa fanden, daß in manchen Orten, so in Ehrenhain und Oberwieja jahrelang weder gepredigt, noch das heilige Abendmahl gespendet worden war, andererseits verweigerte man den Geistlichen den Meßheller, den Kornzehent, das Zehntbrot, das Sprengbrot und andere Abgaben. Kein Wunder, daß Gleichgiltigkeit und religiöse Unwissenheit eingerissen waren. Nicht besser mag es auch im Schönburgischen, wohin sich die Visitation nicht erstreckte, ausgefallen haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom alten Rathaus der Stadt Leipzig.

**A**m 1. April des nächsten Jahres soll in Leipzig das neue Rathaus, das, wie bekannt, auf dem Grund und Boden der ehemaligen Pleißenburg erbaut worden ist, geweiht und seiner Bestimmung übergeben werden. So erhebt sich schon jetzt die Frage: Was soll aus dem alten Rathause am Marktplatz werden? Wird es weggerissen werden, oder wird es erhalten bleiben? Das ist

eine Frage, die nicht bloß den Leipziger, sondern alle aufs Lebhafteste interessiert, die sich einst längere Zeit oder auch nur vorübergehend in dem alten, lieben Leipzig aufgehalten haben. Wer hätte sich nicht an dem Anblicke des prächtigen, alten Rathauses erfreut, dieses herrlichen Renaissancenbaues mit seinem charakteristischen Turme, seinem hohen Satteldach und seinen Dachgiebeln? Es wäre wahrlich jammersehade, wenn dieser Pracht-



Das alte Leipziger Rathaus.



bau, dieser ehrwürdige Zeuge von Leipzigs Werden und Wachsen, dieses Meisterstück eines Hieronymus Lotter (1556), dem neuen Zeitgeiste zum Opfer fallen sollte! Der Marktplatz ohne dieses alte schöne Rathhaus — man könnte sich's gar nicht vorstellen! Sicherlich würde Leipzig, das schon so viele alte, hochinteressante und charaktervolle Bauwerke hat hergeben müssen, eine große Sehenswürdigkeit einbüßen. Darum vernehmen wir mit herzlicher Freude, was G. Wustmann in dem soeben erschienenen Hefte des Archivs für sächsische Geschichte (25. Band, 1. u. 2. Heft, S. 205) über die Zukunft des alten Rathhauses zu erzählen weiß. Er schreibt:

„Erfreulicherweise geht die Meinung der maßgebenden Kreise, die früher schwankte, neuerdings doch immermehr dahin, das Haus zu erhalten und im Äußeren, wie im Inneren möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt zu erneuern. Es wird sogar daran gedacht, den ehemaligen Laubengang, der sich einst an der Marktseite hinzog, und der im Laufe

des achtzehnten Jahrhunderts allmählich in die unschönen „Bühnengewölbe“ verwandelt wurde, wiederherzustellen. Die Innenräume aber sollen eine Verwendung finden, wie man sie sich wohl für dieses Haus, das den Mittelpunkt des alten Leipzigs bildet, nicht schöner und zweckentsprechender denken kann: während das Erdgeschoß natürlich, wie bisher, Kaufläden enthalten wird, soll das Hauptgeschoß die ältere, stadtgeschichtliche Abteilung des Ratharchives aufnehmen, die jetzt, sehr ungenügend, in den Souterrainräumen des städtischen Museums untergebracht ist, und das Dachgeschoß, das freilich einer durchgreifenden Erneuerung bedürfen wird, soll die nötigen Räumlichkeiten gewähren, um endlich auch in Leipzig ein stadtgeschichtliches Museum zu schaffen, als dessen Grundstock man die Sammlung zu gewinnen hofft, die der Verein für die Geschichte Leipzigs seit Jahrzehnten zusammengebracht hat, und die jetzt in dem alten Johannishospital ebenfalls höchst ungenügend untergebracht ist.“

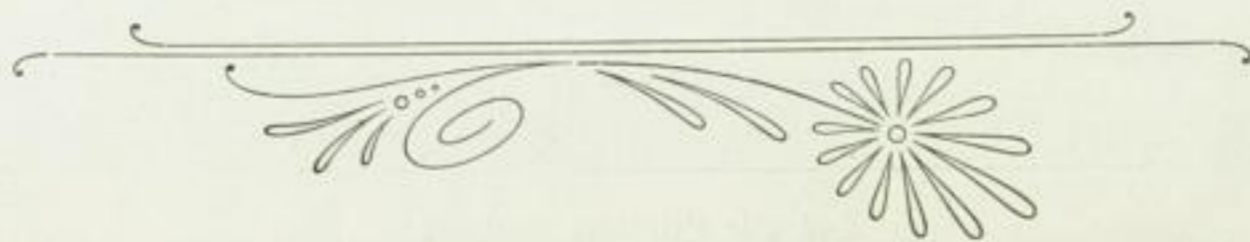


## Das Wohnhaus im erzgebirgischen Fachwerkstil.



Ein nachahmenswertes Beispiel auf dem Gebiete des Heimatschutzes gibt der Bezirksausschuß der Amtshauptmannschaft Annaberg. In einer kürzlich erlassenen Bekanntmachung hat er einen Preis von 300 Mk. für das beste, im Bezirk der Amtshauptmannschaft neugebaute Wohnhaus im erzgebirgischen Fachwerkstil ausgesetzt. Zur Bewerbung sind in die engere Wahl bis zum 1. Oktober alle Häuser zugelassen, die bis dahin die baupolizeiliche Genehmigung erlangt haben. Das Vorgehen des Bezirksausschusses dürfte bei allen Freunden heimischer Sitte und heimischen Wesens freudigste Zustimmung finden. Ist es doch gewissermaßen die letzte Stunde, in der die heimische Bauweise noch zu retten ist, wenn sie nicht dem alles nivellierenden Möglichkeits-

charakter unserer Zeit zum Opfer fallen soll. Wieviel gemütliche Landhäuser haben in unseren Dörfern schon einen nüchternen Neubau im kalten städtischen Stil zum Nachbar erhalten! Und dabei sieht dieser Nachbar im städtischen Kleide mit prozenhaftem Stolze auf die tadellose Symmetrie seiner Fenster und Türen und auf seinen dekorativen Aufputz an zementierten Fenstersimsen und verzinkten Pyramiden und Agaven, auf das alte Landhaus herab, das sich bescheiden hinter hohen Bäumen verbirgt. Wird der Niedergang der heimischen Bauweise noch zu retten sein oder ist es zu spät? Wir hoffen, daß es noch nicht zu spät ist, denn diese Hoffnung erwächst uns aus der Beobachtung, daß sich an allen Orten der Sinn für das Volkstümliche regt.







Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. No. 8.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Mai 1904.

## Der Wunderknabe.

Jubelnd ziehet durch die Gassen  
Ein gar wunderholdes Kind,  
Seiner Locken goldne Massen  
Zaußt der tolle Frühlingswind.  
Helle, liegesfrohe Augen  
Blicken auf im Sonnenschein,  
Tief in Himmelsbläue tauchen  
Diese Wundersterne ein.

Segnend breitet es die Hände,  
Weiße Blütenhände aus,  
Und das sonnige Gelände  
Wird zum Riesenblumenstrauch.  
Eilends folgte diesem Zeichen  
Rings das große Blumenheer,  
Selbst die stolzen Bäume neigen  
Ihre Häupter, blütenschwer.

Solche Wunderpracht zu preisen,  
Wirbelt jubelnd sich empor  
Unsre Terzete, Dankesweisen  
Tragend an des Himmels Tor.  
Wecht mit ihrem Jubelschalle  
Alle Sänger auf im Feld,  
Und es schmetter'n fröhlich alle  
Maientlieder in die Welt.

Zauber mächtig wirkt das Singen  
Dort im sonn'gen, grünen Hag,  
Fenster klirren, Riegel springen,  
Alle lockt der Maientag.  
Flinke, kleine Kinderfüße  
Hüpfen frohgemut herbei,  
Lachend schallen helle Grüße:  
Sei willkommen, goldner Mai!

Rosa Spilger.





# Eine Maiwanderung durch das Doll Bockautal nach Eibenstock.

Von D. Findeisen.

Schau! Der goldene Sonnenschein  
Lugt durch alle die Fensterlein,  
Suscht über Bücher und Hände.  
Milde Güte zieh'n durch das Land,  
Blumen sprießen an Baches Rand,  
Und Vögelein jubeln ohn' Ende!

**N**ein, nicht länger bezwinde ich's mehr!  
Maienzauber, wie bist du schön! Du  
hast mir's angetan! Mit geheimnis-  
voller Gewalt zieht's mich hinaus aus dem engen  
Raume ins stutende Morgenlicht, hinauf auf freie  
Bergeshöhe, hinein in rauschendes Waldesgrün,  
hinab ins stille Tal. —

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?

Goldne Träume, kommt ihr wieder? (Goethe.)

Ein lockendes Bild steigt in meiner Seele auf:  
E i b e n s t o c k mit seinem schmucken Gewande, durch-  
woben von dem Zauber köstlichen Friedens und  
traulicher Stille, umgeben von reizenden Höhen

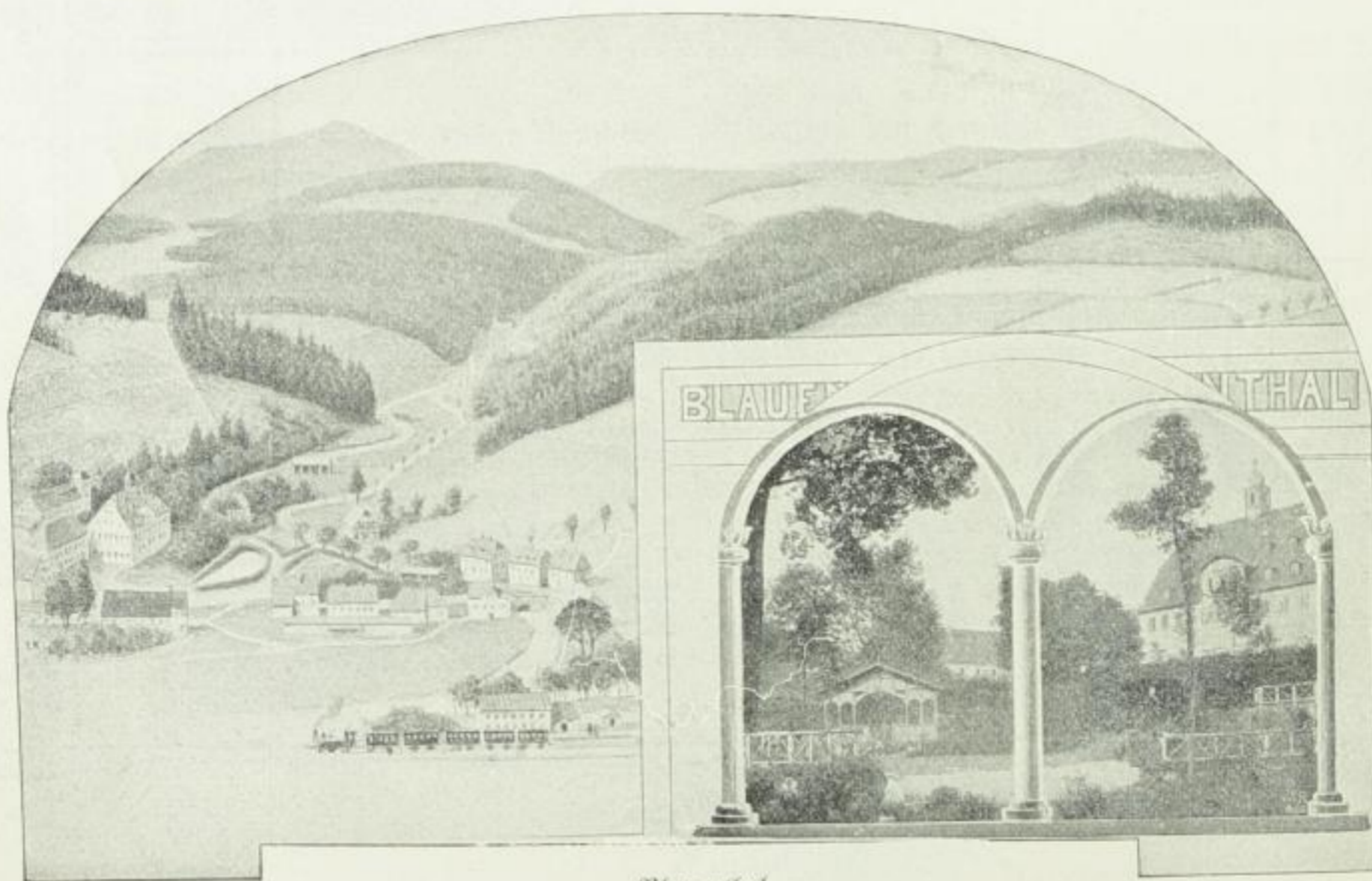
und herrlichen Waldungen, durchduftet von wür-  
zigem Tannenhauch! — Dorthin zieht mich's wieder  
mit Allgewalt.

Der Reiseplan ist schnell entworfen und ein  
froher Wandergesell gar bald gefunden. Das eberne  
Dampfroß entführt uns der dunstigen, rauchigen  
Stadt. Nach kurzer Fahrt grüßen uns die schö-  
nen Auer Höhen. Bald naht auch Blauenthal.  
Schnell und fröhlich entsteigen wir dem Zuge.

Tief atmet die Brust die reine, erquickende  
Luft. Das Auge schaut mit Wonne die herrliche  
Natur.

Wir spiegeln uns in den hellen, eilenden  
Fluten der Mulde, die daheim nur langsam die  
trüben Massen vorwärts wälzt, und geben ihr freund-  
liche Grüße mit.

B l a u e n t h a l ist ein romantisches Dörflein.  
Die wenigen Gebäude sind äußerst sauber und  
nett und erfreuen uns durch das bunte Fachwerk



Blauenthal.





Bockautal.

ihrer Mauern. Das Herrenhaus thront wie ein Schloß auf niedriger Anhöhe. Es ist ein altherwürdiger Bau und erinnert an die ehemaligen ruhigen Gestalten der vielbesungenen Hammer-schmiede. Gar anheimelnd und einladend ist der neue Gasthof mit dem schönen Konzertgarten. So verlockend schaute er uns an, daß wir kurze Rast hielten. Der neue Pächter (Richard Tittes) bot alles auf, uns zu befriedigen. Er zeigte uns die freundlichen Zimmer für Fremde und Sommerfrischler. Außerst wohltuend wirkte die einfache, schmucke Ausstattung und die peinliche Sauberkeit in Küche und Gasträumen. Blauenthal hat sicher eine Zukunft. Es ist aber auch eine idyllische Sommerfrische: ringsum Berge, überall prächtiger Wald und beschauliche Einsamkeit.

Den mit Recht gerühmten Blick vom steilen Zackensteig am Bahnhofe mußten wir uns leider versagen, da wir Wildenthal noch im Abendsonnenschein erreichen wollten. Auf unserer Wegfahrt durch das prächtige Bockautal erfreuten uns nicht nur die herrlichen Landschaftsbilder, sondern auch die frischen erzgebirgischen Gesichter mit den treuherzigen Augen und den heiteren Mienen. Alle boten uns freundliche Grüße.

Fröhlich fürbaß schreitend gelangten wir bald nach dem reizenden Zimmerjacher. Nur kurze Zeit konnten wir dem allerliebsten gelegenen, als Sommerfrische gern und viel besuchten Restaurant widmen; unser Ziel war ja doch Wildenthal. Entzückend ist die Wanderung durch den fahlen Grund mit dem geschwägigen Gebirgsbächlein, mit den hohen Bergwänden, deren waldiges Kleid bis zu unseren Füßen herabreicht, und mit den gewaltigen Felsstegeln in ihren wunderlichen Formen.

Anmutig Tal! Du immergrüner Hain!  
Mein Herz begrüßt Euch wieder auf das Beste;  
Entfaltet nun die schwerbehangnen Nester,  
Nehmt freundlich mich in Eurer Schatten ein,  
Erquickt von Euren Höh'n am Tag der Lieb und Lust  
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

(Goethe.)

Bald jangen wir, bald lockten wird das Echo, bald hallten fröhliche Tauchzer das enge Tal entlang. Unter Jubel und Freude zogen wir ein in Wildenthal, einer Sommerfrische von seltner Schönheit. Wir hatten schon manch liebliches Stück Erde gesehen, darin aber waren wir beide einig, daß dieser Ort unbestritten eine der aller schönsten Sommerfrischen ist im Sachsenlande und weit

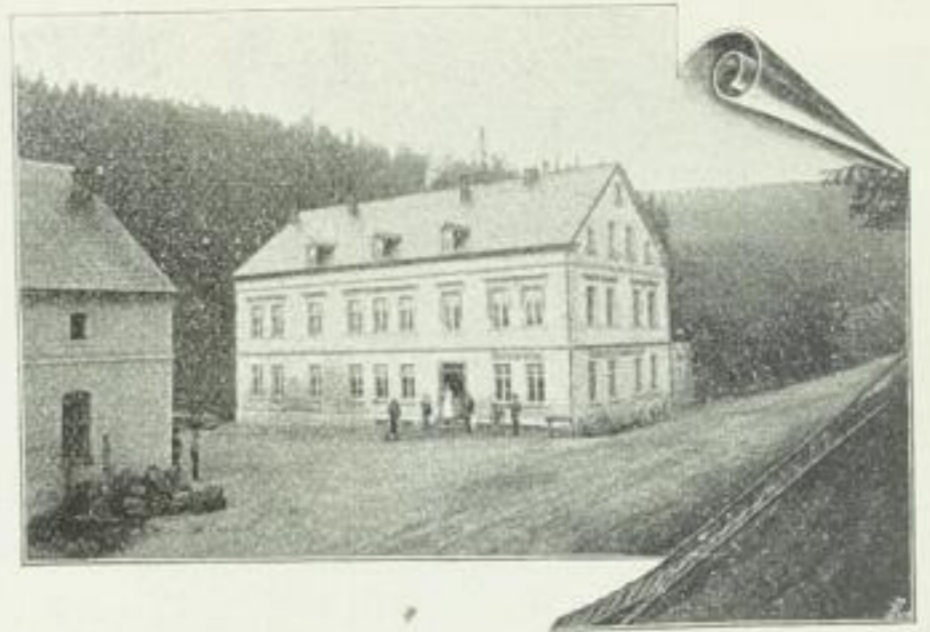


Zimmerjacher



darüber hinaus. Trotz der bedeutenden Höhenlage (732 m) liegt Wildenthal sehr geschützt. Fast 300 m hohe Talwände schließen es sorglich ein und hüten es vor rauhen Winden. Der Wald tritt dicht bis an die Häuser heran. Wegen dieser Vorzüge hat schon vor 30 Jahren der Leipziger Professor Dr. Delitsch weite Kreise auf diesen Ort aufmerksam gemacht.

Drei Gasthöfe und die Pension Reichsner im stattlichen Herrenhause, sowie einige Privatlogis bieten gutes Unterkommen. Die wenigen Wohnungen sind im Sommer regelmäßig besetzt. Fräulein



Restauration Zimmerfacher.

Als uns der Wald umging, erhob sich ein kräftiger Frühlingswind und rauschte mächtig durch die hohen Gipfel. Oft gestattete uns der Forst einen Blick in's Freie; je höher wir stiegen, desto weiter und herrlicher erschloß sich die Ferne, immer massiger wurden die Berge, immer mehr wuchs ihre Zahl.

Welche Freude! Wir erreichten einen breiten Fahrweg, rechts führte er abwärts nach Sauschwemme und Steinbach, und links — Glück auf! Du alter Gefell! Vor uns stand der Auersberg-turm. Jubelnd schwenkten wir die Hüte und sandten ihm ein schmetterndes „Holdrio“ entgegen.

Mutter Heidel, die 80jährige Turmmutter, begrüßte und bewirtete uns gar freundlich mit einem Schälchen „Kaffee“.

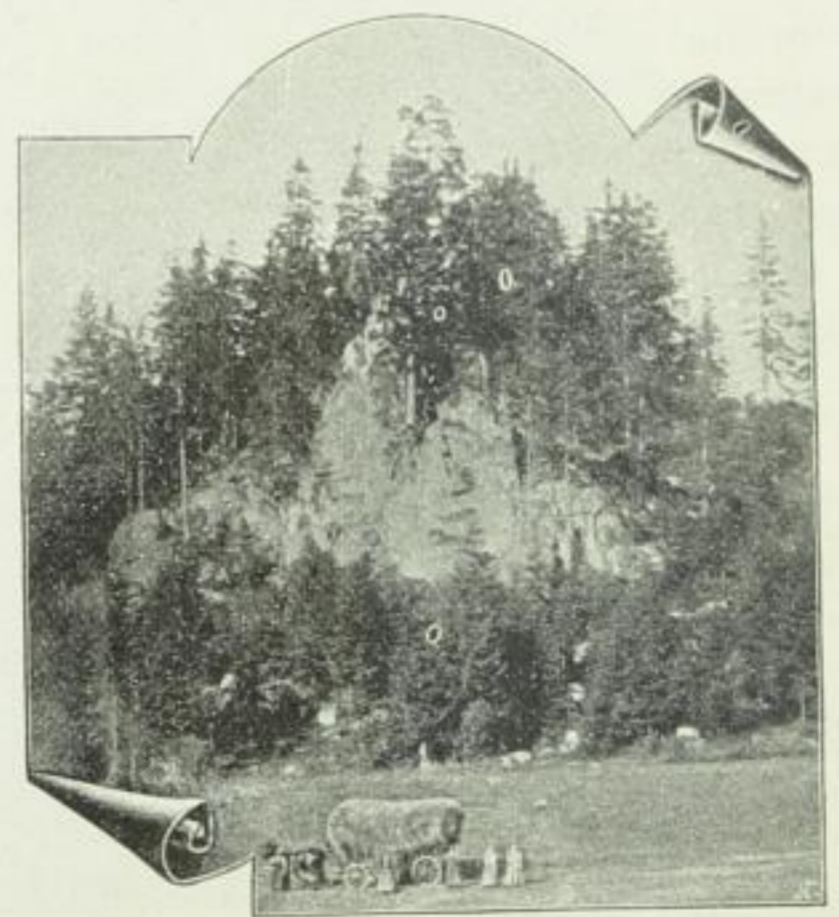
Der Wind hatte sich längst wieder gelegt, deshalb war die Luft im Waldesgrün bezaubernd



Die große Bodau bei Zimmerfacher.

Reichsner hält seit kurzem auch während des Winters die Tore ihres gastlichen Hauses offen.

Angenehm verbrachten wir den Abend, gar süß war die Nachtruhe. Der taufrische Morgen fand uns schon frühzeitig auf dem Wege nach dem Auersberg-turme. Der Aufstieg auf den 7 Windungen des gutgepflegten Weges durch den maigrünen Wald war uns ein Hochgenuß. Ehe wir in den wunderbaren Wald eintraten, ruhten wir auf der ersten Bank aus, jogen mit Wohlbehagen die reine, würzige Morgenluft und erfreuten uns an dem köstlichen Anblicke des wirklich paradiesisch gelegenen Dörfchens. Lange verweilten wir hier und trennten uns nur ungern von dem schönen und malerischen Morgenidyll.



Felspartie bei Zimmerfacher im Bodautale.



schön. Eine fidele Sängerschar kam von der anderen Seite des Berges herauf und entzückte uns durch allbekannte Wald- und Wanderlieder, deren Schönheiten jetzt erst uns recht verständlich wurden. Ich fühlte mich so wohl, so frei, das Gemüt war so feierlich gestimmt in dem Naturdome.

Ich hielt eine köstliche Sonntagsfeier.

Auf die Berge laßt uns steigen,  
Durch die Täler jubelnd zieh'n,  
Unter Tannen, unter Eichen  
Rasten nach des Tages Müh'n.  
Wo die Quellen lieblich rauschen,

Vögel singen voller Lust,

Da laßt uns Natur belauschen,  
Zauchzen auf, aus froher Brust.

Endlich erstiegen wir auch den Turm. Ein wunderbares Panorama erschloß sich da vor unseren Augen. Diese ausgedehnten, dunklen Waldungen, die vielen Berge und Höhen, die lieblichen, in der Morgensonne leuchtenden Ortschaften!

„Um uns\*) und unter uns, soweit das Auge reicht, erblicken wir eine meilenweit ausgebreitete dunkelgrüne Waldmasse, alle Höhen und Hänge, alle Plateaus und Einsenkungen bedeckend, ein riesiges, in tausend und abertausenden von spitzen Wipfeln zusammenfließendes wogendes Waldmeer, aus dem nur hie und da inselartig die hellen Punkte menschlicher Siedelungen sich abheben.“

Auch wenn der Auersberg keinen freien Ausblick gewährte, so wäre er doch schon des Besuches wert wegen des prächtigen Forstes, den er auf seinem Rücken trägt. Kein Berg Sachsens kommt ihm darin gleich. Nicht ein Berg unseres Vaterlandes weist auf solcher Höhe (1017 m) so herrlichen Baumwuchs auf, wie unser Auersberg.

\*) So schreibt von der Aussicht des Auersberges ein für seinen Beruf begeisterter Forstmann: der Oberförster Richard Schier in seinem jüngst erschienenen vortrefflichen Buche: „Aus Wald und Haide“, Schilderungen aus deutschen Forsten (Dresden-N., Verlag von C. Heinrich) S. 37. —

Endlich rafften wir uns auf zum Weitermarsche. Wir stiegen wieder nach Wildenthal hinab und wanderten dann in rechter Maienlust auf uralter Straße dahin, die auch Göthe einst auf seiner Reise nach Karlsbad benutzt hat, — der prächtigen Straße von Wildenthal nach Eibenstock. Man muß sie gewandert sein, um sie recht würdigen zu können. Sie führt eine weite Strecke durch den Wald, der sich zur Linken hoch emportürmt. Rechts bieten sich herrliche Ausblicke in das schöne romantische Vockautal und auf den mächtigen Abhang des Auersberges. Gar lieblich hob sich auf dem dunklen Fichtengrund



Blick ins Tal der großen und kleinen Vockau.

das helle Maiengrün der jungbelaubten Buchen und Birken ab. Und als die mählich steigende Straße nun schließlich aus dem Walde hinausführte, öffnete sich uns eine schöne Aussicht auf das freundliche Eibenstock und seine weitere reizvolle Umgebung. In der schmucken „Waldschenke“ machten wir Halt und labten uns an dem guten Stoff, von lieben Wirtsleuten aufmerksam bedient.

Nach kurzer Rast wanderten wir weiter, und bald nahm uns Eibenstock in seine gastlichen Arme auf. Freundliche und nette Häuser begrüßten unsern Eintritt, und als wir das Städtchen kreuz und quer

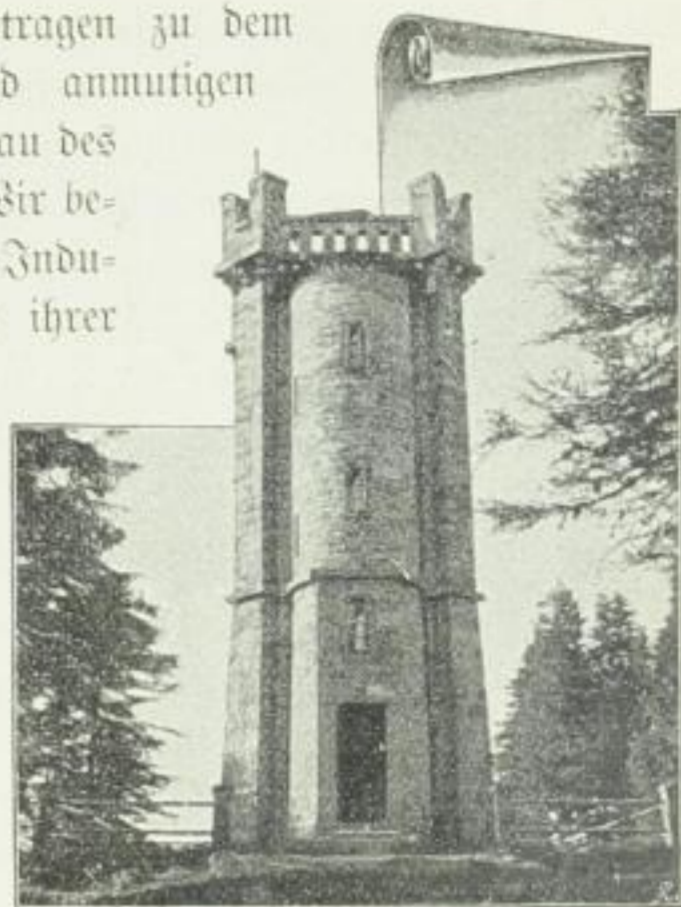




Felspartie aus dem Bodautale.

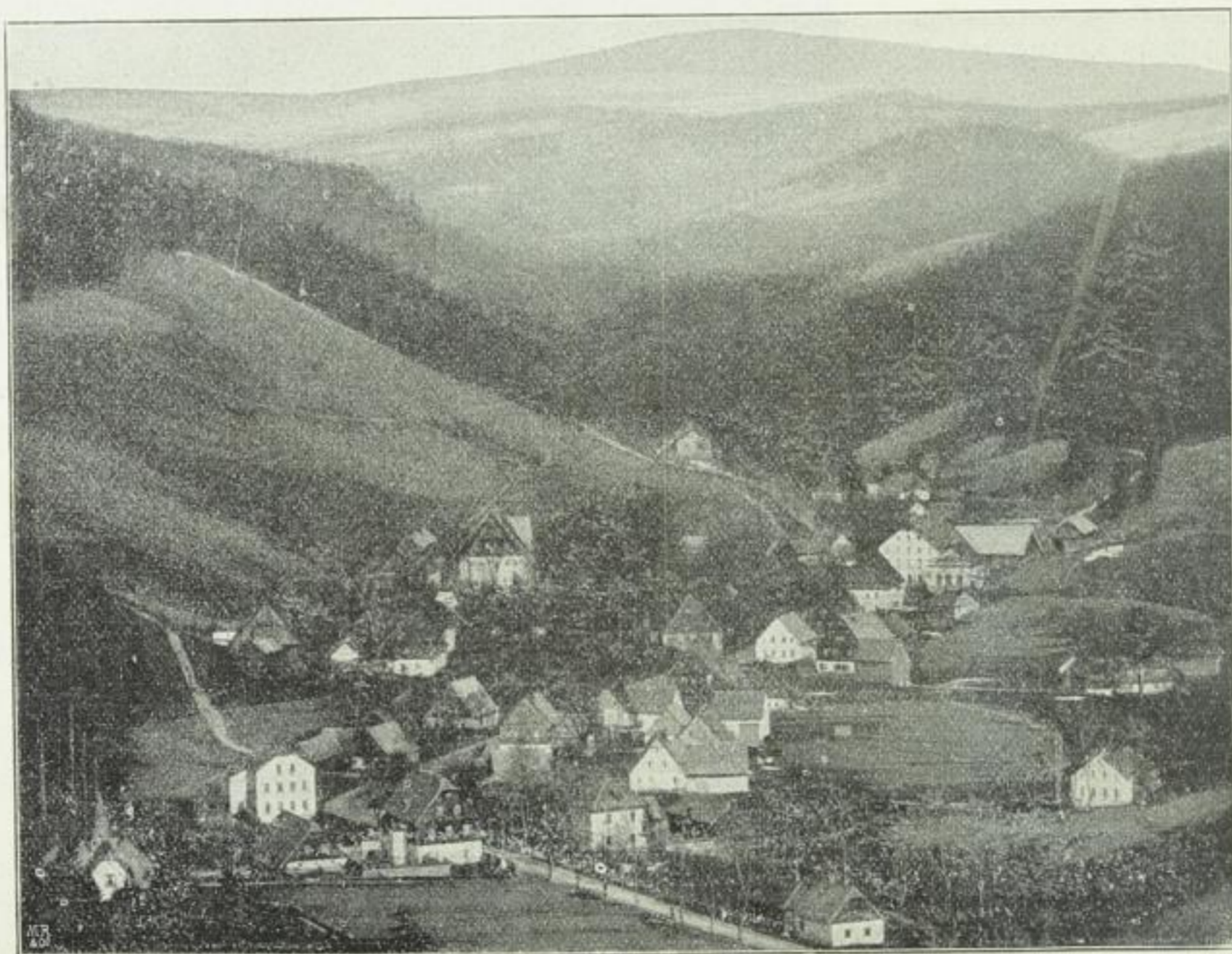
durchforschten, konnten wir das günstige Urteil über Eibenstock, es sei eine der schönsten und schmucksten Städte des Erzgebirges, nur gern bestätigen. Große, verheerende Brände haben hier das eine Gute gezeitigt, daß aus den rauchenden Trümmern ein fast neuer Ort entstanden ist. Die schöne, reichentwickelte Industrie (die Bewohner treiben Stickerie) hat wohl den

Hauptteil beigetragen zu dem behaglichen und anmutigen Auf- und Ausbau des Städtchens. Wir besichtigten die Industrieschule mit ihrer interessanten Vorbildersammlung, besuchten das großartige Lager feiner Lampenschirme der Firma A. Wedell, überzeugten uns



Auersbergturm.

von der gerühmten Vorzüglichkeit verschiedener Gastwirtschaften, um uns zuletzt noch auf den Bühl bei Eibenstock zu begeben. Wohl selten hat ein Ort in seiner nächsten Nähe einen landschaftlich so reizenden Aussichtspunkt aufzuweisen wie Eibenstock in seinem Bühl. Den niedrigen Hügel schmückt eine riesige, uralte



Sommerfrische Wildenthal bei Eibenstock.



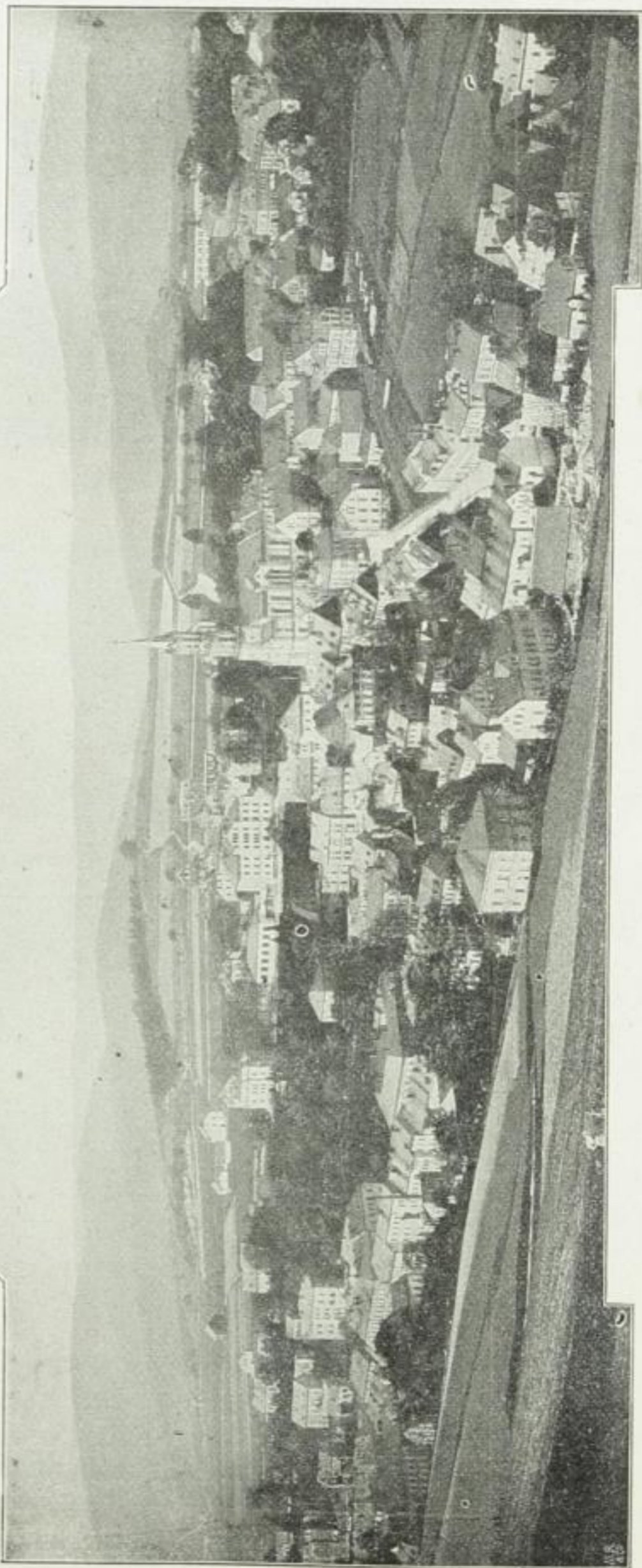
Buche, die man 4—500 Jahre alt schätzt. In ihrem Schatten ruhen zwei freundliche Unterkunftshallen, errichtet von dem dortigen Erzgebirgszweigverein. Eine Galerie aus Naturholz umschließt den Platz, der einen wunderbaren Rundblick gewährt auf ein reizvolles, welliges Hügelland, aus dem mächtige, bewaldete Bergfegeln emporragen. Wer eine Gebirgsreise unternehmen, sich nicht anstrengen, doch aber Berge in schöner Landschaft sehen will, der gehe nach Eibenstock und besuche den Bühl; mit wenig Mühe verschafft er sich einen herrlichen Genuß.

Längere Zeit saßen wir im neuen Pavillon, fast träumerisch versunken in dem herrlichen, einzig artigen Ausblick, bis uns endlich die vorgeschrittene Stunde an den Ausbruch mahnte. Nur ungern rissen wir uns von dem prächtigen Bilde los und zogen unseres Weges weiter, hinab nach Schönheiderhammer. Noch eine kleine Strecke Weges mußten wir zurücklegen, aber sie schloß unsere schöne Wanderung glanzvoll ab. Auch diese Straße sucht ihresgleichen im ganzen Sachsenlande. Sie ist reich an prächtigen Ausblicken, besonders in das so wechselreiche Muldental. Der heitere Blick, der sagenumwobene Kockenstein, der gigantische Herrenstein, der auf- und niedersteigende Wald, die dunklen Höhen, das alles zieht am entzückten Auge des Wanderers vorüber.

Wir kamen gerade noch recht zeitig zum Zuge, der uns wieder der Heimat zuführen sollte.

Genußreiche Stunde hatten wir durchlebt, ein wunderschöner Maientag mit all' seiner Lust und Wonne, die er uns fröhlichen Wanderern geboten, ging zu Ende, und im Ohre klang mir noch das schöne Lied das wir am Morgen auf dem Auersberge aus frischer Kehle vernommen hatten:

Und denk' ich deiner Berge Zier,  
Der schönen Täler überreiche Pracht,  
Durchstreife ich das Forstrevier  
Und ruhe aus in stiller Waldesnacht,  
Hör ich das Rauschen in dem Tann,  
Und seh, wie's Vöglein froh im Laub sich schwingt,  
Nimmt Quellenrauschen mich in Bann,  
Da jauchzt das Herz, und froh der Ruf erklingt:  
O Heimat, süßes Zauberwort!  
O Heimat, reicher Segenshort.

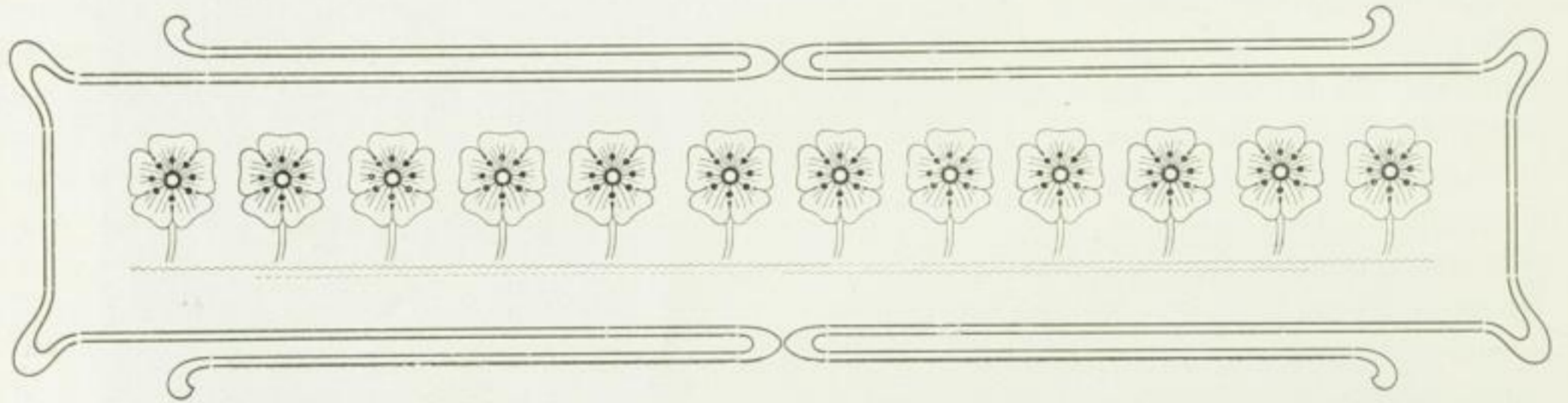


Gesamtbild auf Eibenstock vom Adlerstein.





Weiterer Blick.



Schönheiderhammer: Muldental mit Eisenbahnbrücke.



## Die kirchliche Entwicklung in den Schönburgischen Reccessherrschaften bis zur Reformation.

Hugo Goldtz, Lichtenstein.

(Schluß.)

Die erste Kunde von Luthers Lehre drang von Zwickau her durch den Mülsengrund in unsere Gegend. 1518 predigte bereits Myconius in Zwickau, und besonders der dortige Bürgermeister Mühlport, der Stadtschreiber Roth und Pfarrer Hausmann bahnten der Reformation den Weg. Sicher waren auf dem Markte in Zwickau auch viele andächtige Zuhörer aus Mülsen und den umliegenden Orten, als Luther im April 1522 dort die Herzen entzündete. Am Palmsonntag 1524 wurde in Zwickau die erste deutsche Predigt gehalten und das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht, 1525 das dortige Franziskanerkloster geschlossen, und 1529 wurde die Reformation in Ortmannsdorf eingeführt.

Schon seit längerer Zeit brachten die Zinspflichtigen auch dem Kloster Remse nicht mehr die regelmäßigen Abgaben, sodaß dieses in Not und Schulden geriet. Deshalb schrieb Johann der Beständige am 15. Dezember 1528, da das Kloster unmittelbar in seinem Gebiete liege, sei es ihm keineswegs leidlich, die unchristlichen Mißbräuche mit Messen und anderem länger zu dulden. Die Nonnen durften gegen eine Abfindungssumme das Kloster

verlassen, und für die zurückbleibenden wurde ein lutherischer Prediger gesandt.

1533 wurde das Kloster ganz aufgehoben, und die daraus gebildete Domäne ging 1543 an Schönburg über.

Auf Luthers Vorschlag wurde von Altenburg aus im Dezember 1528 in vielen Orten eine Kirchenvisitation vorgenommen, wodurch gewaltige Mißstände aufgedeckt wurden. Die Visitatoren Anarch von Wildenfels, Dietrich von Starschedel, Georg Spalatin und Anton Musa fanden, daß in manchen

Orten, so in Ehrenhain und Oberwiera jahrelang weder gepredigt, noch das heilige Abendmahl gespendet worden war, andererseits verweigerte man den Geistlichen den Meßheller, den Kornzehent, das Zehntbrot, das Sprengbrot und andere Abgaben. Kein Wunder, daß Gleichgiltigkeit und religiöse Unwissenheit eingerissen waren. Nicht besser mag es auch im Schönburgischen, wohin sich die Visitation nicht erstreckte, ausgesehen haben.

Hier widersetzten sich aber die Herren Wolf und Ernst von Schönburg der Einführung der Reformation aus allen Kräften, und zwar, weil sie



Rockenstein (zu dem Artikel auf Seite 174 gehörig).



nur von einem Mönch und von Kurfachsen, mit dem Schönburg beständig in Fehde lag, ausging, weil sie den Bauernkrieg verursacht haben sollte, und nicht zum wenigsten auf Antrieb Georgs des Bärtigen von Meissen.

Wolf von Schönburg war selbst auf dem Reichstage zu Worms bei den Verhandlungen gegen Luther zugegen gewesen, er schrieb darüber an den Grafen Siegismund von Gleichen: „Ich will auch Ew. Liebe gern neue Zeitung schreiben: Weiß ich nichts sonderliches, denn daß auf diesem Reichstage noch mit viel beschloffen oder ausgerichtet, weiß noch niemand, wann er ein End haben werde; und Dr. Martinus Luther, der ist am Dienstag hierher gekommen und am Mittwoch vor kaiserl. Majestät gefragt worden, ob er die Bücher, die er hab lassen ausgehen, die man ihm alle hier fürgelegt hat, geständig sey? hat er gesagt: Ja. Darauf hat man gestern Donnerstags vor kaiserl. Majestät offentlich zum dritten mal an ihn begehrt, er solle seine Bücher widerrufen: hat er alleweg gesagt: er kann und will sie keineswegs widerrufen, und was er geschrieben hat, das wolle er aus der heiligen Schrift beweisen und in welchen Artikeln er unrecht befunden werde, die woll er selbst helfen verbrennen und gepürlich Straf darum leiden. Man weiß nit, wie es weitergehen wird.

Wollt es Ew. Liebe nit bergen, denn Ew. Liebe zu dienen bin ich willig.

Dat. Worms. Frentags nach Mis. Dom. Ao. XXI  
Wolff, Herr zu Schönburgk.“

Darnach scheint mehr als Wolf, sein Bruder Ernst heftiger Gegner der Reformation gewesen zu sein, der auch nach dem Tode Wolfs (1529) alles daran setzte, das gesamte Schönburg dem Katholizismus zu erhalten. So erzählt Seckendorff in seiner Lebensgeschichte Luthers: „Herr Ernst von Schönburg hintertrieb die Reformation auf alle Wege, der sich als ein strenger Herr teils bei Dämpfung des Bauernaufruhrs, da er Herzog Georgs Truppen kommandierte, teils bei anderer Gelegenheit als ein Feind der Lutheraner erwiesen, wie er außer anderen anno 1526 den Meßner (Kirchner) zu Ponitz, Georg Droßdorffen, der statt seines untüchtigen Pfarrers gut lutherisch gepredigt hatte, mit gewappneter Hand abholen, zu Glauchau an den Pranger stellen, die Ohren und ein Stück vom Backen ihm abschneiden und Herzog Georgs Lande ewig verbieten ließ“.

Als aber Ernst auch den Tod nahen fühlte, bat er den Herzog Georg, ihm „zu erlauben, daß ihm das Nachtmahl Jesu Christi möge in beiderlei Gestalt gereicht werden, wie es der Herr Jesus Christus selbst angeordnet und eingelegt habe“. Weil aber Georg sich scharf dagegen aussprach, löste Ernst das Freundschaftsband und bat den Kurfürsten Friedrich, der zur Zeit in Zwickau war, „um einen gottesfürchtigen und erfahrenen Mann, der mich möge trösten und mir das Abendmahl Jesu Christi unter beiderlei Gestalt reichen“.

Daraufhin unterrichtete zunächst ein Zwickauer Stadtgeistlicher und später der Hofprediger des Kurfürsten, M. Hering, Ernst von Schönburg fleißig im Evangelio, und am 12. Sept. 1534 starb dieser als evangelisch-lutherischer Christ.

Doch noch immer widersetzte sich der Schwiegervater Ernsts, Burggraf Hugo von Leisnig, als Vormund der vier unmündigen Söhne Ernsts der allgemeinen Reformation. Da, als sich seine Tochter mit dem evangelischen Grafen von Mansfeld wieder vermählte, entfernte man die Kinder von der Mutter.

Trotz alledem brach eine Gemeinde nach der anderen mit den alten Irrtümern, sagte sich vom Papste los, und das Evangelium und glaubensfreudige protestantische Lieder hielten siegreich Einzug. Als eine der ersten Gemeinden im Schönburgischen erhielt Hohenstein, dessen Bewohner bisher nach Lungwitz zur Kirche gegangen waren, 1536 mit der ersten eigenen Kapelle auch in Konrad Poppel, einem geborenen Hohensteiner, den ersten evangelischen Pfarrer.

Erst nachdem der Burggraf Hugo 1538 und 1539 auch Herzog Georg gestorben waren, stand der allgemeinen Einführung der Reformation scheinbar nichts mehr im Wege, und die schönburgischen Beamten richteten daher ein Gesuch an die neue Vormundschaft, „daß in Betreff der Religion eine Aenderung eintreten möge“. Doch blieb dasselbe ohne Erfolg. Als auch Bischof Philipp von Raumburg, zu dessen Sprengel der größte Teil der Herrschaften gehörte, gestorben war und nun wegen der Wahl des Nachfolgers Verzögerung eintrat, schrieb Herzog Moritz zu Sachsen am 29. April 1542 an den Oberhauptmann Wolf von Schönburg in Glauchau, er solle unter den Vormündern verfügen, daß die Kirchenordnung (Agenda) seines Vaters, des Herzogs Heinrich des Frommen, in ihrer Herrschaft hinfort gehalten werde, und fährt fort: „So wolltest du



auch neben ihnen einen Superintendenten ordnen, der darauf Achtung gebe, daß solcher Ordnung gelebt und (dieser) sich darin nach dem Superintendenten zu Chemnitz richte“.

Darauf wendeten sich die Vormünder des jungen Grafen Ernst und seiner Brüder an den Rat der Stadt Leipzig: Weil sie gesonnen, die lutherische Religion anzunehmen und in ihren Herrschaften einzuführen, würde der Rat bittlich ersucht, den Superintendenten Herrn D. Joh. Pfeffinger ihnen zu schicken, damit sie dessen Rat in Reformierung der Kirchen sich bedienen möchten“.

Am 18. Oktober 1542 hielt Dr. Pfeffinger die erste evangelische Predigt in Glauchau, entwarf eine von demselben Tage datierte neue Kirchenordnung und setzte M. Jacob Tham aus Zeitz als ersten Superintendenten der gesamten Schönburgischen Herrschaften ein.

Die meisten Orte folgten dem Beispiele Glauchaus sogleich, so Waldenburg, Löbnitz und Lichtenstein, andere später, je nach Uebertritt oder Tod des jeweiligen Pfarrers: Meerane 1543, Mülsen St. Micheln 1525, Oberwinkel 1557, Altstadt-Waldenburg und Ziegelheim 1559, Langenchursdorf 1560. Als letzter Ort folgte wohl Lobsdorf im Jahre 1563, denn als alle Orte der Umgegend bereits lutherische Christen hatten, wallfahrteten noch zwei adelige Fräuleins aus Auerbach bei Zwickau, die dort 5 Güter besaßen, hierher, „weil hier das einzige Pfäfflein war, die Sacra von ihm zu er-

halten“. Sachsens Kirchengalerie (1845) erzählt darüber noch: „Zum immerwährenden Andenken erhält der jedesmalige Pfarrer von den Besitzern dieser Güter jährlich 8 Sippmaß Korn, 5 Sippmaß Hafer und 8 alte Schock und 8 Pfennige an barem Geld, welches die Censiten nach Thurm bringen, von dem Pfarrer aber dafür 10 Pfund Schweinebraten, ein hausbackenes Brot und 12 Groschen zum Vertrinken erhalten müssen“.

Es erfolgte im Laufe der Zeit auch eine Veränderung der einzelnen Kirchspiele, indem reformatorisch gesinnte Gemeinden sich von anderen los trennten und mit gleichgesinnten verbanden. So sagte sich Hohndorf von Ködlig los und verband sich mit Lichtenstein; Niederwinkel und Wasseruhlsdorf wurden getrennt und ersteres mit Altstadt-Waldenburg vereinigt; Neufkirchen trennte sich von Oberwiera, Köthel von Schönberg, mit dem es erst 1832 wieder vereinigt wurde.

1556 wurde die Ephorie Penig von der bisherigen alleinigen Glauchauer abgetrennt und 1559 die Ephorie Waldenburg, aus deren oberen Teil 1837 die Ephorie Löbnitz gebildet wurde, doch blieben sämtliche Kirchen dem Schönburgischen Gesamtkonjistorium zu Glauchau unterstellt, vor dem bis 1837 auch die Prüfungen der Geistlichen und Lehrer abzulegen waren, und das seinerseits direkt unter dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts zu Dresden stand.



Bühl bei Eibenstock (zu dem Artikel auf Seite 174 gehörig).



# Bilder aus Plauen i. U.

## VII.

### Das alte Amt (Herberge zur Heimat) am Amtsberg.

Von A. Neubert sen.

**N**ach der Zerstörung des ältesten, am Kirchplatz gelegenen Amtshauses (früher das Rödersche Schlößchen, später das Wolferdorfsche Freihaus genannt) durch den großen Brand vom Jahre 1635<sup>1)</sup> hatte die landesfürstliche Justiz- und Verwaltungsbehörde ihren Sitz in dem „alten Amthause“ (unterhalb des Schlosses) bis zum Jahre 1725. In diesem Jahre starb der Prinz Christian August von Sachsen-Zeitz, der Kardinal von Sachsen genannt, zu dessen Appanage der Nießbrauch des hiesigen Schlosses gehörte. Mit seinem Tode fiel das Schloß an Kurachsen zurück, und in dasselbe zog nunmehr das kurfürstliche Amt mit dem Amtmann und dem Amtsverwalter ein. Besitzer des „alten Amtsgebäudes“ war von 1685—1717 Amtmann Grae, sodann dessen Schwiegerjohn und Amtsnachfolger Amtmann Hickmann 1717—1730. Das Gebäude ist jedenfalls schon ums Jahr 1617 herum errichtet worden, wenigstens wurde in diesem Jahre dem damaligen Amtschösser Johann Keußner der Schloßberg mit dem Schloßzwinger<sup>2)</sup> vom Landesherrn Kurfürst Georg I. erb- und eigentümlich überlassen. Am 5. August 1708 brannte dasselbe bei dem großen Stadtbrande, welcher 52 Häuser an der Syra und in der Neustadt, sowie 20 Häuser und 25 Scheunen vor dem Hammertor und dieses selbst in Asche legte, mit ab, wurde aber sofort wieder aufgebaut. 1767 verkauften die Erben der Frau Hickmann (unter diesen Dr. Wilh. Heinrich Hickmann) und Frau Weidlich das alte Amt um 2000 Taler an den Rauch- und Baumwollwaren-Händler Kaufmann Joh. Christian Haußner.

In der sogenannten „goldenen Zeit“ Plauens, in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, dienten die Räume des alten Amtes dem geselligen Vergnügen, besonders der ältesten 1791 entstandenen geschlossenen Gesellschaft in Plauen, die

sich „Gesellschaft der Freude des Tanzes und des geselligen Vergnügens“<sup>3)</sup> nannte; dieselbe hielt sehr oft größere Konzerte ab, auch wurde sonst fleißig musiziert und gesungen.

Am 22. September 1802 erwirbt der spätere Appellationsgerichts-Rat Wehner das alte Amthaus nebst Garten für 6000 Taler, er wird 1843 vom Lehnhof weg an das Justizamt Plauen verwiesen.

1846 wird das alte Amthaus auf Antrag des Appellationsgerichts-Rat Wehner öffentlich versteigert und von Aug. von Feilichsch auf Möschwitz für 6050 Taler erstanden.

1874 am 3. Juni erkaufte der Restaurateur Moritz Ulrich das Grundstück von den Feilichsch'schen Erben, Frau Ida verw. Feilichsch, geb. von Schäffer und deren Kindern, für 11000 Taler.

1879 am 7. Juli verkaufte Moritz Ulrich von dem Grundstücke die Parzellen 768c und 768d an Architekt Löwe für 19000 Mark.

1888 am 26. Mai kauft der Verein für die Herberge zur Heimat das alte Amthaus von Moritz Ulrich, jedoch ohne den noch dazu gehörigen Garten (welchen Ulrich 1899 für 30000 Mark an den Staat verkauft), für 41500 Mark.

<sup>1)</sup> Dasselbe lag in Trümmern bis 1669, in welchem Jahre die Brandstätte vom Deutschen Haus erkaufte und darauf das Rektorat und Kantorat erbaut wurde.

<sup>2)</sup> Ums Jahr 1617 erhält der Bürger Erhardt Ferber einen Teil des Zwingers und des Schloßberges um das alte Schloß herum für 20 Gulden, der Amtschösser Keußner aber ein 25 Lachter langes Stück vom alten Schloß etc. für 50 Gulden, der Bürger Kayser einen Mauerstock von der Ecke bis an das Tor auf dem alten Schlosse für 30 Gulden (Raab, Amtserbbuch Seite 112).

<sup>3)</sup> 1804 verließ die Gesellschaft das alte Amthaus, um in das damals eben erbaute neue Schießhaus am Anger (jetzt Schützenhof) überzusiedeln, wo sie bis zur Erbauung des eigenen Hauses „Erholung“ im Jahre 1811 verblieb.

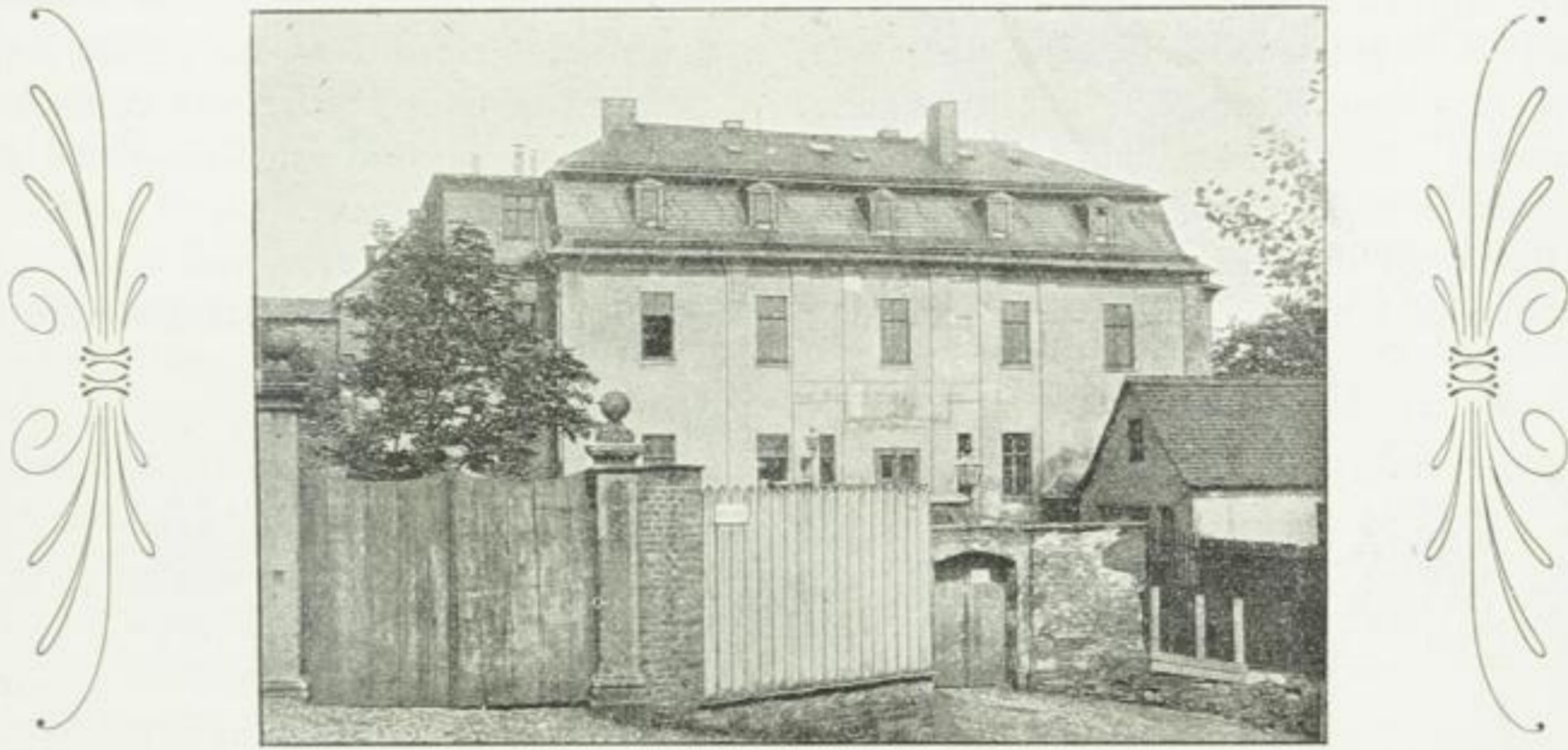


1899 am 1. Februar erkaufte der Staat das Grundstück der Herberge zur Heimat für 150000 Mark behufs Abbruch und Erbauung neuer Gebäude für das Amts- und Landgericht.

Dem „alten Amt“, welches nun bereits seit Jahresfrist abgebrochen und verschwunden ist — die in den Sälen befindlich gewesenen schönen Stuckdecken sind vor dem Abbruch von dem Königl. Landbauamt entfernt und in Verwahrung genommen worden — waren i. Zt. von Herzog Moritz von Sachsen-Zeit eine Reihe von Begnadigungen verliehen gewesen (Qualität eines Kanzley-Lehens, Gebrauch des ersten Wasserabfalls der Schloß-

wasser-Leitung, Brauberechtigung, Befreiung von Steuern und Einquartierungslast), wie solches aus der nachstehend abgedruckten Urkunde zu ersehen ist.

„Wir Xaverius von Gottes Gnaden, Königlich-licher Prinz in Pohlen und Litthauen etc., Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen, Land-Graf zu Thüringen, Marg-Graf zu Meissen, auch Ober- und Nieder-Lausitz, Gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu der Mark, Ravensberg, Barby und Hanau, Herr zu Ravenstein etc., der Chur Sachsen Administrator etc. in Vormundschaft Unseres freundlich geliebten



Das alte Amt zu Plauen i. V.

Herrn Betters, des Chur-Fürsten zu Sachsen, Friedrich Augusts, Ldd. für Selbte, Dero Erben und Nachkommen, thun kund: Demnach bereits bey Unseres in Gott ruhenden höchstgeehrtesten Herrn Vaters, Königl. Majestaet Lebzeiten, Christiane Dorothea Hickmannin, und Wilhelmina Dorothea Weidlichien, um Ertheilung derer Begnadigungen, welche deren Vater, Christian Wilhelm Graan als Besizern eines von ihm, auf dem Schloß-Zwinger zu Plauen, erbauten Hauses, von weyland Herzog Moritz Wilhelms zu Sachsen Zeit Ldd. vormals verliehen gewesen, geziemend angesuchet, solches unterthänigste Bitten auch, von denen dormaligen Besizern Hickmann und Consorten, wiederhohlet worden; daß Wir dieses Suchen in Gnaden angesehen, und in Verfolg der bereits von Unsers in Gott ruhenden Herrn Bruders Königl. Hoheit, disfalls gefaßten gnädigsten Entschliezung,

gedachten Hauses iezigen, auch künftigen Besizern, nachfolgende Rechte und Freyheiten concediret und bewilligt haben.

Erstlich legen Wir dem Hause die Qualität eines Canzley Lehns bey, und wollen, daß dessen Besizer künftig in dieser Maaße damit beliehen, auch bloß auf den Fall, wenn nurerwehntes Haus durch Tausch oder Kauf an neuen Besizer gebracht wird, ein Lehn-Geld von Drey Meißnischen Gilden, und Ein Gilden vor den Lehn-Brief bezahlet werde. Zwentens wollen Wir sothanen Besizern, wenn sie zu Unterhaltung derer Haupt-Wasser-Röhren einen jährlichen Wasser-Zins von Vier Groschen Michaelis erlegen, gestatten, daß sie sich des ersten Wasser-Abfalls, aus dem Schlosse zu Plauen, gebrauchen mögen.

Drittens concediren Wir denselben, die gebethene Freyheit, den nöthigen Tisch-Trunk abzu-



brauen, jedoch daß solcher über zwey ganze Gebraude nicht extendirt, auch davon die gewöhnliche Trant-Steuer erleget werde.

Und endlich lassen Wir es zwar bei der zeitherigen Befreiung des Hauses und darzu gehörigen Garthens, von allen Steuer Schocken, und Cuatemben, auch Einquartierungen und andern Militair-Præstationen, wenn die Eigenthümer dafür einen jährlichen Erb-Zins von Vier Thalern, halb zu Walpurgis und halb zu Michaelis, zu dem Amte Plauen erlegen, noch ferner bewenden, jedoch ist solche Befreyung, weder auf die von denen Besitzern abzustattende Kopf- und Vermögen-Steuer, Accise und andere den Fundum eigentlich nicht afficirende Abgaben, noch auf die Praestationes derer ein besonderes Gewerbe und Handthierung treibenden Mieth-Leute und Bewohner, zu erstrecken. Wir thun das auch in iesziger Administration und, wie obgedacht, in Vormundschaft Unsers Herrn Betters Vbd. hiermit und in Kraft dieses, und wollen, daß ieszige und künfftige

Besitzer mehrberührten Hauses geschützet und gehandhabet werden.

Jedoch Sr. Vbd. Dero Erben und Nachkommen an Ihren hohen Landes-Fürstlichen Regalien und Gerechtigkeiten, wie die Nahmen haben mögen, auch sonst männiglich an seinen Rechten ohne Schaden. Zu Urkund mit dem zu End aufgedrucktem Chur-Fürstlich Sächsischen Ganzley-Secret besiegelt und geben zu Dressden, am 11ten Februarii 1765.

Den 10ten Octb: 1803 ist August Friedrich Wehner auf wirklich geleistete Erbhuldigung und Lehnspflicht, mit dem von Christianen Wilhelminen Lösch und Cons: käuslich angenommen sogenannten alten Amtshause zu Plauen nebst zugehörigen Garten, davon die Auslassung in Schriften geschehen, besage der Lehn-Briefe, und Inhalts gnädigster Concession vom 11. Febr: 1765. beliehen worden“.

Signatum Dressden,

Chur-Fürstlich Sächsische Ganzley.



Schönheiderhammer (zu dem Artikel auf Seite 174 gehörig).



## Zur Heimatskunde von

## Auerbach i. V. und Umgegend.

Von Albin Kother.

## I) Ortsnamen.

**D**aß das Göltschtal in nahe beisammenliegenden Zeiten von deutschen Elementen besiedelt wurde, ist den Ortsnamen zufolge unzweifelhaft. Falkenstein (der Stein des Falken), Eldefeld (das Feld der Erden), Auerbach (der Bach der Ure, Uer = Auerhühner), Rodewisch (gerodete Wies, vergl. Wischrode in Thüringen), Lengensfeld (langes Feld) u. s. w. sind Bezeichnungen, welche durch Naturverhältnisse veranlaßt wurden. Einige wendische Namen sind als Ueberbleibsel der Besiedelung unserer Gegend durch Wenden anzusehen, welche später vordringenden germanischen Stämmen weichen, oder sich ihnen unterwerfen mußten. Hierher gehören Benennungen wie Laminzer, Sigeloh, Peltchen, Göltsch, Pyra, Plohn, Delsnitz u. a. Mehrere Ortschaften verdanken einzelnen Ansiedlern ihre Namen wie z. B. Tollengrün (Hebr. Toll), jetzt Hinterhain (hinner'm Haa, d. i. Höhe), Bernesgrün — eigentlich Behrendsgrün (Behrends), Kempesgrün (Kampe), Rebesgrün (Rabe), Reiboldsgrün (Reibold), Erinitz (Grünertsleithen), Bogelsgrün (Vogel), Jägersgrün (Jäger) u. s. w. Beerheide hieß erst Beer-Heut. Pechseifen erhielt seine Benennung nach der Pechsiederei, Hammerbüch von seinem Hammerwerke, Gottesberg vom Bergbauversuche, Mühlgrün, Mühlwand von seiner Mühle. Ueber einige Bezeichnungen gibt es verschiedene Lesarten z. B. über Pennel- oder Bennelstein. Dieser Felsen soll Pfändel- (d. i. Pfand-), Baanle- oder auch Bändelstein heißen. In Urkunden aus dem 16. Jahrhundert findet sich die Bezeichnung Pfennelstein. Im Volksmunde geht die Sage, daß ein Bär ein Stadtkind nach dem Felsen geschleppt habe. Dort habe man von dem Kinde nur noch die Baanle (Gebeine) gefunden, daher die zweite der Benennungen. Ältere Bürger erzählen, daß die Vermessungen der am Bennelstein zusammen-

stößenden Rittergüter Auerbach, Eldefeld und Dorfstadt bei Revisionen oder Besitzwechsel mit Hilfe eines Bandmaßes vorgenommen und am genannten Felsen begonnen worden seien.

## II) Sagen und Sagenhaftes.

## 1) Die Entstehung Auerbachs.

Vertrieben aus dem Heimatlande,  
Verfolgt von blinder Glaubenswut,  
Erbau'n an eines Baches Rande  
Zwei Brüder eine sich're Hüt.

Es ist nur eine kleine Hütte  
Von Holz und Lehm, im Wald versteckt;  
Doch werden sie in Waldes Mitte  
Von Feindes Augen nicht entdeckt.

Verarmt und von der Welt geschieden,  
Genügsam haufen sie darin.  
Der Ort heut ihnen süßen Frieden  
Und manchen köstlichen Gewinn.

Sie sammeln Beeren, Holz und Kräuter  
Und fangen Fische in dem Bach,  
Das nährt sie, macht die Seele heiter  
Trotz ihrem schweren Ungemach.

Einst saßen sinnend sie beisammen  
An Baches perlendem Kristall,  
Da sah'n sie plötzlich etwas flammen  
Wie gülden glänzendes Metall.

Ein Blick, ein Strahl aus fernen Reichen,  
So bligt's herauf vom Bachesgrund  
Und ladet ein, hinabzusteigen,  
Zu bergen schnell den teuern Fund.

„Was ist das?“ rufen voll Erstaunen  
Sie aus und fassen frischen Mut,  
Vertrau'n des Glückes guten Launen  
Und gehn behutsam in die Flut.

Sie schöpfen aus dem Sande Kerne,  
Hellglänzend wie der Sonnenschein



Und funkelnd wie des Abends Sterne,  
Das kann, sie ahnen's, Gold nur sein.

Sie suchten emsig jeden Morgen  
Die Schätze, die der Goldbach bot;  
Es schwanden ihre bangen Sorgen,  
Der Kummer um das liebe Brot.

Daß sie nicht murrten, nicht verzagten  
In ihrem frühern Mißgeschick,  
Von früh sich bis zum Abend plagten,  
Verdoppelt ihnen Freud' und Glück.

Bald breitet sich die frohe Kunde  
In immer weit're Kreise aus,  
Und es erhebt sich in der Kunde  
In wenig Jahren Haus an Haus.

Der Jüngling in des Lebens Blüte,  
Die Jungfrau siedelte sich an,  
Und selbst der Greis, der lebensmüde,  
Nach Gold zu suchen froh begann.

Die Goldsucht wurd' gar zum Fieber,  
Und — da statt Gold man "aurum" sprach,  
So gab man seinem Goldort lieber  
Den schönen Namen A u e r b a c h.

(Von Robert Friedrich, Oberlehrer in Auerbach, †.)

## 2) Die Schätze in der Gölzsch.

Vor alten Zeiten beteten die Bewohner des Elstergebietes nicht den wahren Gott an, sondern allerlei falsche Götter, und sie glaubten, daß über die Gölzsch und ihr Gebiet ein besonderer Gott herrsche, der vor allem den Glanz der am nächtlichen Himmel leuchtenden und sich in den Wellen der Gölzsch spiegelnden goldnen Sternlein liebte. Neidisch auf den mächtigen Schöpfer aller dieser Pracht und Herrlichkeit habe er beschlossen, sich in seinem Flußbereiche einen Sternenhimmel zu schaffen, welcher dem da droben nicht nachstehen solle. Von seinen in festen Erdgewölben aufgespeicherten Schätzen an Goldkörnern und goldglänzenden Gesteinen streute er mit vollen Händen in das Kristall des Flusses, und alsbald erglänzte es gar lieblich vom Grunde des Flußbettes gleich ungezählten Sternchen aller Formen und Farben. Es gereichte dem Flußgott zur großen Freude, daß die Anwohner des Flusses, vor allem die Kinder, mit Vergnügen nach diesen Sternchen blickten und deren so manche als Spielzeug aus dem Wasser fischten. Besonders stolz machte ihn der Besuch fröhlicher Gäste aus dem Lande der Goldorangen. Sie erfreuten sich, wie

er wähnte, seines Sternengürtels. Er wußte jedoch nicht, und lange Jahre blieb er ohne Kenntnis darüber, daß die Fremdlinge in den frühen Morgenstunden, wo die Welt und auch er selbst noch im Schlummer lag, emsig die Gölzsch nach den sternfunkelnden Körnern durchsuchten, um damit Handel zu treiben. Während die Bewohner der Gegend den Wert dieser Goldklümpchen und edlen Gesteine nicht kannten, wußten die Fremdlinge die hohen Eigenschaften dieser Dinge gebührend zu schätzen und sammelten sich Reichtümer. So zogen sie aus der Unkenntnis, welche unter den Heimischen bezüglich der geheimen Schätze herrschte, großen Nutzen, und um sich diese Vorteile auf lange Jahre hinaus zu sichern, beobachteten sie äußerste Vorsicht. Sie unterdrückten nach dieser Seite hin jede Aufklärung. Nur orakelmäßig sprachen sie da und dort einmal über den Reichtum der Gölzschgegend in dem Sprüchlein:

„Mit einem Stein wirfst du nach deiner Ruh,  
Der mehr wert ist als diese und das Kalb dazu.“

## 3) Des Flußgottes Fluch.

Zu der Zeit, wo sich im Flußgebiete der Gölzsch das Christentum ausbreitete, wurde auch das Ansehen des Flußgottes verdunkelt. Dazu kamen die Anwohner des Flusses durch einen Schäfer dem Treiben der italienischen Gäste auf die Spur. Dieser war in den frühesten Morgenstunden eines herrlichen Sonntages auf die Suche nach einem verlorenen Schafe ausgegangen. An einer Krümmung des Flusses sah er die Fremden beschäftigt, den Sand des Flusses zu durchwühlen, um „Was“ herauszunehmen und in den Lederbeutel zu füllen. Auf die Veranlassung des Schäfers machte sich am nächsten Morgen eine Schar mutiger Männer auf, um die falschen Freunde bei ihrer geheimen Arbeit zu überraschen und hinter ihr Treiben zu kommen. Ihr Plan gelang. Sie umstellten die Goldfischer und bemächtigten sich derselben. Keiner entwichte. Den Ertappten wurde ihre gesamte Ausbeute abgenommen. Durch Bedrohungen wildester Art wurden sie zur Mitteilung über Wert und Verwendung der Goldkörner und Flimmersteine gezwungen und unter Ankündigung eines qualvollen Todes, falls sie wieder hier getroffen würden, des Landes verwiesen. Sie wagten es seit dieser Zeit nicht mehr, ihre Ausbeutereisen zur Gölzsch zu wiederholen.



Bald war unter die Bewohner des Gölzschtales das Goldfieber gekommen, welches ebenso ansteckend wirkte, wie die Pestilenz, und die davon Befallenen konnten sich vom Flusse kaum mehr trennen. Sie vergaßen dabei Essen und Trinken und versagten sich manche Stunde Schlaf. Sogar der heilige Sonntag hinderte sie in ihrem Treiben nicht. Sie achteten nicht auf den Ruf der Glocken zum Hause des Herrn, versäumten die Predigt, ließen dahinten Singen und Beten und dienten den Leidenschaften Habgier und Geiz. Der Prediger des Ortes fühlte sich bewogen, dem betörten Volke Vorstellungen zu machen, und da seine Gottesdienste fast ohne Besuch blieben, so ging er zur Stätte des Unheils, wo man mit Graben und Wühlen nach Gold und Goldeswert, mit Fluchen und Schelten, mit Reid und Haß den Feiertag entweihete. (Der Felsen, von dem er seine Bußreden erschallen ließ, heißt noch heute die Kanzel.) Er fand für seine eindringlichsten Worte bei den Goldsuchern meist spröde Ohren; doch wenn man ihn auch widerwillig anhörte, vergaß man trotzdem die Achtung nicht, welche der Diener des Herrn von der Gemeinde zu fordern berechtigt ist. Vergeblich erklang des Predigers Schlusswort:

„Alle, die an Goldgier leiden  
Und die heilige Stätte meiden,  
Müssen aus der Kirche scheiden  
Und sind Heiden wie vorzeiten.“

Dem Flusgott war das eine große Freude; denn ihm schien es, als wäre seine Macht wieder hergestellt. Nachdem sich der Prediger entfernt hatte, stieg der Flusgott aus den Wellen hervor und sprach: „Sucht Ihr Gold? Ich wills Euch geben. Nur verlaßt den Gekreuzigten und dient mir!“ Bereitwillig sagten die Verblendeten zu, worauf sich der Gebieter des Flusses also vernehmen ließ: „Euer Gelübde habe ich gehört. Fallt Ihr nun wieder ab von mir, so soll Euch schwere Strafe treffen. Nicht nur entziehe ich Euch die Schätze der Gölzsch, sondern ich fordere überdies alljährlich noch zehn Eurer Leben als Opfer und werde nicht eher rasten, als bis ich die geforderte Zahl von Opfern in meinen Armen halte“.

Wohl erschrafen nun die Leute über ihre unbesonnene und übereilte Zusage; doch trösteten sie sich damit, daß sie wenigstens ihre Lieblinge vom Bache fernhalten könnten. Sich selbst glaubten sie stark genug, der Flut zu trotzen.

Bald erwies es sich aber, daß sie unverständlich gehandelt hatten, als sie sich in die Macht des tyrannischen Flussherrn begaben. Sie bereuten ihren Abfall. Der Flusgott bemerkte das erwachte Mißtrauen der Leute, wurde verstimmt und ließ die Wankelmütigen seine Launen fühlen, indem er die Goldsucher im Sommer durch Hochwasser und im Winter durch starrendes Eis heimsuchte. Rasse Sommer und lange kalte Winter brachten Mißwuchs und Teuerung. Durch Hunger und Kummer kamen die Leute zur Einsicht und bekehrten sich.

Die Goldschätze aber sind verschwunden. Wassernixen lasen die Goldkörner auf und vergruben sie im Hainberge. Bei Hochwasser lauert noch heutigentags der Flusgott im trüben Gewässer. **Die Gölzsch heult** solange, bis sie ihre Opfer hat. Dann fließt sie wieder ruhig dahin.

#### 4) Der Schab im Malzhaufe.

In unmittelbarer Nähe des Heiligenbrunnens stand vor Jahren ein Malzhaus, welches Eigentum einer aus Bürgern bestehenden Braugenossenschaft war. Jeder der beteiligten Bürger hatte das Recht im Malzhaufe Gerste zu mälzen, im Brauhaufe an der Blauen'schen Straße ein Gebräude Braumbier herzustellen und das Erzeugnis in der eigenen Wohnung zum Verschank zu bringen. Davon, daß hierbei eine bestimmte Folge eingehalten wurde, kam die Bezeichnung „Reiheschank“.

Weil die mit diesem Geschäfte verbundenen Sorgen und Beschwerden nicht durch das Einkommen aufgewogen wurden, so trat ein Bürger um den andern aus der Vereinigung, bis endlich die wenigen übriggebliebenen Braugenossenschaftler die Erlaubnis zu dauerndem Schankbetriebe erhielten (Hopfenblüte, Bierhalle, Schreiters Restaurant, Bürgerklubrestaurant und Bürgervereinsrestaurant.) Unweit der Mälzerei stand ein Häuschen, welches von einem uralten Ehepaar und deren Pflegetochter bewohnt wurde. Letztere war eine fromme, fleißige und sittenreine Jungfrau und ihrer Großeltern Stolz und Freude. Den Alten war es selbstverständlich, daß es dem Mägdlein noch wohlgehen werde. Früh war Hanne, so hieß die Jungfrau, die erste und abends die letzte im Hause.

Einmal erwachte sie in der Nacht und wählte, es sei Morgen. Schnell wollte sie Feuer im Ofen anzünden, denn es war eine kalte Dezembernacht, jedoch das Zunderfeuerzeug versagte. Kurz ent-



schlossen sprang sie mit einem Blechtopfe nach dem Malzhaufe, wo fortwährend in einem Kanal unter der Malzdarre ein mähtiges Holzfeuer brannte. Sie füllte den Topf mit glühenden Kohlen und eilte nach Hause. Bei dem Schein, den die Holzbrände verbreiteten, erkannte sie, wie viel Uhr es sei. Kaum hatte sie die Kohlen auf den Herd geschüttet, schlug es „Eins“. Sie legte nunmehr kein Holz an die Kohlen, sondern suchte ihr Lager auf und schließ wieder ein. Als sie am Morgen erwachte, fand sie auf dem Herde statt der Kohlen leuchtendes Gold in Menge.

Trotz ihres Reichtumes blieb sie fromm und einfach ihr Leben lang.

### 5) Der Flötenbläser.

(Schauplatz: Lagerhaus d. städtischen Bauverwaltung.)

Am „Supertenden“-Gäßchen liegt, von Gärten umschlossen, der städtische Bauhof. Im Hause der Bauverwaltung — ehemals Turnhalle — wohnten vor „langer, langer“ Zeit zwei alte, brave Leute, welche zwar arm waren, sich aber einen heiteren Mut bewahrt hatten. Anspruchslos und bescheiden lebten sie in frommer Ehe beisammen. Er baute „Vogelhäusle“, sie spulte für die Webereien, und der geringe Erlös genügte völlig zu ihrem kärglichen Unterhalt. Zu seiner Unterhaltung blies der Alte allmorgentlich auf seiner Flöte eine liebliche Weise. Sie klang so mild und weich, so süß und

sanft, so jubelnd, so klagend, bald wie Gebetsjäufeln, bald wie Frühlingswehen, bald wie Jugendzeit, bald wie Liebesleid. Das dünkte dem obersten der Zwerge (Graumännlein), der in dem Berge wohnte, an dessen Fuße das Häuschen der alten Leute stand, so wunderbar schön, daß er näher und näher kam, um zu lauschen, wie alle lauschten, die vorübergingen. Von keines Menschenauge gesehen, gab er sich dem Genuße des Hörens hin, verschwand jedoch, sobald der letzte Klang verhallte. Aus Dankbarkeit legte er ein Zweipfennigstück vor die Kammertür. Neugierig geworden spähte der Greis durch eine Türspalte und erblickte auch einmal die eben verschwindende Gestalt. Kaum hatte er es seiner Frau erzählt, als diese sich vornahm, den Zwerg zu haschen und zur Herausgabe seines Schatzes zu zwingen; denn sicher müsse es der Hüter eines solchen sein. Eines Tages schien es ihr zu gelingen. Sie sah den Gnomen, zum Greifen nahe, vorüberspringen. Sie stürzte auf ihn zu, griff aber in leere Luft und fiel tot zu Boden. Seit dieser Zeit ist das Graumännlein nicht wiedergesehen worden. Hätte die Alte den unglücklichen Versuch, das Männlein zu fangen, unterlassen, so hätte sich die Kupferspende in das allerfeinste Gold verwandelt.

„Verderben ist dein Los,  
Sobald die Gier zu groß.“

## Mainacht.

Es blühen und glühen die Rosen,  
Wie rote Flammen am Strauch,  
Die Abendwinde umkosen  
Die Rose mit schmeichelndem Hauch.

Violen duften und Flieder  
Mit süßberauschender Macht,  
Und flötende Nachtigallieder  
Durchfluten die reiche Nacht.

Das ist die heimliche Stunde,  
Wo leise vom Himmel steigt  
Der Lenz und mit küßendem Munde  
Zur blühenden Erde sich neigt.

Julius Sturm.



# Wanderungen im oberen Saaletale.

## I.

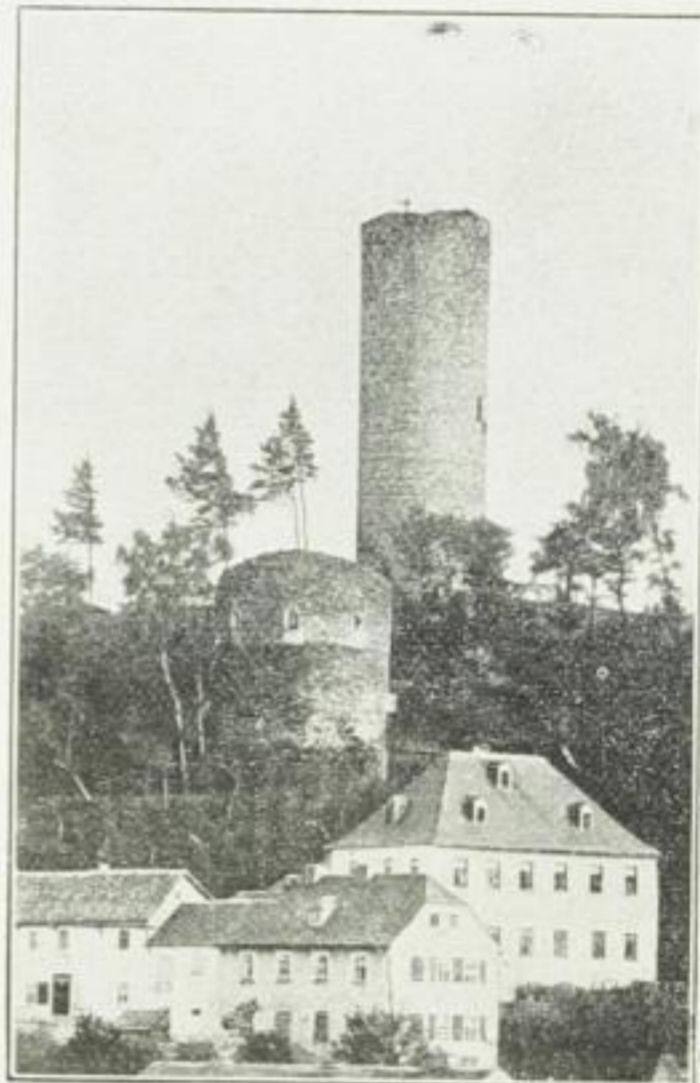
## Lobenstein und Umgebung.

**K**aum ein Flußtal bietet so viele herrliche und abwechslungsreiche Wanderziele wie das vielgewundene Saaletal; immer erschließen sich neue, ungeahnte, reizende Landschaftsbilder.

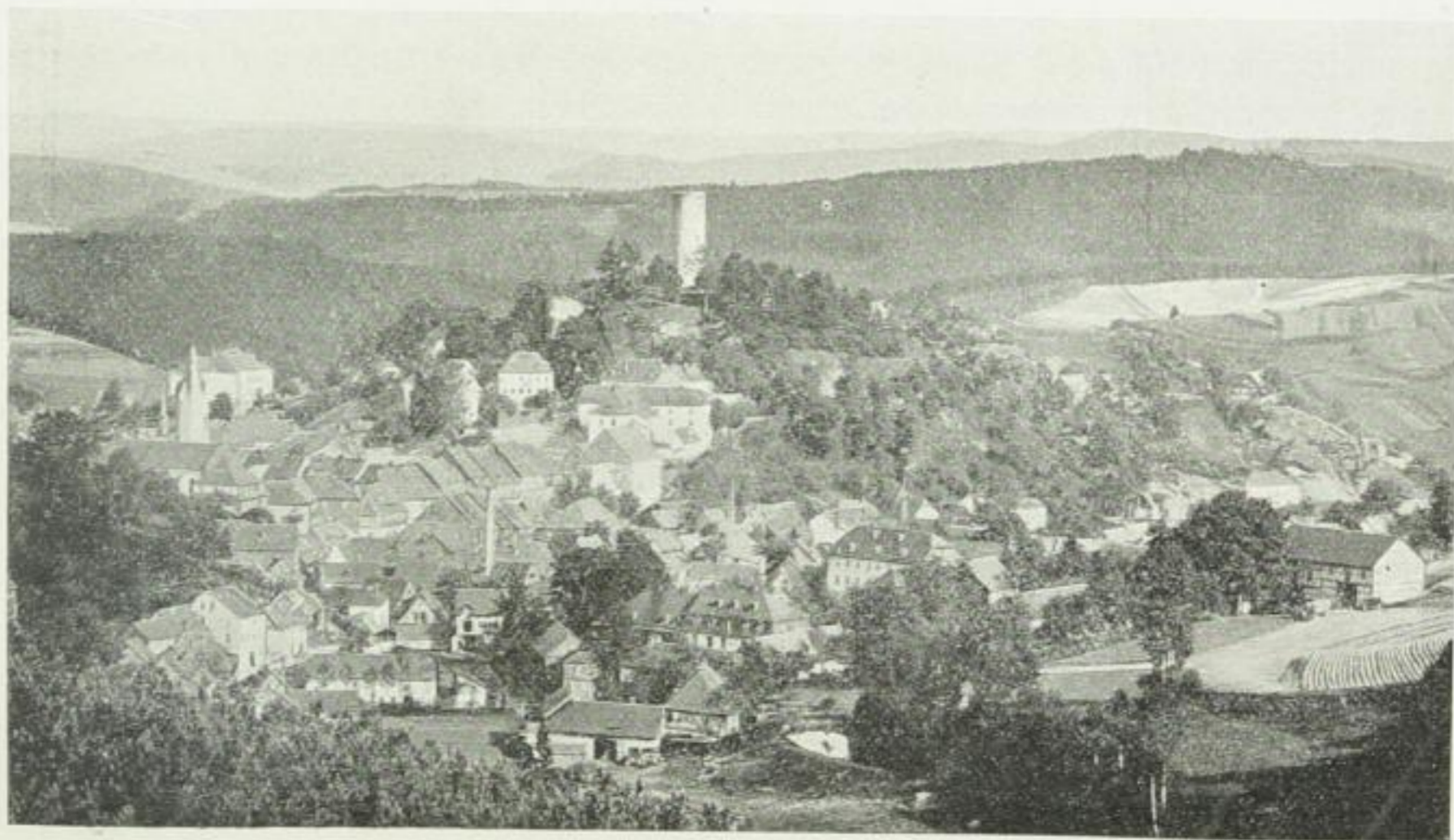
Der Saale „rauschende Wellen“ begrüßen tausendjährige Burgen, altherwürdige Städte, grünende Weinberge und tragen, zu Flößen verbunden, zahllose Stämme des Bergwaldes zur Tiefebene hinab. Eng schließen sich in ihrem Oberlaufe die Talränder, schroff und steil stürzen Felswände von oft beträchtlicher Höhe zum Wasser hinab, an den Hängen anmutiger Berge rauschen flüsternd stattliche, dunkle Tannen, aus grünenden Seitentälern strömen muntere, forellenreiche Bäche ihr zu.“

In einem dieser Nebentäler liegt das freundliche und friedliche Städtchen **Lobenstein**, das sich als Wanderziel wie als Ausgangspunkt für genußreiche Wanderungen selbst auf eine längere Aufenthaltsdauer ganz besonders empfiehlt. Wir sind des

\*) So schildert Karl Mühl in seinem schönen Führer: Bad Ziegenrück und das obere Saaletal. (Verlag von W. Herber, Bad Ziegenrück a. S. 1902).

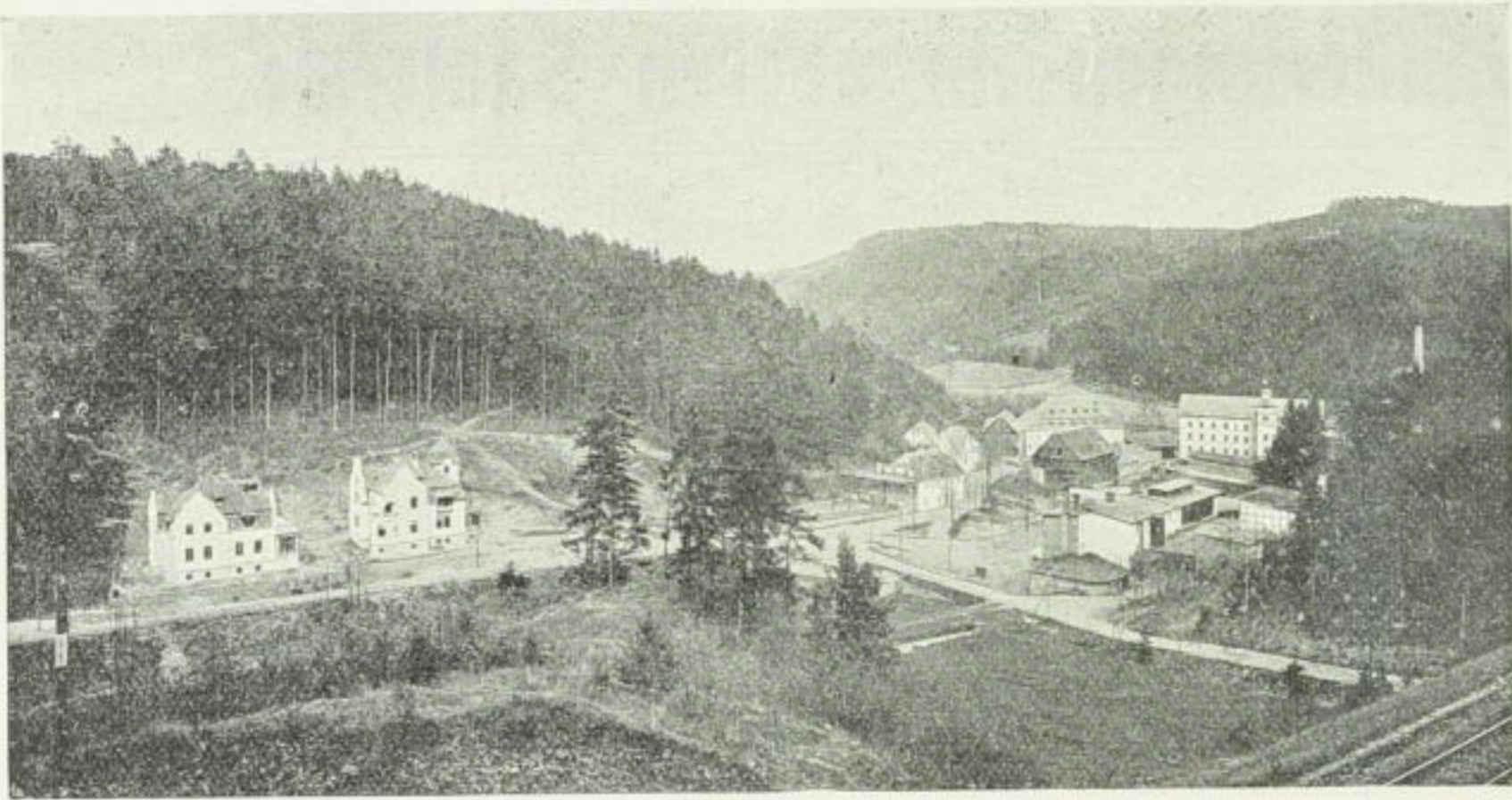


Schloßburg von Lobenstein.



Lobenstein vom Gehege aus.





Lemnighammer.

Dankes unserer Leser gewiß, wenn wir sie auf dies idyllisch gelegene Bad aufmerksam machen.

Lobenstein, ein Städtchen mit ungefähr 3000 Einwohnern, liegt in dem mit ausgedehnten Tannenswäldungen gesegneten Oberlande des Fürstentumes Meuß j. L. am Fuße des Frankenwaldes, im Tale des Lemnitz- und Koselbaches, und ist Station der Eisenbahnlinie Triptis—Blankenstein—Marxgrün—Hof. Höchste malerisch gruppieren sich die Häuser um den Schloßberg, dessen Gipfel ein 90 Fuß hoher Wartturm, der Ueberrest einer alten Sorbenburg, krönt.

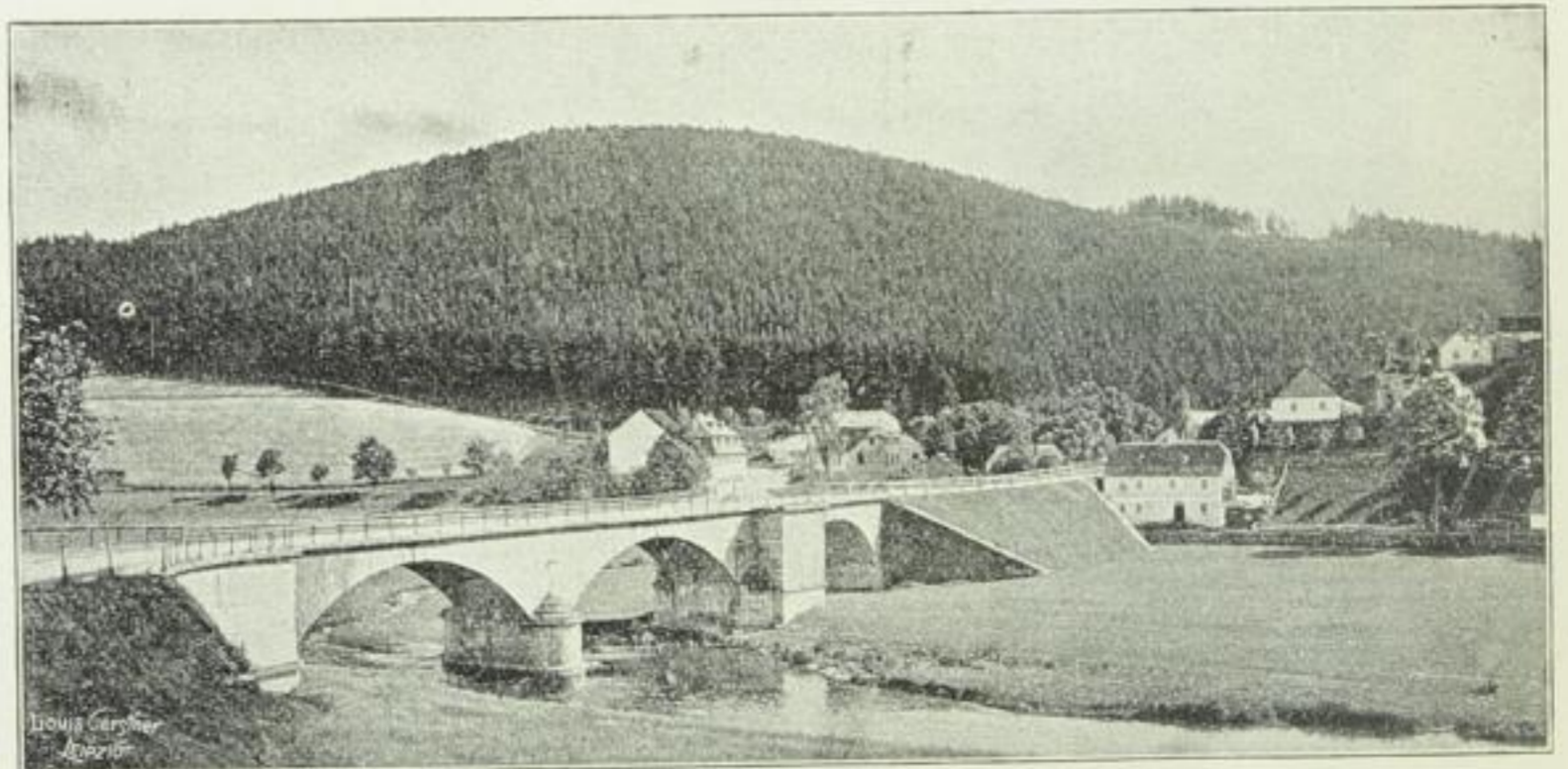
In unmittelbarer Nähe des Bahnhofes breitet sich der alte Schloßpark aus, durchzogen von schönen Kastanien- und Lindenalleen. Am Ende des dem Publikum freigegebenen Parkes steht das ehemals fürstliche Schloß, das heute verschiedenen amtlichen Zwecken dient. Auf der anderen Seite befindet sich die Kuranstalt\*), deren

\*) Ueber das „Bad“ Lobenstein brachte „Unsere Heimat“ in ihrem II. Jahrgange (Heft 9) bereits einen Artikel (mit Abbildungen). —

gern und wiederholt besucht werden. Hinter dem Kurhause dehnt sich, zum Teil von schattigen Bäumen umschlossen, der Stadtteich aus, der Gelegenheit zum Gondeln bietet.

Doch unser heutiger Besuch gilt ja weniger der Stadt Lobenstein, als der schönen Umgebung. Nur einen Rundblick über die Stadt wollen wir uns gönnen. Wir wählen dazu das Gehege. Ein schöner Promenadenweg führt uns durch den Wald bis zu dem auf der Kuppe des Gehegefelsens stehenden Blockhause, der „Häpe-Almhütte, so benannt zu Ehren des Herrn Geheimrat Häpe aus Dresden, der mit Angehörigen oft und gern in den heimatlichen Bergen weilte“, wie Meßner's Führer

wirkungskräftige Moor- und Stahlbäder eines wohlverdienten Rufes genießen und daher von Nervenleidenden, die die idyllische Ruhe und Behaglichkeit eines kleinen Badeortes dem Getriebe eines Weltbades vorziehen,



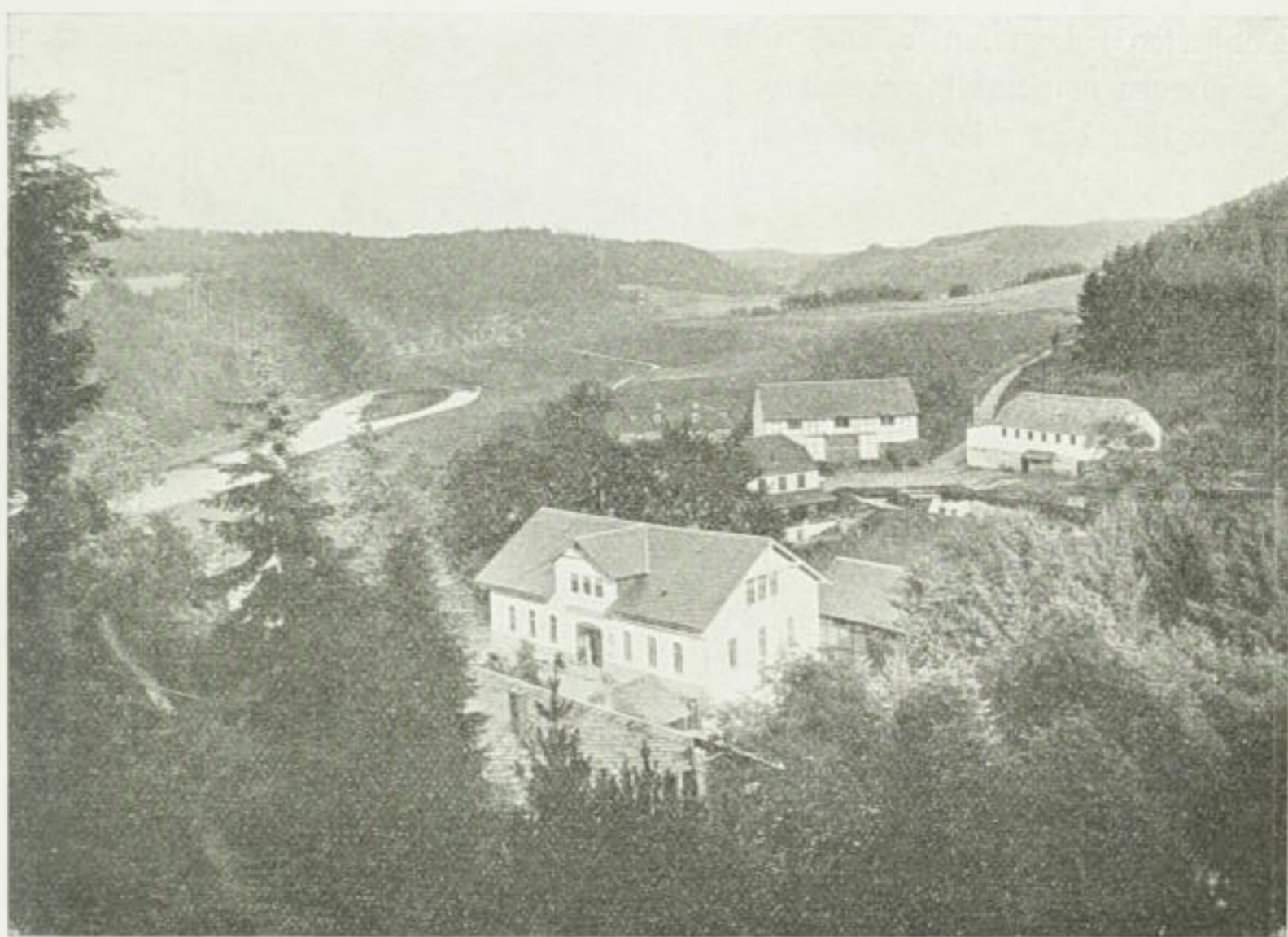
Gottliebstal.



uns belehrt. Hier bietet sich eine überaus prächtige Aussicht auf die Stadt wie auf deren Umgebung. Bis in das sächsische Vogtland hinein, auf das Fichtelgebirge und den Frankenwald schweifen unsere Blicke — ein wunderbares Panorama!

Schwer reißt sich's los von solch köstlichem landschaftlichen Bilde, doch unser Ziel, das wir uns für unsere heutige Wanderung gesteckt haben, ist noch nicht erreicht. Wir

steigen daher den Berg wieder hinab nach der im Tale gelegenen Winterleite, durchwandern die Stadt, um durch die Eicheleite — an Triebels Bastei vorüber — auf schattigen Waldeswegen nach dem herrlich gelegenen *Lemnitzhammer* zu gelangen. In der mit Recht gerühmten Restauration machen wir kurze Rast. Auch hier, vom Garten aus eröffnet sich ein schöner



Gottliebstal.

Blick auf den Eisenbahnviadukt und die dahinter liegenden bewaldeten Höhen.

Bald führte unser Weg uns weiter. Wir gehen am linken Saaleufer entlang durch den prächtigen Wald (*Tännig*) nach *Spaniershammer* und *Gottliebstal*, von da über die Saalebrücke nach *Weidmannsheil*, einem 1837 von *Heinrich LXXII.* in

altdeutschen Stil erbauten fürstlichen Jagdschloß mit schönen Parkanlagen.

Nachdem wir den Schloß-turm bestiegen und die herrliche Aussicht genossen, wandern wir weiter nach

*Saaldorf* und von da, wiederum über eine Saalebrücke, nach dem idyllischen *Neuhammer*. Hier gönnen wir uns eine kurze Erholungspause und marschieren dann nach *Gottliebstal* zurück, um auf der schönen Landstraße wieder unseren Ausgangspunkt, den Bahnhof von *Lobenstein*, zu erreichen.



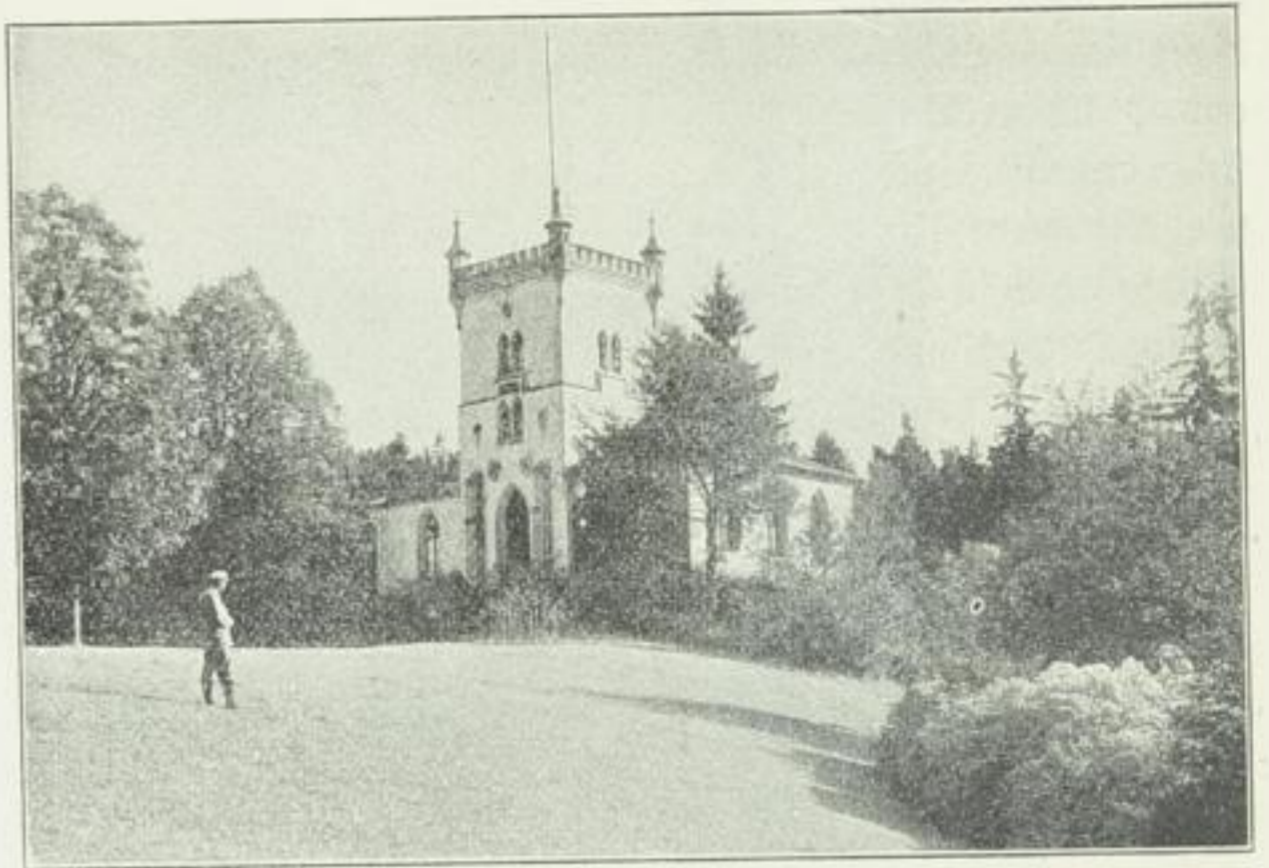
Saaldorf mit Weidmannsheil.



Ein herrlicher, genußreicher Wandertag\*) liegt hinter uns, und wir scheiden von Lobenstein mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

—r.

\*) Um sicher zu gehen, benütze man den sorgfältig ausgearbeiteten „Führer durch Lobenstein und Umgebung“ (Verlag von Fr. Krüger in Lobenstein). Eine gute Wegkarte wie Orientierungsplan ist demselben beigegeben. S. unten.



Jagdshloß Weidmannsheil.

## Touristische Literatur.

Bei Beginn der Wanderzeit pflegt eine Hochflut von illustrierten Führern, Karten, Plänen, vielverheißenden Prospekten u. a. einzutreten, die einem Wanderlustigen oder Erholungsbedürftigen die Wahl seines Reisezieles nicht immer leicht machen. Auch auf unserm Redaktionstisch haben sich mehrere derartige literarische Erzeugnisse angesammelt, die wir als zuverlässige Ratgeber gern empfehlen wollen.

1. **Führer durch Lobenstein** und Umgebung, sowie das Saaleetal, das Sormitz- und Selbitz-Gebiet und den nordöstlichen Frankenwald. Bearbeitet von Archidiaconus Zedler und Seminarlehrer Schott. Mit zwei Orientierungskarten und zahlreichen Bildern. Zweite verbesserte Auflage. Verlag von Fr. Krüger in Lobenstein.

Der „Führer, ein kleines Prachtwerk in Druck und Ausstattung, mit seinen vielen wohl gelungenen, reizvollen Bildern, von denen wir im vorliegenden Hefte ein paar zum Abdruck bringen, ist im besten Sinne des Wortes ein treuer Berater für die Besucher des herrlichen reußischen Oberlandes. Die beigegebenen Karten zeichnen sich durch Klarheit

aus; störendes Beiwerk ist weggelassen. — Wer eine größere und ausführlichere Karte liebt, dem empfehlen wir die in demselben Verlage soeben in 3. erweiterter und verbesserter Auflage erschienene:

2. **Karte vom Oberlande der Fürstentümer Reuß** nebst angrenzenden Landesteilen. Nach amtlichen Quellen neu bearbeitet von Eduard Broßmann. Maßstab 1 : 50 000 in fünf-fachem Farbendruck.

Die Karte umfaßt das Gelände bis nach Rudolstadt, Böhmern, Ruma, Reustadt an der Orla, Elsterberg, sowie bis Plauen, Bad Steben, Leutenberg, Lehesten, Nordhalben, und kostet gefalzt 2 Mk., auf Leinwand aufgezogen in Taschenformat 3 Mk. 50 Pfg. „Diese neue, bis auf den heutigen Tag ergänzte Auflage der zuerst im Jahre 1886 erschienenen Oberländer'schen Spezialkarte entspricht einem Bedürfnis. Die Karte hat eine durchgreifende Umarbeitung und wesentliche Erweiterung erfahren, wodurch sie erheblich an Brauchbarkeit gewonnen hat. Sie zeichnet sich durch große Genauigkeit aus und ist infolge der zweckmäßigen Farbengebung sehr übersichtlich. Sie bringt Weg und Steg, sämtliche Ortschaften, Gehöfte, Gewässer, Wasserscheiden, Lan-



des- und Flurgrenzen, die Berge mit Angabe ihrer Höhenlagen, die Waldungen nebst den Abteilungsnummern u. s. w.“ Die Karte ist ein Meisterwerk in Bezug auf klare, übersichtliche Zeichnung, auf Vielseitigkeit und Genauigkeit.

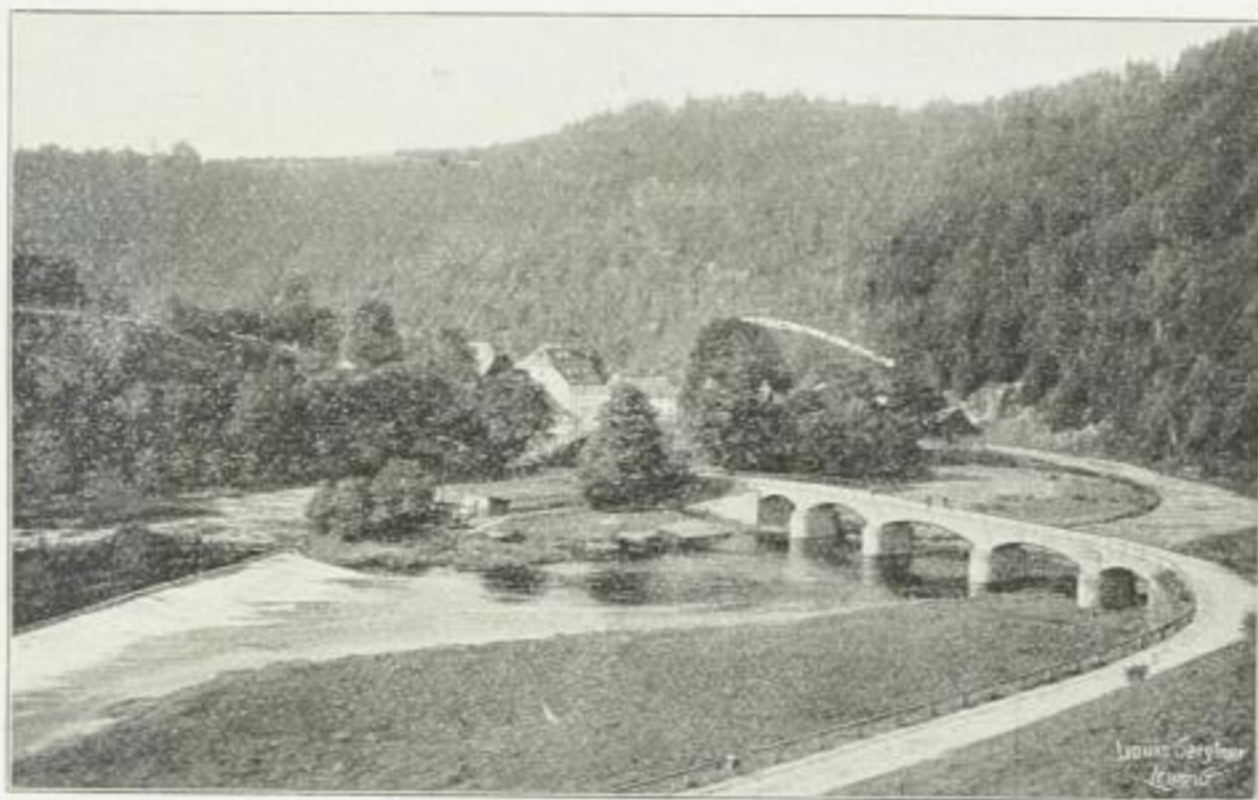
3. **Bad Lobenstein und Umgebung.** Kurzer Führer durch den Badeort, seine Einrichtungen und Naturschönheiten. Zusammengestellt von der Badedirektion.

Dieses kleine, hübsch ausgestattete, mit schönen Bildern geschmückte Heft dient in erster Linie zur Orientierung über das „Bad“ Lobenstein, über seine vorzüglichen Moor- und Mineralbäder, kurz über alles, was der Heilungsuchende zu wissen nötig hat. Erst in zweiter Linie werden die Spaziergänge

und Ausflüge in die nächste Umgebung berücksichtigt, bez. geschildert.

4. **Wanderkarte von Eibensstock im Erzgebirge und Umgebung** nebst Panorama vom Auersberge Herausgegeben vom Erzgebirgsverein Eibensstock. 3. Auflage. Preis 30 Pfg.

Die handliche Wanderkarte, von dem Vorsitzenden des Erzgebirgsvereins, Herrn Lehrer Otto Findeisen, gezeichnet, gibt das Gelände um Eibensstock, die äußersten Punkte sind Bärenwalde und Lauter, Kautenfranz und Steinheidel, Sachjengrund, Kranichsee und Johannegeorgenstadt. Die übersichtliche, klare Karte ist in Dreifarbendruck hergestellt. Besonders dankenswert ist es, daß an den Straßen und Wegen Zahlen beige geschrieben sind, die auf die



Neuhammer. (zu Seite 193).

in Farbendruck beigegefügte Markierungszeichen an Bäumen und Steinen hindeuten. — Das Auersberg-Panorama, von Anton Schäfer in Gottesgab nach der Natur gezeichnet, belehrt uns über die Rund-  
sicht, die sich vom Auersbergturm aus bietet. Als Beilage zur Wanderkarte ist ein Verzeichnis der Wegestrecken mit Längen- und Zeitangaben beigegeben.

5. **Das Erzgebirge.** Wanderkarte mit den vom Erzgebirgsverein bezeichneten Wegen in Rotdruck. Bearbeitet und gezeichnet von dem Vorsitzenden des Wege-Ausschusses, Herrn E. A. Müller in Chemnitz (Bernsbachstr. 19).

Eine für unser schönes Gebirge einheitliche Wegemarkierung geschaffen zu haben, das ist unbestritten das größte Verdienst, das sich der Erzgebirgsverein in den letzten Jahren erworben hat. Unzählige Arbeit und Mühe hat das Werk wohl

gekostet, aber um so schöner und glänzender ist der Erfolg. Die meiste Arbeit haben der Wege-Ausschuß und sein Vorsitzender, Herr E. A. Müller in Chemnitz, geleistet. Nun liegt gleichsam die Summe der vielen Einzelfaktoren bequem vor uns auf dem Tische ausgebreitet: Die Wanderkarte ist fertig. Mit verblüffender Einfachheit ist das Rätsel, die mehrfarbigen Wegemarkierungszeichen kartographisch darzustellen, gelöst. Die Karte hat nur 3 Farben: schwarz, blau, rot. Die Farbe weiß ist durch einen schwarzen Strich, die Farbe gelb durch schwarze Punkte angedeutet, sodaß z. B. :| oder ... gelbweiß bezeichnet. Alles sonstige überflüssige Beiwerk ist weggelassen. Die Höhenlage ist durch einen Punkt mit darübergesetzter Anzahl in Metern über Normal — Null angegeben. Den Wegemeistern, voran Herrn Müller, ein herzliches Glückauf!



6. **Wie lerne ich eine Karte lesen und wie orientiere ich mich nach derselben im Gelände?** Erläutert durch Beispiele an der Hand der Generalstabkarte für das deutsche Reich von Meißner, Oberst z. D. — Verlag und Druck von C. Heinrich, Dresden-N. Preis 1 Mk.

Eine überaus wichtige Frage, über die uns der Verf. aufklärt, und um so wichtiger, als es in den Schulen noch viel zu wenig geübt wird, eine Karte verstehen und lesen zu lernen! Im ersten theoretischen Teile belehrt er über die Grundfragen, die Pläne und Karten, die Maße und Maßstäbe, über Kartenzeichen, Bergzeichnung (in Schriftlinien, Bergstrichen, in gemischter Art u. s. w.). Im zweiten, praktischen Teile zeigt er, wie man Karten lesen lernen soll: zuerst studiere man im Zimmer und

dann erst gehe man in das Gelände hinaus, und zwar in ein bekanntes, um sich so allmählich mit dem Wesen einer Karte vertraut zu machen. Auf Grund seiner reichen Diensterefahrungen gibt der Verfasser klare Belehrungen und Anweisungen, namentlich auch, wie man sich beim Durchschreiten eines großen Waldes oder beim Verlaufen zu verhalten habe. Beigegeben ist dem Verfehr eine Karte, ein Ausschnitt aus der Generalstabkarte (Dresden, Dresdner Heide, bis Pulsnitz, Elstra); sie enthält auch die für die Karte des deutschen Reiches giltigen Kartenzeichen und Erläuterungen zum Text. Das lehrreiche Büchlein des Herrn Oberst Meißner verdient allgemeine Beachtung und Verbreitung, namentlich auch unter denen, die in der Heimatskunde zu unterrichten haben.

## Kleine Chronik.

**Altenburg.** Im Beisein des Herzogs Ernst, welcher zu diesem Zwecke seine Kur in Baden-Baden unterbrochen hat, fand am 29. April die feierliche Grundsteinlegung zur Herzogin-Agnes-Gedächtniskirche statt. Diese Kirche hat der Herzog am 28. April 1903, als am 50-jährigen Erinnerungstage seiner Vermählung, zum bleibenden Andenken an seine bereits heimgegangene Gemahlin, Herzogin Agnes, der städtischen Kirchengemeinde Altenburg zum Geschenk gemacht. Die Kirche soll am 28. April 1906 eingeweiht werden, ihre Gesamtkosten sind auf 200 000 Mark veranschlagt.

**Leipzig. Völkerschlacht-Nationaldenkmal.** Mit lebhaftem Interesse verfolgt das deutsche Volk die Arbeiten am Bau des Nationaldenkmals des deutschen Befreiungskrieges, des Ruhmesmales für die Helden von 1813. — Täglich, zumal des Sonntags, wandern bei dem herrlichen Frühlingsschmelze Tauwetter und Abertausende Besucher nach Probstheida. Die 40 Meter breite Freitreppe sieht ihrer Vollendung entgegen, und an der seitlichen, 9 Meter hohen Stützmauer ist man daran, die mächtigen 200 Zentner schweren Sockelquadern zu versetzen. Allmählich ersteht in dem Beschauer der Begriff der Großartigkeit des herrlichen Dankeszeichens für deutschen Opfermut. Jeder wird daher gern bereit sein, zur Vollendung dieses nationalen Wertes das Seinige beizutragen, sei es durch einen freiwilligen Beitrag oder durch die Beteiligung an der vom 7. bis 11. Juni auszuspielenden 5. großen Geldlotterie, zu welcher Lose à 3 Mk. beim Deutschen Patriotenbund in Leipzig und in den Losgeschäften zu haben sind.

**Leipzig, 1. Mai.** Der Rat der Stadt beschloß mit einem Kostenaufwande von 750 000 Mark den Umbau des alten Rathauses. Unter anderem sollen in das Erdgeschoß Laubengänge eingebaut werden. Somit bleibt also, wie wir

zu unserer Freude vernehmen, das alte Rathaus erhalten. Vergl. den Artikel „Vom alten Rathaus der Stadt Leipzig“ im letzten Hefte „Unserer Heimat“ S. 143 und 172.

**Plauen i. U.** ist Großstadt geworden: Die Einwohnerzahl hat die 100 000 überschritten. Damit ist also Plauen in die Reihe der Großstädte eingetreten. Vor 50 Jahren, im ersten Vierteljahr 1854, zählte Plauen etwa 13 500 Seelen; es war schon damals, wie heute, die vierte Stadt im Lande.

**Plauen i. U. Eine Kalksteinhöhle im Vogtland.** Ein bemerkenswerter Fund ist kürzlich im Dorfe Syrau bei Plauen gemacht worden. Tischlermeister Walther daselbst läßt einen Brunnen graben. Als man einige Meter tief war, kam man auf Kalkstein, so daß gesprengt werden mußte. Bei einer Tiefe von 10 Meter ging ein Schuß nach unten. Dadurch ist seitlich eine Höhle von etwa 6 Meter Höhe und 3 Meter Breite aufgedeckt worden. An den Wänden befinden sich Krystalle. Zwei Meter hoch steht die Höhle unter Wasser. Vorläufig ist der Brunnenbau unterbrochen. Jedenfalls nehmen die Geologen Veranlassung, sich die Höhle anzusehen. Ein Teil des Dorfes Syrau steht auf Kalkstein.

**Zwickau. Das Gymnasium zu Zwickau** beabsichtigt nach dem Beispiele mehrerer sächsischen Gymnasien am Ende eines jeden Kirchenjahres ein sogenanntes *Ecce* zu veranstalten d. h. eine Gedächtnisfeier für seine im verflohenen Kirchenjahre verstorbenen ehemaligen Angehörigen. Zu dem Zwecke ergeht an alle früheren Schüler des Gymnasiums die dringende Bitte, jeden ihnen bekannt werdenden Todesfall eines ehemaligen Mitschülers der Direktion des Gymnasiums anzuzeigen, wenn möglich, mit Angabe des Todestages und der letzten Stellung des Betreffenden.





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. No. 9.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Juni 1904.



Prinzessin Johanna Georg, Herzogin zu Sachsen.  
† 24. Mai 1904.



## Prinzessin Johann Georg †.

Abermals ist das sächsische Königshaus von einem schweren Schicksalsschlage heimgesucht worden: am Dienstag, den 24. Mai, abends 9 Uhr, verschied ganz unerwartet in der Königl. Frauenklinik zu Dresden, in der sich die Hohe Entschlafene einer schweren Operation unterzogen hatte, Frau Prinzessin Johann Georg.

Wohl war die Operation gut gelungen, und schon hatte man die beste Hoffnung, daß die Hohe Patientin ihre volle Genesung wieder erlangen würde, als eine Lungenentzündung zur Krankheit hinzutrat und dem Leben der Prinzessin ein plötzliches Ende bereitete.

Mit dem Hohen Gemahl, Sr. Königl. Hoheit Prinz Johann Georg, der mit der Prinzessin in einer zehnjährigen glücklichen, wenn auch kinderlos gebliebenen Ehe getreulich Freud und Leid geteilt hat, beklagt das sächsische Volk in inniger Anteilnahme den Heimgang einer edlen Frau, die hohe, fürstliche Tugenden, insbesondere ein wohlthätiges und gütiges Herz auszeichneten.

Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Maria Isabella Philippine Theresie Mathilde Josephine, Herzogin zu Sachsen, wurde am 30. August 1871 als Tochter Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Philipp von Württemberg und Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich zu Orth bei Gmunden geboren. Am 5. April 1894 vermählte sich die Prinzessin mit Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Johann Georg, Herzog zu Sachsen, und hielt am 14. April an der Seite Ihres erlauchten Gemahls Ihren feierlichen Einzug in Dresden, von der Bevölkerung der Residenzstadt und des ganzen Landes mit jubelnder Begeisterung begrüßt.

Ein tiefes Pflichtgefühl befeelte die Hohe Entschlafene. Sie war nicht nur das Muster einer treuen, hingebenden Gattin, sie war auch eine edle Wohltäterin, immer bereit, Not und Kummer der Leidenden zu lindern in echtchristlicher Nächstenliebe. Sie erfreute sich daher in allen Kreisen einer hohen Verehrung und treuen Ergebenheit. Aufrichtig und tief ist im ganzen Volke der Schmerz und die Trauer um die Hohe Heimgegangene.

Have pia anima!



## Die Heringgedenktafel in Oschatz.

Am 15. Mai fand in Oschatz die feierliche Enthüllung einer schmucken Bronze-Gedenktafel zur Erinnerung an die Komponisten M. E. G. Hering und K. E. Hering statt. Die Gedenktafel wurde vom Kunstmalers G. Hellmich in Oschatz mit glücklicher Hand entworfen und in den Lauchhammerschen Werken gegossen. Sie ist eine Stiftung des Lehrer-Gesangvereins, der am 10. Dezember vorigen Jahres eine Heringfeier veranstaltete, zu der unter Mitwirkung berühmter auswärtiger Kräfte Werke dieser Komponistenfamilie zur Aufführung gelangten. Die hiesigen Gesangvereine versammelten sich an der neuen Schule und zogen unter den Klängen der

Musik mit wehenden Fahnen nach dem alten Schulhause, der einstigen Wirkungsstätte M. Hering's, zugleich Geburtshaus von K. E. Hering. Hier hatten sich die Spitzen der kgl. und städtischen Behörden, die Vertreter von Kirche und Schule und zahlreiches Publikum versammelt. Um 11 Uhr erklang als Einleitung zur Feier „Das Weihelied“, komponiert von M. Hering. Sämtliche Gesangvereine, 200 Sänger, beteiligten sich an der Feier. Darauf ergriff der Vorsitzende des Lehrer-Gesangvereins, Lehrer und Stadtverordneter Bödich, das Wort, um das Wirken und Schaffen der beiden Komponisten, namentlich ihre Bedeutung für die musika-



liche Erziehung der Jugend zu kennzeichnen. Mit dem Dichterworte Goethes: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder“ enthüllte der Redner die Motivtafel und übergab sie dem Schutze der städtischen Behörden. Herr Bürgermeister Härtwig übernahm die Gedenktafel; er führte aus, daß die Tafel ein schönes Werk pietätvollen Gedenkens an würdige Söhne der Stadt und ein Zeichen rühmlichen Gemeinsinnes sei. Mit dem Gesange des Liedes „Freie Kunst“ von K. E. Hering fand die erhebende Feier ihren Abschluß.

Daran schloß sich ein Fröhlichschoppen im Großen Ratszwinger-  
garten. Abends 8 Uhr fand ein son-  
nenreicher Fest-  
kommers der hie-  
sigen Gesang-  
vereine statt, zu dem die einzelnen Vereine Gesänge boten. Besonderen Beifall errang das Abendlied von K. E. Hering, als Quartett von Mitgliedern des Lehrergesangsvereins gesungen. Herr Köstliche, der Vertreter des Hering-  
schen Gesang-  
vereins in Bautzen, sang „O bella Venezia“ und „Meine süße Minami“ von Dr. K. Hering, einem Sohne K. E. Herings, während Frau Kantor Hansch zwei reizende Lieder desselben Komponisten: „Mädchens erste Liebe“ und „Die Liebe als Rezensentin“ vortrug. Die Begleitung hatte der Komponist selbst übernommen. Außer anderen Vertretern der Familie Hering war bei der Enthüllungsfeier auch Herr Geheimrat Professor Dr. Hering aus Leipzig zugegen, Herr Professor Hering von der deutschen Universität in Prag hatte ein Telegramm gesendet. Die Feier war vom schönsten Wetter begünstigt und verlief in so befriedigender, harmonischer Weise, daß sie allen Teilnehmern eine freundliche Erinnerung bleiben wird.

Wir bringen noch in folgendem die Biographien der beiden Komponisten.

In der Zeit, da Deutschland in tiefster Erniedrigung sein Haupt unter das Joch des korbischen Eroberers beugen mußte, fiel wie ein Himmelsregen die Musik über das deutsche Land und durchdrang alle Stände und Klassen des Volkes. Sie erhielt in Verbindung mit der Dichtkunst das deutsche Volk geistig frisch. An der Entwicklung der Musikpflege in Deutschland um die Wende des 18. Jahrhunderts hat M. Hering den rühmlichsten Anteil, weil er durch seine bahnbrechenden Werke die musikalische Bildung und Erziehung der deutschen Jugend ermöglichte.



**M. Carl Gottlieb Hering** wurde geboren zu Schandau am 25. Oktober 1766 als Sohn eines Segeltuchverfertigers und Schiffseigners, erhielt von seiner Großmutter auf deren Rittergütern Hobuschütz und Kaufzig eine sorgfältige Erziehung, besuchte bis 1788 die Fürstenschule zu St. Afra in Meißen und bezog sodann die Universitäten Wittenberg und

Leipzig, woselbst er sich mit bestem Erfolg dem Studium der Theologie, Philosophie und Pädagogik widmete, zugleich auch eingehende theoretische und praktische Musikstudien bei dem Thomaskantor Schicht in Leipzig betrieb. Nach Erlangung der Würde eines „Magister der freien Künste“ begann H. 1791 seine Lehrtätigkeit in der Familie Krug von Nidda zu Gatterstädt bei Quersfurt, war von 1795 bis 1811 Konrektor zu Oschatz und wirkte schließlich als Ordinarius an der Stadtschule und als Seminar-Oberlehrer zu Zittau i. S., woselbst er am 4. Januar 1853 verstarb.

Namentlich während seines Aufenthaltes in Oschatz entfaltete er eine äußerst fruchtbare litera-



rische Tätigkeit auf musikpädagogischem Gebiete. Seine Klavierschule (gedruckt bei Oldecop in Tschätz) erwarb ihm einen klangvollen Namen in der Musikwelt ganz Europas, denn sie wurde in Frankreich, in der Schweiz, in Oesterreich und in Dänemark nachgedruckt und in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet.

„Die Bedeutung Magister Herings in der Kunstgeschichte“ — so heißt es in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ (vom 7. Januar 1903) — „ist eine bleibende, war er doch der erste, welcher den Musikunterricht pädagogisch behandelte und der erste, welcher den gemeinsamen Klavierunterricht mehrerer Schüler von ungleicher Fertigkeit einführte, eine Idee, die späterhin in allen Musikschulen und Konservatorien zum Prinzip erhoben wurde.“

Was M. Herings Weltruhm ausgemacht hat, sind mehrere zu wahren Volksliedern gewordene Kinderlieder, und zwar: das Weihnachtslied „Morgen, Kinder, wird's was geben“, sowie die Lieder „Horch, wie schallt's dorten“ und „Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp“.

Das Geburtshaus M. Herings in Schandau a. d. Elbe wurde am hundertjährigen Geburtstage mit einer Gedenktafel geschmückt.

\* \* \*

**Karl Eduard Hering** — geb. zu Tschätz am 13. Mai 1807 — gest. zu Bautzen am 26. November 1879 — erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater, Magister C. G. Hering. „Gründliche Studien in der Komposition“ — so schreibt Bremers Musik-Lexikon — „machte K. E. Hering jedoch erst während seiner Leipziger Universitätsjahre bei Th. Weinlig (damaligem Thomaskantor und Lehrer von Richard Wagner), zu dessen bevorzugten Schülern er gehörte. Nachdem der Genannte seine philosophischen und musikalischen Studien abgeschlossen hatte, war er mehrere Jahre hindurch Musiklehrer am Blochmannschen Gymnasium zu Dresden und nahm sodann im Jahre 1837 die Stellung eines Domorganisten zu St. Petri in Bautzen und Musiklehrers am Landständischen Seminar dortselbst an, in welcher er bis an sein Lebensende verblieb.

K. E. Herings Grab auf dem Taucherfriedhofe zu Bautzen, sowie das Grab seiner Gattin Alma

Hering geb. Domsch (geb. 1825, gest. 1901 zu Bautzen, als Gesangskünstlerin und Dichterin hervorragend), sind durch zwei gleichartige Obelisk aus geschliffenem Syenit geschmückt; einen derselben ziert eine von Herrn Geheimrat Professor Dr. Johannes Schilling modellierte Harfe.

Als eines der Hauptverdienste Herings muß es angesehen werden, daß er mit dem von ihm gegründeten, über 40 Jahre lang von ihm geleiteten und nach ihm genannten „Heringschen Gesangverein“ als einer der ersten — wahrscheinlich als der allererste in ganz Deutschland — im Jahre 1848 Volkskirchenkonzerte — (das heißt Aufführungen geistlicher Werke, dem großen Publikum ohne Entgelt zugänglich) ins Leben gerufen hat.

Wie das „Musikalische Konversationslexikon“ von H. Mendel mitteilt, war K. E. Hering „ein vielseitiger Komponist und guter Lehrer, und es befundet sich überall der durchbildete Musiker, welcher die Harmonie und den reinen Satz meisterhaft handhabt“.

Den mannigfaltigen Kompositionen K. E. Herings wurden von vielen berühmten Zeitgenossen Anerkennungen zuteil, so u. a. von Mendelssohn, Marschner, Spohr, Fr. Schneider; auch „errang“ — wie Schuberts Musikalisches Lexikon meldet — „beim Lausitzer Musikfest 1865 dessen Hymne in Es-Dur sowie sein Abendlied in Des-Dur (Nr. 24 der Männerchöre) den Preis“.

Von den zahlreichen Kompositionen K. E. Herings seien an dieser Stelle nur folgende genannt:

1. Choralbuch, als hervorragendes Lehrmittel auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 durch Verleihung eines Preises anerkannt. (Verlag von Rieter-Biedermann in Leipzig).

2. Dreißig Choräle mit 3 bezifferten Bässen, op. 43, u. a. eingeführt am Leipziger Konservatorium für Musik.

3. „Weihnachtsnähe“ für Chor, Soli, Deklamation und Klavier- bez. Orchesterbegleitung. (Verlag von A. Brauer in Dresden).

4. Fünfundzwanzig Männerchöre. (4. Auflage). Neu herausgegeben von Dr. Richard Hering. (Verlag von Hermann Proke in Leipzig).

V.

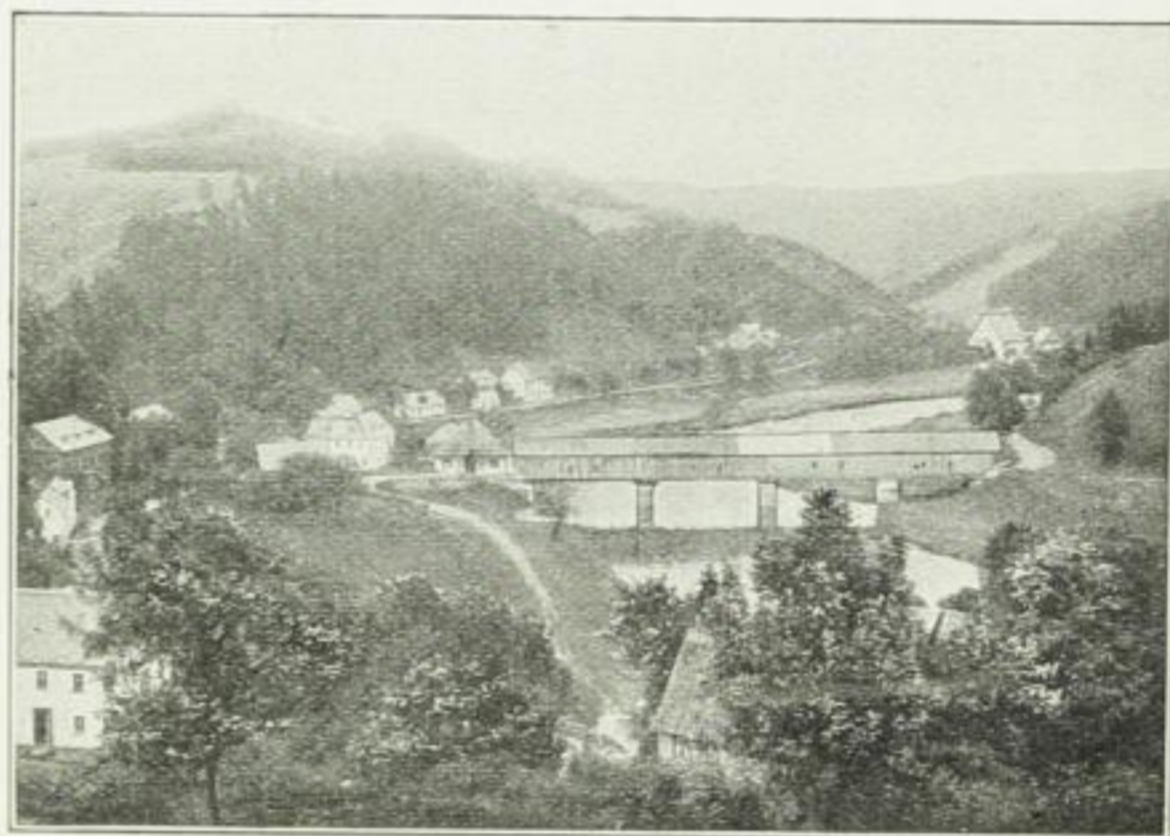




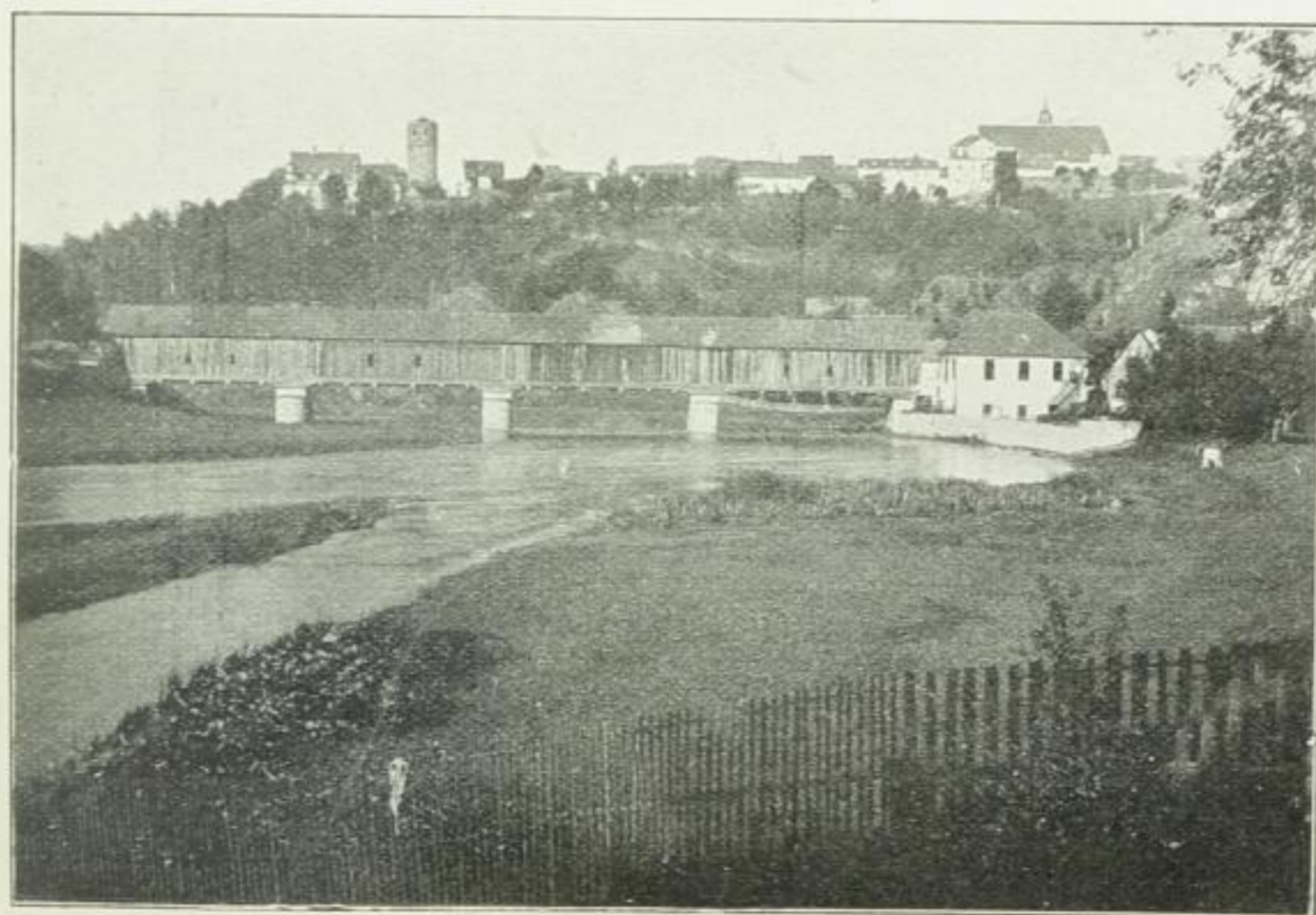
# Wanderungen im oberen Saaletale.

## II. Saalburg und Umgebung.

Unser Wanderziel ist das idyllisch gelegene Saalburg mit seiner reizenden Umgebung. Wiederum ist unser Ausgangspunkt das Bad Lobenstein, das wir im vorigen Hefte unsern Lesern in Bild und Wort vorgeführt haben. Wir wählen aber diesmal nicht den Weg über Gottliebental, Saaldorf, Neuhammer, sondern die reichlich 2 Stunden lange Straße über Schönbrunn, Ebersdorf, Zoppothen, Förtsch, ohne uns unterwegs länger aufzuhalten. Dem herrlichen Ebersdorf gedenken wir später einen besonderen Besuch abzustatten.



Blick ins Saaletal (von der Villa Greuner).



Saalburg.

Nachdem wir uns in der „Katte“, dem an der Straße kurz vor Förtsch gelegenen Gasthof zur Sonne, ein wenig gestärkt, durchwandern wir das alte Dorf Förtsch, das bereits 1411 genannt wird, und biegen, überrascht von den herrlichen Ausblicken, die sich uns auf den sogenannten Riesengrund, das Saaletal und das liebe Saalburg selbst bieten, in das Saaletal ein und über-





Saalburg mit Schloßberg.

schreiten den Fluß auf der mehr denn 2 Jahrhunderte alten, überdachten Holzbrücke.

Wahrlich, unser „Führer“ hat recht, wenn er sagt<sup>\*)</sup>: „Wer von S oder SW kommend zum ersten Male Saalburg erblickt, wird entzückt sein von dem malerischen Bilde, das er sieht. Die alte Ringmauer umgibt noch auf drei Seiten den hochgelegenen Ort, stolz und trutzig ragt der 30 m hohe Wartturm empor, der einzige Rest der alten Saalburg, und erzählt uns von Kriegszeiten ferner Tage; doch freundlich winken die vom Fluß bis zu der Stadtmauer sich emporziehenden Obstgärten, sowie die weißgetünchten Häuser des Marktflodens und geben im Verein

<sup>\*)</sup> Führer durch Lobenstein und Umgebung, Verlag von Fr. Krüger, Lobenstein, 2. Aufl. S. 42.

mit den stilvollen Villen ein liebliches, friedliches Bild, das uns Mittelalter und Neuzeit schön vereint vor Augen führt.“

Wir steigen den Stadtberg hinan und treten durch ein altes Tor in das Städtchen ein.

Saalburg ist ein ruhiges Städtchen mit ungefähr 1000 Einwohner, zum Fürstentum Neuß j. L. gehörig, am südlichen Abhänge des Kulmberges (575 m) hochromantisch gelegen. \* Die Stadt ist eine deutsche Gründung der Herren von Lobdaburg, die sie nebst Schloß Burgk weniger zum Schutze gegen die Sorben, wie man früher meinte, sondern als wirtschaftlichen und amtlichen Mittelpunkt errichteten. Sie wird urkundlich zum ersten Mal 1222 als Saleburg

erwähnt, soll aber bereits im 10. Jahrhundert angelegt worden sein. 1596 umfaßte die „Pflege Saalburg“ das Schloß, die befestigte Stadt und 11 Dörfer. Die Lage an der alten Frankenstraße Bamberg-Lobenstein-Leipzig, auf der die Kaufleute ihre Waren zur Leipziger Messe fuhren, mag über die Stadt manche Drangsale gebracht haben, und die alten Stadtmauern könnten von den Kriegsnoten

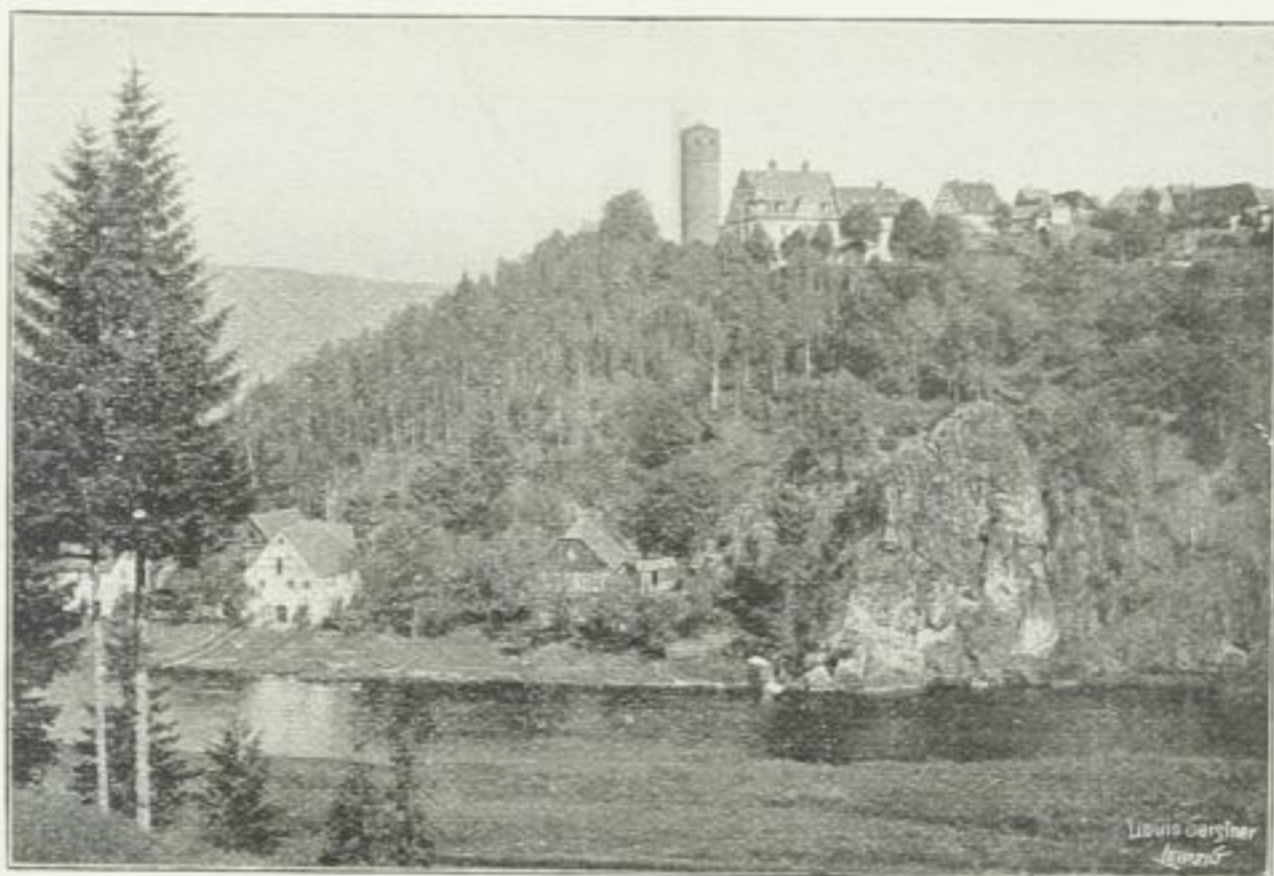


Saalburg mit seiner Umgebung.



manches erzählen. So ist die Stadt nebst Umgebung auch von den Schrecknissen des 30 jährigen Krieges nicht verschont geblieben. Vor demselben soll unter anderen hier auch der Bergbau in Blüte gestanden haben: im Saalburger Bergrevier gab es 1 Goldgrube, 1 Goldwäsche nebst Zinnseife,

10 Kupfererz- und 60 Eisensteingruben, die durch den 30 jährigen Krieg sämtlich zum Erliegen kamen. Auch nach demselben scheint sich hier der Bergbau nie wieder recht erholt zu haben, obwohl in Saalburg bis zum Jahre 1870 ein Bergamt gewesen ist, an dessen Spitze ein Justizbeamter mit dem



Der Schloßberg.

Titel „Bergmeisteramts-Administrator“ gestanden hat.

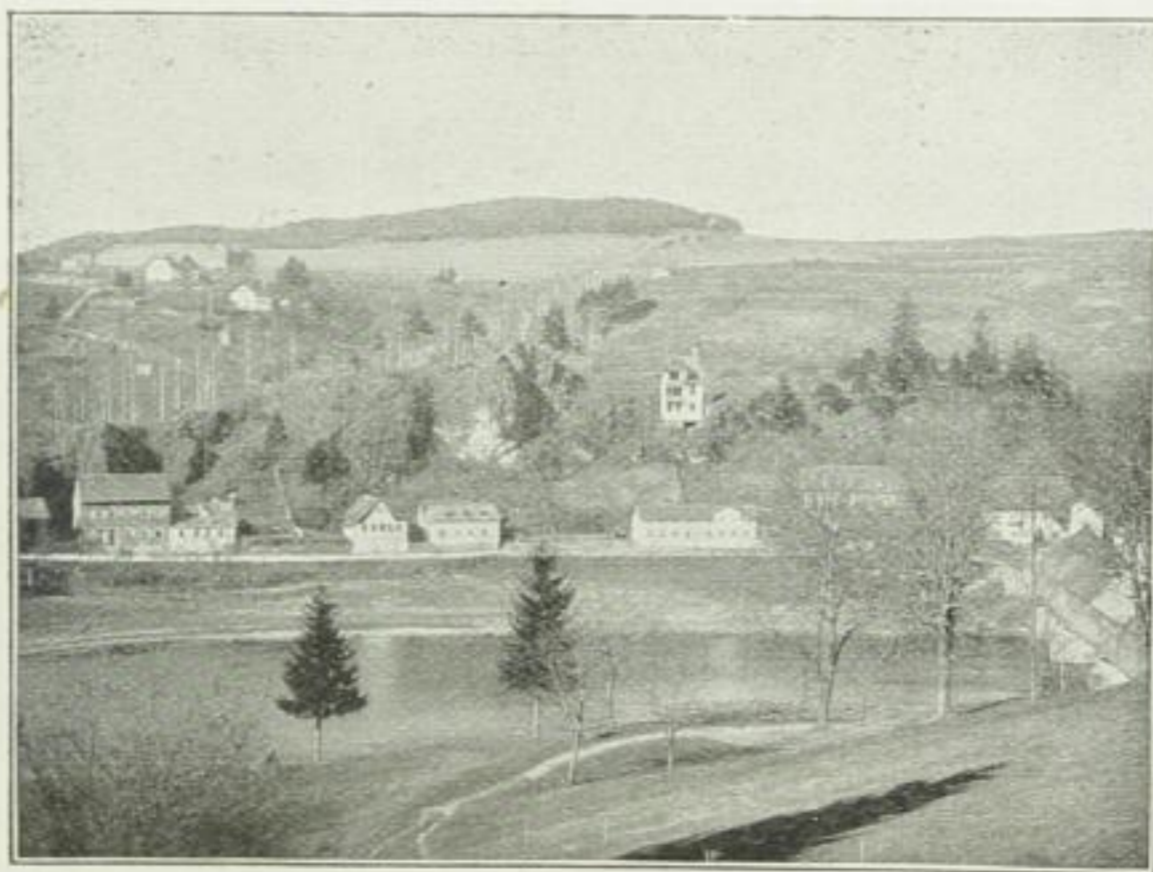
Hier, in Saalburg, fielen auch am 8. Oktober 1806 im Kampfe Napoleons gegen Preußen die ersten Schüsse: die französische Artillerie beschoß vom jenseitigen Ufer aus die Stadt und das Schloß, und die Franzosen unter Murat erzwangen so den Flußübergang und warfen nach hartem Kampfe die verbündeten Preußen und Sachsen unter General Tauenzien nach Schleiz zurück.

Mehrere Brände haben die Stadt heimgesucht, zuletzt im Jahre 1884.

Aber aus den Trümmern erhob sich eine fast völlig neue Stadt. Stattliche Neubauten und reizende Villen sind erstanden, bis

hinunter an die Saale breiten sich außerhalb der Stadtmauern freundliche Obstgärten aus. Ueberall bieten sich entzückende Ausblicke auf das Saaletal. Einzigartig ist der Rundblick von der i. J. 1900 neu erbauten, auf einer steilen Felsenhöhe über der Saale thronenden Villa Greuner. An der einen

Seite der Villa schließt sich ein kleiner, herrlicher Park mit Pavillons, Ruhebänken und guten Wegen an, an die andere Seite grenzt der Nadelwald. So empfiehlt sich diese überaus behaglich, nur für Sommerfrischler \* eingerichtete Villa mit ihren schönen, lustigen Zimmern allen, die Ruhe und Erholung suchen, zum

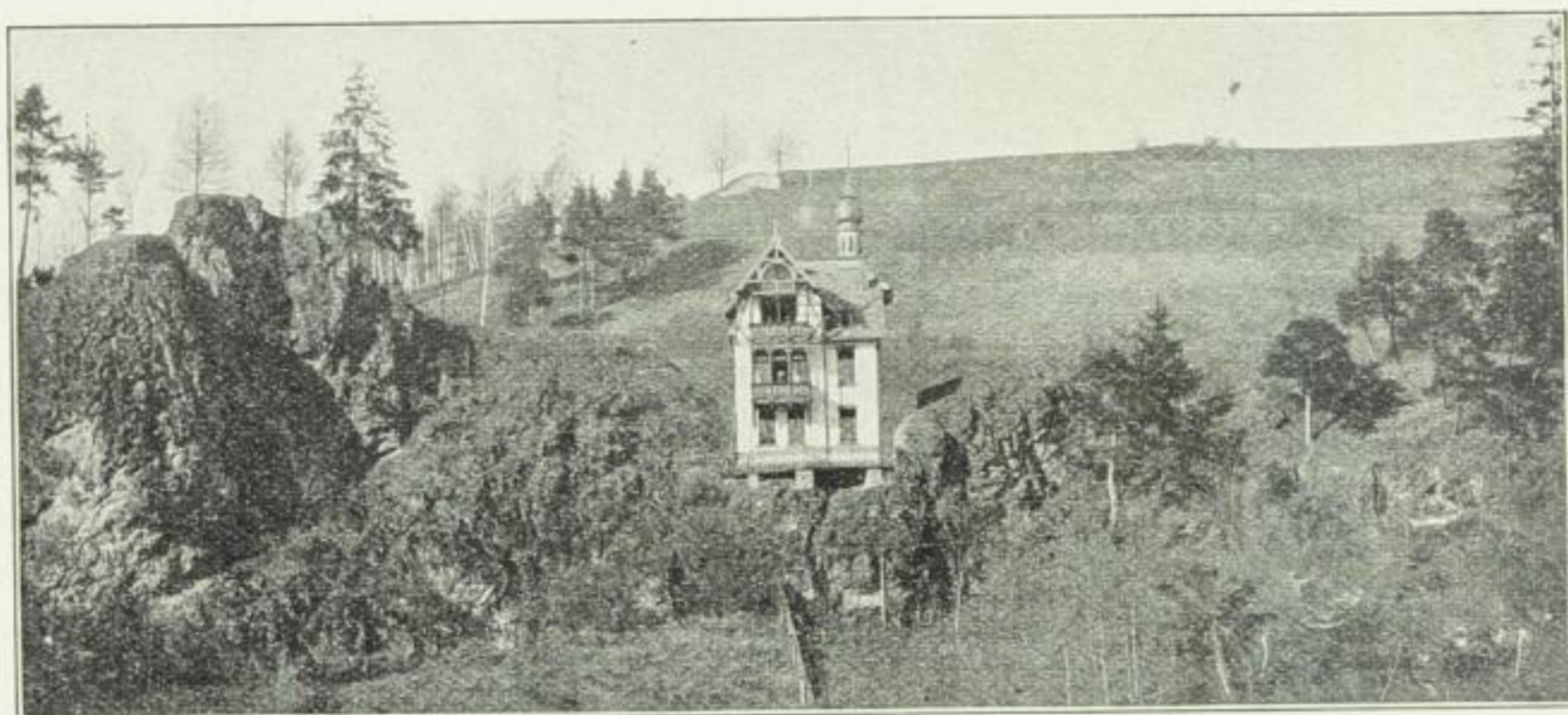


Blick jenseits der Saale auf die Villa Greuner.



angenehmsten Aufenthalt. Auch die Gasthöfe (Zum weißen Roß, Ratskeller, Kranich, Schießhaus), sowie viele Privatwohnungen bieten gute Unterkunft und Verpflegung. Saalburg ist eine der schönsten Sommerfrischen, zumal die Umgebung reich an herrlichen Spaziergängen ist. Sollen wir sie alle nennen? Alarusrub, Bastei, das interessante Marmorwerk

mit den Marmorbrüchen im Triebichstal, der Tiergarten, der 150—200 Stück Hirschwild umhegt, der Marienstein, Eckartsruh, Heinrichsruhe, der Bismarckstein, oder weiterhin der Kulmberg mit der Ulrichshütte und dem Aussichtsturm, von dem man einen prächtigen Ausblick nach dem Fichtelgebirge, dem Franken- und dem Thüringewald

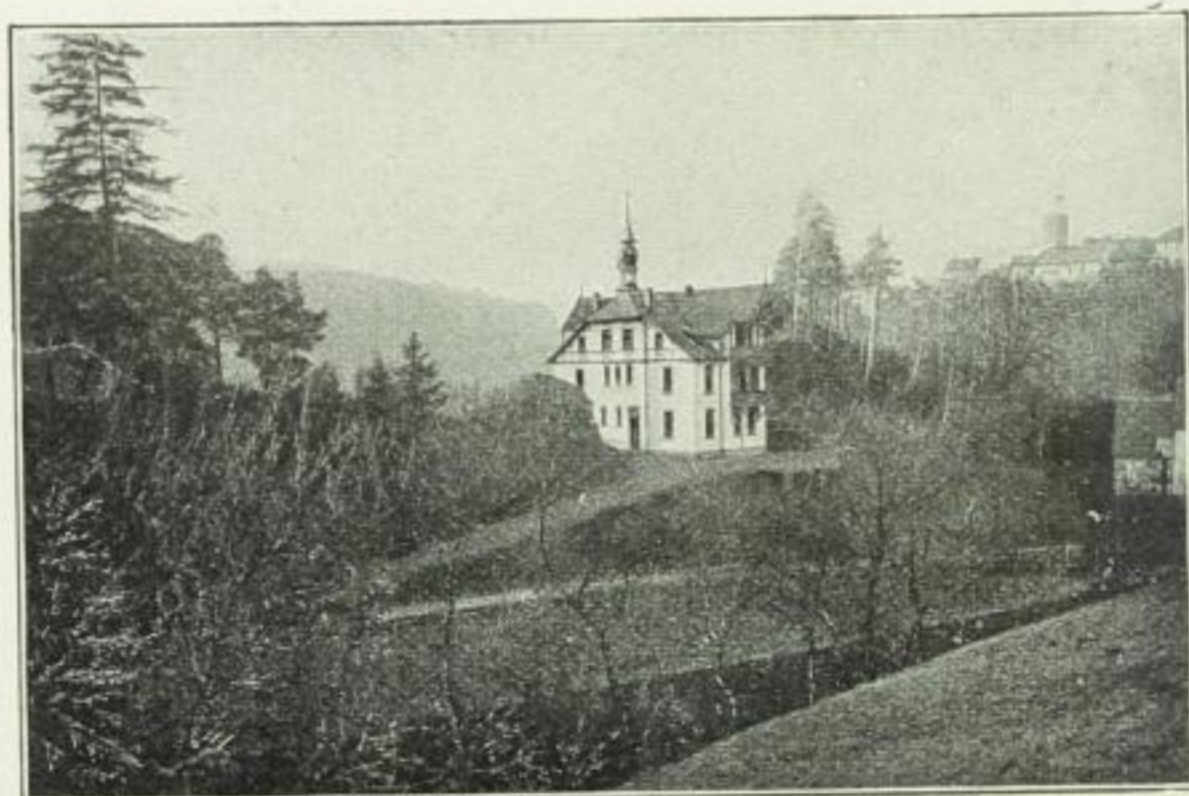


Villa Greuner.

genießt — alle bieten reizende Landschaftsbilder, und auch für stramme Fußgänger gibt es eine reiche Auswahl von größeren Ausflügen, so nach Ebersdorf, Burgk, Schleiz, so nach Neuhammer, Saaldorf, Weidmannsheil, Gottliebstal, nach Lobenstein, Lemnizhammer, nach Blankenstein, Blanken-

berg und Rosenthal, nach dem romantischen Höllental. Die Wanderungen im oberen Saalethal gehören eben zu den köstlichsten, die wir kennen, und wer einmal hier gewandert ist, wird immer gerne hierher wiederkommen.

S.



Villa Greuner, Aufgang.





## Die Vedung.

Eine Geschichte aus dem Vogtlande von Hugo Christof Heinrich Meyer.



### 1.

In der Tiefe des allmählich ansteigenden Regnitzgrundes liegt behaglich, unter Laubbäumen hingestreckt, mit weiter, fahler Flurmarkung das aus etwa zwei Duzend Anwesen bestehende Dörfchen Tronau. Eine Kirche hat es nicht, auch keine Gutsherrschaft. Aber mit den nächstgelegenen Weilern und Einöden bildet es doch eine selbständige Gemeinde und hat seinen Polizei- und Finanzgewaltigen im Vorsteher und Gemeindefassierer und seinen Kanzler in Gestalt des Gemeindefassierers gleich einer Großmacht. Bauern und Viehhändler sind die Eigner der Anwesen. Die Leute sind geweckt und witzig, aber von rauher Gemütsart, weder sich, noch andere schonend und wenig nachsichtlich gegen Unfähigkeit und Armut. Trotz des rauhen Landstriches und des geringen Bodenertrages gibt es hier wohlhabende Leute, welche eine besondere Begabung für jede Art von Handel besitzen. Dieser Handel erhält hier, an der Grenze von Bayern, Sachsen und Böhmen, sein besonderes Gepräge. An den Viehmärkten zeigt der Bewohner dieses Landstriches große Beweglichkeit, Beobachtungsgabe, Klugheit und Geistesgegenwart, so daß unter den Advokaten die Meinung besteht, daß dieses Bauernvolk selbst noch im Rausche gute Geschäfte mache.

Talaufwärts gleitet der Blick über die fast baum- und strauchlose Flur, welche ein dunkler Streifen Fichtenwald vom Horizonte abgrenzt. Dicht vor diesem erheben sich zu beiden Seiten des Tales auf gerundeten Hügeln zwei Anwesen, das eine, der „Fuchshof“, steht dürftig und unfreundlich am Ende langgestreifter Feldstreifen, im Schmucke eines einzigen halbverkümmerten Holzbirnbaumes. Das diesem gegenüberliegende Bauerngut, der „Bergshof“, ist auf drei Seiten vom Fichtenwalde beschützt und hat sich unter breitschattende Ahornbäume und schlanke Eichen versteckt. Auch hat es die Zierde eines Hausgartens nicht verschmäht. Dem

gegenüberliegenden Gehöfte durch einen Waldstreifen fast verborgen, blickt es einladend auf die weite Landschaft hinaus. Gleich dem jenseitigen Anwesen ist es aus Blockwänden errichtet, und hat, wie dieses, Schindeldachung. Es hebt sich also wenig von der Färbung des Erdbodens ab und verliert sich in graubraunen Tönen mit der Umgebung.

Die dritte „Einzel“ ist die „Ziegelhütte“, nahe dem Walde in der Talmulde zwischen den beiden Einzelhöfen gelegen, ein verwittertes, immer wieder geflicktes, kleines Bauwerk aus alter Zeit, teils Blockwand, teils Ziegelbau, niedrig, mit einem moosigen Strohdach bedeckt, aus dem ein windschiefer Schornstein aufragt. Die wenigen Fenster sind ungewöhnlich klein. Früher war die Hütte wohl ein Zufluchtsort der Bergleute, welche in einem der jetzt aufgelassenen Bergwerke der Nähe beschäftigt waren. Noch sind die Schutthallen und Schachtmündungen sichtbar, aber sonst ist kein Lebenszeichen des einstmaligen Bergbaues mehr wahrzunehmen. Dann wurde die Hütte eine Unterkunft der Ziegler, als die Bautätigkeit im Dorfe Tronau und in den Nachbarorten die Ausbeutung des Lehm Bodens an jener Stelle begünstigte. Die Hütte diente seitdem vornehmlich zur Wohnung des Ziegelmeisters. Nahe der Hütte erhob sich ein einfacher Ziegelofen mit Trockenschuppen. Der Ofen war so lange und so oft in Tätigkeit, als die Baulust hierzu Gelegenheit bot. Aber noch war das Holz fast so billig wie der Stein und Ziegel, auch aus Gründen des Herkommens und der größeren Wärme wegen, welche der Holzbau bot, noch immer von vielen dem Steine vorgezogen. So kam es, daß der Betrieb des Ziegelofens oft länger unterbrochen war. Dem Eigentümer der Ziegelei fiel dann die Sorge um neuen Erwerb zu. So blieb es bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Damals war Eigner des Ziegelofens der sogenannte „Ziegelheiner“, ein vormaliger Häuer der neu auf-



gelassenen Eisengrube „Hoffnung“. Mit Weib und Kind hatte er hier einen Unterschlupf gefunden und mit seinem Ererbten und Ersparten Hütte und Grund erworben. Sein Weib Marie, die Tochter eines verarmten Bauern, hatte ihm außer einer kleinen Ausstattung noch einen kleinen Acker und Waldstreifen nebst einer Dedung zugebracht, welcher letztere, eine mäßige Erhebung bildend, die lehmhaltige Talmulde von dem nahen Walde trennte und in einem halbrunden Streifen, gleich einem grauen Bande, das gelbe Lehmfeld von dem Walde abhob.

Mit dem eingebrachten Gute der Zieglersfrau hatte es sein eigenes Bewandnis. In dem Grundbuche war die Dedung von jeher mit Verfügungsbeschränkung versehen gewesen. Als dann das Bauerngut, zu dem es gehört hatte, zertrümmert wurde, fiel die Dedung nebst Acker und Waldparzelle der jetzigen Zieglersfrau zu, welche, die Gütergemeinschaft mit ihrem Gatten ausschließend, wiederum ihr Eigentum als Sondergut im Grundbuche eintragen ließ und nur die Nutznießung desselben mit ihrem Manne teilte.

Als daher die Ziegelei wieder einmal in langen Stillstand geraten war und ein anderer Erwerb für den Ziegelheiner sich nicht finden wollte, da hatte die Zieglersfrau einen harten Stand. Sie sollte in den Verkauf der Dedung oder doch des Ackers einwilligen. Auch der Waldstreifen mit etwa dreißigjährigem Bestand sollte geschlagen werden. „Nichts wird daraus!“ waren die ständigen Worte Mariens, mit denen sie alle Ueberredungsversuche, alles Bitten und Flehen, alles Schimpfen und Fluchen ihres Gatten erwiderte. Da stülpte der verzweifelte Ziegelheiner eines Tages seine Mütze auf den Kopf, griff zum Stock und rannte der Stadt zu. Der pfiffige Advokatenschreiber und Gelegenheitsagent Fuchs, den der Ziegelheiner in einer Winkelnaipe kennen gelernt, führte den Geldsuchenden mit wichtiger Miene zu einem „braven Manne“, mit Namen Nieghorn, der seine Angerute mit dem zweckdienlichsten Köter für kleine Fische zu versehen wußte, nach dem Grundsatz, daß kleine Häuflein, flug verteilt, sich nicht so leicht umwerfen lassen, wie große Haufen, und daß aus kleinstem auch Großes werden kann. Seine Kapitalien waren in je einigen hundert Talern da und dort auf dem Lande verstreut, und immer war er unterwegs, um den rechten Augenblick zu er-

spähen, wenn das von ihm beglückte Gütlein für eine nutzbringende Versteigerung reif erschien. Denn er wartete nicht immer, bis sein Schützling selbst ein Ende machte, sondern erspähte stets den günstigsten Zeitpunkt, also in kurz gemessenen Fristen nicht ohne einen tiefen Tugendseufzer über die schlechten Zeiten und läuderlichen Wirtschaftler seine Sädel wieder füllend. Der „brave Mann“ bezeugte denn auch nach kurzem Verhöre dem Hilfe suchenden Ziegelheiner die erhoffte Gunst, und die Hypothekerrichtung auf dem Ziegelanwesen der Gemeinde Tronau kam zu stande. Aber nicht die ganze Summe, für welche der Ziegelheiner sein Anwesen verpfändet hatte, ward ausgezahlt. Da gab es noch zuletzt ein Bedenken hin und her. Mit einem beträchtlichen Abzug von dem verabredeten Betrage mußte sich der Ziegelheiner begnügen. Doch auch dieser Kummer ging vorüber, und der Ziegler verabschiedete sich, einen vollen Beutel blanker Silbergulden in der Tasche, zufrieden von seinem Gönner. Geld — selbst wenn es die Verpfändung des eigenen Hauses, des eigenen Grundes bedeutet — es stimmt den Menschen heiter und frei. Ein kühner Zukunftsplan ist bald entworfen, das Geldchen ist im Handumdrehen abbezahlt und das Anwesen wieder schuldenfrei! — Mit dem Gelde ließ sich ja lange hausen, und manch' ein Tausend Ziegeln brennen! Nun konnte er doch die nötigen Hilfskräfte, Fuhrlohn und Holz bezahlen, und das Sondereigentum der Frau war immer noch frei. —

Dem Ziegelheiner eilte der Rückweg nicht. — Ein Glas mit dem Advokatenschreiber durfte er sich schon gönnen, und es wurden der Gläser mehrere. Als er endlich auf der Landstraße nach Tronau seelvergnügt dahinschritt, rasselte hinter ihm ein Wägelchen drein, von einem dünnen Klepper gezogen. Ein ebenso dürrer Bäuerelein saß im Wagen. Listig blinzelten seine kleinen, grauen Augen aus den zusammengezogenen Brauen nach dem Fußgänger vor ihm. Es war der Fuchshofbauer. Im Dorfe hieß er der „Deidei“. Einen Spitznamen hatte fast jeder Bauer. So wäre auch die Bezeichnung des Fuchshofbesizers als „Deidei“ an sich nicht gerade auffällig gewesen, obwohl die Ursache dieses Spitznamens nicht zu ermitteln war. Aber außer dem unerklärlichen Beinamen schien auch manches andere an der Person des Fuchsbauern unerklärlich und gab zu den seltsamsten Deutungen Anlaß. Der Fuchshof und sein jetziger



Besitzer standen beide in üblem Rufe. Mit dem Hof wie mit seinem dermaligen Eigentümer ging's nicht mit rechten Dingen zu. Der Fuchshofbauer hatte ursprünglich ein großes Mühlenwesen an der Regnitz, das seinen Mann reichlich nährte. Aber der Deidei brachte es fertig, daß er nach einem Jahrzehnt von seinen Gläubigern aus der schuldenfrei übernommenen Mühle vertrieben wurde. Das war ein Kunststück, das männiglich bestaunt, aber nirgends gelobt wurde. Dennoch war die Ursache die gleiche, welche hier zum Ruin und anderwärts zum Wohlstande führte, nämlich der Trieb zu schnellem, mühelosen Gewinn. Nur die begleitenden Umstände waren verschieden. Dem jetzigen Fuchsbauern hatte es das Spiel angetan. Das anfängliche Glück reizte ihn, der Handel mit Pferden und Gütern lockte, und ein gelegentlicher Gewinn ließ alle Verluste stets wieder vergessen. Das Glück mußte doch noch kommen, meinte er, aber es kam nicht. Jedes moralische Bedenken schwand. Als dann das Unheil über den Glücksritter hereinbrach, glaubte er sich aus den Wirren der Prozesse durch einen kühnen Falscheid hinweghelfen zu können. Aber die Gläubiger hatten offene Augen und Ohren. Es kam zu einem Strafprozeß, und Hans Künzel, so hieß der Müller und jetzige Fuchshofbauer, mußte sich einige Jahre in tiefe Verborgenheit zurückziehen. Als er die Mauern des Gefängnisses endlich hinter sich hatte, erwarb er mit dem Resterlös aus dem Zwangsverkauf seines Mühlenwesens, welches seine Frau sparend und darwend zusammengehalten hatte, den gerade wieder einmal freigewordenen Fuchshof, ein früheres Vorwerk des nächsten Rittergutes. Auch hier noch konnte ein fleißiger, enthaltamer Mann seine Rechnung finden. Auch der Deidei schien dort fester zu sitzen als vormals auf seiner Mühle. Aber mit seinem Ansehen und Kredit bei der Bauernschaft war es vorbei. Ja durch seine Eigenheiten, die sich mit den Jahren bei ihm ausbildeten, wurde er zum Inhalte eines ergiebigen Dorfgesprächs. Die mit Alee oder Getreide bebauten Grundstücke, welche an die Felder des Fuchshofes angrenzten, zeigten in der Mitte oft freisrunde Stellen, auf denen die Frucht abgemäht und von unbekannter Hand nächtlischerweile entfernt war. Auch Kartoffeln und Rüben, Lein und Kaps waren nicht sicher. Der Deidei stand im Verdachte dieser Feldfrevel, aber er ließ sich nicht so leicht ertappen. Selten kam er

zur Anzeige und Bestrafung. In diesem Falle aber rächte er sich durch Gegenanzeigen. Denn Tag und Nacht stand er auf der Lauer, und nicht leicht entging ihm die geringste Beschädigung des Seinen. Doch am meisten fiel das sonderliche Gebaren des Fuchsbauern im Verkehr auf. Vermochte derselbe doch an keiner fremden Fuhre Heu oder Getreide vorbeizugehen, ohne sich verstoßen eine Hand voll heraus zu raufen. Auf dem Wege und bei der Feldarbeit piff oder murmelte er fortgesetzt vor sich hin.

Seine Schlaueit, die er in allem befundete, wurde nur noch durch sein grenzenloses Mißtrauen übertroffen. Da ihm ein fester Schlaf nicht beschieden war, schlich er die halbe Nacht mit der Laterne in seinem Anwesen umher. Hunde liebte er nicht, desto mehr Katzen, deren immer eine Anzahl bei seinem Hofe umherliefen. Deshalb hieß er auch bei vielen der „Katzenbauer“ und sein Hof der „Katzenhof“. So kam er bei den abergläubischen Leuten des Dorfes, besonders bei den Weibern, in den Verdacht, daß er es mit dem Teufel halte. „Im Fuchshof geht es um“, hieß es. Die Holzweiber, welche am Abend an seinem Hof vorüber mußten, erzählten sich allerhand wunderliche Dinge, so daß auch die Schuljugend eine gewisse Scheu vor dem „Deidei“ bewahrte. Dieser Aberglaube gab ihm aber wiederum einen gewissen Schutz. Er war gefürchtet.

Trotz all' dieser Umstände gelang es seinem wackeren Eheeweibe sich bei den Bauern in Achtung zu erhalten, und auch sein Sohn, der Mutter Ebenbild, litt nicht sonderlich unter dem üblen Rufe des Vaters. Denn der Lehrer des Ortes liebte den geweckten Jungen und schützte ihn nach Kräften. Das Eheleben des Deidei war aber kein glückliches. Der Bauer quälte sein Weib durch fortgesetztes Mißtrauen und schmutzigen Geiz und verstand es nicht, seinen Sohn an sich zu fesseln. Bei der Lieblosigkeit des Vaters blieb dem Kinde nur die Mutter. Das enge Verhältnis zwischen Mutter und Sohn reizte hinwiederum den Bauer, und beide hatten täglich unter den Bosheiten des letzteren zu leiden. Auch dieses Verhältnis blieb den Ironauern nicht verborgen und verschlimmerte den üblen Ruf des Deidei. Die Hoffnung, noch einmal zu Reichtum zu gelangen, hatte den ruhelos nach allerhand Erwerb Umherspähenden und in der Wahl der Mittel völlig Skrupellosen keineswegs verlassen.



Dem Spiel war er noch jetzt ergeben. Aber so reiche Partner wie ehemals fanden sich selten zu ihm. Auch den Güter- und Pferdehandel hatte er wieder aufgenommen. Allein auf erste Erfolge kamen große Verluste, und der Fuchsbauer sah sich gezwungen, zur Lösung seiner Verbindlichkeiten seinen Hof zu verpfänden. Um die Hypothekzinsen aufzubringen, blieb wieder kein anderer Weg als die Jagd nach neuem Glück. Der Vertrieb von geschmuggelten Waren bildete jetzt einen Teil seines Erwerbes, und immer größer ward der Kreis seiner geheimen Geschäftsfreunde, welche er in der Ueberlistung der Grenzwaiche klug und mit Vorteil zu unterstützen wußte. — Diese neue Tätigkeit führte zu häuslichen Szenen; denn sein Eheweib wehrte sich mit aller Kraft dagegen, daß der Fuchshof, ihr ehrliches Heim, zu einer Schmugglerhöhle werden sollte. Aber ihr Widerstand war vergeblich. Die Arme mußte schließlich froh sein, wenn die rückständigen Steuern und Hypothekzinsen mit Hilfe ihrer Sparpfennige endlich gedeckt und so Armut und Schande von ihr ferngehalten wurden. Doch den Bauer hielt die Lust nach immer neuem Erwerb aufrecht und verlieh seinem Wesen einen seltenen Spürsinn, der ihm ermöglichte, jeden Anlaß zu einem gelegentlichen Gewinn gewissermaßen vom Wege aufzulesen. So hatte er in der Stadt den Ziegelheiner beobachtet und dessen Schuldaufnahme glücklich erkundigt. Er hatte ihn im Verkehr mit dem auch ihm bekannten Advokatenreiber beobachtet und ruhig abgewartet, bis der Ziegler endlich den Heimweg antrat. Sollte er ihn zur Mitfahrt einladen? Das konnte den Nachbar, der sonst von ihm recht geringschätzig behandelt worden, stutzig machen. Er mußte es anders anfangen. Auch war es nicht in seiner Art gelegen, Fahrgäste umsonst mitzunehmen. Sie mußten ihn irgendwie schadlos halten. „Umsonst ist der Tod!“ war sein Wahlspruch. So ließ er denn den Ziegelheiner ruhig weggehen, bespannte darauf gemächlich seinen Wagen und rollte davon.

Als er die Stadt hinter sich hatte und des Ziegelheiners auf der Landstraße ansichtig geworden war, ließ er den Gaul langsamer gehen, die Entfernung bis zum ersten Wirtshaus auf der Höhe bemessend. In diesem Wirtshaus, der „Luftschenke“, einer alten Fuhrmannskneipe, pflegte sich das aus der Stadt heimkehrende Landvolk nochmals zu einem letzten Trunke zusammen zu finden. Der

Bauer richtete nun die Gangart seines Pferdes darnach ein, daß er mit dem Ziegelheiner unweit der „Luftschenke“ zusammentraf. Der Ziegler blinzelte zu dem Bauern hinauf und dieser zu jenem hinab. Beide überlegten ihre Worte und begrüßten sich fast gleichzeitig mit dem üblichen „Guten Abend, Nachbar!“ Der Bauer wollte sich selbst vergessend eben sagen: „Steigt auf!“, aber er besann sich und schwieg. Der Ziegelheiner war ihm ja doch sicher.

„Schon heimwärts, Nachbar?“ frug er.

„Zeit wär's!“ entgegnete der Ziegler und blickte begehrlig auf den leeren Sitzplatz neben dem Bauer.

„Heut' macht Ihr keine Ziegeln mehr.“

„Das nicht, aber morgen fang' ich frisch an.“

„Nur sachte, wißt Ihr schon wohin mit Euren Ziegeln?“

„Das will ich meinen!“

„Gut — aber wenn's wieder Stillstand gibt — da wüßt' ich Euch was, das den Mann nährt. Aber Ihr müßtet Euch bald dazu halten.“

„Und das wäre?“

„Kommt mit herein in die „Luftschenk“! Wir trinken ein's zusammen. Da plaudert sich's leichter.“

„Meinetwegen —“

Schmunzelnd blickte der Bauer auf den Ziegler und hielt endlich den Wagen an. Sie waren an der Schenke angelangt. Der Bauer schob seinem Pferde die Holzkruppe zu und warf ihm das letzte Heu aus dem Futterack vor. Hierbei griff er unversehens in die Krippe nebenan und holte sich einige Hände voll Hafer, welche der heute auch in der „Luftschenke“ eingekehrte Berghofbauer seinen beiden Braunen vorgeworfen hatte. Dann befestigte er die Zügel an der Wagenleiter und betrat mit seinem Nachbar die Gaststube. Die Gruppe der Zechenden, welche am nächsten Tische beim Fenster saß, bestand aus Tronauer Bauern. Diese musterten die Eintretenden mit unfreundlichen Mienen. Nur der Bergbauer reichte dem Ziegelheiner sein Glas. „Schenken“ nennen dies die Vogtländer. Der also Geehrte tat seinem Nachbar mit einem Kopfnicken Bescheid und gab das Glas mit einem Händedruck zurück.

„Gute Geschäfte gemacht?“ frug der Bergbauer.

„Könnt' besser geh'n. Morgen geht's frisch an!“



„Recht so! Meine Gäul' könnt Ihr immer haben!“

Der Deidei winkte nun dem Ziegelheiner nach einem Tische in der Ecke, wo eine seltsame Gesellschaft Platz genommen.

Die Bauern blickten verächtlich nach jener Ecke. Einer meinte:

„Der Ziegelheiner scheint auch einer von der siebenten Bitte?“

„Dem Ziegler, meinem Nachbar“, entgegnete der Bergbauer, „kann keiner schlimmes nachsagen. Und bei dem ist es anfangs schlecht gegangen. Aber das mußte eben überstanden sein. Glück gehört zum Leben. Mich hat es aufgesucht. Aber beim Ziegelheiner hat sich der Wind noch nicht gedreht. Das Ziegelbrennen ist draußen bei uns noch kein sicheres Brot.“

„Heut' hat er dem Nieghorn sein Zeug verschrieben,“ berichtete mit spöttischer Miene einer der Bauern. „Er bringt sein Geld nicht einmal heim! Seht, sie haben Karten bestellt. Der Deidei mischt sie, und die andern trinken dem Ziegler zu. Du solltest Deinem Nachbar in's Gewissen reden, Bergbauer.“

„Tu' ich auch. Aber wenn er dem Deidei in die Hände gefallen, hört er schwerlich mehr auf mich.“

Der Ziegelheiner war unter merkwürdige Gesellen geraten. Dieselben trieben alles und jedes, wohnten in Dörfern oder Einöden an der Grenze umher und nährten sich in schlimmen Zeiten mit dem Schmuggel, einem Handwerke, das man den Leuten fast schon an der Kleidung, noch mehr aber an der rußigen Gesichtsfarbe ansah. Berwegene Gestalten, mit scharfen und wachsamem Augen und Ohren, Schlaueit oder Trotz in den Zügen, saßen sie nun beim Spiel, zu dem sie den Ziegler über-

redet hatten. Der Ziegler gewann. Dann verlor er und gewann wieder, aber schließlich hatte er doch ein paar Guldenstücke sitzen gelassen. Der genossene Schnaps tat seine Wirkung.

Der Ziegelheiner wurde müde und wandte sich an seinen Nachbar: „Wir fahren heim, Fuchsbauer.“

Dieser hatte sein Pferd mit zunehmender Dunkelheit in den Stall gebracht. Er ging hinaus und spannte nun an. Der eine der Schmuggler, Peter, der Bandenführer, früher Geselle in einem Hammerwerk, half dem Bauer und schwang sich hintenauf in den Wagen. Als die letzten von allen verließen sie das Wirtshaus.

Der Fuchsbauer hatte den Ziegler, den der Spielverlust verdross, bald versöhnt. „Ich weiß eine Sache, die ist recht für Euch. Der fremde Herr im Sächsischen, der die Gemeindejagd verpachtet hat, braucht einen Jagdaufseher. Der Ironauer Vorsteher soll ihm einen heraussuchen. Ihr geht morgen hin, Ziegelheiner, und ruht nicht, bis Euch der Vorsteher sein Wort gibt. Das übrige bereden wir, wenn Ihr den Posten habt.“

„Ohne Gewehr freut's mich nicht.“

„Ohne Gewehr, wer sagt das? Der Vorsteher sorgt schon, daß Ihr einen Schutzgewehrschein bekommt.“

„Wenn's mir gelingt, ist wenigstens das verspielte Geld wieder eingebracht“ lachte der Ziegelheiner ingrimmig in sich hinein.

„Ja und ein schöner Brocken Geld dazu verdient!“

Der Ziegler murmelte noch etwas, aber der Schlaf übermannte ihn. Der Fuchsbauer mußte seinen Gast bis an die Ziegelhütte fahren. Das Jahrgeld hatte er schon in der Tasche.

(Fortsetzung folgt.)





# Elbefahrten.

## I.

Wer das Meißner Hochland, die Sächsische Schweiz oder das Böhmisches Mittelgebirge zu besuchen beabsichtigt, dem kann nicht warm genug empfohlen werden, den Reisetag auf das Wasser zu verlegen und sich der bestehenden Dampfschiffverbindungen zu bedienen, weil nur auf diese Weise das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden möglich ist.

Wer also reist, um wirkliche Naturschönheit in Ruhe genießen zu können, wer

Auge und Herz erfreuen und stärken will, der durchfähre eine Strecke, wie das landschaftlich so hervorragende Sächsisch-Böhmische Elbetal, nur mit dem Schiff; er wird den Segen spüren und durch die wundervollsten Eindrücke belohnt werden.

Von den Dampfschiffen aus hat man namentlich auf den oberhalb Dresden gelegenen Strecken bis Pillnitz - Pirna - Schandau - Tetschen - Außig - Leitmeritz gradezu entzückende Bilder, die in ihrem reichen Wechsel und in ihrer Eigenart einen seltenen Reiz bieten; stromab von Dresden ragt Meißner mit seiner berühmten Albrechtsburg und seinem eigenartig lieblichen Höhengelände hervor, ebenso

Miesä, der größte Elbumschlagsplatz Sachsens. Dresden selbst ist ein Juwel im Kranze deutscher Städte, und wer den malerischen Landeplatz der Schiffe am Terrassenufer betritt, der wird beim ersten Blick stromaufwärts nach den blauen Bergen sich gewiß nicht dem Eindruck verschließen können, wie sehr eine bequeme, einen freien und ungehinderten Ausblick bietende Dampferfahrt der Beförderung mit dem die Gefilde durchschauenden Dampfroß unter Kesseln, bei Staub und Hitze vorzuziehen ist.

Das ausschließliche Privileg für die Ausübung des regelmäßigen Personenverkehrs auf der Oberelbe besitzt die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welche seit 1836 besteht und jetzt alljährlich ca. 4 Millionen Passagiere befördert, eine Frequenz, die wohl am besten beweisen dürfte, welche Beliebtheit und welche Sympathien sich das Unternehmen zu erwerben verstanden hat. Die Flotte der Gesellschaft besteht aus 40 Schiffen, die mit allem Komfort — wir verweisen insbesondere auf die mit Promenadendecks versehenen Gildampfer — ausgestattet sind und hinsichtlich der Bequemlichkeit und Verpflegung auch den verwöhntesten Ansprüchen Rechnung tragen können.

Auch gewährt die Gesellschaft verschiedene Vergünstigungen: sie gibt Rückfahrtskarten zu etwa halben Preisen, sowie Monats- und Jahreskarten heraus, erstere für 10 Mark, letztere für 60 Mark; ferner ist seit einigen Jahren noch ein besonders günstiges Kilometer-Abonnement zur Einführung gelangt, welches die Benutzung der Dampfschiffahrten ungemein bequem und billig gestaltet.

Für Bahnanschluß an die Schiffstouren ist nach Möglichkeit an allen größeren Orten gesorgt,



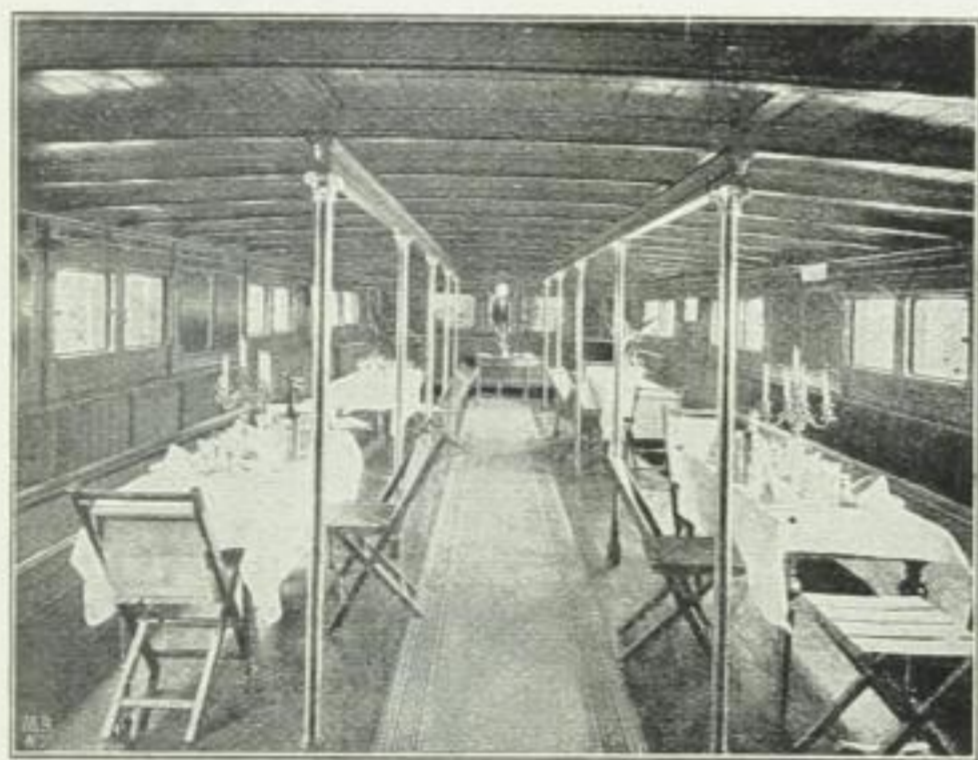


so z. B. für die süddeutschen und oesterreichischen Badeorte in Rußig und Bodenbach-Tetschen, und weiter nordwärts in Schandau, Pirna, Dresden, Meissen und Riesa. Zu bemerken ist hierbei, daß jedem Reisenden — genau wie bei den Eisenbahnen — 25 kg Freigepäck auf seine Karte gewährt werden.

Die Schiffstouren zwischen Lobositz—Rußig und Dresden sind in die Rundreisefahrkarten der betreffenden Eisenbahn-Verwaltungen einbezogen und Fahrtunterbrechungen in entgegenkommendster Weise vorgesehen.

Die Salon- oder Eildampfer sind prächtig und dabei praktisch eingerichtet.

Die geräumigen Verdecke bieten Schutz gegen Sonnenbrand wie gegen Sturm und Regen. Die



Im Innern eines Dampfers.

Kajüten, hochelegant mit Polstermöbeln ausgestattet, sind mit zweckmäßiger und ausgiebiger Ventilation versehen und weisen am Abend gute Beleuchtung auf.

Als besondere Neuerung, die sich ungeteilter Beliebtheit erfreut, ist die Veranstaltung von drei Konzertfahrten in jeder Woche auf besonders dazu gebauten stattlichen Salondampfern erwähnenswert. Diese bieten dem Fremden einen Doppelgenuß, ein gutes Militärkonzert und die bequemste und leichteste Besichtigung des herrlichen Elbgeländes. Genug, wer es irgend kann, versäume nicht, das bald lieblich, bald imposant wirkende Elbtal durch häufige Schiffsfahrten gründlich kennen zu lernen. Diese Fahrten werden jedem Naturfreund unvergeßlich bleiben; sie bieten nicht nur einen reinen,

herrlichen Naturgenuß, sie sind auch geeignet, die Nerven zu stärken. Die mit Wasserdünsten erfüllte Atmosphäre des Stromes übt anerkanntermaßen einen wohltätigen Einfluß auf nervöse und asthmatische Personen aus, so daß wiederholt Elbefahrten von Ärzten zur Kur verordnet werden.

In „Einzelbildern“ gedenken wir in „Unserer Heimat“ die Elbefahrten zu schildern, um auf ihre Herrlichkeiten alle Reiselustigen aufmerksam zu machen.

## II.

### Die Elbe und ihre verkehrspolitische Bedeutung.

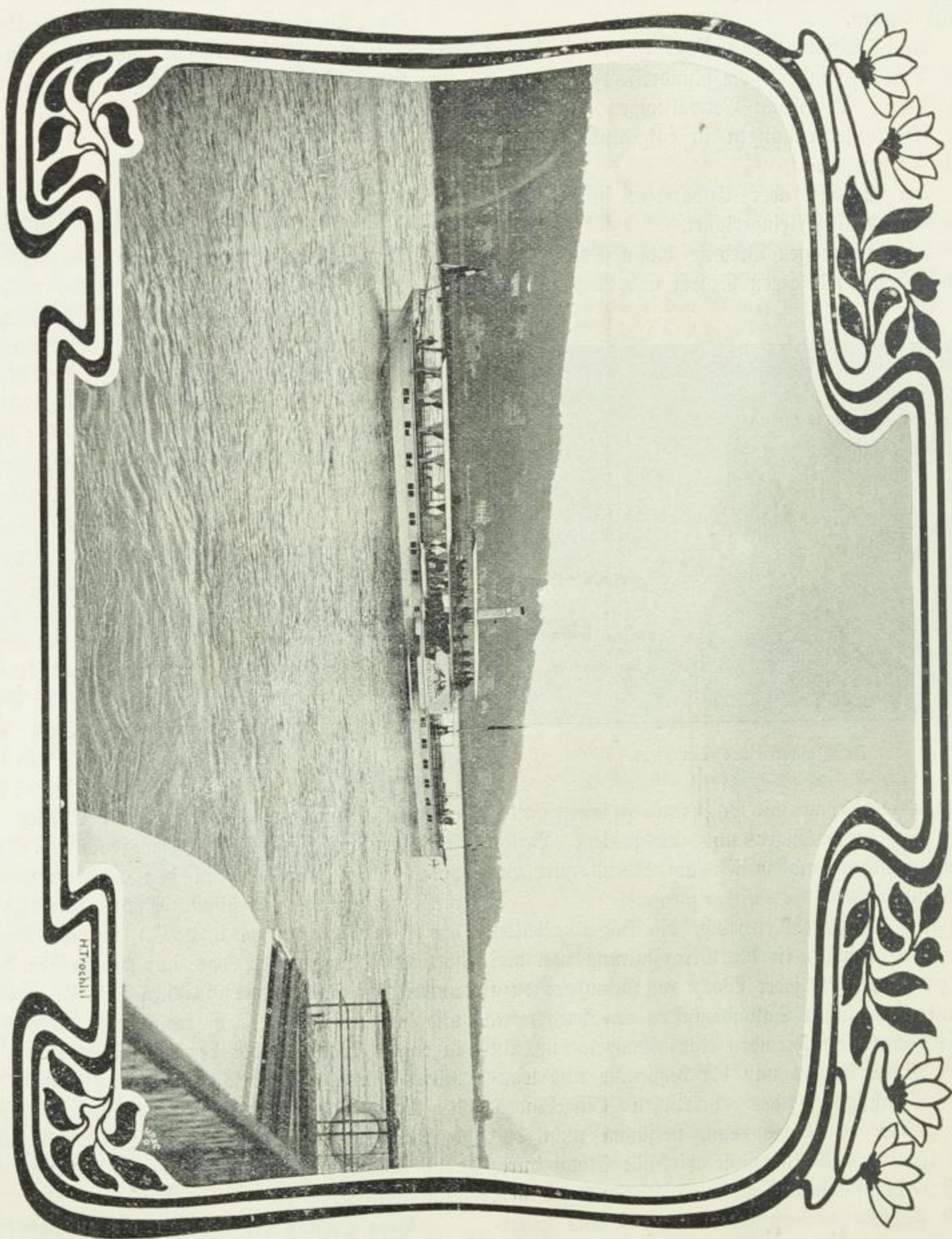
Die Elbe bildet die natürliche Grenze zwischen Ost- und West-Deutschland und ist der wichtigste Wasserweg zwischen Oesterreich, Mitteldeutschland und dem Norden. Sie entspringt dem reichgeegneten Böhmerlande, nahe der schlesischen Grenze, am höchsten Teile des waldreichen Riesengebirges. Dort, im Reiche des neckischen Berggeistes Mübezahl, befindet sich eine Anzahl mooriger Wiesen, die wie Schwämme die Feuchtigkeit der Atmosphäre auffaugen. Ueberall quillt und sickert es dort. Bald treten die Wässer zu Tage, bald fließen sie unter Moos und Grasdecke ungelesen dahin. Einer dieser Wasserwiesen führt den Namen „Elbwiese“. Hier bilden die Wasserfäden an verschiedenen Stellen sogenannte Brunnen, Vertiefungen mit kristallklarem, steinigem Grunde von  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  m Durchmesser. Einer derselben, welcher in Stein gefaßt ist und 1207 m über dem Spiegel der Ostsee liegt, führt den Namen „Elbquelle“. Ihr Wasser vereinigt sich mit zahlreichen anderen Quellen und stürzt darauf als wilder Gebirgsbach den 75 m hohen jähren Berghang in den wildromantischen, vielbesuchten Elbgrund hinab. Später vereinigt sich das Gewässer (680 m ü. d. O.) mit dem doppelt so starken Weißwasser, das auf der weißen Wiese unweit der Schneekoppe (1400 m ü. d. O.) entsteht, und heißt nun Elbe, ein rauschender Gebirgsfluß in engem Waldtale, der den böhmischen Kamm des Riesengebirges durchbricht und bei Hohenelbe aus der Region des Gebirges austritt. Ostböhmen durchfließend, nimmt die Elbe bei Melnik die floßreiche Moldau, Böhmens Hauptfluß, auf und wird nun schiffbar.

Vom Einfluß der Moldau bis zur Ausmündung unterhalb Cuxhaven hat die Elbe eine Längen-



Ausdehnung von 848  $\frac{1}{2}$  km. Unterhalb Lobositz durchbricht sie die Basalt- und Phonolithlagerungen des lieblichen böhmischen Mittelgebirges, bei Tetschen die gewaltigen Sandsteinmassen des Elbsandsteingebirges und in Sachsen (bei Sörnewitz und Diesbar)

das Meißner Hügelland. Unterhalb Riesa aber tritt der Strom in das weite norddeutsche Flachland ein, auf seinem weiteren Laufe die wichtigsten Flüsse des Erz-, Lausitzer- und Sächsischen Gebirges, des Thüringerwaldes und Harzes empfangend. Das





gesamte Elbstromgebiet umfaßt 143327 qkm, davon kommen 97 000 qkm auf das Deutsche Reich.

In handelspolitischer Hinsicht ist die Elbe der erste Strom Deutschlands; kein zweiter hat auch nur annähernd diesen gewaltigen Fracht- und Personenverkehr. Nach der Statistik des sächsisch-österreichischen Hauptzollamtes zu Schandau verkehrten in den letzten Jahren durchschnittlich jährlich 4100 Schiffe und Rähne zu Tal und 3200 zu Berg (darunter Rähne bis zu 24 000 Zentner Ladefracht = 105 Doppellowrs), dazu kamen noch 2100 Flöße. Die Verfrachtung im flüßiger Elbhafen beträgt hinsichtlich des Tonnengewichts bedeutend mehr als die gesamte Güterverfrachtung in Oesterreichs erster Hafenstadt, in Triest, und erreicht  $\frac{6}{7}$  der gesamten Hamburger Schiffsverfrachtung (50

Millionen Zollzentner). Dieser Riesenverkehr ist die Folge der im Ober- und Mittellauf vorhandenen fruchtbaren und reichen Gaue. Man findet dort große unerschöpfliche Kohlenlager, sehr bedeutenden und ausgebreiteten Getreide-, Zuckerrüben- und Obstbau, riesige Waldungen (Floßholz), die noch jetzt die größten Hölzer für den blühenden heimischen Schiffsbau abgeben, dazu die unermesslichen Sandsteinbrüche, welche vorzügliches Bau- und Bildhauer-material für Mittel- und Norddeutschland und das Ausland liefern.

Dazu kommt eine hochentwickelte Industrie längs des Stromes von Raudnitz bis zum nördlichen Flachlande: umfangreiche Zuckerraffinerien, Eisen-, Glas- und Sägewerke, Spinnereien, Webereien, Riesenetablissemments der chemischen und kera-



Lobositz.

mischen Branche, Schiffsbauanstalten, Brauereien, Strohstoff-Fabriken u. s. w.

Trotz der an den Ufern dahineilenden Eisenbahnzüge hat sich seit dem 1. Mai 1841, an welchem Tage der erste Stapellauf eines Dampfers auf der Moldau in Prag stattfand, die Dampfschiffahrt auf der Elbe zwischen Dresden und Leitmeritz und flußabwärts bis Mühlberg ganz enorm entwickelt. Die Frequenz steigt mit jedem Jahr: 1900 erreichte die Gesamtzahl der Passagiere 3  $\frac{1}{2}$  Millionen, das ist die reichliche Hälfte mehr als die Personenverkehrssumme des deutschen Rheines (Hauptverkehrsstrecke Mainz-Köln).

Außer den sich immer mehr vervollkommnenden Verkehrserleichterungen der Neuzeit treibt auch die

immer mehr erwachende deutsche Heimatliebe die Reisenden und Touristen in die Elbgaue und an die Ufer der Elbe. Auch wer die Herrlichkeiten der Schweiz und Tyrols kennt, erfreut sich an den wunderbaren Naturreizen des inneren Deutschlands und des benachbarten Böhmens. Nicht nur Gletschereis und ewiger Schnee zwingen zur andächtigen Bewunderung der urewigen Schöpfung, sondern in gleichem Maße erfreuen das Menschenauge die sanfteren Schönheiten der heimischen Natur. Und in diesem Sinne darf man eine Dampfer-Elbfahrt als eine Quelle wunderbarer Naturgenüsse bezeichnen.

Tausende und abertausende bewundern alljährlich das herrliche Ufergestade, die prächtigen Landschaftsbilder der Ober- und Mittelelbe. Tausende



bereisen alljährlich das liebliche böhmische Mittelgebirge mit seinen bewaldeten Kegelbergen, seinen sonnig-pittoresken Tälern, seinen grünen Matten und rebenumspannenen Geländen, die wildromantische Sächsisch-Böhmische Schweiz — das besuchteste deutsche Mittelgebirge — mit ihren kühnen malerischen Felsgebilden, ihren Schluchten und Gründen, durch welche gleich einem Riesensilberbände sich der Elbstrom hindurchwindet.

An Anmut und wechselnden Bildern steht die Elbe nicht hinter dem Mittelrheine zurück; sie kann sich mit ihm messen in landschaftlicher Schönheit und wechselvoller Uferzenerie. Wer je eine Dampferfahrt durch Böhmens Paradies und die Sächsisch-Böhmische Schweiz unternommen und die unvergleichlichen Naturreize und Naturschönheiten geschaut hat, dem wird eine solche Fahrt unvergeßlich sein und bleiben.

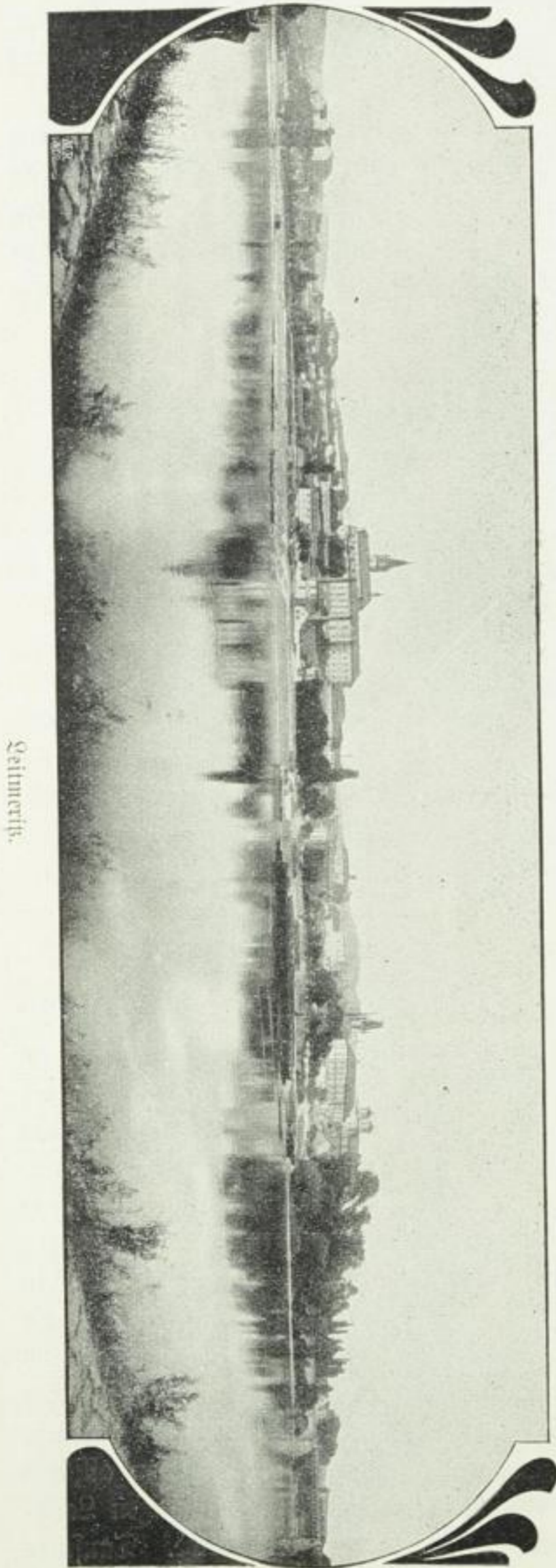
„Wie ist doch die Erde so wunderschön,  
Wie wönig das Heimatland,  
Willst du ein köstlich Stück Erde seh'n,  
So komm zur Elbe Strand!“

### III.

#### Von Leitmeritz nach Salesel.

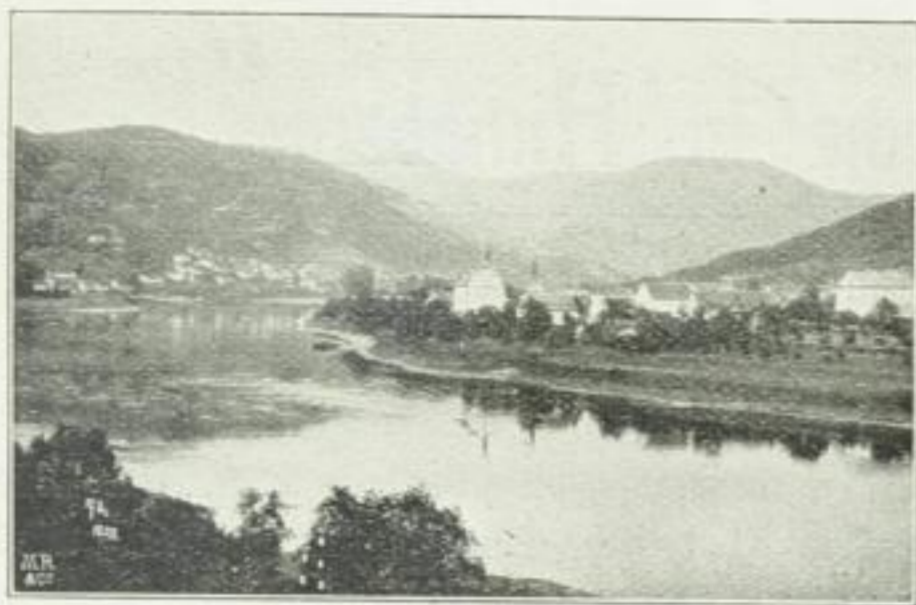
Unsere Elbefahrt beginnen wir in der alten deutschen Bischofs- und Kreisstadt Leitmeritz, der südlichsten Station der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtslinie. Leitmeritz (etwa 13000 Einwohner) ist eine der schönsten Städte des herrlichen Böhmerlandes, sie liegt inmitten einer gesegneten Landschaft, malerisch am Ufer der Elbe aufgebaut, gegen Osten, Norden bis gen Westen in weitem Halbkreise von den formen- und aussichtsreichen Waldbergen des Mittelgebirges begrenzt. Ein Genuß eigener und seltener Art wartet unser: eine Fahrt durch Böhmens Paradies. Hier, oberhalb Leitmeritz, wo die wasserreiche Elbe das böhmische Flachland verläßt und, mit der Moldau vereinigt, den Norden Böhmens durchströmt, da umsäumen sie herrliche, rebenbepflanzte Berge, da schauen altersgraue Burgen ins Tal, da erstrecken sich Wälder von herrlichen Obstbäumen bis an ihre Ufer, da ist „das böhmische Paradies“.

Die Rauchwölkchen des Schiffes fränseln sich in den milden Lüften. Stolz weht die Flagge am Steuer. Die Räder greifen mächtig in die Flut — das Schiff fährt zu Tal, eine breite Wasserfurche hinter sich herziehend. Am linken Ufer taucht bald das Dörfchen Mliskojed auf. Ihm gegenüber liegt die Weideninsel. Die Weidentulturen ziehen sich stundenlang am Elbufer entlang. Rechts in Richtung der Fahrt erheben sich rebenbewachsene Hügel; der kahle Basaltkegel mit dem Gipfelkreuz ist die Radebeule. Weiterhin zur Linken zeigt sich das Dorf Proßmit, die erste Station unserer Fahrt. Jetzt werden die Bergkegel des Mittelgebirges sichtbar. Ein entzückendes Landschaftsbild entrollt sich vor unseren Augen: In der Richtung des Wasserspiegels die beiden Lobosch, links der ruinengefrönte Kostial; alle überragt der gewaltige Millesehauer, der aber nur auf eine ganz kurze Strecke sichtbar ist.



Leitmeritz.





[Zirkowitz.

Wir kommen zu Stadt Lobositz am linken Elbufer. Aus jaftigem Blättergrün lugt die Elbrestauration hervor. Gegenüber liegt eine Schiffsmühle, die einzige auf der gesamten Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtslinie, während es deren vor 30 Jahren noch 52 gab.

Lobositz, von unzähligen Obstbäumen und Weinbergen umgeben, bildet die Zentrale des bis Berlin, Hamburg und England reichenden böhmischen Obsthandels. Wie bedeutend die Zufuhr an böhmischem Obst mittels Kahn nach Berlin ist, beweist der Umstand, daß ein großer Teil der entlang der Elbe liegenden Schiffswerften sich ausschließlich mit dem Bau von Obstzillen beschäftigt. —

Hinter Lobositz beschreibt der Elbstrom einen scharfen Bogen nach rechts. Der Lobosch mit seinem Doppelgipfel zeigt sich in ganzer Größe. Vor uns in der Richtung des Stromes erblicken wir rechts das durch seinen Wein weit berühmte Groß-Tschernosek mit seinem freundlichen Kirchlein, links aber Klein-Tschernosek, im Hintergrunde eine Reihe dunkler Bergeshöhen, davor auf einem Basaltfelsen die altersgraue Ruine Ramais. Man erkennt noch deutlich die Ringmauern und die Auffahrt, noch ragt ihr hoher und riesiger Wartturm, allen Stürmen der Witterung trotzend, fest aus den Burgtrümmern empor.

Hinter Tschernosek treten die Berge hart an das Elbufer heran; wir durchfahren eine zwei Kilometer lange Talenge, die Elbpforte, die „Porta Bohemica“. Mühsam hat man an beiden Talseiten den schroffen, wild zerissenen Felsen Raum für die Schienenstraße der Eisenbahn abgerungen. Die Felsen der Talenge sind dadurch von besonderem Interesse, weil sie vorherrschend aus rotem Gneis bestehen, während das böhmische Mittelgebirge be-

kanntlich ein Basalt- und Phonolithgebirge ist. Am rechten Ufer ragt wie ein gewaltiger Wächter der Hradel mit dem Dreihutberg und dem Dreikreuzberg, letzterer unwillkürlich an den Loreleyfelsen des Rheines erinnernd.

Kurz nach der „Porta Bohemica“ (im Volksmunde „Skalln“) öffnet sich ein herrliches, malerisches Tal. Wir kommen nach der romantisch gelegenen Sommerfrische Lichtowitz mit seinen Villen.

Hinter Lichtowitz erweitert sich der herrliche, bergumfränzte Talkessel. Vor uns links der Kubaczberg, rechts die Eisberggruppe. Zur Rechten zeigt sich auf eine kurze Strecke nochmals die Ruine Ramais. Wir gelangen zur Station Praskowitz, am linken Ufer, am Fuße des Kubaczberges. Praskowitz gegenüber liegt das freundliche Libochowan mit seiner neuen schönen Kirche im gotischen Stile. Weite Obstpflanzungen umgeben das Dörflein.

Nun biegt der Strom nach links. Es zeigt sich der kahle, eingebuchtete, breite Rücken des Kubaczberges, halblinks auf der Höhe die Dubitzer Kapelle (St. Barbara) in höchst malerischer Lage, vor uns der von Weinreben umspinnene Mindelberg, dahinter der Müllerstein. Ein entzückendes, farbensattes Landschaftsbild!

Rechts Station Zirkowitz, ein friedliches Elbdörfchen mit dem breiten, dunklen Teblik im Hintergrunde.

Nach wenigen Minuten gelangen wir zu einem Juwel des böhmischen Paradieses, zum lieblichen Salejel, einem vielbesuchten Touristen- und Sommerfrischenort, wegen seiner außerordentlich günstigen klimatischen Lage mit Recht das „böhmische Meran“ genannt. Hier unterbrechen wir zum ersten Male unsere Fahrt.



Porta Bohemica.



## Die Sankt Annenkirche in Annaberg.

Von Dr. Bernhard Wolf.

**D**ie letzten Jahrzehnte vor der Reformation hat man nicht mit Unrecht mit dem dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verglichen. Hier wie dort erfüllt tiefe religiöse Sehnsucht alle Gemüter; die Menschen sind nicht mehr zufrieden mit dem, was sie bisher geglaubt, sie verlangen nach einem Neuen, das Trost und Gewißheit zu gewähren vermag. Wie man hier von einem Gotte zum andern geht, um schließlich bei keinem die rechte Beruhigung zu finden, so hastet man dort von einem Gnadenorte zum andern, um am Ende doch auch nicht die sehulichst begehrte Ruhe des Inneren zu finden, da die erschlaffte Kirche mit ihren äußerlichen Gebräuchen die Bedürfnisse des Herzens nicht mehr zu befriedigen vermochte. Wie im dritten Jahrhundert unzählige Götter der Verehrung harren, so gelangen in der Zeit vor der Reformation nicht minder zahlreiche Heilige zu neuem, kaum geahnten Ansehen, an die man sich in den mancherlei Nöten des Lebens, die bei der Ungunst der politischen und sozialen Verhältnisse der Zeit die Menschen bedrückten, wendet, um ihrer Fürbitte bei Gott teilhaftig zu werden.

Zu diesen Heiligen gehört auch Anna\*), die angebliche Mutter der Jungfrau Maria. Ihrer wird zwar weder in den Evangelien gedacht, noch ist sie aus der Geschichte bekannt, aber um so mehr weiß die fromme Legende von ihr zu berichten. Frühzeitig wird sie in der morgenländischen Kirche verehrt, im heiligen Lande zeigte man sogar ihr Haus, wo man sich Ablass erwerben konnte. Ihr Kultus verbreitete sich dann auch nach dem Abendlande, ohne jedoch hier zunächst allgemeinere Verbreitung zu finden. Das geschah erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als in theologischen Kreisen das Dogma von der unbefleckten Empfängnis auf das lebhafteste erörtert wurde. Es war daher nur folgerichtig, wenn man auch der

Mutter Anna, ihr, die über alle Väter und Mütter erhaben ist, dieselbe Sündlosigkeit zuschrieb, wie der Maria, ja sie fast noch größerer Ehre für würdig hielt als ihre Tochter. „Alle anderen Feste, ja auch der heiligen Apostel, müssen dem Feste der heiligen Mutter St. Anna weichen und dagegen verdunkeln. — Wir setzen sie schier über die Mutter Gottes“ sagt Luther. Zahlreiche Lebensbeschreibungen der neuen Heiligen in lateinischer und deutscher Sprache erschienen, Hymnen und Gebete wurden ihr zu Ehren gedichtet, selbst Humanisten wie Bebel, Celses, Cobanus Hessus widmeten ihr die Erzeugnisse ihrer neu gelernten Verkunst, kurz, ein wahrer Strom der Begeisterung für sie ging durch Deutschland und ergriff alle Schichten der Bevölkerung. St. Anna allein oder selbdrift, d. h. mit der Jungfrau und dem Jesuskinde, wurde die Losung des Tages. Selbst Luther bezeugt von sich: „St. Anna war mein Abgott“, und mit dem Angstrufe: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden!“ gelobte er sich an jenem entscheidenden Julitage des Jahres 1503, als er durch Schrecken vom Himmel her gerufen wurde, dem Klosterleben. An allen Orten, in Städten und Dörfern errichtete man der Mutter der Jungfrau Kirchen, Kapellen und Altäre, weihte ihr Glocken, gründeten ihr zu Ehren Bruderschaften und stellte ihr Bild zur Verehrung aus, nirgends aber genoß sie größere Hochachtung als in Sachsen, ernestinischer Linie sowohl wie albertinischer. Infolge päpstlicher Anregung wurde in beiden sächsischen Gebieten das Fest der heiligen Anna wie die Tage der anderen Heiligen gefeiert, und auf Grund einer Bulle Alexanders VI. erhielt derjenige, der vor einem Bilde der Mutter Anna ein Avemaria mit dem ausdrücklichen Bekenntnis der unbefleckten Empfängnis betete, einen Ablass von 10 000 Jahren tödlicher und 20 000 Jahren läßlicher Sünde. Dazu verfügte der Erzbischof Ernst von Magdeburg in einem besonderen Erlaß, das Annenfest solle als ein hohes Fest gehalten werden, und sicherte jedem, der es feiern würde, alle Stun-

\*) Schaumkell, Kultus der h. Anna.



den vierzig Tage Ablass zu. Friedrich der Weise förderte nach Kräften den Kultus der Heiligen, er ließ auch nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande, jedenfalls um sie beim Volke möglichst schnell zu Ansehen zu bringen, Münzen prägen mit der Umschrift: Hilf, Sancta Anna.

Vom Kurfürstentum aus verpflanzte sich der Annenkultus rasch nach dem Herzogtum Sachsen, wo er in Georg dem Bärtigen den dankbar eifrigsten Förderer fand; denn die Mutter Anna wurde sehr bald seine Lieblingsheilige, deren Ansehen er auf jede Weise zu fördern bemüht war. Und dazu hatte er allen Grund; galt sie doch als die Schutzpatronin des Bergbaues, als die Spenderin von Reichtum und Bewahrerin vor Armut, als „Erz-Macherin“ schlechweg. Alle diese segenspendenden Eigenschaften der Mutter Anna erfuhr nun der Herzog an sich selbst; sie gewährte ihm reiche Ausbeute aus den Bergwerken und stellte ihm beträchtliche Mittel zur Verfügung, die ihm den Beinamen des Reichen einbrachten. Daß er ihr für diese Wohltaten erkenntlich war, ist selbstverständlich, und so wurde nicht nur die neue Stadt am Schreckenberg nach ihr benannt, sondern ihr auch die große Stadtkirche daselbst gewidmet. Einige Nachrichten über diese Kirche, über den mit ihr aufs engste verknüpften Annenkultus und die zahlreichen dort befindlichen Reliquien dürften daher auch für weitere Kreise von einigem Interesse sein.

Schon zwei Jahre nach Gründung der Stadt Annaberg, 1498, wurde ein hölzernes Kirchlein errichtet und der heiligen Anna geweiht, das sich aber bei der Menge der immer zahlreicher herbeiströmenden Ansiedler sehr bald als zu klein erwies. Darum wurde schon am 25. April 1498, am Markustage, der Grundstein zu einem mächtigen Gotteshause gelegt, das ebenso von dem frommen Sinn des Fürsten und seiner Förderung monumentaler Bauwerke, wie von den reichen Geldmitteln zeugt, die ihm und den Bewohnern der Stadt infolge des Bergjegens zu Gebote standen. Jedenfalls entsprach die Größe der Kirche der Einwohnerzahl und der damaligen Bedeutung der Stadt keineswegs; darum ist die Annahme nicht ganz unwahrscheinlich, Georg habe den Gläubigen der ganzen Umgegend durch sie einen religiösen Mittelpunkt schaffen und der auch über die Grenzen des Herzogtums herübergreifenden hussitischen Bewegung einen Damm entgegenstellen wollen. Denn ohne

Zweifel haben sich unter den zahlreichen Bergleuten auch legerische Böhmen befunden, ja, von dem Pfarrer Johannes Pfennig wird geradezu berichtet, er sei 1501, „weil er den Ablass und andere Irrtümer des Papstes verworfen“ habe, nach Böhmen zu den Hussiten geflohen.

Der Bau selbst, der um die hölzerne Interimskirche herum aufgeführt wurde, schritt verhältnismäßig nur langsam vorwärts, vielleicht hat man ihn auch absichtlich nicht beschleunigt, um möglichst lange der reichen Opfergaben der Pilger und Wallfahrer, die wegen der in Annaberg zu gewinnenden hohen Gnaden in großer Menge von weit und breit herbeiströmten, teilhaftig zu werden. Wie aus der noch erhaltenen Stadtrechnung von 1519/20 ersichtlich ist, flossen die Opfergelder in der Tat recht reichlich. Man erbat nämlich in diesem Jahre an Sonn- und Festtagen „mit der Tafel“ 168 Schock, während „aus dem Kasten des Jubeljahres“, das der Papst, natürlich nicht ohne seinen Vorteil gewährt zu haben, zur Förderung des Kirchenbaues bewilligt hatte, 99 Schock entnommen wurden. Dazu kamen noch, abgesehen von anderen Einnahmen und einer Spende des Herzogs Georg von 250 Schock, 86 Sch. für nicht weniger als 739 Pfund verkaufte Wachslichte und 29 Sch. für veräußerte silberne, zinnerne und wächserne Zeichen, worunter die kleinen Darstellungen jener Gliedmaßen zu verstehen sind, deren Heilung man in der Wallfahrt ersuchte (Gurlitt: Kunst und Künstler). Schon hieraus ist zu ersehen, daß die Zahl derjenigen, die Hilfe suchend zur Mutter Anna kamen, beträchtlich gewesen sein muß.

Als Meister, die beim Kirchenbau beschäftigt waren, erscheinen Konrad Schwad, der 1507 die Gründung der Kirche und des Turmes vollendete, Bernhard Lieffler aus Berlin, der 1512 oder 1513 das Sparrwerk aufsetzte, Erasmus, der die schöne Bisierung des Gewölbes entwarf, und Sebald Waldsteiner, der das Dach mit Kupfer deckte. Weiter wird genannt Peter von Pirna, dessen Familienname nach neueren Untersuchungen Ulrich lautete. Seine Tätigkeit dürfte in die Jahre 1508 bis 1513 fallen. Er war auch erster Leiter beim Bau der Pirnaer Kirche, deren Grundrißformen sich mit der Annaberger Kirche fast völlig decken. Durch ihn oder doch unter seiner Mitwirkung vollzog sich der Uebergang von der mittelalterlichen Hallenkirche zur neueren Emporenkirche, dem Merkmal



des Protestantismus, „dem es darauf ankommen mußte, eine große Menschenmenge der Kanzel und dem dort verkündeten Gottesworte möglichst nahe zu führen.“ (Gurlitt.) Ulrichs Nachfolger war vielleicht Jakob von Schweinfurt, der nach einer Lehnsverschreibung von 1523 Haylmann heißt. Er ist wahrscheinlich der Leiter des Baues bis zu seiner Vollendung gewesen, die Gewölbe der Kirche sind sicher sein Werk. Bezeichnet wird er als „Berweser des namhaftigenn Bawes der heyligenn Frawenn Sanct Annen in Sanct Annanberge.“ Im Kreise seiner Mitmeister und in genossenschaftlicher Beziehung überhaupt spielte er eine bemerkenswerte Rolle. Interessant ist besonders seine Stellung in dem zwischen den Meißner Steinmезen und der Magdeburger Haupthütte ausbrechenden Streite, der einer kurzen Erwähnung wert erscheint. Infolge der zahlreichen Bauten nämlich, die nach dem Hussitenkriege im Meißnischen, besonders auch im Erzgebirge ausgeführt wurden, hatten sich die Steinmезen dieser Gebiete enger aneinander geschlossen; so war auch in Annaberg eine Bauhütte entstanden, die sich „kräftig und mit Selbstgefühl“ entwickelt hatte. In dieser wurden nach einem schon längst geübten Brauche, wie es scheint auch unter Meister Jakob, Lehrlinge nach einer vierjährigen Lehrzeit freigesprochen. Dagegen aber sprach sich die Magdeburger Haupthütte aus, zu deren Wirkungskreise Meißen gehörte. Sie verlangte eine fünfjährige Lehrzeit, die früher tatsächlich üblich gewesen war, und belegte die aus Meißen zureisenden Gesellen mit nur vierjähriger Lehrzeit mit zwei Gulden Strafe, ehe sie ihnen das Arbeiten auf Hütten der Bruderschaft gestattete, die Meißner bestritten aber den Magdeburgern das Recht, so zu verfahren, und beriefen sich auf das alte Herkommen des Landes. Dazu kam noch ein zweiter Umstand, der das Mißfallen der Haupthütte erregte. Der Bildhauer Franz von Magdeburg, der Schöpfer des Reliefs an der Empore der Annaberger Kirche, hatte bei seinen Arbeiten auch Steinmезen mit verwendet. Aus diesem Grunde und wegen seines Verhaltens in der Lehrlingsfrage wurde Meister Jakob von den Magdeburgern zur Verantwortung

nach Halle vorgeladen, wo 1518 anderthalbhundert redliche Werkleute und Steinmезen zusammenkamen. Da er nicht erschien, setzte man sein Steinmезzeichen auf die Schelmentafel, bis er wieder gehorsamer würde. Der hierdurch aufs tiefste gekränkte Meister fand aber einen Rückhalt in den Steinmезen Meißens, der Lausitz, Schlesiens und Böhmens, die sich unter dem Vorsitze des berühmten Benedikt Rued am Anntage (26. Juli) 1518 in Annaberg versammelten, um eine eigene Hütte zu gründen, da sich Magdeburg ohne Recht einen Vorrang vor den anderen Ländern anmaße. Sie suchten auch den Herzog Georg für sich zu gewinnen und erklärten in einer Eingabe an ihn, Meister Jakob sei kein Verächter des Handwerks, auch verdiene er in betreff des Meisters Franz keinen Vorwurf; zugleich baten sie, der Landesherr möge beim Kaiser eine Bestätigung des neugegründeten Bundes erwirken. Gegen die Teilnehmer der Annaberger Versammlung wendete sich aber sehr energisch die oberste Bauhütte in Straßburg, indem sie den Tag von Annaberg für null und nichtig erklärte und die Namen aller derer, die daran teilgenommen hatten, auf die Schelmentafel setzte. Dagegen trat der Herzog für die Gemäßregelten ein und erklärte, ein Eingreifen der auswärtigen Hütten nicht dulden zu wollen, auch beschwerte er sich bei dem Magdeburger Kapitel, daß die dortigen Steinmезen versuchten, in seinem Fürstentume zu regieren oder Gesellen zu strafen. Infolgedessen zeigten sich die Magdeburger etwas versöhnlicher und taten Schritte, um den Zwiespalt wieder auszugleichen. Das Ende des Streites, bei dem das Recht wohl auf Seiten der Haupthütte war, ist nicht bekannt, es muß aber doch eine tiefe Verstimmung bei den Meißner zurückgeblieben sein, da sie erst 1563 wieder den Tag zu Straßburg beschieden. (Gurlitt.) Uebrigens erlitt das Ansehen des Meisters Jakob infolge des ganzen Streitfalles keine Einbuße; denn die Brüder im benachbarten Böhmen gewannen ihn für die Anfertigung der Visierung d. i. des Planes und für die Oberaufsicht ihres Kirchenbaues.

(Fortsetzung folgt.)





## Vermischtes. — Kleine Chronik.

### M. Johann Matthesius.

Geb. 24. Juni 1504 zu Rochlitz.

Die Stadt Rochlitz rüstet sich, zum Gedächtnis ihres großen Sohnes Johann Matthesius, eine würdige Feier zu veranstalten und ihm an seinem 400-jährigen Geburtstage ein Denkmal zu errichten.

Johann Matthesius wurde zu Rochlitz geboren am 24. Juni 1504 als der dritte Sohn des Rats Herrn Wolfgang Matthesius und seiner Ehefrau, geb. Scheuerfuß. Nachdem er zunächst die Rochlitzer Stadtschule, sodann die Trivialschule zu Mitweida besucht hatte, ging er auf das Gymnasium zu Nürnberg und später (1529) nach Wittenberg, um hier zu studieren. Diese Zeit war für sein ganzes Leben entscheidend. Er hörte vor allem die Vorlesungen Luthers und besuchte dessen Predigten, hörte ferner die Vorlesungen Melancthons, Bugenhagens u. a. So wuchs er ganz im Geiste des großen Reformators heran. 1532 ward er nach Joachimstal als Rektor berufen. 1540 kehrte er noch einmal nach Wittenberg zurück, aber bereits 1541 erwählten ihn seine treuen Joachimstaler zu ihrem Diakonen und 4 Jahre später zu ihrem Pfarrer. 1543 verheiratete er sich hier mit Sybilla Richter, mit der er bis zu ihrem Tode (1555) in glücklichster Ehe lebte. Er selbst starb nach einem überaus segensreichen Wirken am 7. Oktober 1565.

### Aus Gießhübl Sauerbrunn.

St. (Hoher Besuch.) Sonntag den 21. Mai l. J. besuchte Herr Graf Franz Thun, Ministerpräsident i. R., mit Frau Gemahlin Gräfin Bratislaw und Komtesse Tochter Bratislaw den Kurort und besichtigte unter Führung eingehend alle Versendungs- und Arbeitsäle, sowie den Quellentempel.

Der Pfingstbesuch litt etwas unter dem Einflusse der plötzlich eingetretenen rauhen Witterung, trotzdem aber waren viele Passanten — besonders aus dem Nachbarlande Sachsen — hier anwesend. Nun hat sich wieder herrliches Wetter eingestellt, und der alles belebende Sonnenschein überflutet die im Frühlingschmuck prangenden, lieblichen Gefilde. Besonders lebhaft gestaltete sich der Besuch Dienstag, den 24. Mai l. J., an welchem Tage, außer den vielen Gästen, auch verschiedene Vereinigungen

den Kurort belebten. Eine fröhliche Sängerschar verdient durch ihre prächtig gesungenen Chöre besonders rühmlichst hervorgehoben zu werden. Der Besuch aus dem 12 Kilometer entfernten Weltbade Karlsbad ist stetig ansteigend und bekundet die Anziehungskraft dieses einzig in seiner Art dastehenden hübschen Bades, dessen reizende Anlage und Umgegend ein willkommenes Ausflugsziel bietet, für Erholungsbedürftige und Naturfreunde. Die hübsche Fahrt durch das an landschaftlichen Reizen reiche Egertal nach hier bildet eine würdige Einleitung zu dem Bilde, das jeden Eintreffenden in Gießhübl Sauerbrunn erwartet. Gewiß ist, daß das vielseitige Einwirken auf den Schönheitssinn, welches uns dieses liebliche Wald-Idyll darbietet und in uns geisterfrischende, gemütshebende Eindrücke hinterläßt, auch in hygienischer Beziehung wirksam und keineswegs zu unterschätzen ist. Dürfte es doch nur wenige unter den vielen tausend Karlsbader Kurgästen geben, welche diesem Plaze nicht einen Besuch widmen.

Am 25. Mai l. J. traf auch Herr Heinrich Edler von Mattoni jun. mit Familie wieder zum Sommeraufenthalt hier ein, sie bewohnen die Villa Bohemia.

Bad Elster, 1. Juni. Das medico-mechanische Institut des Herrn Dr. med. Paul Köhler-Zwickau wurde heute mittag 12 Uhr durch denselben in feierlicher Weise eröffnet. Die Feier wurde eingeleitet durch den Vortrag des Dankgebetes aus den niederländischen Volksliedern seiten der Bad-Kapelle, worauf Herr Dr. Köhler die in frisches Grün gehüllte mit den Landesfarben drapierte Rednertribüne bestieg und in längerer Rede zunächst seinen Dank für die Förderung, die der Anstalt durch die königlichen Behörden, insonderheit durch die Herren Geheimer Rat Apel und Oberbaurat Reh-Dresden zuteil geworden. Im Verlaufe seiner Rede gab Herr Dr. Köhler in interessanten Ausführungen einen Ueberblick über die an sich noch junge Wissenschaft der medico-mechanischen Behandlung und verließ am Schlusse seiner Ansprache dem Wunsche Ausdruck, daß die Anstalt zum Nutzen der ärztlichen Wissenschaft und zum Segen für Elster und



die Heil suchenden Menschen reichen möge. Die Musik spielte hierauf die Jubelouverture, worauf unter Leitung des Herrn Dr. Köhler ein Rundgang stattfand. Hierbei wurden die hochinteressanten Zander-Apparate zum Teil in Tätigkeit gesetzt und ihre Anwendung den Erschienenen vorgeführt. Es erregten unter anderem der Ruderapparat, die Reitapparate, die Klopffapparate usw. die allgemeinste Bewunderung. Der Feier wohnten aus dem Ministerium des Innern die Herren Ministerialdirektor Geh. Rat Dr. Apel und Baudirektor Oberbaurat Reh-Dresden, der Erbauer der Anstalt, bei, ferner die Herren Amtshauptmann Dr. Jund, Bezirksarzt Dr. Berthen-Delsnitz, Bade-Kommissar Regierungsrat Alberti, Forstmeister von Kömer, der Gemeinderat, die Herren Ärzte, die Diafonistinnen und eine größere Anzahl Damen und Herren, im ganzen ungefähr 90 Personen bei. Die Anstalt ist wunderbar gelegen, der Saal geräumig und lustig, mit Dampfheizung und elektrischem Licht ausgestattet, der Fußboden mit Linoleum belegt, die Wände in über Manneshöhe holzgetäfelt. Rechts und links befinden sich die Massage-Räume, dem Eingang gegenüber zieren die in den Landes- und Reichsfarben geschmückten Büsten König Georgs und Kaiser Wilhelms die Halle.

Bei **Geyer** ist auf Walterhöhe ein 24 Meter hoher, hölzerner Aussichtsturm errichtet worden.

Bei **Neckshau** will auf dem Kuhberge in der 1. Septemberwoche der Bismarckverein fürs nördliche Vogtland wieder ein vaterländisches Fest abhalten.

**Waldenburg.** Gelegentlich des **Heimatsfestes**, das hier am 3. Juli stattfindet, wird auch ein Festzug veranstaltet werden mit historischen Gruppen aus der Vergangenheit der Stadt Waldenburg und einer Reihe von Festwagen, welche von den hiesigen Handwerkern gestellt werden. Auch die Töpferinnung zu Altstadtwaldenburg, die ihr Gewerbe in unserer Stadt und später in Altstadtwaldenburg seit dem 14. Jahrhundert und vielleicht noch früher betrieben hat, wird einen Festwagen stellen.

**Das Gymnasium zu Zwickau** beabsichtigt nach dem Beispiele mehrerer sächsischen Gymnasien am Ende eines jeden Kirchenjahres ein sogenanntes *Ecco* zu veranstalten, d. h. eine Gedächtnisfeier für seine im verfloßenen Kirchenjahre verstorbenen ehemaligen Angehörigen. Zu dem Zwecke ergeht an alle früheren

Schüler des Gymnasiums die dringende Bitte, jeden ihnen bekannt werdenden Todesfall eines ehemaligen Mitschülers der Direktion des Gymnasiums anzuzeigen, wenn möglich, mit Angabe des Todestages und der letzten Stellung des Betreffenden.

**Talsperre.** Die am 1. September 1901 begonnenen Arbeiten zur Berichtigung der Wasserläufe und Errichtung von Talsperren im Gebiete der Mulde sind zum großen Teile fertiggestellt. Die Grundrißaufnahmen erstrecken sich auf 176 km Flußlänge. Die Aufnahme und Aufzeichnung von 800 Hochwasser- und Brückenprofilen, die Aufnahme von 13 Talsperrgebieten und 3000 Bauprofilen, die Ermittlung der Größen der Speicherräume von 11 Sperren, die Konstruktionszeichnungen und die Berechnungen von 4 Talsperren (Muldenberg, Weiterwiese, Gulitzsch, Eibenstock) und die Bearbeitung der Wasserwirtschaftspläne für die in den Flußbetten abzuführenden Wassermengen usw.

### Literatur.

**R. Schier: Aus Wald und Heide.** Schilderungen aus deutschen Forsten. Dresden-N., Verlag und Druck von C. Heinrich. Preis 3 Mk. —

Den Freunden und Verehrern unsers deutschen Waldes wird hier von einem für seinen Wald begeisterten Forstmanne, dem Oberförster R. Schier, ein hochinteressantes Buch geboten, auf das wir unsere Leser gern und freudig aufmerksam machen. Wir haben das schöne Buch, dessen Sprache sich oft zu dichterischem Schwunge erhebt, mit steigender Spannung und inniger Freude gelesen. In meisterhafter Weise entwirft der Verfasser reizende „Federzeichnungen aus dem Eichenwalde“, „Licht- und Schattenbilder aus dem Buchenwalde“, schildert das Leben und Weben „Im Fichtenwalde“, „In der Heimat der Tanne“, bietet treffliche Skizzen „Aus der Kiefernheide“ und lehrreiche Beiträge „Zur Geschichte der Waldwirtschaft in Deutschland“, um endlich in einem Schlußartikel „Der öffentliche Nutzen des Waldes“ jene wichtigen Fragen zu erörtern, die bestimmend sind für die Würdigung und Erhaltung des Waldes. In den einzelnen Abschnitten spricht der Verfasser über die Verbreitung der Waldbäume, über ihre Aufzucht, Forstpflanzung und Pflege, über ihre Feinde, Schädlinge und Schmarotzer, über die Nutzbarkeit und wirtschaftliche Verwendung der Holzarten — alles naturgetreue Bilder und Schilderungen in einer klaren, lichtvollen, fesselnden Weise. Ein paar schöne Illustrationen, sowie die 11 vorzüglich ausgeführten Vollbilder beleben die Darstellung. So sei das köstliche, in Druck und Papier splendid ausgestattete Buch allen Freunden unsers deutschen Waldes, insonderheit „allen denen, die aus dem Geräusch der Stadt gern einmal hinausziehen zu jenem Geist und Körper erfrischenden Zungenbrunnen“, hinaus in unsere herrlichen Wälder, auf das wärmste empfohlen.





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. No. 10.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Juli 1904.

✻
✻
✻
✻
✻

## Karl Reinecke

80. Geburtstag.

Am 23. Juni 1824, also vor 80 Jahren, ist in Altona einer unserer hervorragendsten Tonkünstler, Komponisten und Musikpädagogen, Karl Reinecke, geboren, den Leipzig nun schon seit 1860 mit Stolz den Seinen nennt. Karl Heinrich Carsten Reinecke erhielt bereits im zarten Knabenalter Musikunterricht von seinem Vater, einem kunstgebildeten Lehrer, und machte sowohl im Klavier- und Violinspiel, als auch in der Komposition schon früh gediegene Studien, machte vor allem im Pianofortespiel so rasche und staunenswerte Fortschritte, daß er es wagen durfte, in seinem 11. Lebensjahre in öffentlichen Konzerten in Altona und Hamburg mit Ehren aufzutreten, ebenso konnte er auch schon als Knabe im Quartett zur zweiten Violine verwendet werden. Mit 18 Jahren unternahm der junge, vielverheißende Künstler seinen ersten Ausflug in die Welt; nach Kopenhagen und

Stockholm, und zwar mit glänzendem Erfolge. In Kopenhagen durfte er sogar am Hofe spielen und gewann die persönliche Gunst König Christians VIII. und erhielt auch ein ansehnliches Reisestipendium, das es ihm ermöglichte, 1843 nach Leipzig zu gehen und hier in der damaligen Metropole der deutschen Musik seine Kunstanschauungen zu bereichern, seinen Gesichtskreis zu erweitern und sich höheren Studien zu widmen. Hier in Leipzig erfreute Reinecke sich auch des geselligen Umgangs mit Mendelssohn-Bartholdy und Robert Schumann, die auf seine Ausbildung und ganze Richtung großen Einfluß ausübten. 1844 unternahm er eine Kunstreise mit dem Geiger Wasielewski nach Danzig, Königsberg, Riga, Hannover und Bremen, überall wie ein Großer im Reiche der Kunst gefeiert. 1846 folgte eine neue Kunstreise nach Kopenhagen, wo er auch Gelegenheit



nahm, seinem erlauchtem Gönner, der ihm in so dankenswerter Weise durch seine Freigebigkeit das Studium finanziell erleichtert hatte, zu beweisen, wie würdig er der Gabe König Christians sei. Mit dem Titel eines königlich Dänischen Hofpianisten verließ Reinecke, der nun auch begonnen hatte, als Komponist Aufsehen zu machen, Kopenhagen und wählte nunmehr Bremen zum Aufenthaltsorte. Von hier aus unternahm er 1851 mit dem Geiger Königslew eine Konzertreise nach Paris. Auf diesem Ausfluge erneuerte er die Bekanntschaft mit Ferdinand Hiller und ließ sich durch diesen bestimmen, eine Stelle als Lehrer des Piano und Kontrapunktes am Kölner Konservatorium anzunehmen. 1854 folgte er einem Rufe nach Barmen als städtischer Musikdirektor, im Herbst 1859 einem Rufe als Universitäts-Musikdirektor nach Breslau. Ehe er aber Zeit gefunden, dort heimisch zu werden, ward er 1860 als Nachfolger von Julius Rietz zur Uebernahme der Leitung der berühmten Gewandhauskonzerte nach Leipzig berufen und ward zugleich als Lehrer der Komposition und des Klavierspiels

Professor am Königl. Konservatorium der Musik zu Leipzig.

So hielt er denn in demselben Leipziger Gewandhausaal als tonangebender Dirigent seinen siegreichen Einzug, wo er vor langen Jahren als anspruchslos-schlichter Pianist sich hatte hören lassen, und Leipzigs Musikpublikum hat Meister Reineckes feinfühligere Leitung der Gewandhauskonzerte, wie auch seiner Mitwirkung als Pianist unendlich viel und die edelsten, reinsten Kunstgenüsse zu verdanken. Als Pianist hat Reinecke in Leipzig selber, wie auch

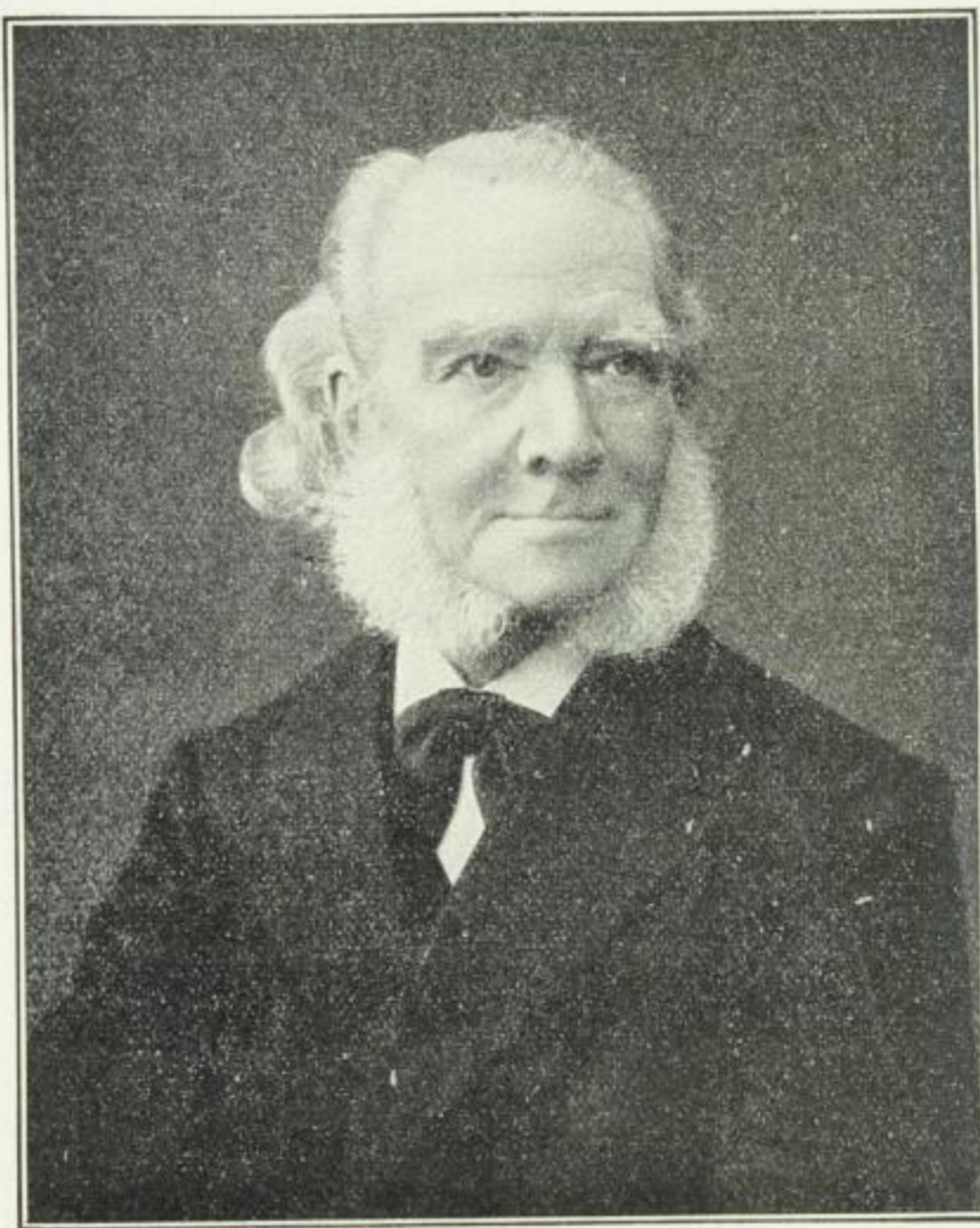
vor- und nachher auf seinen Kunstreisen nach auswärts, sich namentlich um Robert Schumann auch verdient gemacht, dessen Klaviersachen außer Schumanns Gattin wohl noch kein Interpret der Schumannschen Muse mit feinerer Empfindung, feiner mit mehr Seele gespielt hat bis zum heutigen Tage, als Schumanns begeisterter Anhänger Karl Reinecke, der sich überhaupt als Pianist, wie als Dirigent stets nur in den Dienst der wahren, echten Kunst gestellt hat. Wenn er dabei als Dirigent im Gewandhaus nicht der modernen Kunst so leicht Türe und Tor geöffnet hat,

wenn er besonders gegen Wagners

Schöpfungen sich so lange als möglich, länger vielleicht als ratsam war, zurückhaltend verhielt, so wird man daraus dem Anhänger Mendelssohn-Bartholdys und Schumanns billigerweise keinen Vorwurf machen können, wie dies seitens der Wagnerianer namentlich zum Teil manchmal geschehen ist. Und man muß, wenn man gerecht sein will, jedenfalls das anerkennen, daß im übrigen die Leipziger Gewandhauskonzerte ihren Weltruf unter Reineckes genialer Leitung bewahrt,

nein, daß sie ihn trotzdem und alledem noch vermehrt haben. 1895 mußte er, der übrigens bis dahin auch noch eine ganze Reihe erfolgreicher Konzertreisen nach England unternommen hatte, kritisch als Dirigent der Gewandhauskonzerte Platz machen, blieb aber Lehrer am Konservatorium, und im Oktober zum Studiendirektor ernannt, ist er heute noch die hervorragendste Lehrkraft, über die diese Anstalt verfügt.

Reinecke hat in allen Genres der Komposition netes Ausgezeichnetes geleistet. Von seinen zahlreichen



Karl Reinecke.



Kompositionen seien hier nur besonders hervorgehoben die große Oper: „König Manfred“, die beiden Opern-einakter „Der vierjährige Posten“ (nach Theodor Körner) und „Ein Abenteuer Händels“, die dreiaktigen komischen Opern „Auf hohen Befehl“ (1886) und „Der Gouverneur von Tours“, von denen namentlich die letztere siegreich mit Recht bereits auf allen besseren Bühnen ihren Einzug gehalten hat, die Musik zu Schillers „Wilhelm Tell“, das Oratorium „Belsazar“, die Kantate „Hakon Jarl“ für Männerchor, Soli und Orchester, die „Flucht nach Aegypten“ für Männerchor und Orchester, das Chorwerk „Sommertagsbilder“, die Märchendichtungen „Schneewittchen“, „Dornröschen“, „Aschenbrödel“, „Vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt hat“, „Die wilden Schwäne“ und „Die Teufelchen auf der Himmelswiese“, der Zyklus von 16 Phantasiestücken „Von der Wiege bis zum Grabe“ (für Soli und Klavier), der schon eine ganze Reihe von Auflagen erlebt hat, die 20 Kanons für drei Frauen-

stimmen mit Klavier, die Ouvertüren „Dame Kobold“, „Aladin“, „Friedensfeuer“, „Smobia“ etc., der „Trauermarsch auf den Tod Kaiser Wilhelms I.“ und die reizenden „Kinderlieder“, mehrere Hefte. Besonders für die lyrischen Kunstformen zeigt Reinecke eine nicht hoch genug anzuschlagende Begabung und braucht den Vergleich mit keinem der zeitgenössischen Tondichter zu scheuen. Auch für die komische Oper zeigt er eine ausgesprochene Begabung und reicht sich würdig, wie in seinem „Gouverneur von Tours“, den besten Meistern auf diesem Gebiete an, hat aber selbst in seiner tragischen Oper „König Manfred“, obwohl seiner sanften, weichen Natur eigentlich das Heroische scheinbar ferner liegt, eine beachtenswerte Leistung geboten.

Möge dem so vielfach verdienten großen und lebenswürdigen Meister im Reiche der Töne und über deren Reich noch ein langer, sonniger, an künstlerischen Erfolgen und Ehren reicher Lebensabend beschieden sein!

## • • Vogtländische Wanderstudien. • •

### I. Die Falkensteiner Gegend.

**A**ehnlich wie Plauen macht auch das obere Vogtland der Falkensteiner Gegend eine Periode abnormer Entwicklung durch. Wer das Falkensteiner Land längere Zeit nicht betreten hat, der ist erstaunt über den Wandel, den die Dinge dort seit dem letzten Jahrzehnt und wenig darüber hinaus genommen haben. Das ist nicht mehr das Falkenstein der 70er und 80er Jahre, wo der Klang „Falkenstein“ noch fast gleichbedeutend war mit tiefer Armut und Bedürftigkeit, wo die niedrigen, mit Holzschildern oder Blech gedeckten, kleinen Hütten, halb im Erdboden steckend, einen großen Teil des Ortes ausmachten. Es ist erstaunlich, was in der neuern Zeit dort gebaut und geschaffen worden ist. Schon in Auerbach tritt dieser Zug hervor. Schon dort ist die Bautätigkeit sehr rege, wird auch in den Straßen viel gebuddelt und gewählt, Bilder regen Lebens. Trotzdem behaupten manche, daß Falkenstein seine ältere Nachbarstadt Auerbach neuerdings überflügelt habe. Aber wohl nicht auf lange, und wenn ich nicht irre, hat die etwa vorhandene Differenz Auerbach durch die Einverleibung von Hinterhain inzwischen bereits wieder wett gemacht.

Zu der Zeit, wo die einzige Straßenverbindung von Auerbach nach Falkenstein noch auf halber Höhe die mit Eichen bestandene Chaussee hinausführte, lagen abseits verlassen im Grund der Gölzisch Mühlgrün und Ellesfeld, ehemalige Weberdörfer. Heute ist die Lage umgekehrt, heute liegt die alte Straße verlassen und leer, unten aber im Talzuge entlang zieht die neue Straße nach Falkenstein ihre bequemen Linien durch Mühlgrün und Ellesfeld nach Falkenstein hinein. Diese Orte, ehemals durch weite Zwischenräume von einander getrennt, sind heute nahezu ganz ineinander verwachsen. Ueberall städtische Bauweise, städtischer Verkehr. Schon wer mit der Bahn von Lengsfeld herauf kommt und noch die alten Bilder früherer Zeit in der Erinnerung trägt, ist überrascht über den Wandel der Dinge hier. Die ganze Szenerie ist eine andere geworden, und selbst das typische Gesamtbild von Falkenstein ist, abgesehen von seinen stattlichen modernen Häuserfronten, die sich ins Vorgelände weit hinaus erstrecken und abgesehen von den vielen, mit allem Zierat und allen erdenklichen Farbkontrasten geschmückten Willenbauten, durch den neuen wuchtigen



aufftreibenden, steinernen Turm des stattlichen, neuen Rathauses gegen früher ein völlig anderes geworden. Ja dieses Rathaus! Jede größere Bezirksstadt könnte sich damit sehen lassen, und in seinem Innern kann der Fremdling mit dem Eingeseffenen hinter den Bogenfenstern und Glasmalereien beim geselligen Schoppen gar trauliche Einkehr halten.

Überall ist die Bautätigkeit in regem Gang, und wo gar im vorigen Herbst ein ganzer Teil des alten Falkenstein in Asche sank, da erheben sich heute schon wieder stattliche, mit dem Zeichen einer gewissen Wohlhabenheit ausgestattete, moderne Bauten, da pocht's und klopft's und hämmert's, geht es munter um. Und immer wieder öffnet sich neuer Baugrund zur Aufnahme frischen Mauerwerks. Selbst das alte schlechte, holprige Pflaster in den Straßen ist zum guten Teil glatten Flächen mit hofierten Steinen gewichen. Nur selten noch klingt aus einem der noch verbliebenen, letzten kleinen Häuschen aus früherer Zeit das „Politsche Polatsche“ eines vereinsamten Webstuhles heraus. Die Stickerei hat Platz gegriffen, das industrielle Wunderkind unserer Tage, das auch in die früheren armseligen

Dörfer der Umgebung nach Neustadt, Neudorf, Poppengrün, Grünbach und wie die Orte alle heißen, selbst in die einsamen Waldnester von Hammerbrücke-Friedrichsgrün hinauf regen Verkehr und einen nicht zu verkennenden Wohlstand gebracht hat.

Auch in der Lebensführung der breiten Volksmassen sieht es heute dort ganz anders aus, als ehemals, und man könnte mit neidischen Blicken solchem Gang der Dinge zusehen, wenn nicht immer wieder von den Beteiligten selbst bei näherem Zusehen auf dies oder jenes hingedeutet würde, was darauf schließen läßt, daß auch hier das alte Naturgesetz besteht, wonach neben viel Licht auch Schatten liegt. Immerhin ist es interessant, einmal in dieser von Natur so schönen Gegend zu wandern. Wer sie früher gekannt und lange nicht gesehen hat, wird überrascht sein und das Vorstehende bestätigt finden. Interessanter als am Sonntag ist es, die Orte am Werktag und ihre Bevölkerung bei ihrer Arbeit zu sehen. Die nahenden Ferien bieten dazu vielen Gelegenheit. Frisch auf!

Kg. (im Reichenbacher Tgb. v. 2. Juli 1904).

## Klingenthaler Sommerheim.

Das Klingenthaler Sommerheim, dessen Abbildung wir bringen, wurde von 1900—1901 von einer Genossenschaft errichtet. Es liegt auf einem bewaldeten Berge 1 1/2 km vom Bahnhof Klingenthal im oberen Vogtlande entfernt und bei 720 m Seehöhe 170 m über demselben. Im Besitze der Genossenschaft befindet sich noch das 120 m vom Heim entfernte, vor 17 Jahren auf dem Hochplateau erbaute Gasthaus „Kamerun“. Beide Gebäude werden von einem Wirt bewirtschaftet. Das Sommerheim besitzt außer zwei Gesellschaftszimmern, den Küchenräu-

men, dem Badezimmer und einer großen Veranda noch 26 Fremdenzimmer, und Kamerun verfügt über 8 derartige Räume. Im Heim sind 7 Zimmer mit Balkonen versehen. Kamerun mit seinem Aussichtsturm (740 m über D.) liegt nach allen Seiten hin frei. Dagegen ist



Gasthaus „Kamerun“.

das Sommerheim durch Berg- und Fichtenwald nach Norden, Süden und Westen geschützt und gewährt nach Osten hin einen prächtigen Ausblick über die böhmischen Grenzgebiete. Von den Gebäuden aus kann man auf dem Holzplateau ca. 4 km bei fortwährend wechselnder Gebirgszenerie



bis zum Fuße des Mischberges wandern. Den Heim-  
gästen werden außer vollständiger guter Verpflegung  
Bannenbäder, Luft- und Sonnenbäder und in der  
Nähe stark eisenhaltige Quellen geboten. Daß die  
reine Wald- und Höhenluft mit gleichmäßiger Tem-  
peratur, die im Heim herrschende Ruhe den Gästen  
die nötige Erholung und Kräftigung bringt, bedarf  
kaum der Erwähnung. Wenn die Gebäude eine ein-  
same Lage mitten im Walde besitzen, so herrscht doch  
in der weiteren Umgebung reges Leben; denn im  
Umfreis von einer halben Meile wohnen ca. 37 000  
Menschen, die sich vorzugsweise der Musikinstru-  
mentenbranche widmen. 1 km vom Heim entfernt  
liegt Klingenthal mit 6 500 und 4 km davon die  
böhmische Grenzstadt Graslitz mit 13 000 Ein-  
wohnern. Dann sind noch von der Umgebung zu  
erwähnen die volkreichen Dörfer Zwota, Brunnöbra,  
Georgenthal, Ober- und Untersachsenberg, Steindöbra  
und auf böhmischer Seite Schwaderbach, Eibenberg  
und Silberbach. Am Eingang des Quittenbachtals,  
1 km vom Heim entfernt, wurde vor einigen Jahren  
das Klingenthal-Graslitzer Kupferbergwerk errichtet,  
dessen Erzeugnisse Kupfer, Magnet- und Schwefel-

fies etc. in Freiberg i. S. verhüttet werden. Die  
waldreichen Gegenden in der Richtung nach Mark-  
neufkirchen, Schöneck, Falkenstein, Eibenstock und in  
Böhmen nach Nancy und Hartenberg bieten viel  
lohnende, abwechslungsreiche Fußtouren. Als  
Tagesausflüge mit der Eisenbahn empfehlen sich  
der Besuch von Karlsbad, Franzensbad-Eger und  
Bad Elster, welche Orte man in 1—2 Stunden  
erreicht. Telephonanschluß ermöglicht die sofortige  
Benachrichtigung des Arztes (Sanitätsrat Schömann-  
Klingenthal) und den Verkehr mit der Ferne. Die  
meisten Heimgäste besuchen das Heim, um sich zu  
erholen. Von Patienten haben Nervenranke, Blut-  
arme und an den Atmungsorganen Leidende mit  
gutem Erfolge dort zugebracht. Nach dem Urteil  
erfahrener Reisenden gehört Klingenthal mit seiner  
Umgebung zu den schönsten Gegenden des Vogt-  
landes und Erzgebirges.

Das Heim ist das ganze Jahr hindurch geöffnet;  
volle Pension hat man bei sehr guter Verpflegung  
schon für M. 3,— täglich. Nähere Auskunft erteilt der  
Genossenschaftsvorsteher Prof. Glaß, Plauen-Vogtl.



Klingenthaler Sommerheim.



## Die Vedung.

Eine Geschichte aus dem Vogtlande von Hugo Christof Heinrich Meyer.



(1. Fortsetzung.)

**W**ährend sich der Ziegelheiner in die Fürsorge des „braven“ Nieghorn begab, saß sein Töchterchen Karline auf der Vedung, „lurkte“ und hütete ihre Ziegen und Gänse. Die Junisonne brannte heiß auf die grauen Flechten, welche sich zu ihren Füßen ausbreiteten, und deren Eintönigkeit nur zuweilen durch Pfriemgräser, Mehlprimeln und die gelben Sternchen des Nagelkrautes unterbrochen wurden. Die Wegdisteln, welche hier an steinigen Stellen wohl gediehen, waren den Gänsen bereits zum Opfer gefallen. Die Ziegen hatten dem mageren Strauchwerk am Waldestrand zugesetzt, daß es kahl wie im Winter seine Nestchen ausbreitete. Die kleine Hirtin achtete dessen nicht. Sie starrte lange in die dunstige Sommerluft vor sich. Träumend mehr als wachend ließ sie ihre Blicke über die gelbe Lehmwüste zu ihren Füßen, über die Ziegelhütte, die grünen Fluren und das in Mittagsstille ruhende Dorf hinweg nach den großen Waldungen gleiten, welche sich jenseits des tiefen Regnitzgrundes weithin bis nach Böhmen und Sachsen ausbreiteten und auf den nördlichen Höhen durch langgestreckte Parzellen mit den diesseitigen Waldungen verbunden waren. Die Mutter hatte sie in die Märchen- und Sagenwelt ihrer Heimat eingeweiht. Alles, was Karline hiervon in den einsamen Winterabenden vernommen, lebte vor ihr auf, und sie versetzte das Gehörte in jene tiefen Waldungen, welche ihr als der Inbegriff alles Fernen, Unerreichbaren erschienen. Erst das Geschrei der Gänse erweckte sie wieder. Doch ihre Pflegebefohlenen waren nirgends zu erblicken. So erhob sie sich und gewahrte die Gesuchten in einem nahen zum Berghof gehörigen Acker. Rasch eilte sie der Stelle zu. Sie hatte wieder einmal Schaden gehütet und war froh, daß die Leute vom Berghof sie nicht ertappt hatten. Zwar fürchtete sie von dieser Seite weniger als vom Fuchshof, aber die Leute waren so gut mit ihr und der Mutter, daß

sie ihre Unachtsamkeit als Undank fühlte. Bald hatte sie die Gänse und Ziegen wieder im Bereich ihrer Gerte und trieb sie nach einer Vertiefung der Vedung, die sie freilich am liebsten für sich allein gehabt hätte, aber nun doch eher mit den Tieren teilen wollte, als daß sie weiteren Schaden brachte. Heckenrosen, Schlehdorn und Haselnußgebüsch, auch ein Wacholder- und Ebereschenstrauch umgaben den Rand der Vertiefung, welche von einem verlassenen Steinbruch oder einer Schachtmündung herrühren mochte und in deren Grunde ein kleines, nie ganz versiechendes Wässerchen schlummerte. Diese Stelle war für Karline ein kleines Paradies. Die Böschung war mit Strauchwerk und Ginster, Thymian und Haidekraut, Steinbrech und Labkraut überwuchert, auch Erdbeeren wuchsen dort. Hohe Weidenröschen nickten mit ihren blaßroten Blütendolden. Der tiefgelbe Löwenzahn, der hochrote Mohn und der zartblaue Wiesenstorchschnabel hatten hier ihr Heim gefunden, und am Rande des Wässerchens standen Binjen, blaue Schwertlilien und der rötliche Wiesenfuchschwanz. Klein zwar war diese Herrlichkeit, aber Karline kannte dafür jede Pflanze und liebte sie. Die Namen der Blumen hörte sie aus dem Munde der Mutter, welche zuweilen mit ihr an dieser Stelle saß und gleich ihr als Kind hier gespielt und geträumt hatte, denn der Bauernhof, den die Eltern der Zieglersfrau bewirtschafteten, lag unfern in einer Waldlichtung. Die Gänse trieb Karline in das Wasser, während sie es den Ziegen überließ, sich unter den Sträuchern ein leckeres Mahl zu suchen. Nengstlich schlüpfen die Eidechsen über Moos und Stein. Eine Blindschleiche ringelte sich durch das Gras, Hummeln summten um die Blumentelche, und rotgeflügelte Schnarrheuschrecken schwirrten da und dort empor, während die weißen und bunten Schmetterlinge das Weite suchten und auch das Grillenlied in der Tiere Nähe verstummt war. Dafür ließ sich vom nahen Wacholderstrauch



ein Fink und oben im Blauen eine jubelnde Lerche vernehmen. Karline pflückte die halbreifen Erdbeeren, und als sie von ungefähr nach dem Rande der Mulde empor blickte, schaute sie verwundert in die schillernden Lichter eines neugierigen Hasen, der an den Rand der Vertiefung herangekommen war und sich possierlich auf die Hinterläufe setzte. Tier und Mensch waren hier eins mit der Mutter Erde, die auch an öder Stelle noch die Ueberfülle ihres Reichthums bot. Karline fühlte sich eigentlich nur hier heimisch, zumal, wenn die Mutter strickend oder nährend neben ihr saß. Hundert mal hatte sie schon ihrem Kinde die Worte wiederholt: „Hier bist Du daheim, von hier kann Dich kein Mensch vertreiben. Wenn es mit dem Vater schlecht geht und wir aus der Ziegelhütte hinaus müssen, bau' ich mir hier ein Häuschen; soviel muß ich mir hier noch ersparen.“ Wie das Gras zu ihren Füßen in der Erde wurzelte, so war Karlinens ganzes Wesen mit dieser Odung verwachsen. Stunde um Stunde verrann ihr unvermerkt an dieser Stelle. Schon neigte sich die Sonne nach Westen. Karline gedachte endlich der Mutter. Diese hatte ihre Tochter doch immer aufgesucht! Wo sie nur blieb? Da rief eine helle Knabenstimme von oben herab:

„Karline, Karline, da, schau her!“

Ueberrascht blickte das Mädchen auf. Ein etwa vierzehnjähriger Knabe lief barfuß und barhäuptig, nur mit Hose und Hemd bekleidet, herab und schüttete aus seiner Schürze eine Anzahl glänzender Schwefelkieskrystalle vor das erstaunte Mädchen auf den Rasen. Das war Gustav, der Sohn des Fuchshofbauern. Einige Sekunden blickte er prüfend in die Züge des Mädchens. Als Karline in ihrem Schweigen verharrte, rief Gustav ungeduldig:

„Das ist Gold! Nach dem Balenbüchlein, das mir dein Vater geliehen, habe ich gesucht. Drüben im Wald am alten Stollen liegt das Gold in ganzen Haufen. Jetzt sind wir reich — wir und Ihr!“

„Mein Vater sagt, es gibt hier kein Gold.“

„Wo ist Dein Vater? Er soll selbst sehen, was ich gefunden.“

„Er ist in die Stadt gegangen.“

„Gut, dann komm' ich morgen. Du verstehst ja doch nichts davon.“

„Das will ich auch nicht. Nimm nur Dein Zeug wieder mit.“

Der Knabe barg die Steine in seine Schürze und eilte in den Wald zurück, wo er den Fund verbarg. Ungern sah Karline den Burschen gehen. Warum hatte sie ihm seine Freude verdorben? Sie war ihm doch zu Dank verpflichtet. Das hatten auch Mutter und Vater gesagt. Erst vor wenigen Tagen hatte er sie vor dem Spotte und der Mißhandlung der Bauern beschützt, und im vorigen Jahre vor den Bissen eines Hofhundes behütet, welchen ein übermütiger Bauernbursche auf sie gehetzt. Im übrigen aber hatte er nicht viel auf seine Nachbarin geachtet und ging seine eigenen Wege. So blieb Karline stets allein und sie vermischte auch nichts. Sie war es nicht anders gewöhnt und wußte es nicht anders. Bald hatte das Mädchen auch den letzten Zwischenfall fast ganz vergessen und sich wieder ihren Tieren zugewendet, als eine weibliche Stimme sie rief. Es war Karlinens Mutter. Die Zieglersfrau war nach dem letzten Zanf mit ihrem Manne bald mit sich ins Reine gekommen. Sie hatte keinen Versuch gemacht, ihren Mann vor der verhängnisvollen Verpfändung seines Anwesens abzuhalten. Sie konnte es ja auch nicht verhindern. Also rechnete sie mit dieser Tatsache und faßte ihren Entschluß. Sie mußte das Nötigste zum Leben für sich und ihr Kind selbst zu erwerben suchen. Sie konnte nähen und sticken. So eilte sie, mit ihrer häuslichen Arbeit zu Ende zu kommen, kleidete sich dann sauber an und begab sich in die nächsten Ortschaften, um Arbeit zu erhalten. Später wollte sie es auch in der Stadt versuchen. Sie hatte sich müde und hungrig gelaufen, aber doch Aufträge und Aussicht auf spätere Beschäftigung bekommen. Soeben kam sie vom Berghof, wo sie am freundlichsten aufgenommen worden war. Darauf hatte sie ihr Kind gesucht, bis sie es endlich in der Vertiefung entdeckte.

„Karline, da drunten steckst Du? Ich dachte schon, Du wärst heimgetrieben!“

Das Mädchen sprang auf und eilte der Mutter entgegen.

„Heute bist Du lange ausgeblieben, Mutter! Mich hungert!“

„Ja, Karline! Aber jetzt haben wir Arbeit und Verdienst, auch wenn's dem Vater schlecht geht. Wir wollen zusammen recht fleißig sein. So können wir uns noch ein Häuschen ersparen.“

Karline trieb ihre Geißen und Gänse vergnügt nach dem Zieglerhäuschen, wo die Mutter die Tiere



unterbrachte und dann das einfache Abendbrot bereitete. Bei diesen Hantierungen wiederholte die Zieglersfrau immer wieder:

„Das merk' Dir, Karline: Die Dedung, dann der Waldstreifen dahinter und unser Stück Feld gehören einmal Dir allein. Der Vater hat kein Recht darauf. Laß Dir nichts davon nehmen um keinen Preis. — Und weißt Du einmal gar nicht mehr, wo aus und ein — wenn Deine Eltern tot sind — dann gehst Du zur Bäuerin auf dem Berghof. Die nimmt Dich immer auf. Sie hat mir's erst heute wieder zugesagt.“ —

\*  
2.  
\*

Ein Jahr war seit jenem Sommertage verstrichen. Vom Ziegelofen stieg jetzt der Rauch regelmäßig emporkor als früher und zeugte davon, daß es dem Ziegler endlich mit der Arbeit besser glückte und der Absatz sich zu mehren begann. Aber noch stockte zuweilen der Betrieb, und der Ziegelheiner hatte noch kein volles Vertrauen zu seiner Lehmgrube. Er war deshalb auch Jagdaufseher geworden und geblieben, trotz der Proteste seiner Frau, welche von dieser neuen Würde durchaus nichts wissen wollte. Sie erriet noch nichts Bestimmtes von den Mächenschaften zwischen ihrem Manne und dem Fuchshofbauern, aber sie hatte die Empfindung, daß ihr Mann durch diese neue Tätigkeit auf Irrwege geraten und schließlich in die Gewalt des Fuchsbauern, der ja allbekannt war, kommen würde. Diese Empfindung beruhte nicht auf Täuschung. Zwar vermied es der Ziegelheiner, seine gelegentliche unbefugte Jagdbeute zu einem unverhofften Mittagsmahl ins Ziegelhäuschen zu bringen. Aber der Fuchsbauer war nicht umsonst in so verführerischer Nähe. Zu diesem kam das gefrevelte Wild, und manch ein hartes Talerstück wanderte dafür in die Tasche des ungetreuen Jagdaufsehers. Aber auf solchem Verkehr baut sich keine Freundschaft auf. Mißgunst herrschte zwischen dem Ziegelheiner und dem Fuchsbauern. Jeder hielt sich für den Uebervorteilten. Dazu forderte der Deidei von seinem Nachbarn allerlei Hilfeleistungen beim Schmuggelgeschäft, ohne ein namhaftes Entgelt zu gewähren. Allerdings bestanden die Dienste nur im gelegentlichen Wachhalten und in rechtzeitigen Meldungen heranschleichender Grenzzäger, aber auch das war für den Ziegler oft recht lästig und auch gefährvoll. Die Grenzwächter wie auch die Gendarmerie be-

obachteten den Ziegelheiner mit wachsendem Mißtrauen. Dazu war der letztere den fortgesetzten Vorwürfen seiner Frau ausgesetzt, deren ehrlichem und wachsamem Wesen alle diese heimlichen Dinge auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnten. Daß auch auf dem Fuchshof Mutter und Sohn gegen den Vater auftraten und dessen dunkle Erwerbsquellen eher verstopfen als zum Fließen bringen wollten, lag in der Natur der durchaus rechtschaffenen Fuchshofbäuerin und ihres wackeren Sohnes, welcher von dem Vater nur die unbändige Begierde nach schnellem Erwerb geerbt hatte. Der Fuchsbauernsohn hatte seine Schwefelkiesfunde nicht nur dem Ziegelheiner, sondern auch anderen Leuten, von denen er genaueres Wissen erwartete, vorgelegt. Aber er erhielt überall den gleichen Bescheid: Mit seinem Funde war's nichts. So war in ihm die Lust erwacht, gleich so vielen anderen in der Fremde das ersehnte Glück zu suchen. Doch wollte er den ehrlichen Erwerb und war daher auch dem Ziegelheiner nicht besonders zugetan, von dem er gleich der Mutter glaubte, daß er seinen Vater zu all den gefährlichen und unrechten Unternehmungen verleitet habe oder ihn wenigstens unverantwortlich unterstütze. So ersehnten die weiblichen Parteien in der Ziegelhütte wie im Fuchshof einen baldigen Bruch zwischen den beiden Partnern, und dieser blieb nicht aus. Unerwartet entstand er; aber jedoch nicht auf dem eigentlichen Gebiete der beiderseitigen Mächenschaften, sondern im nachbarlichen Verkehr.

Karline hütete wieder einmal ihre Gänse diesmal auf derjenigen Seite der Dedung, welche an die Felder des Fuchshofes anstieß. Da sie hierbei stickte, so war ihre Aufmerksamkeit von den Tieren abgelenkt, und diese ließen sich's im nahen Haferfelde des Fuchshofbauern wohl sein. Der letztere war mit seinem Sohne auf seinem nahen Leinacker beschäftigt und vernahm sofort das Geschnatter der Tiere in gefährlicher Nähe. In seiner jähzornigen Art eilte er mit der Peitsche nach seinem Haferfelde und schlug mit dem Stiele der Peitsche auf die Tiere ein, hierdurch sofort einige niederstreckend. Sogleich sprang Karline hinzu und warf sich zwischen den Bauern und die Gänse, aber der Peitschenstiel fauste nun auch auf ihren Rücken herab, daß sie laut aufschrie. Der Sohn des Fuchsbauern warf sich nun dem Vater in die Arme und verhinderte weiteren Schaden. Darüber kam es zwischen Vater und Sohn zu derben Auseinander-



setzungen, welche zunächst das Gute hatten, daß sich das mißhandelte Mädchen mit ihren noch heilen Tieren aus dem Staube machen konnte. Doch nun erschienen die Zieglerseheleute auf der Bildfläche und forderten Ersatz. Der Fuchshofbauer verweigerte denselben hohnlachend, obwohl sein Sohn und sein Weib, welche auf das Geschrei ebenfalls herbeigekommen war, die Rohheit ihres Familienhauptes mißbilligten und die Ersatzforderung der Zieglerseleute gerecht fanden. Schließlich besprachen sich die Frauen zusammen, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Der verhaltene Groll der beiden Männer kam zum Ausbruch, und eine Flut von Schmähungen, Schimpfreden und Vorwürfen wogte hinüber und herüber. Die beiden Männer gingen in offener Feindschaft auseinander, einer Feindschaft, welche den Frauen im Grunde erwünscht war, so wenig sie selbst feindschaftliche Gefühle gegeneinander hegten. Dies war das Bemerkenswerteste an dem ganzen Vorgang, da sonst gewöhnlich der Weiberzank die Feindschaften herausbeschwört. Nun galt

es den Frauen, diesen Zustand ohne weitere Zwistigkeiten zu erhalten. Und dies schien auch zu gelingen. Es war wirklich aus mit der dicken Freundschaft des Ziegelheiners und des Deidei. Aber in dem Ziegler setzte sich nun ein Rachebedürfnis fest. Er wollte es dem Nachbarn noch heimzahlen. Klagen wollte und konnte er nicht. Er fürchtete die Treulosigkeit seines früheren Partners und hatte ein schlechtes Gewissen. Also galt es im geheimen bei dem Nachbarn sich schadlos zu halten. Lange schien keine Gelegenheit sich zu bieten. Schon hatte der Ziegelheiner seinen Schaden halb verschmerzt. Er hatte in seinem Hauptgeschäfte soviel Arbeit gefunden, daß er sogar den Jagdaufscherdienst auf fortgesetztes Zureden seiner Frau kündigte und sich ganz dem Ziegelbrennen widmete. Der Berghofbauer leistete ihm nach wie vor billige Fuhren, so daß er mit der endlichen Trennung von dem Fuchshofbauern nun den rechten Weg gefunden hatte. Nur zuweilen nagte noch der geheime Groll gegen den früheren Partner in seinem Innern.

(Fortsetzung folgt.)



Die Sankt Annenkirche in Annaberg (zu dem Artikel auf Seite 230 gehörig).



## Die Sankt Annenkirche in Annaberg.

Von Dr. Bernhard Wolf.

(Fortsetzung und Schluß.)

**D**ie Annaberger Kirche, zu der wir wieder zurückkehren, bildet ein Rechteck, etwa doppelt so lang als breit, mit einem massiven Turme an der Südwestecke. Dem Stile nach gehört das Bauwerk der Spätgotik an. Das Innere stellt sich als eine dreischiffige Hallenkirche dar, deren Teile von gleicher Höhe sind. Die Decke, ausgezeichnet durch ein reiches Netzgewölbe mit auffallend großen Schlußsteinrosetten, wird von schlanken Säulen getragen, während die Strebepfeiler fast völlig nach innen verlegt sind. An das sechste Joch schließt sich rechts und links je ein Querschiff an, wodurch das alte Kreuzschema bewahrt wird. Auch diese so entstehenden Hallen erheben sich bis zur Höhe der anderen Schiffe. Zwischen den Strebepfeilern sind in etwa halber Höhe die Emporen eingespannt, die sich nach unten in stark gedrücktem Spitzbogen öffnen. Auch diese hierdurch gebildeten kapellenartigen Räume sind mit zierlichen Netzgewölben bedeckt. — Der bedeutendste und eigenartigste Schmuck der Kirche sind die an den Emporenbrüstungen angebrachten hundert Reliefsplatten aus Stein, „die sich der Architektur ungemein glücklich anschließen“. Neunundsiebzig davon enthalten Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente sowie aus der Legende, zu mehr als zwei Dritteln nach Dürerschen Holzschnitten, und bilden die reichste Folge von Skulpturen der biblischen Geschichte, die jemals ausgeführt worden ist (Steche). Der Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Reihe ist Christus am Kreuze, an der jetzigen Orgelempore, genau in der Längsachse des Hauptschiffes. Die Reliefs zerfallen in fünf Gruppen. Die erste, die alttestamentliche, stellt dar die Schöpfung, Erschaffung der Eva, das erste Menschenpaar im Paradiese, den Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradiese, Adam und Eva bei der Arbeit, Kain und Abel. Im Mittelpunkte der zweiten Gruppe, der neutestamentlichen,

steht Christus; sie beginnt mit der Verkündigung der Geburt der Maria und endigt mit dem Pfingstwunder und der Predigt der Apostel. Die dritte Gruppe, vier Bilder umfassend, ist dem Tode Marias gewidmet. Die vierte behandelt Szenen aus der Geschichte der Märtyrer und der Legende, und schließlich die fünfte führt die letzten Dinge vor: das jüngste Gericht, die Seligkeit der Begnadigten und als Gegenstück dazu die Qual der Verdammten. Im ganzen sind es 79 Darstellungen biblischen Inhalts. An diese „feierlich ernst“ Bildwerke schließen sich noch zwanzig Reliefs an, welche die Lebensalter der beiden Geschlechter vom zehnten bis zum hundertsten Lebensjahr darstellen. Da unter Herzog Georg bildnerische Darstellungen der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, der Macht des Todes und andere symbolische Darstellungen auftreten, so ist es nach Steche nicht unwahrscheinlich, daß diese merkwürdigen Reliefs unter des Herzogs unmittelbarem Einflusse entstanden sind.

Die Lebensalter werden in Abschnitten von zehn zu zehn Jahren durch Figuren dargestellt; besondere ihnen in die Hand gegebene Symbole kennzeichnen die Tätigkeit der verschiedenen Altersstufen, während auf einem beistehenden Schilde ein Tier die dem betreffenden Lebensabschnitte eigentümliche Leidenschaft versinnbildlicht. Der zehnjährige Knabe hat im Munde ein trompetenartiges Instrument, im Schilde führt er ein Kalb. Der Jüngling von zwanzig Jahren hält in der Hand einen Vogel, im Schilde führt er einen Bock. Der dreißigjährige Mann trägt in der Hand ein Trinkgeschirr, einen sogenannten Koppentrug, im Schilde zeigt er einen Stier. 40 Jahre: Mann mit Partisane, im Schilde ein Löwe. 50 Jahre: Mann mit emporgehobenem Stabe, auf Amt und Würden hinweisend, im Schilde ein Fuchs. 60 Jahre: Mann mit Geldbeutel, im Schilde ein Wolf. 70 Jahre:



Mann mit Rosenkranz und Pilgertasche, im Schilde ein Hund. 80 Jahre: Greis mit Stock und Flasche, im Schilde eine Krage. 90 Jahre: Greis mit Klappstuhl, im Schilde ein Efel. 100 Jahre: Greis mit Totenbahre, im Schilde der Tod mit Sense.

In ähnlicher Weise sind auch die weiblichen Lebensalter dargestellt. 10 Jahre: Mädchen mit Puppe, Schild: Wachtel. 20 Jahre: Jungfrau mit Kranz, Schild: Taube. 30 Jahre: Frau, einen Spiegel haltend, Schild: Elster. 40 Jahre: Frau mit Schlüsselbund, Schild: Pfau. 50 Jahre: Frau mit Rosenkranz, Schild: Henne. 60 Jahre: in der Hand eine Kanne im Arme eine Schüssel haltend, Schild: Gans. 70 Jahre: Frau mit Spinnrocken, Schild: Geier. 80 Jahre: Greisin mit Stock, Schild: Eule. 90 Jahre: Greisin mit Klappstuhl, Schild: Fledermaus. 100 Jahre: Greisin mit Totenbahre, Schild: Tod mit Sense. — Bekanntlich hat der Maler Moriz von Schwind die Schilde mit den Tiergestalten in der Elisabethgalerie der Wartburg aufs neue verwendet. — Eine besondere Platte, die hundertste, stellt einen Werkmeister in eigentümlicher Manteltracht dar, der ein Spruchband mit folgender Inschrift trägt: 1499 ist gelegt das Fundament, 1525 ist das Werk vollendet. Da die Inschrift die Gesamtdauer des Kirchenbaues betont, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß jene Figur den Meister Jakob Haylmann von Schweinfurt vorstellt, unter dessen Leitung die Kirche vollendet wurde.

Eine weitere hervorragende Zierde der Kirche bildet die sogenannte schöne Tür, die sich ursprünglich im Franziskanerkloster befand, aber 1577 in die Annenkirche versetzt wurde. Die Skulpturen an dieser in spätgotischem Stile ausgeführten Tür, die der goldenen Pforte in Freiberg nicht unwürdig sind (Gurlitt), stellen das Geheimnis der Erlösung dar. Innerhalb des Bogens befindet sich die heilige Dreieinigkeit: Gott Vater, der die Rechte segnend erhebt, hält vor sich zwischen den Knien den Gekreuzigten, während die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, auf dem rechten Kreuzesarme ruht, umgeben von neun anbetenden Engeln, „die sich verzückt dem Herrn zuneigen“. Seitlich neben dem Scheitel sind zwei Engel sichtbar mit den Leidenswerkzeugen. „Unter dieser gewaltigen Gruppe“ knien betend die Hauptheiligen des Franziskanerordens, Klara von Sciffi und Franziskus;

„namentlich letzterer, ein schlanker und schöner Mann, ist in einer Haltung von so glühender Hingabe dargestellt, daß man sich wohl unter ihm jenen lebenswürdigsten aller asketischen Ordensstifter vorzustellen vermag.“ Auf dem Sims über dem Portal ruhen Adam und Eva, daneben stehen Moses und Johannes der Täufer. Die Giebelblume krönt der Pelikan, seine Jungen mit seinem Blute nährend, das Sinnbild der Vaterliebe Gottes, am Fußende dagegen sieht man Lucifer, wie er besiegt zur Hölle fährt. Spruchbänder mit entsprechenden Inschriften verbinden die einzelnen Gruppen.

Von großem Kunstwerte ist ferner der Hauptaltar, ein hervorragendes Werk der Frührenaissance und nach J. Schmidt Sachsens ältestes Renaissancekunstwerk überhaupt. Es ist unter dem Einflusse der Fuggerkapelle in Augsburg von dem dortigen Meister Adolf Dowher in verschiedenfarbigem Marmor und Solenhofener Kalkstein ausgeführt. Der figürliche Schmuck zeigt den Stammbaum Christi, indem der Künstler dabei einer im 16. Jahrhundert beliebt werdenden Darstellung folgt. In der Predella ruht Abraham, aus dessen Brust ein Baum emporwächst. In den Nischen der ersten Reihe sind die sich aus Blüten entwickelnden Brustbilder der jüdischen Könige sichtbar, in der zweiten Reihe ist die Sippschaft Christi dargestellt, und zwar rechts die Verwandten des Herrn väterlicherseits, links die mütterlicherseits. Das Hauptfeld enthält die Figuren der Großeltern Christi, Joachim und Anna, darüber befindet sich die heilige Familie mit Johannes dem Täufer als Kind. Von oben fällt aus den mit Engelsköpfen belebten Wolken ein Glorienschein auf die Knieenden nieder. Auf der Krönung befinden sich mehrere Kinderfiguren, darunter zwei mit den Wappenschilden Herzog Georgs und seiner Gemahlin Barbara, die nach Steches Urteil zu dem Lieblichsten gehören, was die Frührenaissance im Lande geschaffen hat.

Neben dem Hauptaltare gab es noch verschiedene Nebenaltäre, im ganzen sollten es neun gewesen sein. Drei davon sind, ein Zeichen der Toleranz, auch nach Einführung der Reformation beibehalten worden: der Bergaltar und die von den Münzern und Bäckern gestifteten Altäre. Der Bergaltar, 1521 von der Knappschaft des Annaberger Reviers errichtet, ist ein doppelter Flügelaltar mit vergoldeter, vielfarbiger Schnitzerei und wertvollen



Ölgemälden auf Holz. Einen Teil davon spricht Waagen dem M. Grunewald oder doch einem in dessen Schule gebildeten Meister zu, die übrigen sind nach Steche von einem zwar minder bedeutenden, aber gleichfalls ausgezeichneten Künstler ausgeführt. Neuerdings hat Flechsig in seinen Cranachstudien mehrere dieser Gemälde Hans Cranach, Lukas Cranachs Sohne, zugesprochen. Auf der Rückseite des Altars befindet sich ein trachtlich wie bergmännisch sehr wertvolles Bild, das die Sage vom Aufkommen des Annaberger Bergwerkes und die verschiedenen Beschäftigungen der Bergleute und Münzer darstellt.

Der 1522 gestiftete Münzeraltar zeigt ebenfalls vergoldete, vielfarbige Schnitzereien und wertvolle Gemälde, „die mit den früheren Arbeiten des jüngeren Holbein verwandt sind und feines Naturgefühl und trefflich individuelle Köpfe zeigen.“ Bemerkenswert ist auch die architektonische Umrahmung des Altars wegen der reizvollen geschnitzten Ornamente der Frührenaissance, die sich an antike Schmuckmotive anlehnen. — Von geringerem Kunstwerte ist der Bäckeraltar, dessen Mittelschrein die Kreuzesabnahme, dessen Predella die Grablegung enthält. Auf den Flügeln sieht man die Darstellung Jesu im Tempel, die Flucht nach Ägypten, Jesu unter den Schriftgelehrten und die Kreuztragung.

Zu den besonderen Zierden des Kirchengebäudes ist das Portal der südlichen, sogenannten alten Sakristei zu rechnen, das durchaus im Sinne der Renaissance entworfen und ausgeführt ist und als erstes größeres selbständiges Werk zu den bemerkenswertesten Arbeiten dieser Art im Lande gehört (Steche). Im linken Zwickel des Türbogens ist eine tegelschiebende Engelsfigur zu sehen, einst das Wahrzeichen der Stadt, während die Lunette, das halbkreisförmige Feld über der Tür, eine trauliche Familienszene zwischen der Mutter Anna, der Jungfrau Maria und dem Jesuskinde zeigt. Im Innern der Sakristei, in der die reichen Schätze der Kirche an Reliquien, heiligen Gefäßen, Gerätschaften usw. aufbewahrt wurden, fällt besonders das kunstvolle Gewölbe auf, das am Ende des Jahres 1518 unter Meister Jakobs Leitung vollendet wurde. Hier steht auch der sogenannte Tezelskasten, der aber mit dem bekannten Ablaßprediger nichts zu tun gehabt hat. Schon sein Umfang und seine ganz beträchtliche Schwere machten es einfach unmöglich, daß ihn dieser auf seinen

Reisen mit sich geführt haben könnte. Wahrscheinlich ist es der Opferkasten, der während des Baues in der Kirche vor einem provisorisch errichteten und mit einem eisernen Geländer umgebenen Annenaltar aufgestellt war, bestimmt, die milden Spenden der zahlreichen Wallfahrer und sonstigen Kirchenbesucher aufzunehmen. In der Sakristei befindet sich auch noch ein Gemälde, die heilige Katharina darstellend, das zu den schönsten und wertvollsten Werken in der Kirche gehört. Nach Waagen rührt es von dem jüngeren Holbein her, doch wird dessen Urheberschaft neuerdings bezweifelt. Auf alle die zahlreichen Kunstschätze der Kirche einzugehen, würde zu weit führen, darum sei nur noch auf ein im Chor befindliches, aus Buchenholz geschnitztes Marienbild hingewiesen. Ursprünglich befand es sich im hiesigen Franziskanerkloster, wo es als „wundertätiges Marienbild“ Gegenstand hoher Verehrung war.

Machte nun das Innere der Kirche mit den von Geld strotzenden und von lebhaften Farben schimmernden Altären, mit der langen Reihe der Reliefbilder an den Emporen und der bunten Bemalung des hohen Gewölbes an sich schon einen überwältigenden Eindruck, so wurde dieser noch erhöht durch die Figuren verschiedener Heiligen aus gediegenem Silber, durch die kostbaren Reliquienbehälter und gottesdienstlichen Gerätschaften mancherlei Art. Unter diesen werden bei einer 1526 vorgenommenen Inventur allein 14 Monstranzen 12 Kelche und 7 Pacifikale aufgeführt. Besonders aber verdienen die schon erwähnten silbernen Heiligenfiguren hervorgehoben zu werden, von denen St. Georgsbild 100 Mark, der Stamm Jesse 104 Mark und das große St. Annenbild gar 194 Mark wog. Ein Teil dieser Bildwerke und heiligen Gerätschaften entstammte der Werkstatt des kunstgeübten Annaberger Goldschmiedes Hieronymus Magdeburg. Ihr Geldwert war ganz bedeutend. Gurlitt berechnet die Kaufkraft jenes toten Kapitals, welches man allein in Silber der heiligen Anna zu Füßen legte, auf 244 000 Reichsmark. Um diese Herrlichkeiten zu sehen und zu bewundern, strömten Gläubige und Schaulustige von allen Seiten nach Annaberg, nicht zum Schaden der Stadt und des Kirchenbaues, für dessen Vollendung dabei manches Opfer gebracht wurde.

Mit dem Jahre 1519 war man endlich soweit im Kirchenbau vorgeschritten, daß man an die



Weihe derselben denken konnte; die völlige Fertigstellung des Werkes, der Ausbau des Turmes, erfolgte erst etwa 15 Jahre später. Die Baukosten werden auf zwei Tonnen Geldes angegeben, nach einer anderen Nachricht sollen sie „ohne das Gemälde und Schilde“ 209 000 Gulden betragen haben. Wie die Chronisten über viele Ereignisse, die heute unser Interesse erregen, keine oder nur mangelhafte Nachrichten geben, so fehlen uns auch über die Einweihung der Annenkirche alle näheren Angaben. Wir erfahren nur, daß sie in Anwesenheit Herzog Georgs unter großem Gepränge und Zulauf des Volkes von fremden Orten am 26. Juli 1519 durch den Meißner Bischof Johann 7. von Schweinitz vollzogen worden ist. Wie bei solchen Gelegenheiten üblich, hatte der Papst einen vierzigtagigen Ablass bewilligt, um dessen Bekanntmachung der Annaberger Rat sämtliche Geistliche der Bistümer Meissen, Merseburg und Naumburg unter dem 11. Juli 1519 ganz dienstlich und freundlich bittet.

So war denn nun das große Werk, das der Herzog in jeder Weise gefördert hatte, vollendet. Aber mit der Stätte der Verehrung eines Heiligen war es nicht allein getan, mochte sie auch noch so prächtig sein, die Gläubigen der damaligen Zeit verlangten sichtbare Zeichen, Reliquien, durch die ihnen der Heilige gewissermaßen körperlich näher gerückt wurde. Auch hierfür hat Herzog Georg schon frühzeitig mit emsigem Eifer gesorgt und zunächst natürlich „Heiltümer“ der heiligen Anna zu erwerben gesucht. Daher vernahm er es sehr gern, als sich der Annaberger Bürger Pseffinger „freien Gemütes“ erbot, aus einem bei Lyon in Frankreich gelegenen Benediktinerkloster Reliquien der Mutter Anna zu holen, wenn man ihm Hilfe und Beistand tun wolle. Daran ließ es der Herzog natürlich nicht fehlen, und so machte sich Pseffinger, mit fürstlichen Geleitsbriefen versehen, noch im Winter des Jahres 1503 auf die beschwerliche Reise. Und tatsächlich gelang es ihm, freilich um einen hohen Preis, eine Rippe, eine Knie Scheibe und ein Achselbein der heiligen Anna zu erwerben. Es war ein freudenreicher Tag, als diese ersten und kostbaren Schätze nach Annaberg gebracht wurden, und wohl mit Absicht hatte man den Sonntag Lätare zur Einholung ausgewählt. Freudenschüsse wurden abgefeuert, Trommeln und Pfeifen, Geigen und Harfen samt manchem Freudenpiel hörte man. Da

war großes Volk allhier; man sah viele gewappnete Männer, die Bürger zu Fuß, die Rats Herrn zu Fuß, viel Weiber und Jungfrauen; da hörte man großes Jubilieren auf den Gebirgen, und wurde also dieses Heiligtum der heiligen St. Anna von allen Einwohnern und Fremden sehr geehrt, besucht und angerufen“. Auch die Armen gingen bei der allgemeinen Freude nicht leer aus; jeder, der es begehrte, erhielt für drei Pfennige Bier, einen Hering und für einen Groschen Brot.

In rascher Folge kamen nun zahlreiche andere Reliquien nach Annaberg, teils durch Vermittelung des Herzogs, teils auf Veranlassung des Rates und anderer Privatpersonen. Viele Stücke lieferte



Blick nach dem Hauptaltar (1882—84 erneuert).

das Marienkloster zu Roermond in Holland, Cisterzienser Ordens, ebenso das im Bistum Halberstadt gelegene reformierte Jungfrauenkloster zu Gernstädt, Benediktiner Ordens; dieses nicht weniger als 36 Partikel. Mit ganz besonderem Glanze wurde ein Finger der heiligen Anna eingeholt, den die Herzogin Barbara der hiesigen Kirche verehrte. Kaiser Karl 4. hatte ihn bei Gelegenheit seiner Krönung aus Rom mitgebracht; in seiner Gegenwart hatte ihn der Abt des Klosters St. Paul von der dort aufbewahrten Hand der Mutter Anna abgeschnitten und dem Kaiser übergeben. Wladislaw, König von Böhmen und Ungarn, schenkte



später das kostbare Heiligtum seiner Schwester Barbara, die es 1510, begleitet von ihrem Gemahl und dem Bischof von Altenzelle, nach Annaberg brachte. „Da hielt man große Pomponne vom Wolkensteiner Tor bis an das Böhmisches Tor. Alle Geistlichen gingen dem Heiligtum entgegen und alle Jungfrauen in weißen Kleidern; sie hatten ihre Haare zu Felde geschlagen und gingen mit dem Heiligtum auf dem Graben herum und in St. Anna Kirche. Damals war viel Volk da und wurde sehr große Freude gehalten.“ Die Reliquie wog in der kunstvollen Fassung, die sie erhalten hatte, 2 Mark 8 Lot. Bis zum Jahre 1518 gab es nach einem von dem Chronisten Richter mitgeteilten Verzeichnisse nicht weniger als 120 Heiligtümer, von denen nicht wenige aus mehreren Partikeln bestanden. „Nach der Zeit, fügt er hinzu, hat man noch viel dergleichen Heiligtum angeschafft, welches alles hier zu erzählen, zu weitläufig fallen will.“ Unter der großen Menge dieser Reliquien begegnen uns höchst merkwürdige Stücke; so ein Partikel vom Barte Johannes des Täufers, mit blutfarbenen Enden, als er ist enthauptet worden, ein Partikel von dem Steine, da unser Herr Christus gebetet im Delberge, vom Harn St. Mariä Magdalenä, vom Himmelsbrote, von dem Haare, dem Gürtel, dem Hemde, dem Kleide und dem Bette der Jungfrau Maria, ein Partikel von der Krippe und dem Schweistuche des Heilands u. a. m. Natürlich lief bei diesem ganzen Reliquienhandel mancher fromme Betrug mit unter. Erwähnt sei nur das Haupt der heiligen Anna, das sich dreifach vorfindet: in Bern, in dem schon erwähnten Benediktinerkloster bei Lyon und auch in Annaberg, wohin es allerdings erst nach 1518 gekommen sein mußte, da es sich in dem Richterschen Verzeichnisse nicht findet. Doch daran stieß sich die Einfalt der damaligen Zeit nicht im mindesten; jeder Ort glaubte natürlich, die echten Ueberreste der lieben Heiligen zu besitzen, und in diesem Sinne verehrte man sie auch; Gottes Allmacht konnte ja, wie man annahm, die echten Stücke beliebig vervielfältigen. Es liegt auf der Hand, daß diese große Menge von Reliquien auf die Gläubigen eine ganz bedeutende Anziehungskraft ausüben mußte, und so wurde Annaberg ein viel besuchter Wallfahrtsort, wo reicher Ablass zu erlangen war. Auch an wunderbaren Heilungen hat es nicht gefehlt, wie aus der bereits erwähnten

Beräußerung von Motivzeichen hervorgeht. Darauf bezieht sich auch eine Stelle eines etwa zwischen 1510 und 1520 entstandenen Gedichtes „Von der fürstlichen Stadt Annaberg Ursprung und Herkommen“, die also lautet: „Nun weiter ich zu redt mus kummen Von mercklichen heychen, die geschehen. Geschriftlich (?) han yr vil gesehen, Von kinden, die seind gewesen tot, Den half sant Anna auß aller not, Krippel an füssen und an armen, des sich sant Anna thut ser erbarmen. Wil wechssen und vil silbern byld, Das mir zu dichten ist zu wild. Die wechsen bild sicht man stan, In aller groß, gleich wie die man. — Das kumt als von sant Anna her: Wer si heim sucht mit milter handt, Dem thut sie guad und hulff befant.“

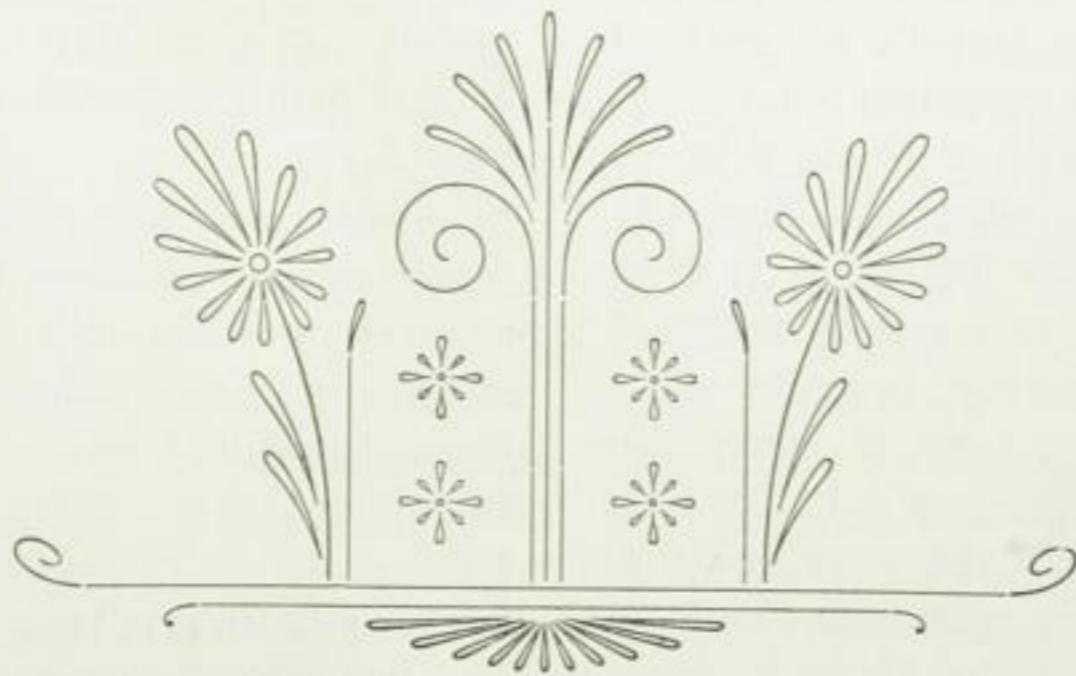
Der Zulauf des Volkes nach Annaberg, der bis jetzt schon „ein merklicher“ war, muß sich in den folgenden Jahren noch vermehrt haben, da es dem Herzog nach vielen Bemühungen und unter großen Geldopfern gelungen war, zur Förderung seines Kirchenbaues vom Papste 1518 die Gnade eines Jubeljahres zu erlangen. Dieser „Jubiläum“ erstreckte sich auf volle 25 Jahre. Wer innerhalb dieser Frist zu ganz bestimmt angegebenen Zeiten die Pfarrkirche zu St. Annaberg besuchte und in den dort aufgestellten Kasten sein Almosen zum Bau der genannten Kirche einlegte, erhielt vollkommen Ablass für alle Sünden, die er im Herzen bereute und mit dem Munde befannte. Leider fehlen die Nachrichten darüber, in welcher Ausdehnung von diesen großen Gnaden Gebrauch gemacht worden ist, es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß wenigstens in der ersten Zeit die Menge der zusammenströmenden Fremden groß gewesen sein muß. Wie nämlich am Sonntage Lätare, so wurden auch am Annensfeste 1519 die Franziskaner mit herangezogen, Beichte zu sitzen, woraus zu schließen ist, daß die Weltgeistlichen allein dem Andränge nicht gewachsen waren.

Der in Annaberg zu so hoher Blüte gebrachte Annenkultus erhielt nun noch eine ganz wesentliche Unterstützung durch eine zur Ehre der Mutter Anna gestiftete Bruderschaft, die neben den drei anderen religiösen Vereinigungen, die hier bestanden, der Jakobs-, Rosenkranz- und Wolfgangsbuderschaft, unstreitig die bedeutendste war. Sie bestand aus tausend Mitgliedern, doch sollten Mann und Frau nur für eine Person gerechnet werden. Ihre Hauptaufgabe war die Förderung des



Baues der Annenkirche, in der sie auch eingebudert war, und wo sie einen eigenen Altar mit einem besonderen Altaristen unterhielten. Ihre Mittel müssen, was bei der großen Mitgliederzahl ja nicht auffällig ist, beträchtlich gewesen sein, da sie in der Lage war, größere Kapitalien auszuleihen. Die päpstliche Bestätigung dieser Bruderschaft erfolgte zwar erst am 23. Juni 1517, doch hat sie sicher schon früher bestanden. Es wäre ja auch zu merkwürdig, wenn eine Bruderschaft, die sich die Aufgabe gestellt hatte, den Bau der Annenkirche möglichst zu fördern, erst dann entstanden sein sollte, als das Werk in der Hauptsache vollendet war. Ihre Mitglieder genossen ganz bedeutende Vorrechte. Sie durften sich, um nur einige hervorzuheben, einen eigenen Geistlichen wählen, der das Recht hatte, sie vom großen Banne und von anderen Kirchenstrafen, auch von der Simonie, freizusprechen; dieser Beichtvater hatte ferner das Recht, alle Gelübde, vier ausgenommen, in andere fromme Werke zu verwandeln, er konnte verfügen, daß die Mitglieder der Bruderschaft unrechtmäßig erlangtes oder durch Wucher erworbenes Gut, selbst solches, das für die Armen und zu frommen Zwecken gestiftet war, nicht wieder zu erstatten brauchten u. s. w., vorausgesetzt natürlich immer, daß die betreffenden einen durch den Beichtiger für jeden Fall zu bestimmenden Beitrag zum Bau der Annenkirche leisteten. So ist diese Bestätigungsurkunde der Annenbruderschaft nach Gurlitt eins der ungeheuerlichsten Denkmale dafür, wohin die Lehre vom Werte der guten Werke geführt hat. Sie lehrt den Haß verstehen, welchen die Reformatoren gerade gegen diese hatten.

Dieses in spezifisch katholischem Sinne reich entwickelte kirchliche Leben Annabergs währte freilich nur zwei bis drei Jahrzehnte, die 1539 erfolgte Einführung der Reformation machte ihm ein schnelles Ende. Die Prozessionen und Wallfahrten hörten auf, die Reliquien verloren ihre Anziehungskraft, die Mönche und Geistlichen verließen die Stadt. Auch mit der Annenkirche gingen bedeutende Wandlungen vor. Die zahlreichen silbernen Heiligenfiguren wurden leider eingeschmolzen und zu Gelde gemacht, Altäre und anderes, was an die katholische Zeit erinnerte, beseitigte man größtenteils, die Reliquien, die in der Sakristei aufbewahrt wurden, ließ der spätere Superintendent Seidel „um des Aberglaubenswillen, wozu das Volk sehr geneigt war“, an einem verborgenen Orte beisetzen. Bei den verschiedenen großen Bränden, von denen die Stadt heimgesucht wurde, blieb die Kirche zum Glück verschont, nur der Turm wurde 1813 vom Blitze getroffen und bis zum Achteck, bis wohin er hölzern war, durch Feuer zerstört. Das Innere erfuhr im Laufe der Zeit mehrfache Veränderungen, nicht zum Vorteil des Ganzen. Besonders die herrlichen Reliefs an den Emporen wurden in geradezu unsinniger Weise behandelt, indem man sie „aus Kostenersparnis“ mit einer grünen Firnisfarbe überzog, wodurch ihr ästhetischer Eindruck fast ganz verloren ging. Es ist das unbestreitbare, große Verdienst des jetzigen Superintendenten, Herrn Kirchenrat Dr. Schmidt, 1883/84 eine verständnisvolle und gründliche Erneuerung dieses großartigen Bauwerkes durchgeführt zu haben, sodaß es jetzt wieder in seiner alten Schöne prangt und nicht nur eine Zierde der Stadt, sondern des ganzen Sachsenlandes ist.





## Mein Leipzig lob' ich mir.

Randbemerkungen zum „Leipziger Kalender 1904“ und „Leipziger Musealmanach 1904“.

**L**eipzig! — Da steh ich wieder als Fuchslein vor fast 25 Jahren in den Mauern der alten, lieben Pleißenstadt. Hinter mir neun Jahre klassischer Haft im „Kasten“, der schon äußerlich uns an das liebe Kreuz gemahnt, vor mir eine neue Welt, voll von Frühling und Tagen blühender Rosen. Leipzig! — In das eine Wort packt das Leben mir alles hinein, was aus meiner Lernzeit des Aufstrebens wert ist. Wie betrübt bin ich nach 7 Semestern als Kandidatus aus dir hinausgeschlichen, Leipzig, und wie oft schon hab' ich auf meiner Lebensstraße das Haupt nach dir gewandt! Wie ein fernes Lieb hast auch du mich nicht vergessen, was ich von den Leipziger „Mädchens“ nicht gerade behaupten kann. Noch jetzt sendest du mir oft, ach so herrlich unverhofft oft, köstliche Grüße lebendiger Erinnerung. Zwei solche Sträuße mit einem Gruß von dem, was einst mir war, sind mir auf den Tisch geflattert. Echte warme Heimatgrüße!

Der erste ein modernes Buch, eines von jener Art, an das wir vor 25 Jahren noch gar nicht dachten: „Leipziger Kalender“. Ein illustriertes Jahrbuch für 1904. Herausgegeben von Georg Merseburger. Verlag von Johannes von Schalscha-Ehrenfeld. Leipzig 1904 (Eleg. geb. 2 Mk., groß 8°, 336 Seiten).

Das war ein Genuß in diesem fein und sinnig ausgestatteten Kalender zu blättern und zu lesen. Wieviel haben wir Deutschen doch in den letzten Jahrzehnten gelernt! Wir wurzeln ein wieder im Boden unsrer Heimat und empfangen von ihr dankbar die Spenden alter und neuer Tage! Wie macht uns die neue Kunst das Leben lieb und schön! Heimatkunst in Wort und Bildschmuck ist's, was uns das Buch bietet. — Nun braucht deshalb der Dresdener, oder der Erzgebirger bei Leibe nicht zu denken, dann ist das Buch nichts für mich. Nein, es ist ein Leipziger Buch für Deutsche! Der Inhalt ist für den geringen Preis sehr reich, nicht nur vielgestaltig, sondern auch vielwertig. Da erzählt uns Julius R. Haarhaus, der Verfasser der im

selben Verlage erschienenen „Leipziger Spaziergänge“, von den „Bier Schecken des Fräulein von Wildenfels“; Franz Adam Beyerlein bietet eine Duellgeschichte: „Das Loch in der Tischdecke“; Helene Voigt-Diederichs eine Erzählung: „Kinder“. Interessante kulturgeschichtliche Bilder enthält der Aufsatz „Auf sächs. Landstraßen in den Jahren 1810/11“ von Dr. Ferdinand Grautoff, geschöpft aus alten Tagebüchern seines Großvaters, der in den angegebenen Jahren als Student zwei Ferienwanderungen von Leipzig nach Dessau, Jüterbog nach Baruth und zurück über Torgau—Eilenburg, und nach Berlin und Potsdam und zurück ausführte. Da spricht die alte Zeit so unmittelbar zu uns, daß man sich mitten hineinversetzt fühlt. Dr. Ernst Krofer untersucht die Sage von dem Fahrtritt Dr. Faust's in Auerbachs Keller. Baurat Max Pommer bietet „Praktische Lösungen der Wohnungsfragen“ mit Tabellen über billige Wohnungen, die von der Leipziger Stiftung in Neudnitz und Gutritsch errichtet worden sind. Bernhard Striegler schildert Leipzig als Turnerstadt. Prof. Dr. Julius Vogel erzählt im Anschluß an das Leipziger Göthe-Denkmal von des Dichters Leipziger Aufenthalt. Prof. Dr. Joh. Böschel\*) schreibt über Leipziger Deutsch und Hochdeutsch. Was er den traurigen „Bliemchen-Dichtern“, die unsrer Heimat so viel geschadet haben, unter die Nase reibt, das sollte durch öffentlichen Anschlag überall da, wo Sachsen wohnen, und wo man den Sachsen belächelt, bekannt gemacht werden. In einem ernstern Schlußwort an unsere Dialektdichter (Bormann ausgenommen) heißt es da:

„Mögen sie immerhin hie und da sprachliche Fehler begehen und gegen die Reinheit ihrer eigenen Mundart verstoßen oder ihre Worte in die ungeheuerlichste Schreibweise kleiden, das wollen wir ihnen hingehen lassen. Damit richten sie doch wenigstens keinen Schaden an. Wohl aber müssen

\*) Prof. Dr. Böschel ist uns Erzgebirgern besonders wert durch seine „Magister-Lehmann“-Forschungen.



wir entschieden Verwahrung einlegen gegen den Typus des Sachsen, des Leipzigers, wie sie ihn mit Vorliebe schildern. Den treuherzigen, bescheidenen, genügsamen Sinn unserer Landsleute behaupten sie darzustellen. Was tun sie aber in Wirklichkeit? Sie zeichnen den Sachsen zumeist als einen geistig beschränkten, auch gegen den vernünftigsten Fortschritt mißtrauischen, erbärmlichen Spießbürger oder als einen traurigen Tropf ohne Rückgrat und eigene Meinung, der vor jedem Fremden in Bewunderung und Demut erstirbt und sich zu dessen gehorsamen Diener erniedrigt.

Darin liegt der gewaltige Unterschied zwischen der Mehrzahl unserer sächsischen Dialektdichter und den plattdeutschen, oberbairischen, schweizerischen, wir können fast sagen, den Dichtern aller anderen deutschen Mundarten, daß diese die Ehre ihrer Landsleute zu wahren und die Sympathien für sie zu gewinnen suchen, während jene, um unter allen Umständen die Lachmuskeln ihrer Leser zu reizen, nur gar zu oft das eigene Nest beschmutzen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. So, wie diese echten und unechten sächsischen Dichter, so wie die Witzblätter den Sachsen hinstellen, diese Jammergestalt ohne Kraft und Saft oder diese in ihre engen Gedankenkreise verrannte Einfalt, etwa wie Fritz Bliemchen, der „Kentjeh aus Dräsen, wohnhaft in Bärne“, mit seinen verbohrten politischen und sonstigen Ansichten, mag er sie nun daheim am Bierisch oder auf seinen Reisen im In- oder Auslande äußern — das ist das Bild, das dem Nichtsachsen so lange von uns voriswebt, bis ein glücklicher Zufall ihn von der besseren Wirklichkeit überzeugt.

Georg Zimmermann bemüht sich jetzt\*) mit seinem sächsischen Volkstheater durch Vorführung besserer mundartlicher Stücke, die auch charaktervolle Vertreter unseres Volkes bringen, für dessen Eigenart Teilnahme zu wecken. Allein, wenn er in Leipzig und Dresden keinen Erfolg damit erzielte, es selbst der wohlwollendsten Kritik nicht gelang, den Besuch der Aufführungen zu heben, so erntet er damit nur, was er gesät hat. Das ist ja derselbe Georg Zimmermann der in seinen eigenen, zum Teil nur alte fade Witz aufwärmenden Keimereien dem Sachsen oft eine recht gewöhnliche Gesinnung beilegt, der ihn, namentlich dem Berliner gegenüber, mehr als vernagelt erscheinen läßt. So kommt bei ihm z. B. ein Sachse auf einer Reise nach Köln,

\*) Der Artikel ist 1903 geschrieben.

fragt beim Anblick des Rheins: „Welch(!) Fluß soll das sein?“ und als er ihm genannt wird, da will er's nicht glauben: „Der Fluß hier, das is mei viel besser begannt, in Dräsen bei uns wird er Elwe genannt.“ Das ist derselbe Zimmermann, der es als sächsische Gemütlichkeit hinstellt, wenn ein Dresdener sich, obwohl er ganz bescheiden in seinem Eckchen gefessen hat, aus einer Berliner Aneipe mir nichts dir nichts auf die Straße werfen läßt, weil er ja „so wie so gleich gegangen wäre“, oder als sächsische Höflichkeit, wenn ein Landsmann es ruhig duldet, daß im Eisenbahnwagen ein fleghafter Engländer seine Füße ihm auf den Schoß legt und so über eine Stunde schläft, weil er kein Wörtchen Englisch verstehe, um den Menschen aufzuwecken. Das soll nach Zimmermann die „biedere Sachsenart sein, die durch das heimische Idiom so markant zum Ausdruck kommt“, und dabei haben seine Gedichtchen, wie er selber „feststellen zu müssen“, glaubt, in der Öffentlichkeit bisher nur einen Grad der Beurteilung, nämlich Anerkennung gefunden! Weg endlich mit dem Zerrbild, dieser Frage unseres Volkstypus aus Dichtungen und Witzblättern, dann erst kann und wird sich der wahren und ernsthaften Darstellung sächsischer Volksgestalten die Teilnahme weiterer Kreise zuwenden“.

Weiter wird behandelt: „Das Leipziger Bürgerhaus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (von Dr. Albrecht Kurzwelly), Leipziger Schauspielfragen (von Dr. G. Morgenstern), das Leipziger Kunstgewerbemuseum (von Dir. Dr. K. Graul), das musikalische Leipzig 1900/3 (von Karl Ripke), das deutsche Buchgewerbehaus (von Arthur Woernlein) u. s. w. Mundartliches bieten Georg Bötticher und Edwin Bormann. Zahlreiche Gedichte von F. Hübel, Elsa Weigel, Fr. Zelle, Müller-Schöneck, Paul Kaiser, Nautilus, M. Georg u. a., sind eingestreut. Und das ganze ist umkleidet von köstlichem Buchschmuck.

Wie sinnig sind die Leipziger Monatsbilder mit den stilvollen Umrahmungen! Als Titelbild ist eine Originalzeichnung zu einer Klingner'schen Radierung vorausgeschickt. Von Prof. Seffner ist die Büste König Georgs und das Goethedenkmal abgebildet, von Klingner die Nietzsche-Büste, Kunze bietet eine Kinderbüste, Otto Greiner einen Sirenenkopf nach Buntstiftzeichnung. Der übrige Buchschmuck ist von Franz Bender. Auch die Musik fehlt nicht. Arthur Rifisch spendet ein Lied aus J. Wolff's „Wildem Jäger“.



Schon heute rufen wir dem Buche zu: Auf Wiedersehen 1905.

Von allgemeinem Interesse ist auch das andere Leipziger Buch, das wir empfehlen können:

„Leipziger Musenalmanach 1904. Herausgegeben von der Literarischen Abteilung der Leipziger Freien Studentenschaft. Mit Zeichnung von Leo Schwarz“. (Göttingen, Verlag von Lüdcr Horstmann, 1904, 8°, 74 S.) Es wird mancher mit einem solchen Werke junger Dichter schnell fertig sein und sagen: „Unreifes Zeug“! Wir freuen uns zunächst feststellen zu können, daß wir ungezählte Gedichtsammlungen reiferer Leute in der Hand gehabt haben, die bedeutend — unreifer waren als jenes. Sicher hat der mit der Herausgabe betraute Ausschuß sein Amt sehr ernst genommen und alles Unfertige und Stümperhafte zurückgehalten. So macht das ganze einen durchweg künstlerisch vornehmen Eindruck. Die Stimmen, die erklingen, sind natürlich sehr verschieden. Neben übermütigen Tönen, wie man sie aus dem Munde der Jugend gerne hört, stehen tief-ernste Stimmungsbilder, die einen ausgereiften Charakter voraussetzen. Das ganze Buch mutet nicht nur in seiner Ausstattung modern an. Aber uns gruselt vor der „Moderne“ jetzt lange nicht

mehr so, wie früher. Und von den lächerlichen Auswüchsen, von der lyrischen Farbenblindheit, wie sie von einer Anzahl Dichter-Gigerl geboten worden sind, ist hier nichts zu spüren. Zu den Perlen des Heftes zählen wir Adrian von Arx: Judas Ischariot, sechs tief ergreifende Gedichte, Ernst Mangold's Lieder, von denen wir unten ein Beispiel bieten, und die Gedichte Guido Winters. Verwundern könnte es, daß in unserer Zeit erwachende Heimatkunst die jungen Dichter so wenig Heimatliches bieten. Nur finden wir „Tiergartenbilder“ von Alfred Böhme, und wissen nicht einmal, ob der Sänger Berliner ist. Aber auch das ist zu erklären. Die wahre Bedeutung der Heimat erwacht in unserer Brust erst in gereiftem Alter. Interessant war es aber doch bei den einzelnen Dichtern zu erfahren, woher sie stammen.

Aufgestoßen ist uns als verbesserungsbedürftig nur zweierlei. In Harold Hansen's „Hohn“ heißt es in einem unmöglichen Bild: Die Verzweigung rankt die Krallen um sein Gemüte und in den schon erwähnten „Tiergartenbilder“ I reimt Alfred Böhme „scheinen“ auf „Bäumen“.

Wir schließen mit dem alt akademischen Ruf Vivant sequentes! und bieten, als uns Erzgebirgern aus der Seele gesprochen, Ernst Mangold's

### Winter.

Nach der schönen, lustigen Sommerzeit,  
Mit blauen Veilchen und goldener Luft,  
Nach süßen, träumenden Nächten  
Mit Mädchenlachen und Rosenduft  
Mögen die Menschen dein Joch nicht tragen,  
Wandelten gern wie in Sommertagen  
Im Sonnenschein durch Flur und Wald.

Aber heut morgen: mit wilder Gewalt  
Fuhr durch die Gasse ein Sturmgebraus  
Aus den Federn flog ich heraus,  
Jauchzend: die ersten Flocken!  
Und bald klangen vor meinem Haus  
Lustig die Schlittenglocken.

Winter, daß ich dich wieder habe!  
Alter Genosse prächtiger Tage,  
Reich' mir die Hand!  
Wollen wir wieder durch's weite Land  
Im Schlitten sausen, froh wie einst?  
Oder wollen wir still  
Den einsamen Weg am Wiesenrain  
Zum Bergwald wandern im Abendschein,  
Wenn der Fuchs bellt und die Raben krähen,  
Der Buffard kreist in hohen Lüften  
Und an den Hängen und in den Klüften  
Die Höhren in weißem Schweigen stehn?

Friedrich Herm Löfcher.



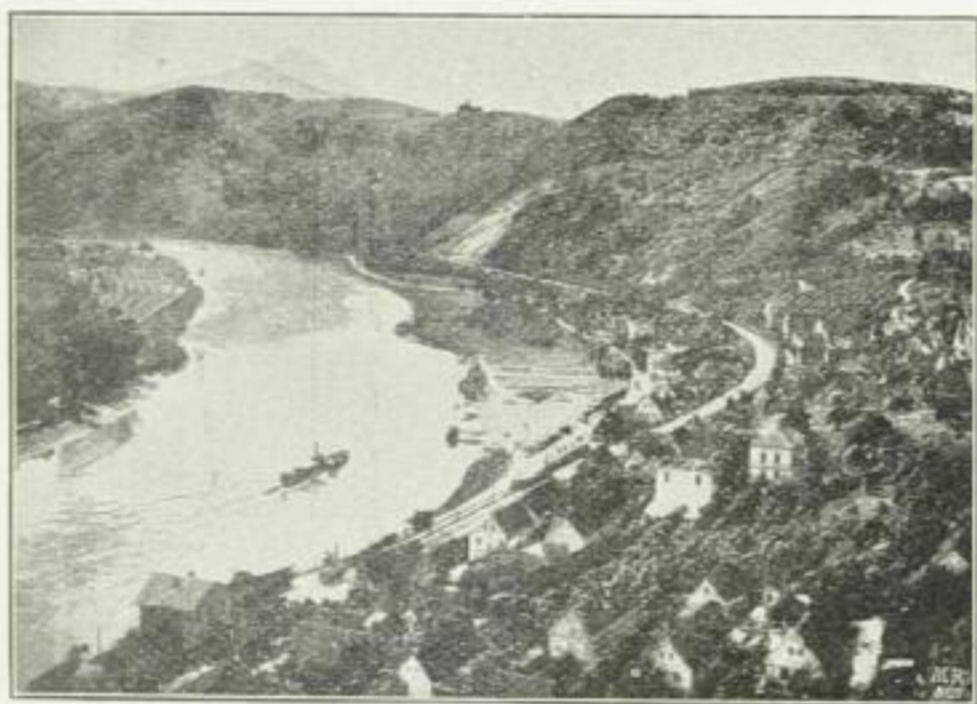


# Elbefahrten.

## IV.

## Von Salesel bis Tetschen.

**S**alesel ist eine Idylle. Wahrlich, es lohnt sich hier einmal einen längeren Aufenthalt zu nehmen. In malerischer Anmut liegt es da mit seinen netten, aus dem Grünen lugenden Häuschen und Villen. Gar groß ist die Zahl derer, die hier Einfuhr und frohe Sommer-



Salesel.

raht halten, darunter nicht wenige Landschaftsmaler, denn Salesel bietet der Landschaftsperlen gar viele. In erster Linie ist es der Dubitzer Berg mit seinem alten Kirchlein (das „Dubitzer Kirchel“), das so malerisch und so andachtsvoll freundlich in die zauberische Landschaft hineinschaut. Ein angenehmer Steig führt zur kleinen Barbarakapelle hinauf. Entzückend ist die Aussicht von ihr aus hinab in das Elbgelände mit seinem belebten Strome. Weitere Ausflüge sind: nach dem Müllerstein, einem zackigen Basaltfelsen, der sich feck und stolz über Salesel erhebt, und der infolge seiner vorgeschobenen Lage hinsichtlich der Aussicht dem nahen Dubitzer Kapellenberg den Rang streitig macht. Gern besucht wird die Staudenspitze, der Wasserfall bei Morowan, der am rechten Ufer liegende Deblitz u. s. w. Doch uns ist diesmal leider eine längere Frist nicht ge-

geben. Der Zweck unserer Reise ist ja eine Elbefahrt zu machen. Wir besteigen daher wieder das Dampfschiff, um weiter talwärts zu fahren. Kurz unterhalb Salesel liegt am rechten Elbufer Sebusen von einer Reihe imposanter Basaltkegel (Deblitz, Narhorst, Matrei) umgeben, die samt und sonders von Touristen wegen ihrer Rund- und Fernsicht gern besucht werden. Sebusen mit Salesel bilden ein Eldorado für Landschaftsmaler. Hier weilte oft und gern der Altmeister deutscher Kunst, Ludwig Richter, dem die Elbgegend unter anderem das bekannte herrliche Gemälde: „Ueberfahrt bei Schreckenstein“\*) verdankt. Vom Sebusener Kirchberg aus malte Aug. Reichardt sein großes und schönes Landschaftsbild, das Prastowitzer Tal mit dem Loboisch und der Hasenburg im Hintergrunde (Dresdner Galerie).

Unsere Fahrt fortsetzend, bemerken wir links oben auf steilem Bergvorsprünge das Dorf Qualen, wegen seiner Aussicht aufs Mittelgebirge gern auf-

\*) Heute in der Dresdner Galerie. Eine Abbildung brachten wir in der Ludwig-Richter-Nummer „Unserer Heimat“ (II. Jahrg. 12. Heft.) —



Landschaft bei Birnau.



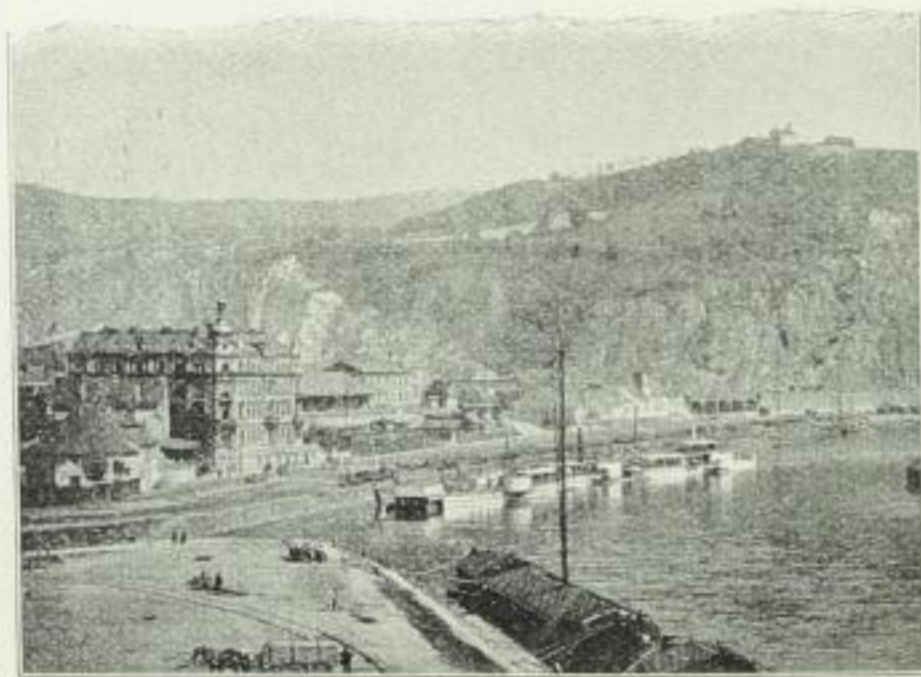


Wannow.

gesucht. Die Elbe biegt nach links, nordwärts. Schön bewaldete Uferberge treten an den Strom heran. Vor uns zeigt sich der imposante Basaltkegel der Wostroy; an deren Fuße liegt das freundliche Birnay, am Ausgange der wildromantischen Brutschelschlucht, die wegen ihrer vielgestaltigen Felsengebilde im Mittelgebirge wohl ihres gleichen sucht.

Birnay ist umrahmt von frischem Nadel- und Laubwald, der die hohen Steilgehänge bekleidet und sich auf dem Hochplateau weithin fortsetzt. Birnay gegenüber erhebt sich die Staudenspitze, deren Felsvorsprung Jungfernspitze heißt. Die Sage erzählt von Jungfrauen, die von vorüberfahrenden Schiffen verwünscht wurden, weil sie deren Liebe verschmähten und darum von der Elbnixe in schwarze Basaltfäulen verwandelt wurden. Doch auch die Schiffer wurden ob ihres Fluches bestraft; sie verwandelten sich samt dem Schiff ebenfalls in Stein. Unten sieht man die „Schiffersteine“.

Das Schiff dampft weiter und erreicht nun das schmucke Dörfchen Wannow, das sich so friedlich aufbaut an den Hängen der „Michelmagens-



Aufzig — Landungsplatz.

Wand“ und den „Roten Wänden“. Letztere sind eine lange Reihe Basaltfäulen, die ein Bergsturz einst bloßgelegt haben mag. Herrlicher Wald, saftige Bergwiesen umsäumen das Dörfchen mit seinen Häuschen.

Das Tal erweitert sich. Der Strom wird breiter. Vor uns zur Rechten die unvergleichlich schöne Perle des Elbtalles auf aufragendem Phonolithfelsen, die sagenreiche Ruine, der trutzige Schreckenstein.

Dem Schreckensteine gegenüber, auf Wannower Seite, liegt der höchst interessante Worfotisch, ein Basaltfelsen mit strahlenförmig sich verzweigender Steinbildung. Von einer mitten in der Felswand herabziehenden Linie laufen nach beiden Seiten



Wesseln mit Ziegenberg.



schräg symmetrisch strahlende oder, federartig abwärts gerichtet, schlanke Basaltfäulen aus — ein wunderbarer Anblick! Kein Geologe verläßt diese Gegend, ohne jenem Felsen einen Besuch gemacht zu haben, in dessen Nähe die Worfotischklamm mit dem größten und wildromantischsten Wasserfall des Mittelgebirges sich befindet.

Das Tal weitet sich. Wir dampfen Böhmens Handelsmetropole, Aufzig, entgegen. Zur Linken die Grafen-, dann die Humboldts-, sodann die Ferdinandshöhe (letztere an dem stattlichen Turmgebäude erkenntlich). Im Hintergrunde eine Reihe neuer Berge, gekrönt mit dem Kaiser Franz Josef-Turm. Am linken Ufer eine umfangreiche Zuckerraffinerie; am rechten Ufer Bahnhof Schreckenstein. Reges Leben und Treiben herrscht auf dem Strome, an dessen Ufern gewaltige Rähne anfern. Wir fahren unter der imposanten Gitterbrücke der Nordwestbahn





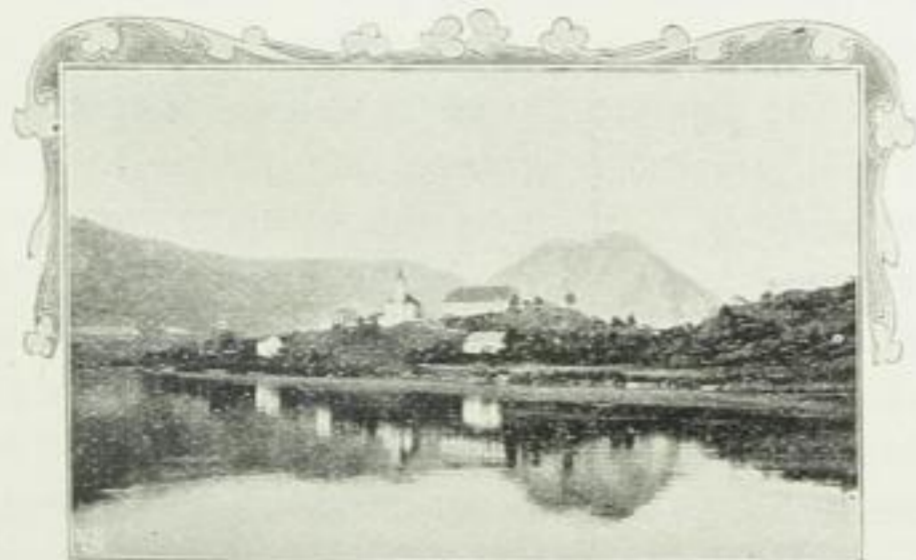
Schreckenstein bei Außig.



hindurch und landen in Außig, am linken Elbufer, am Fuße des Strisowitzer- und Marienberges. Hier mündet die Biela in die Elbe.

Außig ist eine äußerst lebhafte und blühende Industrie- und Handelsstadt von über 37000 Einwohnern, der Hauptstapelplatz der Elbschiffahrt.

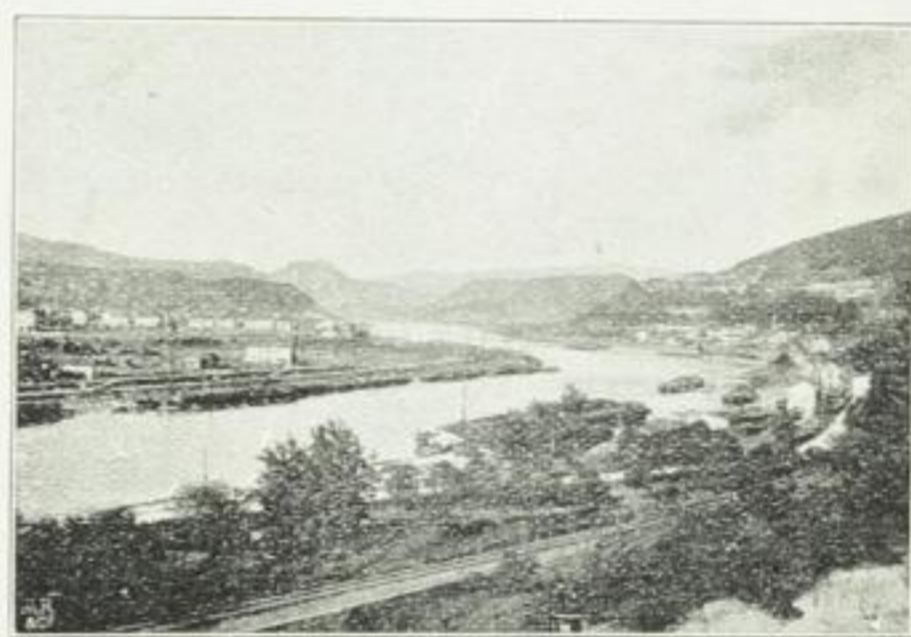
Die günstige Lage, die ausgezeichneten Verkehrswege, die Nähe der schier unerschöpflichen Braunkohlenlager erhoben Außig in den letzten Dezennien zum größten Handelszentrum Nordböhmens. Auf viele Kilometer weit, bis hinab nach Neustadt, ist das linke Elbufer mit Schienengleisen bedeckt. Schier endlose Güterzüge feuchten heran und bringen Kohlen herbei. Gewaltige Krähne heben die Lasten in die mächtigen Rähne, deren einer den Inhalt eines mittleren Güterzuges faßt. Hunderte von Rähnen anfern an den Kais, und in den zwei Häfen (Außiger und Schönpriesener) verkehren alljährlich über 7000 solcher Fahrzeuge. Hier herrscht ein überaus reger Verkehr. Außig ist eine blühende Handelsstadt,



Waltirsche bei Großpriesen.

einer der bedeutendsten Binnenhäfen des Kontinentes. Einen Besuch dieser interessanten, herrlich gelegenen Stadt heben wir uns für später auf.

Heute fahren wir weiter den Strom hinab. Zur Linken erheben sich die lichtgrauen Klingsteinwände des Marienberges, zur Rechten der Ort Krammel am Fuße des Steinberges. Am linken Ufer mit seinem geschäftigen Treiben der alte und neue Hafen, in denen zahlreiche Rähne anfern, deren bunte Wimpel lustig im Winde flattern. Das Tal weitet sich. Links auf der Höhe am Horizonte der Kaiser Josefs-Aussichtsturm, weiterhin in der Ferne die Ruine Blankenstein. Wir kommen nach dem in neuester Zeit in industrieller Hinsicht rasch aufblühenden Stadtteile Schönpriesen (seit 1899 zu Außig gehörig) mit seinem betürmten Schlosse, der gotischen



Schönpriesen — Wolfschlinge.

Schloßkirche, seinen zahlreichen Fabrikgebäuden und Villen. Gegenüber liegt das kleine Dörfchen Wolfschlinge. Genau vor uns zeigt sich der kahle, steil abfallende Ziegenberg in seiner stattlichen Größe. Die Talweitung wird größer; rechts grüßt uns der liebliche Sommerfrischenort Schwaden mit seiner schönen gotischen Pfarrkirche inmitten von Obsthainen. Schwaden gegenüber liegt die Station Neustadt am Ausgang des romantischen, vom ruinengekrönten Blankenstein überragten Reindlitzer Tals.

Weiter zur Linken erblicken wir das Dorf Mosern, vor demselben auf der Höhe die Mörkauer Wallfahrtskapelle. Ein liebliches Landschaftsbild: vor uns auf einem vorgehobenen Hügel das Dörfchen Waltirsche mit seinem gotischen Kirchlein, durch





Stufig.

einen schlanken Turm geziert. — Der Elbstrom beschreibt jetzt einen mächtigen Bogen.

Wir passieren Station Wesseln, ein malerisch am Bergesfuße gelegenes Dorf, umgeben von schönen Obsthainen. Die Elbe biegt nach rechts und fließt hart am steil aufsteigenden Ziegenberg mit seiner gleichsam in zwei Hörnern ausgehenden Kuppe, einem fahlen, grotesken Phonolitkegel, dahin. Er reicht so knapp an das Ufer, daß mit Mühe Raum für Straße und Eisenbahn geschaffen wurde. Zur Linken liegt Nesteritz mit einer am schmalen Uferfaume gelegenen Cellulosefabrik. Vor uns tut sich ein überaus liebliches Landschaftsbild auf. Gleichsam inmitten eines großen Gartens, von einem schön gegliederten und bewaldeten Höhenzuge umgürtet, liegt Großpriesen mit seinem in edlem Renaissancestile erbauten grästlich Chotekischen Schlosse und seinen zahlreichen Villen, einer der beliebtesten Ausflugsorte der Rußiger und gleichzeitig ein vielbesuchter Luftkurort. Es ist kein Wunder, wenn das reizende, reich gesegnete „Großpriesener Ländchen“ alljährlich mehr Verehrer findet, denn die herrlichen Waldungen mit ihren bequemen Wegen, die dankbaren Aussichtspunkte, die lieblichen Talpartien bieten Zerstreuung und angenehme Abwechslung in Fülle.

Unterhalb Großpriesen liegt Kleinpriesen, umrahmt von herrlichen Bergen, gegenüber das freundliche, nette Pömmerske an der Mündung des Königsbaches, von Obstplantagen umzogen. Ueber dem Dorfe ragt der Schulberg mit seinem Schutzhaus empor. — Die Berge treten links immer näher an die Elbe heran; die Bahn schlängelt sich hart an den Felswänden entlang. Wir gelangen nach Königstock, am linken schmalen Uferfaume, an einem schluchtenartigen Bergesabhange gelegen. Malerisch schaut das Kirchlein von der Höhe auf die Häuschen mit ihren roten Dächern. Rechts der Elbe erblicken wir das Dörfchen Pischura.

Das Schiff gleitet weiter zu Tal. Der groteske 399 m hohe Sperlingsstein mit seinen Felszacken wird sichtbar. Er ragt aus einem weiten, rings mit freundlichen Dörfern besetzten und reich bebauten, nur gegen die Elbe offenen Kessel hervor, welcher nördlich und östlich von der Blaute und dem anstoßenden Bergrücken, südöstlich und südlich von den Höhen bei Tichlowitz und Reichen geschlossen ist. Die emporstarrenden Basaltmassen und Säulen dieses Felsens ruhen auf den niedrigen Kuppen des





Kongstod.

bis an das Elbufer reichenden Fußes der Plaute oder des Spizberges. Hinter Bschüra liegt rechts das Dertchen Oberwellhotta, dann Tichlowitz, ein beliebter Ausflugsort. Vor uns erhebt sich die gewaltige Felsgruppe des Sperlingssteins.

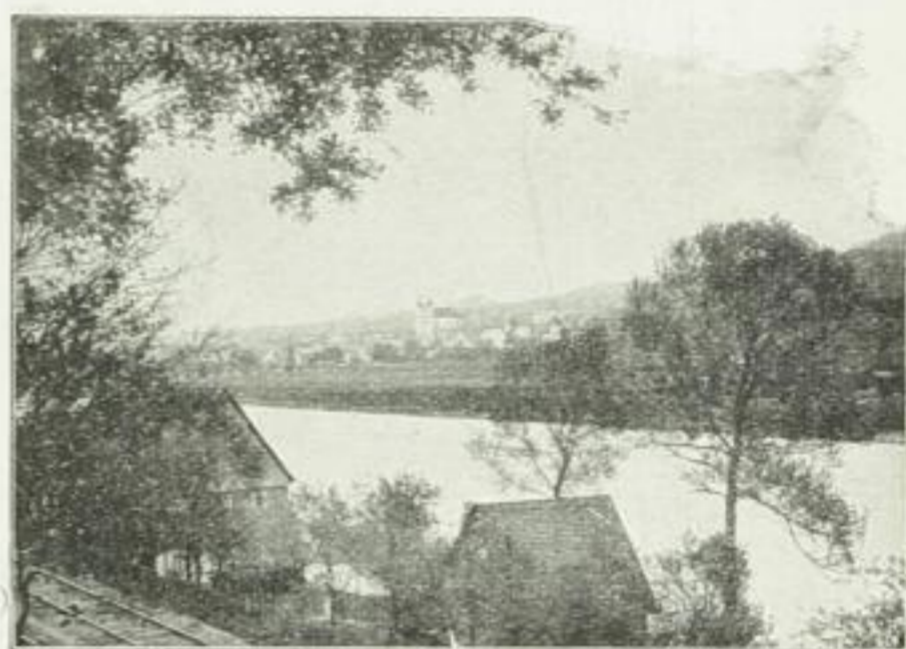
Wir passieren nun die Station Topfowitz. Die Berge weichen nach rechts weiter zurück. Rechts am Elbufer tritt ein steiler Felsen an das Wasser des Stromes heran, der mit drei Kreuzen versehen, einem mächtigem Torpfeiler gleicht — es ist der „Jungfernsprung“ oder „Mädchenstein“, die „Turlei Böhmens“. Die Sage hat auch diesen Felsen



Sperlingsstein bei Tichlowitz.

poetisch verklärt. Drei züchtige Ritterfräulein, die Töchter des christlichen Ritters Nassko von der nahen Feste Sperlingsstein, lustwandelten einst auf dieser Höhe. Von rohen Rittern hart bedrängt, fanden sie keinen anderen Ausweg, als, sich umschlingend, in die Tiefe des Stromes zu springen. Sie kamen glücklich mit dem Leben davon, pflanzten zum ewigen Gedenken drei Kreuze auf den Fels und lebten fortan in der Stille des Klosters. — Der Mädchenstein bildet mit der gegenüberliegenden Bergeshöhe ein zweites Eingangstor des nordböhmischen Elbtales.

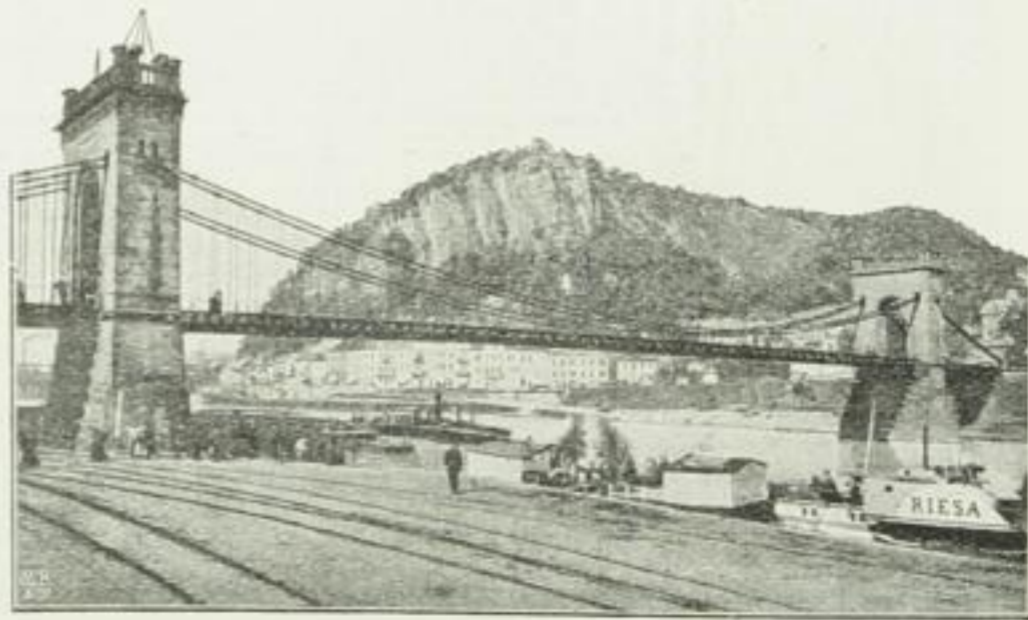
Bald zeigt sich Malschwitz, gegenüber Reichwitz, mit zweitürmiger Kirche, vor uns der Hopfenberg in ganzer Größe. Das Tal erweitert sich nach rechts und links mehr und mehr. Bodenbach-Tetschen wird sichtbar; dahinter die schimmernden Felswände des Elblandsteingebirges; halbrechts am Horizonte der stolze Basaltkegel des Rosenberges. Wir kommen nach dem regen Rosawitz. Am Fuße des Pfaffenberges blinkt uns aus dem Grünen freundlich die gotische Johanneskapelle entgegen. Links am Horizonte erhebt sich der Hohe Schneeberg mit seinem Aussichtsturm; vor uns in malerischer Lage das



Reichwitz (oberhalb Tetschen).

Tetschener Schloß mit seinen großen, roten Dächern und zahlreichen Fenstern, dahinter der dunkle Wald als herrliche Landschaftsstaffage. Wir fahren durch die Gitterbrücke der böhmischen Nordbahn. Links das industrielle Bodenbach, eine lebhafteste Fabrikstadt von ungefähr 8000 Einwohnern, Endstation der sächsischen und österreichischen Staatsbahn, der Dux-Bodenbacher und der böhmischen Nordbahn.

Am linken Elbufer entlang, gegen die Kettenbrücke zu, zieht sich in langer Häuserreihe der Orts-



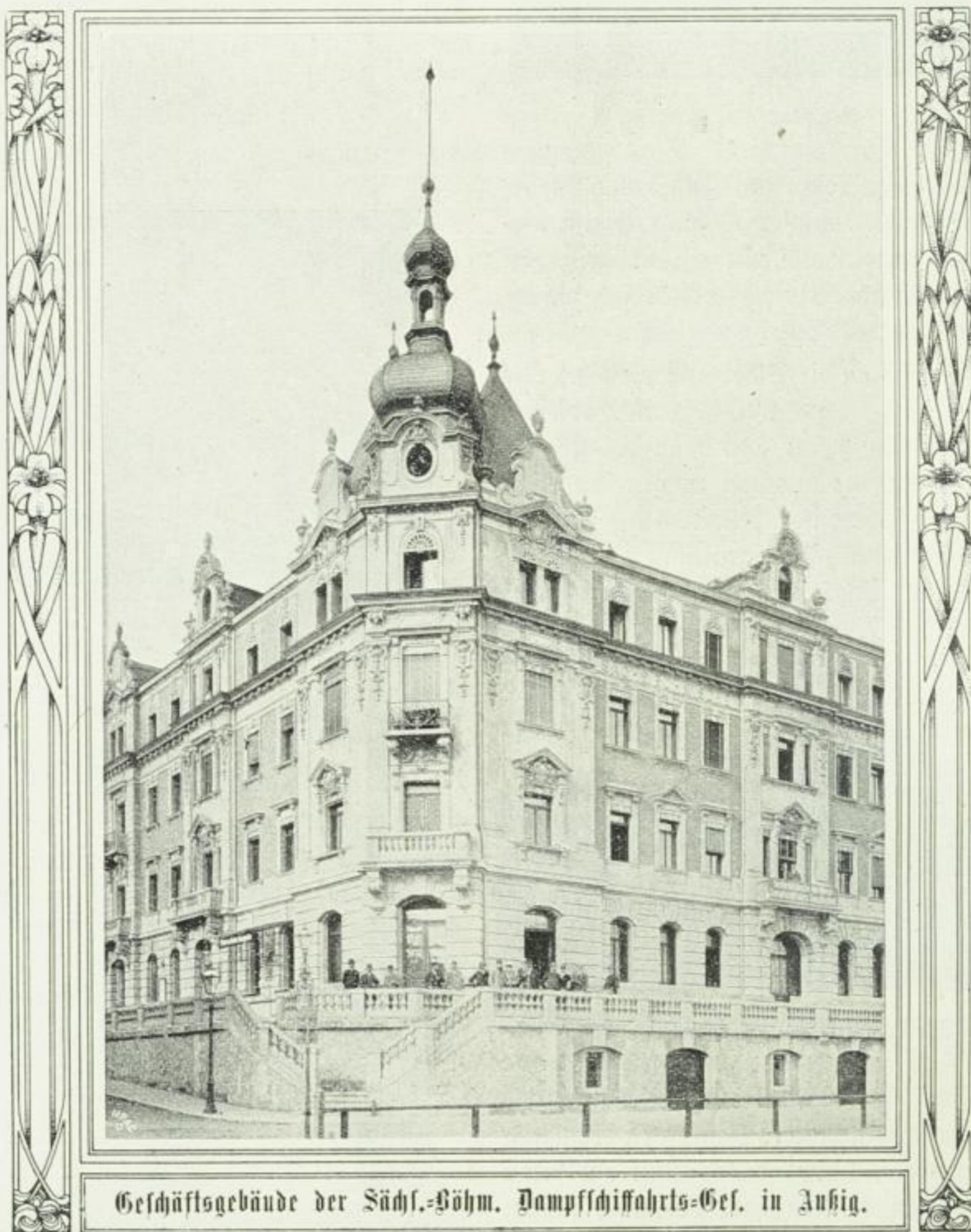
Station Tetschen.



teil Weiher; über und hinter demselben das Dörfchen Rothberg, überragt von den sich aufstürmenden Felsen der Schäferwand (282 m).

Hat das Schiff die 239 m lange Kaiser-Elisabeth-Kettenbrücke (erbaut 1853—55 mit einem Aufwand von  $\frac{1}{2}$  Mill. Gulden) passiert, so landen wir

in dem freundlichen Tetschen (ungefähr 9000 Einwohner) mit seiner herrlichen Umgebung. Hier mündet die österreichische Nordwest- und die sächsische Staatseisenbahn. Tetschen ist Hauptstapelplatz des Elbverkehrs. Besonders sehenswert ist das dreistöckige Schloß des Grafen Thun, höchst reizend



auf einem 40 m hohen, isoliert liegenden und schroff aufsteigenden Sandsteinfelsen gelegen, es imponiert durch seine langen Fronten und seinen schlanken Turm. Von der Stadtseite führt die Lange Fahrt ins Schloß in den Sandsteinfelsen

gehauen, zwischen zwei hohen Mauern, die an beiden Endpunkten mit Toren geschlossen sind, hinlaufend. Tetschen hat eine prächtige Umgebung, deren Besuch sich lohnt.





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. No. 11.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

August 1904.

— Aus Waldenburg. —



Markt von Waldenburg.



### I. Vom Waldenburger Heimatsfest.

**U**om herrlichsten Wetter begünstigt, ein ergiebiger Regen hatte in der Nacht den Staub gelöscht, begann am Sonnabend, den 2. Juli 1904, das Heimatsfest dadurch, daß die Landsmannschaften Leipzig und Chemnitz, am Bahnhofe vom Vorsitzenden des Festausschusses, Herrn Bürgermeister Kretschmer, begrüßt, unter Musikbegleitung nach der Stadt zogen. Die Stadt selbst präsentierte sich in einem Festgewande, wie sie es nur selten angelegt hat; Ehrenpforten an den Haupteingängen der Stadt riefen den Gästen Willkommen zu, und Häuser und Straßen erschienen in reichem Fahnen- und Blumenschmuck; ein liebliches Bild, dem die Lage des Ortes noch besonderen Reiz verlieh.

Den Reigen der festlichen Veranstaltungen eröffnete nachmittags 6 Uhr der Sängerkhor des fürstlich schönburgischen Lehrerseminars unter Leitung seines langjährigen bewährten Dirigenten, des königlichen Musikdirektors Herrn B. Reichardt, mit einem in jeder Beziehung gediegenen und gelungenen Kirchenkonzert. Dasselbe erfuhr noch eine besondere Auszeichnung durch die Mitwirkung zweier ehemaliger Schüler der Anstalt, der Herren Emil Schulze, Lehrer und Konzertsänger aus Leipzig, und Ossian Reichardt, Musiklehrer am königlichen Seminar in Grimma, von denen der erstere Tenorsoli, der letztere einige Orgelsätze mit bekannter Meisterschaft zum Vortrag brachte.

Abends 8 Uhr begannen im Rathausjaale und im Saale des Schönburger Hofes Begrüßungskommersse. Beide Räume waren bis auf den letzten Platz gefüllt und vereinten Stadtbewohner mit ihren Gästen in froher Feststimmung. Im Rathause hielt Herr Bürgermeister Kretschmer die Begrüßungs- und Festansprache, den Prolog (Begrüßungsgedicht von Frau Lydia Wolke-Beckert in der Festschrift) sprach Fräulein Helene Brand; die Gesänge führte unter Leitung des Herrn Organist Richter der Gesangsverein Liederhain, die Musik die Lindnerische Kapelle aus. Nach der Festansprache nahm der Vorsitzende der Landsmannschaft in Leipzig, Herr Schwager, das Wort, um ein prächtiges Bild des Ehrenbürgers der Stadt, des Fürsten Bismarck, zu überreichen; Herr Lehrer Vogel überbrachte Grüße der Waldenburgens in Leipzig, und Herr Modelleur Hübner stellte eine Büste des Königs Georg als Geschenk an die Stadt in Aussicht. Sodann teilte Herr

Bürgermeister Kretschmer weiter mit, daß Herr Heinrich Pätzmann in Dresden 3000 Mark für die Armen der Stadt, Herr Schulrat Mertig 300 Mark für den Frauenverein gestiftet habe (an weiteren Spenden sind noch eingegangen 5 Mark von Herrn Mundkoch Zimmermann in Schütz, 50 Mark von Herrn Carl Dort in Buckau-Magdeburg, 20 Mark von Herrn Herm. Löbel in Glauchau und 3 Mark von Herrn Bauinsp. Lenk in Chemnitz) und brachte eine Reihe von Begrüßungstelegrammen zur Verlesung. Kommerlieder und Gedichte der Herren Emil Blank und Schuldirektor Otto in Chemnitz trugen nicht wenig zur Hebung der Feststimmung bei. In ähnlicher Weise vollzog sich der Verlauf des Kommersees auf dem Saale des Schönburger Hofes, der von Herrn Stadtrat Apotheker Canzler geleitet wurde. Derselbe begrüßte in kurzen Worten die erschienenen Gäste. Den Prolog, ein Gedicht des Herrn Schuldirektor Otto in Chemnitz, sprach Fräulein Faust, und die Festansprache über Vaterhaus, Vaterstadt und Vaterland hielt Herr Schuldirektor Bürger, indem er in feiner, humorvoller Weise auf die Bedeutung des Heimatsfestes hinwies. Die Gesänge führte hier der Gesangsverein unter Leitung des Herrn Kantor Uhlig, sowie dessen Soloquintett aus; die Musik spielte die Stadtkapelle. Herr Julius Fleck, Kastellan am Reichsgericht in Leipzig, trug hier sowohl wie auf dem Rathause unter Begleitung des Herrn Kantor Uhlig mehrere Hornsolis in künstlerischer Weise vor, und der Vorsitzende machte ebenfalls Mitteilung von den eingegangenen Geschenken. In beiden Lokalen herrschte eine sehr gehobene Stimmung.

Am Sonntag früh 6 Uhr fand in der Stadt sowohl, wie in Altstadt Waldenburg und Altwaldenburg ein Weckruf statt und dann um 7 bez.  $\frac{1}{2}$  8 Uhr je eine Gedächtnisfeier auf den Friedhöfen in Altstadt Waldenburg und Waldenburg; bei ersterer hielt Herr Pfarrer Werner, bei letzterer Herr Pastor Walter die Gedächtnisrede, die umrahmt war von Gesangsvorträgen. In beiden Fällen fand eine Schmückung von Gräbern verdienter Männer statt, ebenso wurden später in beiden Kirchen Festgottesdienste abgehalten.

Während der Vormittagsstunden hatte sich bereits ein zahlreiches Publikum eingefunden, welches die Schmückung der Stadt besichtigte, sodaß sich in



den Straßen der Stadt bereits ein lebhafter Verkehr entwickelte, der sich von 11 Uhr ab auf dem Markte konzentrierte, wo Festmusik stattfand. Von mittags 12 Uhr an war eine zwanglose, sehr gut besuchte Festtafel im Saale des Rathauses und des Schönburger Hofes. Von 2 Uhr ab sammelten sich die Festteilnehmer zum Festzuge auf dem Anger, wo sich bald ein reges Leben und Treiben entwickelte, während auf den Straßen, die der Festzug passieren sollte, die Menge des Publikums von Minute zu Minute größer wurde. Der Zug, der ein außerordentlich farbenprächtiges Bild in den verschiedenartigen historischen Gruppen mit reicher Kostümierung bot, setzte sich pünktlich um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr in Bewegung. Er ging vom Anger aus über die Gottesgabe durch die Altstadt nach der Stadt, berührte hier die Schloßgasse, den Markt, die König Johann-Straße, Glauchaugasse, Topfmarkt und ging durch die Weinkellergasse wieder nach dem Markte; hier mußte er halten, um den letzten Teil des Zuges vorüberzulassen, und bewegte sich dann um den Markt, auf dem die Zuschauer Kopf an Kopf gedrängt standen, nach der Obergasse, der Otto Viktor- und Otto Friedrich-Straße, wo er sich auflöste. Der Zug wurde von einem berittenen Herold in dunkelrotem Gewande eröffnet; es folgten 3 berittene Fanfarenbläser, Ehrenjungfrauen, eine alte Kutsche aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit dem alten und neuen Stadtwappen, in ihr befand sich der Bürgermeister und ein Rathsherr aus dieser Zeit, ihm folgten ein Stadtrat, Ratspolizeier, Marktmeister, Ratsförster, Viertelsmeister und zwei Bürger, sämtlich frühere bekannte Persönlichkeiten darstellend; weiter kamen der engere Festausschuß, Vertreter der Behörden, das Stadtmusikchor, Schützen in historischen Gruppen bis auf die neueste Zeit mit Scheibenfestwagen, ein Reiterzug Altenburger Bauern in Landestracht und 8 Hornetjungfern in Kutschen, dann die Töpferinnung mit Wagen, ebenfalls alte und neue Zeit darstellend, hierauf reitende Postillone, Briefträger in alten sächsischen Uniformen, die Schiebockspost nach Penig, Botenfrauen, ein Mühlefel mit Mehlsack und Treiber, Männer und Frauen in alten Trachten, moderne Postbeamte, dann die Seminaristen, die Landsmannschaften Leipzig und Chemnitz, die Fleischerinnung mit geschmücktem Meisterochsen, die Bäckerinnung mit Festwagen, Kommunalgarde, Militär- und Kriegervereine und Rekruten im Aushebungsschmucke; weiter die

Schüler der Fach- und Fortbildungsschule mit der alten Strumpfwirkerinnungsfahne, ein Festwagen der Strumpfindustrie der Firmen Heinrich Christoph Härtel und Heinrich Päsenaue, ein Gambrinuswagen mit Faß der fürstlichen Brauerei Delsnitz, der Festwagen des Turnvereins mit dem Turnwater Jahn (der im Jahre 1846 in Waldenburg anwesend war), nun eine Gruppe der Schuhmacherinnung, dann wieder ein Musikchor, ihm folgend die Oberklassen der Schule, Schneewittchen mit den 7 Zwergen, eine Gruppe der Schlosserinnung, Handwerksburschen alter und neuer Zeit, ein Biertransportwagen der Bierbrauerei Glauchau, der Obstbauverein mit einer Gruppe Schulmädchen, die 4 Jahreszeiten darstellend, ein landwirtschaftlicher Festwagen der Gemeinde Altwaldenburg, weiterhin Chorschüler mit Mänteln und Laternen, die Gesangvereine, eine Gruppe des Herrn Schuhmachermeister Hesty, ein Festwagen des Herrn Fleischermeister Hartig-Altstadt Waldenburg, der Baumeister Herren Gebr. Eckhardt, ein Wagen, darstellend Böttcher Hahn's Eiszahrt, und endlich eine Abteilung Feuerwehr. Es war nicht nur ein Vergnügen, den in jeder Beziehung gelungenen, abwechslungsreichen Festzug zu sehen, es war auch höchst interessant, in demselben zu marschieren. Eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge hatte sich, teils zu Fuß, teils mit Geschirr und der Eisenbahn, eingefunden und sich zu beiden Seiten der Festzugsstraßen aufgestellt und zum Teile sich an den Hänken beim Bahnhofe und oberhalb Altwaldenburg malerisch gruppiert; dazu die geschmückten Häuser mit den allerwärts vollbesetzten Fenstern, ein unvergeßliches Bild. Was aber besonders hervorzuheben ist, das ist die tadellose Ordnung und Ruhe, mit der sich alles vollzog; kein unnötiges Drängen, keine überflüssigen Bemerkungen machten sich geltend, sondern ruhig und anständig wurde dem Festzuge Platz gemacht, und dadurch wurde auch erreicht, daß jeder der Zuschauer, die auf 25 bis 30 Tausend sicher zu schätzen waren, zu seinem Rechte kam.

Gegen 5 Uhr begann dann ein Promenadenkonzert im Schönburger Hof, das sich natürlich auch eines zahlreichen Besuches zu erfreuen hatte, während sich gleichzeitig auf dem Markte, auf dem eine Anzahl Würfel- und Glücksbuden, Bänkefänger, Blumenverkaufsstände, ein Karitätenkabinet und verschiedenes andere aufgestellt waren, ein reges, buntes Leben und Treiben entwickelte; auch ein von



den Webermeistern Kantor und Böhme verfertigtes Modell des alten Thorberges mit „Berg“ und „Sack“ war hier zu sehen, und gegen 8 Uhr begann dann hier eine etwa einstündige Festmusik, während später auf beiden Sälen Ball stattfand, der eine rege Beteiligung aufzuweisen hatte. Bis spät in die Nacht hinein wogte die Menschenmenge durch die Straßen, die zu befördern eine ganze Reihe von Extrazügen nötig war. Trotz alledem herrschte tadellose Ordnung und Ruhe; das wohlgelungene Fest wird allen Teilnehmern noch lange in freundlicher Erinnerung bleiben.

Am Montag vormittag erfreuten die Schüler des Seminars und der Bürgerschule die noch Anwesenden durch turnerische Vorführungen an der Turnhalle und auf dem Turnplatz, an die sich ein Rundgang durch die Stadt angeschlossen; um 11 Uhr war Fröhshoppkonzert auf dem Markte. Am Nachmittage fand ein Ausflug nach Grünfeld und der Glänzmühle statt. Derselbe ging vom Markte

aus, zunächst nach dem Schlosse, wo Sr. Durchlaucht dem Fürste eine Ovation seitens der Leipziger Landsmannschaft dargebracht wurde, und bei welcher Hochderselbe verschiedene Herren durch Ansprachen auszeichnete. Alsdann bewegte sich der Zug, der wieder schier endlos war, durch den Schloßpark nach Grünfeld, dessen weite Räume die Menschen kaum zu fassen vermochten. Auch hier wurde, wie bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, durch beredten Mund der Freude und der Befriedigung Ausdruck gegeben über das in jeder Beziehung gelungene Fest, das damit seinen Abschluß fand. Jedenfalls hat dasselbe seinen Zweck, die auswärtigen Waldenburger ihrer Heimat einmal wieder näher zu bringen und alte verlorengegangene Beziehungen wieder aufzufrischen und anzuknüpfen, erfüllt, denn reizende und auch des Humors nicht entbehrende herzliche Erkennungsszenen spielten sich ab, deren Zeuge zu sein dem Verfasser eine große Freude war.

## Vogtländische Wanderstudien.

### II. Schöneck, tiefer Graben, Hohe Reuth!

**W**s war an einem prächtigen Maiensonntag, als ich gleich vielen anderen Naturfreunden in Schöneck erwartungsvoll dem Zug entstieg, um mit meinem kundigen Freunde das „Schöne Eckel“, den „Lug ins Land“ des oberen Vogtlandes, zu besuchen.

Schon kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof hatten wir einen überraschenden Anblick genossen, nachdem uns der Dampf mit großer Anstrengung das waldreiche Muldental hinauf auf den Kamm zwischen den Mulden-, Zwota-, Würschnitz-, Görnitz- und Trieb-Quellen gebracht hatte.

Diesmal führte uns der Weg nicht hinein in die langgestreckte Stadt mit dem zäcigen Friedrich August-Stein und seinem unvergleichlichen Ausblick auf das gesamte Vogtland inmitten der alten, ehemals freien Reichsstadt. Wir strebten vielmehr sogleich dem maifrischen Walde zu, indem wir links vom Bahnhof die Parkstraße, zwischen zwei stattlichen Gebäuden, dem Ferientheim der Stadt Plauen und dem Königl. Forsthaus, hindurch und dann die

Klingenthaler Straße am Stadtpark entlang, ostwärts marschierten. Als wir die Bahn überschritten hatten, die sich nun wieder abwärts in das Zwotal senkte, nachdem sie eine Kammhöhe von 169 m überwunden hatte, fesselte uns ein unvergleichlich schöner Fernblick nach Süden und Westen bis zu all den bekannten Riesen des Fichtelgebirges. Besonders majestätisch grüßte der in diesen Tagen geweihte Bismarkturm auf dem Hainberg bei Mich zu uns herüber, und freundlich blinkten zu seinen Füßen die Dächer und Fenster unseres so idyllisch gelegenen Bades Elster aus dem wohl geschützten Waldtale der oberen Elster zu uns herauf.

Nachdem wir bei der als Sommerfrische sehr beliebten Villa Waldesruh vorbei einen kurzen Abstecher in das altbekannte Tannenhaus zwecks erquickender Atzung ausgeführt hatten, durchquerten wir vor demselben die nach Süden gelegenen Kreuzwiesen und betraten, bei dem auch Sommergäste beherbergenden Landhause Ehrenfried, die Kärrner Straße. Diese verließen wir aber sofort wieder



nach Ueberschreitung der Bahn und schwenkten rechts den markierten Weg in das einzig schöne obere Würschnitztal, den sogenannten „Tiefen Graben“, ein.

Ich könnte mich nicht besinnen, je eine schönere Gebirgswanderung ausgeführt zu haben. Geradezu beglückend wirkte die Frische des prächtigen Hochwaldes in der engen Schlucht, während das Ohr den rätselhaften Melodien des murmelnden, von Fels zu Fels sich überstürzenden Bächleins lauschte, oder den anheimelnden Weisen der munteren Sänger des vogtländischen Waldes. Das Auge aber wurde durch die herrlichsten Schattierungen des Maiengrün der Bäume und Farne und durch die bunte Blütenpracht der neuerwachten Natur erquickt.

Diese einzig schöne Wanderung in dem tiefen Graben mit seinen lauschigen Ruhebänken war uns zu schnell beendet (wie es sicherlich jedem anderen Wanderer auch ergehen wird), als sich der Weg bei einem verfallenen Bergstollen zur Rechten, einem der zahlreichen Zeugen einstigen Bergbaues, der sich aber hier nicht zu rechter Blüte entfalten konnte, auf einen mit Jungholz bestandenen Höhenvorsprung hinauf schlängelte. Hier wurden wir durch einen entzückenden Blick auf die düsteren Waldhänge des ganzen Würschnitztales belohnt, während wir auf einer der zur Raft einladenden Bänke die Anstrengung des steilen, aber kurzen Aufstieges vergaßen. Wir benutzten nunmehr nicht die ebenso genußreiche Fortsetzung dieses Promenadenweges am halben rechten Hang des Würschnitztales hin, an dem hohen Stein vorbei, der Unterstadt zu, sondern lenkten, durch einen Wegweiser aufmerksam gemacht, nach kurzer Biegung rechts rückwärts in den Poetenweg ein, dessen Schönheiten schon der Name der Wahrheit entsprechend verrät.

Nach einem Abstecher hin zu dem „Panorama“ mit seinem wirkungsvollen Stadtbild im Vordergrund gelangten wir auf die „Hohe Reuth“, dem höchsten Bauerngute des oberen Vogtlandes, das

mit seiner Rodung auf dem 770 m hohen Berg- hang, einem der zahlreichen Ausläufer der Schönecker Hochfläche, nach Westen zu einen eigenartigen Anblick unter den sonst dicht bewaldeten Abhängen bietet.

Das Gut selbst liegt genau 740 m hoch, ist sicherlich eine der ältesten fränkisch-bayrischen Siedlungen dieser Gegend, wie ja auch Schöneck selbst schon 1237 als solche erwähnt wird, und ist von alters her in den chronikalischen Berichten aufgeführt, auch auf alten Bildern von 1628 und 1731 wohl zu sehen. Da es in nächster Nähe des Stadtparkes und Schützenhauses gelegen ist, eine groß-

artige Fernsicht bietet und eine vorzügliche Milch jederzeit dort zu haben ist, so wird dieses Gut von den Sommerfrischlern und Einheimischen oft und gern besucht. Auch wir waren mit dieser schönen Wanderung nach der „Hohen Reuth“ äußerst zufrieden.

Nachdem wir noch den Schönecker Stadtpark mit seinen sattjam bekannten Schönheiten und Vorzügen durchquert, uns an der Pracht der erblühenden Rosen vor Lindners Ruh mit dem überraschenden Durchblick nach der romantischen Unterstadt und seiner Felspartie erfreut hatten, hielten wir zwei Wandermüden Einkehr in Junks Kurhotel zum Schützenhaus, wo

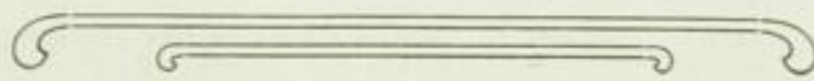
wir neben ausgezeichnetster Verpflegung sogar Gelegenheit hatten, die Vorzüge eines elektrischen Lichtbades am eigenen Leibe verspüren zu können.

Als wir im dicht gefüllten Wagenabteil der Heimat im Muldental wieder zustrebten und nochmals auf der Kammhöhe einen letzten dankbaren Blick auf die von der blutrot untergehenden Sonne hell belichtete vogtländische Landschaft richteten, gaben wir uns das stumme Versprechen, recht bald wieder oben in Schöneck Einkehr zu halten. Dann sollen die Leser dieses Blattes abermals in Wort und Bild Kunde erhalten von unserer zweiten Wanderung in dem Schönecker Walde.

Otto Liesche.



Tiefer Graben.





## Die Bedung.

Eine Geschichte aus dem Vogtlande von Hugo Christof Heinrich Meyer.



(2. Fortsetzung.)

**S**o war der Spätherbst herangekommen. Der Ziegler hatte reichliche Arbeit und stellte mehr Leute ein, um rechtzeitig liefern zu können. An einem Samstag begab er sich in die benachbarten Ortschaften, um Rückstände einzutreiben. Eine größere Summe in seiner Ledertasche, war er abends im Wirtshaus zu Ironau eingekehrt, um seinen dorthin bestellten Arbeitern den rückständigen Lohn zu zahlen. Dann blieb noch eine Summe für die lange Winterzeit, so daß er säumige Kunden, die ihn vertrösteten, nicht zu drängen brauchte. So saß der Ziegler in rosigster Stimmung im Wirtshaus, zahlte aus und ließ sich Bier und Schnaps schmecken. Die Bauern, welche jeden Sonnabend fast vollzählig das Wirtshaus besuchten, hatten den Ziegelheiner am Nebentische einige Zeit beobachtet und, seine gehobene Stimmung bemerkend, ihm zugetrunken. Scherzreden flogen hinüber und herüber. Es fehlte auch nicht an Anzuspungen hinsichtlich seines Verhältnisses zu dem Fuchshofbauern. Die genossenen Spirituosen taten ihre Wirkung. Der Ziegler wurde redselig.

„Hast Dir Deine Gänse vom Deidei gut bezahlen lassen, Nachbar?“ frug über den Tisch weg ein Bauer.

Allgemeines Schweigen.

Doch der Ziegler hatte sich schon in einen richtigen Zorn gegen seinen Nachbarn hineingedacht und erwiderte nach einigem Besinnen:

„Ohne Prozeß bekommt von dem Lumpen keiner nichts, und ich wär' ein Narr, wollt' ich mein gutes Geld nach dem schlechten werfen.“

„Schon recht, aber warum habt Ihr Euch mit ihm eingelassen?“

„Eingelassen! — Wer sagt das? Guter Nachbar war ich, und er ein Spitzbube.“

„Wer mag ihm nur die Rehgeißen zugetragen haben?“

„Was weiß ich. Der Deidei wird's am besten wissen.“

„Und noch einer!“

„Wer denn?“ —

Ein anderer Bauer begann:

„Neugierig bin ich doch, wie lang' es droben im Katzenhof noch umgeht.“

„Der Deidei ist für den Teufel zu schlecht.“

„Aber gefallen ließ ich mir als sein Nachbar doch nichts. Dem tät' ich's noch eintränken.“

„Das hat gute Weil'.“

„Warum steigt Ihr dem Fuchs nicht in den Bau? — Wenn ich der Ziegler wär, hätt' ich ihn längst in der Tasche.“

„Ich mag nichts mehr wissen von dem Tropfen.“

„Aber, Ihr wißt schon genug.“

„Ich zieh' mich feinewegen nicht auf dem Gericht herum.“

„Das schon, aber dann fängt er an.“

„Der läßt's bleiben.“

„Eine Krähe hackt der andern kein Aug' aus.“

„Meint Ihr vielleicht, ich hätt's mit ihm gehalten?“

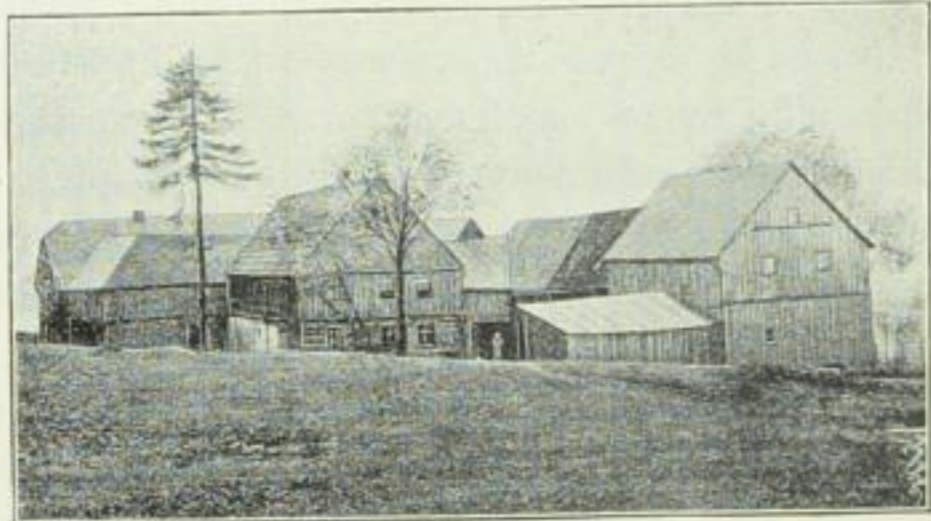
„Trau, schau wem!“

„Donnerwetter, noch ein Wort undi ch verflag Euch alle miteinander, wie Ihr da sitzt!“

„Nur langsam, Nachbar! Wenn Ihr beim Ziegeln bleibt, seid Ihr uns recht.“

„Hab' ich vielleicht noch ein anderes Geschäft?“

„Jetzt nimmer. — Das ist wahr!“



Hohe Reuth (zu dem Artikel auf Seite 248 gehörig).



„Also —“

„Aber, was ist's mit dem Schmuggel?“

„Geht mich nichts an!“

„Da sieht man's. Es geht nichts über gute Nachbarschaft!“

„Mit der ist's längst aus.“

„Dann zeigt's — warum macht Ihr es ihm nicht quitt?“

„Kommt Zeit — kommt Rat.“

„Auf was wartet Ihr noch?“

Da trat der Fuchshofbauer mit kurzem Gruß in das Wirtszimmer. Er setzte sich, da ihn die Bauern keines Blickes würdigten, an einen Tisch allein und bestellte einen Schnaps. Allgemeines Schweigen. Das mochte dem Fuchshofbauern selbst unheimlich vorgekommen sein. Er holte einige Münzen aus seiner Westentasche, zahlte und schritt mürrisch, ohne Gruß hinaus. Ein Bauer meinte:

„Der stiehlt wie ein Armenhäusler, und nimmt er auch Geld wie Heu ein, so langt's ihm doch am Ende nur zu einem Schnaps.“

„Aber ich möcht' mit ihm keinen Handel haben.“

„Der schwört dem Teufel das Ohr weg“ fügte ein zweiter bei.

Da ließ sich der Berghofbauer vernehmen:

„Einmal geht's doch zu End' mit ihm. Sein Hof ist die reinste Schmugglerherberge. Aber der Ziegler hat recht, wenn er sich nicht drein mischt.“

Nun mengte sich ein Ziegelformer in das allgemeine Gespräch:

„Wenn ich zu Loch kommen könnte, den Gänzen im Fuchsbauernhof drehte ich allen die Krägen um.“

Der Ziegelheiner aber war still geworden. Er blickte in Gedanken vor sich hin, zahlte und verließ mit kurzem Gruß das Wirtshaus. Er schlug den Heimweg ein. Als er an die Wegscheide kam, sah er den Fuchsbauernhof im tiefen Dunkel vor sich liegen. Rechts führte der Weg nach seiner Hütte, aber der Ziegelheiner schlug die Richtung nach dem Hofe seines Feindes ein. Vorsichtig umschlich er ihn. Hinter der Scheune war der Hof von schadhafsten Latten umschlossen. Dort blieb der Ziegler stehen. Er lauschte: Kein Laut drang aus dem Hause. Er schob vorsichtig eine Latte bei Seite und schlüpfte hindurch. Nun drückte er sich an der Innenseite der Scheune entlang nach dem Gänsestalle. Vorsichtig prüfte er die Holzverschalung. Ein Brett gab nach. Er schob sich mit dem Oberkörper sachte in den Stall. Aber die Oeffnung

war zu schmal. Mit seiner Geldtasche blieb er hängen. Rasch kroch er wieder zurück, hob die Tasche von der Schulter und warf sie zu Boden. Wieder zwängte er sich durch die Oeffnung. Einen Augenblick hielt er still. Er mußte sich an das Dunkel gewöhnen. Bald sah er das weiße Gefieder der schlafenden Gänse leuchten. Ein rascher Griff, eine kurze Bewegung: und eine Gans lag erwürgt vor ihm. Ein zweiter Griff — ein dritter — da erwachten die Tiere und erhoben ein Geschrei. Eiligst schob er die erwürgten Gänse ins Freie und seinen eigenen Körper nach. Er spähte nach dem Hause. Da blitzte ein Licht auf. Der Kiegel der Haustüre wurde zurückgeschoben. Nun galt es, das Weite zu suchen. Der Ziegelheiner erfaßte seine Beute und eilte mit ihr der Oeffnung zu, durch welche er in den Hof gelangt war. Die Gänse im Stalle schrieen noch immer. Als er durch die Lattenöffnung ins Freie schlüpfte, sah er den Bauern mit der Laterne aus dem Hause treten. So schnell ihn seine Füße trugen, eilte er durch den schützenden Hohlweg dem Walde und durch denselben seiner Hütte zu. Dort warf er die gestohlenen Gänse in die Bretterschuppe und öffnete die Haustüre. Aufatmend blieb er stehen. Das war gelungen. Aber die Rache wollte ihn nicht freuen. — Da tastete er mit den Händen an seinem Leibe empor. Er fand seine Tasche nicht mehr. In der Erregung hatte er sie im Fuchsbauernhof liegen lassen, die Tasche mit all' seinem Gelde! Der Schrecken über diese Entdeckung machte ihn taumeln, aber nur einige Sekunden. Dann beherrschte ihn nur noch das Eine: er mußte sein Geld wiederhaben. Im schnellsten Laufe eilte er dem Fuchshofe wieder zu. Schon wollte er durch die Lattenöffnung schlüpfen, als er lautes Jammern und Schimpfen hörte. Der Bauer fluchte, die Bäuerin klagte. Sie hatten den Diebstahl bemerkt. Da lachte plötzlich der Bauer laut auf.

„Da liegt ja eine Geldtasche. Die kenne ich. Sie gehört dem Ziegelheiner, und mit blanken Talern ist sie gespickt. Na, Frau, jetzt leg' Dich schlafen. Die Gänse sind bezahlt!“

Zerknirscht, in ohnmächtiger Wut schlich der Ziegelheiner davon. Seufzend begab er sich zur Ruhe. Aber er vermochte keinen Schlaf zu finden. Am andern Morgen gestand er seiner Frau das Abenteuer. Die Zieglerin rang die Hände.

„Der Schaden, die Schande und der Spott obendrein.“



„Hör' auf zu heulen! Geh' zur Bäuerin, vielleicht gibt sie Dir das Geld wieder!

Die Zieglersfrau begab sich in den Fuchshof, kehrte jedoch mit leeren Händen zurück.

„Mit Schimpf und Schande hat mich der Deidei davongejagt. Die Bäuerin hab' ich nicht zu Gesicht bekommen. — O Du heilloser Lump, mir so etwas anzutun! Nun magst Du sehn, wie Du den Winter hinbringst! Ich sorg' für mich und Karline, und wenn Du das Haus verkaufst, gehn wir auseinander.“

Schweigend ließ der Ziegelheiner alle Vorwürfe über sich ergehen. Er war mit seinem Wig zu Ende. Es hatte sich seiner gleichsam eine Betäubung bemächtigt, in welcher er sich eines erneuten leidenschaftlichen Rachebedürfnisses bewußt war. —

Der Winter hielt seinen Einzug. Die Ziegelei lag verödet. Wiederholte Versuche Karlinens, den Sohn des Fuchshofbauern zu bestimmen, daß derselbe seinen Vater zur Herausgabe des Geldes überrede, hatten zwar den Erfolg, daß der gutmütige Gustav immer wieder das Gespräch der Eltern auf den Gänsediebstahl brachte, aber nur mit dem Ende, daß er selbst Schimpfworte einstecken mußte. Der Deidei gab nicht heraus, was er einmal hatte. So waren im Zieglerhäuschen trübe Tage, aber auch im Fuchshof fühlte man ein Verhängnis in der Luft liegen. Der Ziegelheiner war der letzte Ironauer, auf den der Deidei zur Not noch rechnen konnte. Nun hatte der Bauer diesen zum erbittertesten Feinde. Da hieß es denn doppelt wachsam und immer auf das Schlimmste gefaßt sein. Aber nicht nur die eigene Bloßstellung zu vermeiden, sondern auch im Falle der Entdeckung noch einen Nutzen zu ziehen, galt es. Hierin befundete der Fuchshofbauer seine besondere Kombinationsgabe, welche mit den drei Umständen des ihm mangelnden Credits, des baufälligen Anwesens und der im Falle eines Brandes auszahlbaren Versicherungssumme zu rechnen hatte. Da war für den skrupellosen Deidei der Entschluß bald gefaßt. Der Bauer hatte sich alle Möglichkeiten zurecht gelegt und im voraus erwogen, wie er in dem oder jenem Falle handeln sollte. —

Es war an einem Spätherbstabend, als Karline mit ihren Ziegen gerade von ihrer Dedung heimgekehrt war. In der Dämmerstunde saß sie an dem Fenster des Zieglerhäuschens, welches dem Tal-

grunde zugekehrt, den Blick ungehindert nach dem Fuchsbauernhof gleiten ließ, während die Mutter die Abendsuppe kochte und das Melken der Ziegen besorgte. Karline versiel in einen Halbtraum, in welchem ihr kleiner Nachbar wieder seine glänzenden Steine vor ihr ausschüttete, und nun fühlte sie Mitleid für den armen, braven Burschen. Denn sie glaubte nicht an den Wert seines Hundes. Darüber hatte sie ihr Vater hinreichend belehrt, der die Steine wertlose Kiese nannte. Aber wie würde Gustav die Enttäuschung hinnehmen? Sie hätte ihm das Glück gegönnt, ja gewünscht. — Da ertönten Pfiffe in der Nähe. Dunkle Gestalten schlichen an dem Zieglerhäuschen vorüber, dem Walde und dem Talgrunde zu. Sie glaubte auch die Gestalt des Vaters zu erkennen. Nun blißte es auf wie von einer Stahlspitze. Sie erkannte die Umrisse eines Gendarmen. Was sollte das? Sie suchte mit den Augen die zunehmende Dunkelheit zu durchdringen. Wieder ertönten Pfiffe. Dann wurde es für einige Zeit still. Karline starrte wieder im Halbtraume zum Fenster hinaus in das tiefe nächtliche Dunkel, das nun den Talgrund verhüllte. Nur vereinzelte Lichter schimmerten von Ironau herauf. Da auf einmal flammte in der Richtung des Fuchshofes ein Feuerschein auf und nun wieder einer. — Karline war aufgesprungen und schrie der Mutter. Diese kam erschreckt herbei, und zum Fenster hinausspähend rief sie: „Im Fuchshof brennt es! — Wo ist der Vater? — Der wird doch nicht . . .“ Weiter kam sie nicht. — Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie um unzeitige Gedanken weg zu wischen, und eilte mit ihrer Tochter ins Freie, der Brandstelle zu. Bald hatten Mutter und Tochter den Fuchshof erreicht und sahen nun das Feuer von der hellaufbrennenden Scheune nach den übrigen Gebäuden übergreifen, sodaß der ganze Hof bald einen einzigen Flammenherd bildete.

Halb Ironau hatte sich um die Brandstelle versammelt, teils an den Löschversuchen beteiligt, teils zuschauend. Der kleine Brunnen im Hofe war rasch ausgeschöpft. Die Pumpe versagte schon nach wenigen Minuten. Nichts als das Vieh und einige Möbelstücke konnten gerettet werden. Als das Vieh blökend dem Dorf zu getrieben und das bißchen Hausrat auf einem bereitgestellten Wagen verladen wurde, geschah etwas Unerwartetes.

Der Gendarm trat mit dem gefesselten Deidei aus dem brennenden Hofe. Kaum wurden die Ironauer



der Beiden ansichtig, als ihre bisher nur im Flüster-tone ausgesprochenen Vermutungen über die Entstehung des Brandes laut geäußert wurden. „Natürlich Brandstiftung!“ meinte der Ortsvorsteher, neben welchem die Zieglersfrau mit Karlinien stand.

„Der Deidei hat angezündet“ rief ein anderer.

„Der Gendarm hats gleich ausgespißt.“

„Aber die Schmuggler sind ihnen doch entkommen.“

„Das hat der Brand gemacht. Der Deidei hat alles klug ausgetüftelt.“

„Aber sich am Ende doch verrechnet.“

Da fuhr ein zweiter Wagen zum Hofstore heraus. Es war der Wagen mit den geschmuggelten Gegenständen, welchen die Grenzfänger noch rechtzeitig aus der brennenden Scheune gezogen hatten.

„Da schaut her,“ rief ein Bauer, „die Schmuggelwaren sollten verbrannt werden. Das war schlau eingefädelt. Aber der Ziegelheiner machte einen Strich durch die Rechnung.“

In der That stand der Letztgenannte mit leuchtenden Augen an der Brandstätte, und sein triumphierendes Lachen zeigte, daß er sich in der That mit dem Hüter des Gesetzes zu einem Schlag gegen den Fuchshofbauer verbunden hatte.

Karline hatte aus den Worten der Leute bald vernommen, welchen Anteil ihr eigener Vater an dem Vorgang hatte, und sie betrachtete denselben fortan mit furchtsamer Scheu. Eng an ihre Mutter geschmiegt, fröstelnd und müde eilte sie in das Zieglerhäuschen zurück, wo sie die Mutter mit Fragen bestürmte, was wohl jetzt die Fuchshofbäuerin mit ihrem Sohne beginnen würde. „Denken wir lieber an uns“ wehrte die Mutter ab „und halten wir fest, was wir haben!“

Bald gingen die Wogen der Zeit über das letzte Ereignis hinweg. Der Fuchshofbauer starb im Gefängnisse, die Bäuerin bei Verwandten, wo sie Unterkunft gefunden. Der junge Gustav aber wanderte nach Amerika aus und es verbreitete sich das Gerücht, daß auch er den Tod gefunden.

## 3.

Dem Ziegelheiner brachte seine Rache kein Glück. Zwar hielt der tatkräftige Beistand des Berghofbauern die Zieglersfamilie von der größten Not ferne. Auch vermochte der Ziegler noch immer die Zinsen für seinen Hypothekengläubiger aufzubringen. Aber zu einem Wohlstande kam es nicht.

Immer wieder versuchte der Ziegelheiner seine Frau zum Verkaufe ihrer kleinen Liegenschaften zu bewegen. Aber sie erwiderte stets: „Wir bekommen ja doch so viel wie nichts dafür, und wer weiß, was uns die Oedung noch einmal für Glück bringt. Bei meinen Lebzeiten wird nichts aus dem Verkauf.“

Als Karline soweit herangewachsen war, daß sie ein Hauswesen allein führen konnte, starb die Zieglerin. Karline erbt das Muttergut und auch die Festigkeit ihrer Mutter, so daß der alternde Ziegelheiner seine Hoffnung aufgab, die Tochter zum Verkaufe des Ihrigen zu bereeden. Das Hauswesen wurde von Karline genau im Geiste der Mutter fortgeführt. Was das Ziegelbrennen und ihre Ackerchen nicht eintrugen, das verdiente Karline durch Stickerei. Der Vater litt keine Not. Eng hatte sich Karline an die Familie des Berghofbauern angeschlossen. Die Bäuerin übertrug ihre Zuneigung zu der verstorbenen Zieglerin auf Karline. Die junge Bergbauerntochter Theres fand in der älteren Nachbarin eine Freundin, und der Berghofbauer half, wo er konnte. Als daher der fränklich gewordene Ziegelheiner mit seiner Zinsenzahlung ein erstes Mal über Gebühr zögerte, und es der brave Kieghorn an der Zeit erachtete, sein geliehenes Sümmchen kurzer Hand zu kündigen, da bedurfte es keiner großen Ueberredungskünste der Karline, um den Berghofbauern zur Befriedigung des Kieghorn und zur Uebernahme der Hypothek zu veranlassen. Der geprellte Kieghorn, welcher für das Ziegleranwesen schon einen neuen Liebhaber gefunden hatte, schwur Rache und nahm sich vor, künftig nicht erst abzuwarten, bis sich die in der Not sonst so seltenen guten Freunde rühren und ihm die erhofften Brocken wegschnappen würden. Uebrigens behielt er die Ziegelei gut im Auge.

Der Ziegelheiner hätte nun ruhiger in die Zukunft sehen können. Aber er begann zu kränkeln. Mit der schweren Zieglerarbeit wollte es nicht mehr so vorwärts gehen wie früher. Er versuchte sein Anwesen zu verkaufen, aber ein Liebhaber wollte sich nicht finden. Der Betrieb geriet ins Stocken. Der Ziegelheiner wurde bettlägrig. Trotz der sorgfältigen Pflege Karlinens siechte er bald dahin. Nun geleitete Karline auch ihn zur letzten Ruhe.

Als sie dem einfachen Holzarge ihres Vaters auf den Friedhof folgte, wurde sie von den Frauen ihres Verwandten- und Freundekreises, welche dem Ziegelheiner das letzte Geleit gaben, teils mit Wohl-



wollen, teils mit neugierigem Interesse betrachtet. Wie sie so groß und kräftig dahin schritt! Fast stolz schien sie bei all ihrer Armut. Aus dem hochgewachsenen, mageren und starkknochigen Mädchen mit dem aschblonden Haar und dem bleichen, ernstesten Gesicht, aus dem die großen, grauen Augen so nachdenklich und fragend in die Welt sahen, war eine starke, selbstbewußte Jungfrau geworden, welche trotz ihres mühseligen, kargen und einsamen Lebens die Welt verstand und sich in ihren einfachen Verhältnissen zu behaupten wußte, ja in denselben eine Quelle des Glücks gefunden hatte. Nun war sie an einem Wendepunkt angelangt, der die Leute fast mehr interessierte und beschäftigte als Karline selbst. Was sollte aus dem Ziegeleianwesen jetzt werden? Sicher würde es verkauft. Was würde dann Karline beginnen?

Karline hatte eine kurze Unterredung mit dem Berghofbauern. Dieser verstand nichts von Ziegeln und hatte keine Aussicht, einen tüchtigen Arbeiter zur Fortführung des Unternehmens zu gewinnen. Die Ziegelei mußte daher verkauft, am besten versteigert werden. Karline konnte unmöglich allein in der Hütte verbleiben. Sie sollte in den Berghof übersiedeln und sich hier gegen Lohn nützlich machen. Die Zieglerstochter war mit allem einverstanden. Sie lud mit Hilfe eines Knechts ihre wenigen Geräte und Habseligkeiten auf einen bereitstehenden Wagen, auf welchem all' ihr fahrend Gut in den Berghof gebracht wurde. Sie selbst nahm mit Tränen in den Augen von der ihr lieb gewordenen Stätte ihrer Kindheit Abschied, fand aber im Berghof ein zweites Heim und vergaß daher bald ihren Schmerz. Dann erfolgte die Versteigerung des Ziegleranwesens, welche der Berghofbauer veranlaßt hatte. Der Bauer bestand darauf, daß Karline der Versteigerung anwohne. So hatte sich diese an einem Frühlingmorgen in ihren Sonntagstaat geworfen und war nach der Ziegelei hinübergewandert. Da noch niemand erschienen war, setzte sie sich auf einen Felsblock ihrer Dedung und blickte von da auf das Tal hinab. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie ein Gefühl der Bitterkeit überkommen, und sie bereute fast ihre Zustimmung, die sie zur Versteigerung gegeben, aber was wollte sie dagegen tun, und sie hatte ja, der

Worte ihrer Mutter eingedenk, ihr Sondergut von der Versteigerung ausschließen lassen. Eine Fremde würde sie also hier noch nicht werden, und sie war auch nicht gewillt, das Ihrige zu veräußern, mochte kommen, was wollte. Ja sie hatte sogar das Gefühl, als ob sich früher oder später der von der Mutter erhoffte Glücksumstand doch endlich ereignen müßte. Heute empfand sie auch zum ersten Male so recht ihre vereinsamte Lage und die Unmöglichkeit, gleich den andern ihres Geschlechts sich ein eignes Heim zu schaffen. Niemand beachtete sie, das arme, aus reinem Mitleid in dem Berghof aufgenommene Zieglermädchen. Sie arbeitete für andere, zu anderer Nutzen, und blickte in eine trostlos öde Zukunft. Wenn sie einmal im Berghofe überflüssig würde, wohin sollte sie sich wenden? Sie seufzte tief auf und ersann, was wohl die Mutter gesagt haben würde, wenn sie ihr all' ihr Leid hätte klagen können. Diese hatte immer schöne Gesangbuchverse für alle Lagen gewußt. Sie wollte sich diesen Schatz auch aneignen. So hatte sie auch heute früh vor dem Weggehen einige Morgenlieder in dem alten vergriffenen Gesangbuche ihrer Mutter gelesen. Was betete sie doch? Ja, das war's:

„Daß ich fest in Anfechtung steh'  
Und nicht in Trübsal untergeh',  
Daß ich im Herzen Trost empfind',  
Zulezt mit Freuden überwind'!“

„Zulezt mit Freuden überwind'“ — ja so weit war's noch nicht. Aber in allen Anfechtungen „festzusteh'n“, das gelobte sie sich heute. Sie blickte auf die Stelle, wo der ehemalige Fuchshof stand. Ein elendes Tröpfshaus, in welchem blutarme Weberleute hausten, erhob sich jetzt dort. So kommt es, wenn die Anfechtung nicht bestanden wird. Wieder — nach so vielen Jahren sieht sie die Lohe vom Fuchshof aufsteigen, sieht sie die Grenzwächter, den Gendarmen, den Deidei. Solche Bilder prägen sich für alle Zeiten in die Seele ein. Doch was hatte der arme Gustav verschuldet, der sein Heil in der Fremde über den Wassern suchte? Noch sah sie ihn Abschied nehmen. Sie war gerade im Dorfe, als er auf sie zuschritt: „Ich bin dir nicht gram Deiner Eltern wegen. Halte mich in gutem Andenken! Vielleicht kommst auch bald nach. Leb' wohl!“

(Fortsetzung folgt.)





# Bilder und Skizzen aus Burgstädt.

## I.

**A**m Nordrande des sächsischen Mittelgebirges, wo der Chemnitzfluß seiner Mündung in die Zwickauer Mulde zueilt, liegt am Fuße des Taurausteins Burgstädt, ein noch vor wenigen Jahrzehnten ziemlich weltfremdes Städtchen, dessen Bewohner sich kümmerlich durch die Handweberei nährten, heute aber eine aufstrebende Industriestadt mit weit über den Ocean hin bekannten Geschäftsfirmen. Mitte Juli veranstaltete sie ein Heimatsfest, und die aus allen Richtungen der Windrose, aus weiter Ferne, selbst aus Amerika herzugekommenen Ortskinder schauten mit Erstaunen die großartige Entwicklung und das im äußeren



Marktplatz mit Kirche.



Rathaus mit Teilen der Schule.

veränderte neue Bild ihrer einstens verlassenen Heimat. Wohl fanden sie das altertümliche, stattliche Rathaus am Brühl mit den nach der Hofseite anstoßenden alten Schulgebäuden in unveränderter Form wieder, das in der sächsischen Industrie geschichtlich gewordene Gebäude, errichtet von dem Hofkommissarius Johann Friedrich Wagner, der 1756 durch den Hamburger Koloristen Georg Schlüssel die erste Kattendruckerie in Sachsen einrichten ließ, und in dessen Räumen in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Seidenmanufaktur florierte, wohl stand auch der ein großes Rechteck bildende Marktplatz noch mit dem alten Wahrzeichen Burgstädt, dem am Eingange des Kirchplatzes stehenden Zeigeroder, wie er früher auch geschrieben wurde, Zeigerturm, der bestimmt war, die Zeiger der Stadtuhr zu tragen, und der zur Zeit der Hussitenkriege als eine Art Wartturm auf der starken Kirchhofsmauer dazu dienen sollte, die Kirche vor den Verwüstungen der vandalisch hausenden Kriegerscharen zu schützen, aber immerhin bot sich dem Beschauer der neuen Zeit ein neues Bild. — Neben dem alten Rathaus erhebt sich seit 1889 das neue Bürger- schulgebäude mit dem im letzten Jahre künstlerisch gemalten Schulsaal. Die Hauptwand ziert ein großes wirkungsvolles Gemälde (4 m × 2,80 m), das die segenspendende Tätigkeit des Heilandes an dem lieblichen





Inneres der Kirche.

Gestade des galiläischen Sees vor Augen führt. An den Randseiten derselben Wand erblicken wir zwei allegorische Figuren, deren linke die Himmelskunde, die rechte die Erdfunde verkörpert. Die Türwand des Saales ist in ähnlicher Weise durch zwei Frauengestalten, welche Musik und Weltgeschichte symbolisieren, geschmückt. Beherrscht wird diese Wand durch das Bild des ersten Kaisers im neuen Deutschen Reiche, Wilhelm I., neben dem der scharfgeschnittene markante Kopf Bismarcks, als Relief gemalt, sich außerordentlich plastisch abhebt.

Auch auf dem Marktplatz hat die fortschreitende Zeit manches alte Haus aus dem Rahmen des Bildes verwischt und dafür ein modernes großstädtisches Gebäude mit reichausgestatteten Verkaufsläden entstehen lassen, und die im Hintergrunde stehende, 1882 vollständig renovierte Stadtkirche mit Heizungs- und Gasanlage erhielt neben dem ursprünglichen kleinen Dachreiter einen stattlichen Turm.

Durch die ums Jahr 1870 hier eingeführte und lebhaft betriebene Stoffhandschuhfabrikation hat die ganze Stadt eine vollständige Neuerung

erfahren und einen bedeutenden Aufschwung genommen. Außer der Erweiterung durch Neuanlage von Straßen mit großen Fabriketablissemments und schönen Villen sind auch im Inneren der alten Stadt durch Neu- und Umbauten, durch Trottoirlegung, durch neuzeitliche Kanalisation mancherlei Wandlungen herbeigeführt worden. Infolgedessen hat auch der städtische Bauaufwand in Anbetracht der Größe der Stadt, 7300 Einwohner, eine unverhältnismäßige Höhe erreicht, denn er betrug beispielsweise im Jahre 1902 nach der aufgestellten Rechnung 75446 Mark.

Der Post- und Eisenbahnverkehr ist ganz enorm gestiegen und hat sich letzterer innerhalb zwanzig Jahren etwa verdreifacht. Während im Jahre 1882 auf der hiesigen Eisenbahnstation etwas über 200000 Personen verkehrten, waren es deren 1903 über 600000, im Durchschnitt täglich demnach mehr als 1600, und die abgefertigten Frachtbriefe stiegen in dieser Zeit von 30000 auf 70000, ein Verkehr, wie ihn manche Städte mit mehr als der doppelten Einwohnerzahl Burgstädt's nicht aufweisen können. Gleiche Fortschritte machte auch das Postwesen. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts besaß die Stadt noch keine eigene Postanstalt und wurde bis dahin von der Nachbarstadt Penig aus versorgt, von wo noch bis zum Jahre 1832 der Briefträger nur aller drei Tage die Briefe nach Burgstädt brachte. Und als damals eine Burgstädter Deputation beim Kabinettsminister von Einsiedel um eine tägliche Briefbestellung nachsuchte, soll dieser geantwortet haben: „Der Staat ist nicht dazu da, den Wunsch einer jeden kleinen Stadt zu erfüllen“. Gegenwärtig hat Burgstädt ein Postamt erster Klasse mit über 30 Postbeamten, die eine rege Tätigkeit entfalten



Böhmestraße.

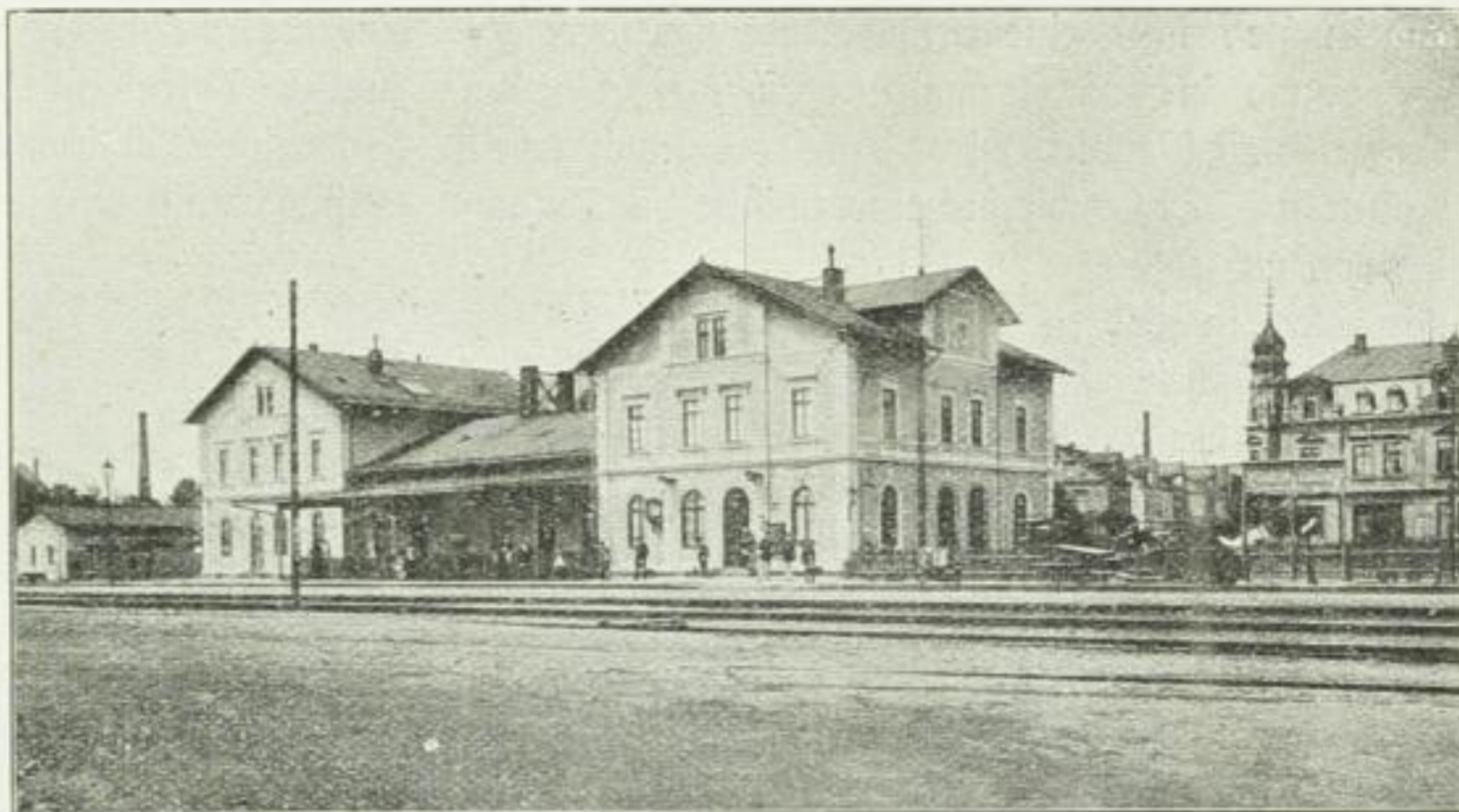


müssen, um den Verkehrs-  
umfang zu bewältigen.

Das jetzige neue Post-  
gebäude, im industrie- und  
verkehrsreichsten Teile der  
Stadt gelegen, wurde an  
Stelle alter Scheunen im  
Jahre 1900 erbaut und  
gewährt einen imposanten  
Anblick. Daneben steht  
auch das königliche Amts-  
gericht. Noch bis zum  
Jahre 1855 besaß die  
Herrschaft Rochsburg die  
Patrimonialgerichtsbarkeit  
auch über Burgstädt und

übte in ihrem Gebiete nebenbei noch mancherlei  
andere Rechte aus: das Begnadigungsrecht, das  
Recht der Landestruauer, gewerbliche Konzessionen  
zu erteilen, Statuten zu genehmigen, Buß- und  
Bettage anzuordnen, Synoden zu berufen, alles  
Jagd- und Fischungsrecht u. s. w., gegenwärtig hat  
sie nur noch das Patronatsrecht.

„Das alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und  
neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Also auch  
hier und auf allen anderen Gebieten, auch auf dem  
des Gewerbes. An Stelle der früheren Weberei  
trat die Wirkerei mit einer Anzahl Neben- und



Bahnhof.

Hilfsindustrien, welche jetzt die Bewohner Burgstädt  
und der umliegenden Dörfer beschäftigt. Es werden  
Strumpfwaren, Tricotagen, Phantasiartikel und  
Handschuhe gefertigt, letztere Fabrikation steht jedoch  
im Vordergrund. Die Herstellung derselben aus  
Seide, Wolle und Baumwolle erfordert eine viel-  
seitige Tätigkeit. Das Garn wird erst gespult,  
dann in vielen parallel liegenden Fäden auf eine  
große Rolle gewunden, zu einer sogenannten „Kette“  
geschert und danach auf Kettenstühlen zu einem  
Gewebe, „Stücke“ genannt, verarbeitet. Diese Stücke  
kommen hierauf in die Färberei, soweit das Garn

nicht schon vor dem  
Verarbeiten gefärbt  
worden ist, und in  
die Appretur, wo sie  
gerauht, gepreßt und  
gespannt werden, je  
nach dem Zwecke,  
dem sie dienen sollen.  
Aus ihnen schneidet  
man die Handschuhe  
in den verschieden-  
sten Größen, steppt,  
zwickelt und näht sie,  
alles mit besonderer  
Teilung der Arbeit  
auf dazu passenden  
Maschinen. Die  
fertige Ware erhält  
dann in der For-  
merei eine gefällige  
Form, sie wird



Postgebäude.



angefeuchtet, über eine entsprechende Holzform gezogen und in dem Formofen getrocknet. In der Legerei und Packerei wird dann die letzte Arbeit vollzogen. Die Handschuhe werden hier zu Duzenden verpackt, jedes mit einem in der lithographischen Anstalt oder Druckerei hergestellten, geschmackvoll gemusterten, buntfarbigen Papierstreifen umgeben und in Kartons gelegt, in denen sie zum Versand gelangen.

Die eigentliche Einführung der Stoffhandschuhbranche verdankt Burgstädt dem früheren Webermeister Friedrich Winkler, der sie in den sechziger Jahren mit der von ihm betriebenen Weberei vertauschte und zur Blüte brachte, nachdem zwar einige Männer vor ihm schon damit Versuche gemacht, sie aber wieder aufgegeben hatten. Er ist Begründer der größten Handschuhfabrik, der Weltfirma Winkler & Gärtner, in der sich heute „tausend fleißige Hände regen“, und die für das ganze Wirtschaftsleben Burgstädts von immenser Bedeutung und für die Bewohner eine Segensquelle geworden ist.

Außer dem hiesigen Hauptgeschäft hat die Firma auch



Friedrich Winkler,  
Begründer der Firma  
Winkler & Gärtner.



Amtsgericht.

eine ihr ebenbürtige Zweigniederlassung in Lodz in russisch Polen ins Leben gerufen. Die jetzigen Firmeninhaber sind der Sohn des Begründers, Gustav Winkler und der Schwiegerjohn Kommerzienrat Robert Gärtner, der bereits im Jahre 1872 in das von Winkler im kleineren Umfange betriebene Geschäft als Teilhaber mit eintrat und es durch weitausholende Unternehmungen zu einem großen Exportgeschäft erhob.

Außer dieser hervorragenden Firma gibt es in Burgstädt noch eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Handschuhgeschäfte. Das neueste Adressbuch weist nicht weniger als 50 Handschuhfabrikanten auf, dazu noch 32 Erwerbszweige, die mit der betreffenden Fabrikation in Verbindung stehen und als Nebenzweige derselben angesehen werden können, wie Formereien, Stickerien, Appreturen, Färbereien, Karton- und Handschuhstofffabriken. Außerdem sind noch vertreten 7 Maschinenbauwerkstätten, 2 lithographische Anstalten,



Etablissement der Firma Winkler & Gärtner.



2 Buchdruckereien, die in der Hauptsache damit zusammenhängen, 5 Strumpf- und Trikotagenfabriken, eine größere Porzellanfabrik, eine Konservenfabrik und, last not least, eine bedeutende Brauerei,

Firma Schuller & Böttger, deren vorzüglicher Stoff weithin bekannt ist und in Burgstädt allein von 29 Gastwirten dem Zecher kredenz wird.

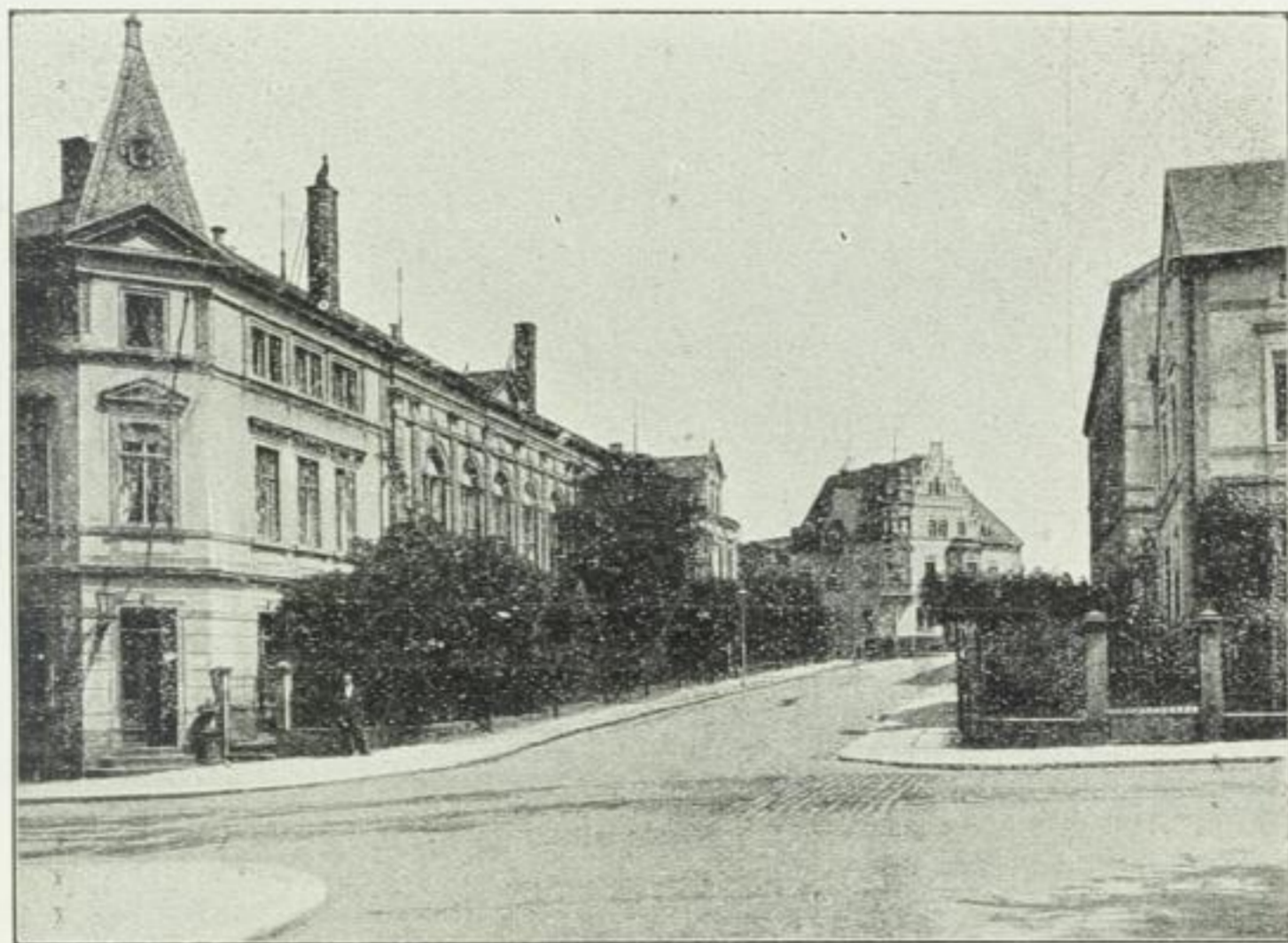
Als Erholungsplatz nach getaner Tagesarbeit dient dem Burgstädter der nahe Taurastein

und der ihn umgebende Wettinhain. Die Felsgebilde des Taurasteins sind aus Gneis und erreichen eine Höhe von 346 m N. N., gekrönt mit einem 32 m hohen Aussichtsturm. Sie sind einst Zeugen gewesen von dem geheimnisvollen Treiben, was hier in grauer Vorzeit vor 1000 Jahren im Urwald sich abgespielt hat. „Von den wenigen Lichtungen, die ringsum sich blicken ließen aus den Dörfern

Taura, Clausnitz, Hohentkirchen, Kühnheide, kamen in hellen Sommernächten hier die sorbischen schwarzhaarigen, dunkeläugigen Einwohner zusammen, um bei dem Klange der zahlreichen Volksgesänge sich

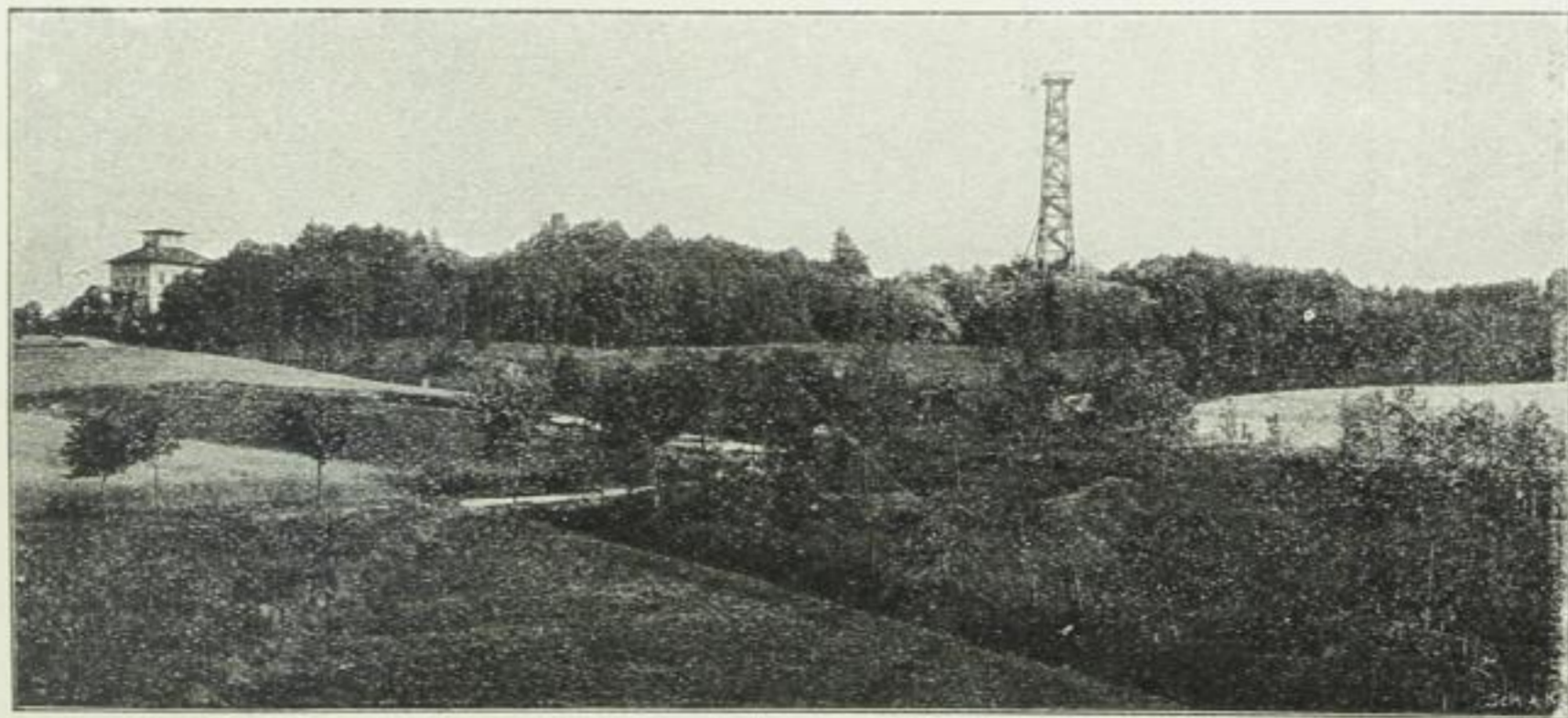
des mühejam erarbeiteten Erntefegens zu erfreuen und dem Gotte „Swantewitt“ Dankopfer zu bringen, um mit drohenden Blicken auf die westwärts der Mulde sich bildenden fränkischen Ansiedelungen geheimnisvollen

Kaiser Wilhelmstraße.



Kriegsrat zu pflegen und vor dem übermächtigen Gegner Schutz zu erflehen von ihrem Kriegsgotte „Radegast“, oder kohl-schwarze Kofse dem Gotte der Nacht, dem dreiköpfigen „Triglass“, zu opfern, denn der Taurastein, welcher in seinem Bestimmungsworte „Tara“, sorbisch Phora, d. i. Berg, trägt, war eine Opferstätte der alten Sorben. Mit Hornbogen und Keule bewaffnet scharten sich dann die Ältesten um ihren

Supan (Sudpan, slavisch sud = Gericht, pan = Herr), der nun Gericht hielt und Streitigkeiten schlichtete. Dann aber widmete man sich dem Tanz u. der fröhlichen Unterhaltung.



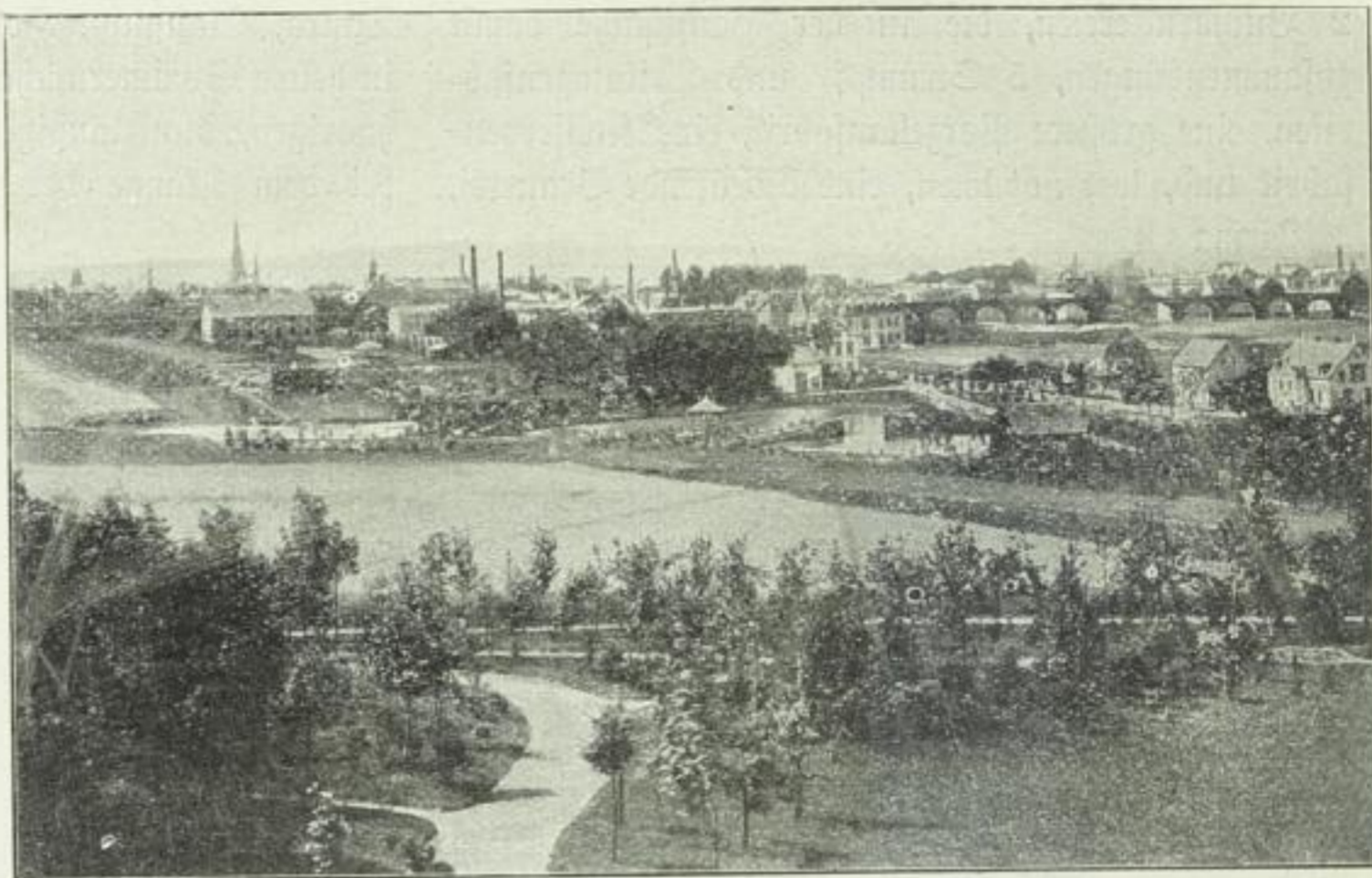
Taurastein.



Wieder andere rühmten ihre gegenseitigen Fertigkeiten in der Kunst der Weberei, Töpferei und Holzschnitzerei. Ab und zu kamen von der westlichen Kultur etwas beleckte Gestalten hinzu, die als Handelsleute die von jenen gefertigten Pferdedecken und Töpferwaren, das graue Tuch, die Leinwand, ja auch Salz und Getreide gegen gutes Geld aus „Sorabia“ nach Franken brachten und viel von Land und Leuten erzählen konnten. Wenn die hier

Bersammelten dann im nächtlichen Dunkel heimwärts zogen, auf den verschiedenen Berggrücken hin, und zu ihren Seiten die wilden Tiere durchs Dickicht brachen, erzählten sie einander von den geheimnisvollen Begegnungen mit Kobolden und Nixen, die die bösen Menschen irre geführt, den guten aber große Schätze gezeigt hätten. Im Herbst und Winter aber hatten die wilden Tiere hier ihre unbeschränkte Herrschaft, und wenn der Schnee die stolzen Tannen bog und der Frost die Nahrungsquellen des Waldes verschloß, dann hätte wohl niemand geahnt, daß dieses Fleckchen Erde noch lichtere Zeiten sehen würde.“ (Ackermann.)

Heute ist das Landschaftsbild freilich ein ganz

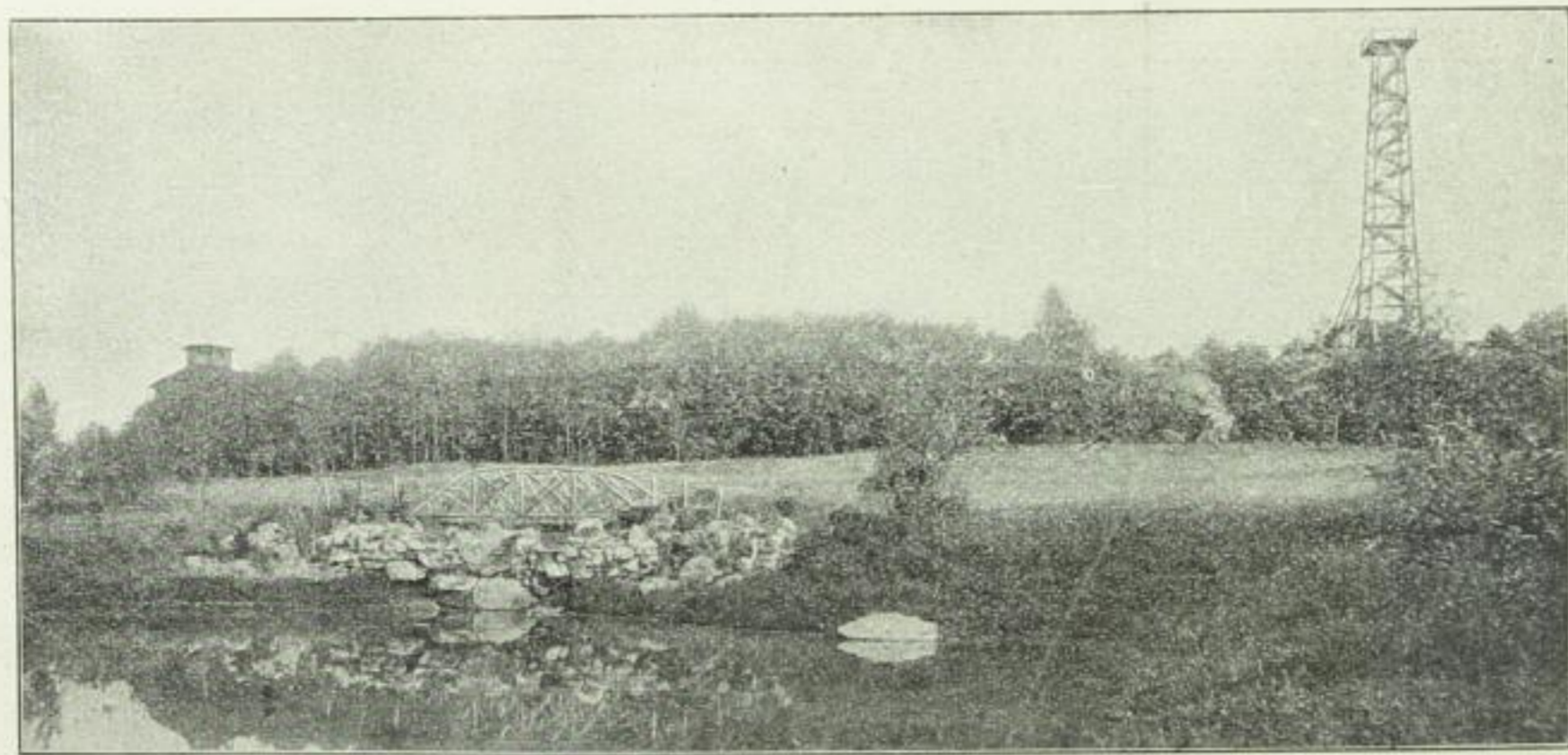


Burgstädt, vom Laurastein aus gesehen.

anderes. Das Gelände rings um den Laurastein ist reich mit Dörfern besetzt und die Felsen sind vom Wettinhain eingerahmt, einem von dem früheren Gebirgsverein Burgstädt zur Erinnerung an die 800jährige Jubelfeier des erlauchten Herrscherhauses Wettin 1889 angelegten und von dem jetzigen Wettinhainverein erweiterten und vervollkommeneten Naturpark.

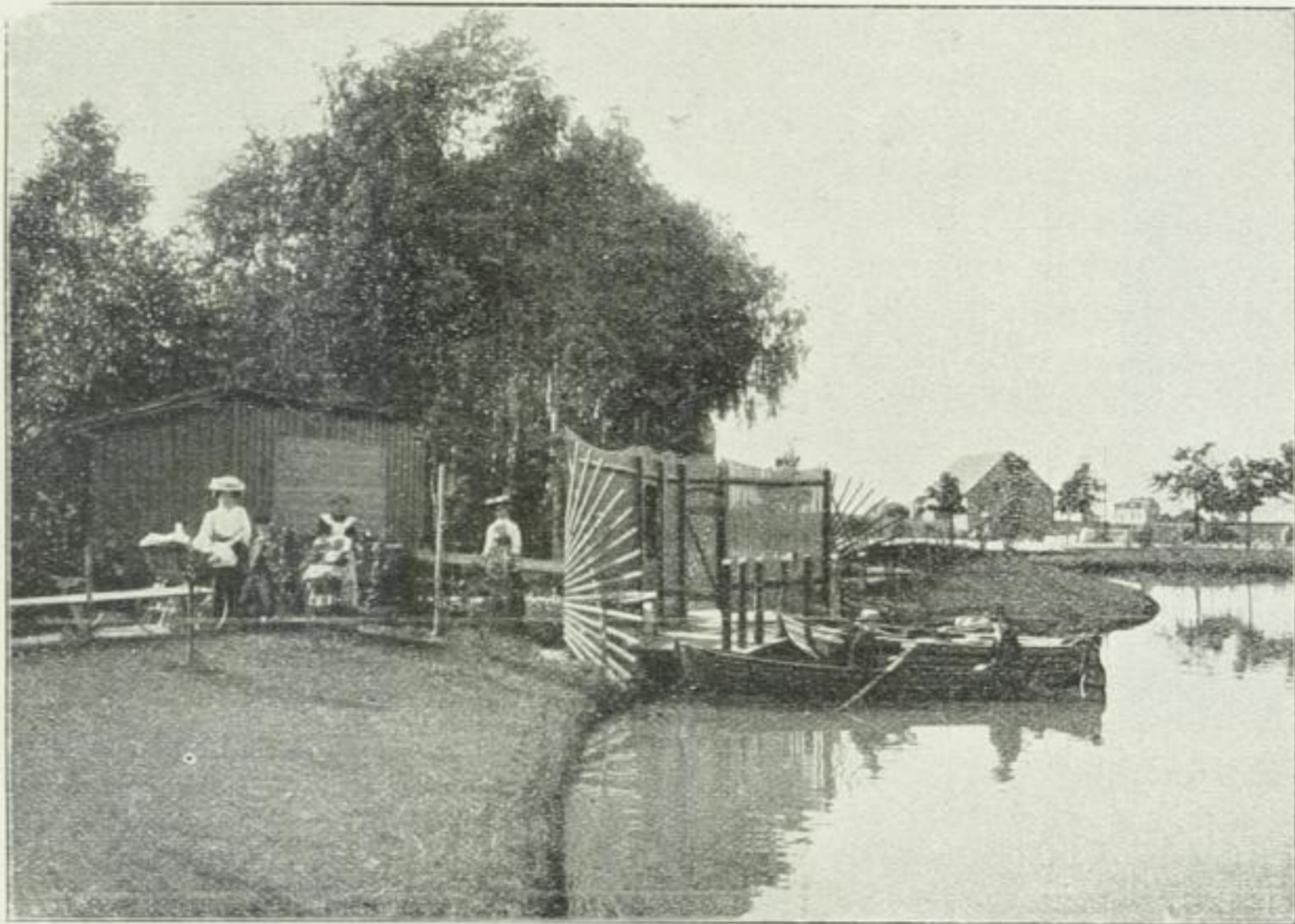
Diese herrliche Naturanlage, von Fachmännern, den Landschaftsgärtnern Schwarz in Einsiedel und Zeumer in Chemnitz, landschaftlich schön ausgeführt, umfaßt eine Fläche von etwa 8 Hektar Größe und birgt in sich viele trauliche, lauschige, mit Ruhe-

bänken ausgestattete Plätzchen, wundervolle Spazierwege mit Aussichtspunkten, schöne Teichanlagen mit Rahnfahrten, schmucke, dekorativ wirkende Pavillons u. s. w. Den kostbarsten Schmuck



Gesamtansicht des Wettinhains.





Teichanlage des Wettinhains.

des Hains aber bildet das zum Heimatsfest enthüllte König Albert-Denkmal, eine Schöpfung des Leipziger Künstlers, des Professors Karl Seiffner, und errichtet von dem König Albert-Denkmalverein mit einem Kostenaufwand von 12000 Mark. Das Monument hat die Gestalt eines springenden Brunnens, dessen Gliederung in Renaissanceform ausgeführt ist.

Die Büste ruht auf einer Herme aus geschliffenem Marmor, die aus der hinteren Längsseite des Bassins emporwächst. In letzterem, aus gestocktem Marmor hergestellt, springen zwei kleine Wasserstrahlen, die Stille zu beleben. Das Ganze ruht auf einem granitnen Unterbau. Bassin

und Herme sind aus Sterzinger und die Büste aus Laaser Marmor gebildet.

Das Areal zur Wettinhainanlage ist teils von der Stadtgemeinde dem Verein überlassen, teils von letzterem angekauft worden. Die Kosten der Ausführung belaufen sich auf ungefähr 36000 Mark, wovon zwei Drittel von den Inhabern der Firma Winkler & Gärtner, den Herren Kommer-

zienrat Gärtner und Gustav Winkler, und das eine Drittel aus Vereinsmitteln und freiwilligen Beiträgen aus der Bürgerschaft gedeckt worden sind.

Wandert man von Burgstädt aus eine Stunde westlich, so gelangt man durch das malerisch, wild-



Untere Teichanlage des Wettinhains.





Partie aus dem Brausefale.

unserem Sachsenlande noch gut erhaltene mittelalterliche Ritterburg, die vor der Erfindung des Schießpulvers eine gewiß schwer einnehmbare gewesen ist. Steil aufsteigende, dicke Mauern, mit Schießscharten versehen, ein tiefer Wallgraben, eisenbeschlagene Tore machten den Feinden den Weg in das Innere der Burg fast unmöglich. Um

romantische, mit gro-  
testen Felsgruppen  
ausgestattete Brause-  
fale, wohl das wunder-  
vollste Seitental der  
Zwickauer Mulde, nach  
dem bekannten, herrlich  
gelegenen Dorfe  
Rochsburg. Das  
gleichnamige, an dem  
linken Flußufer auf  
frei emporstrebender,  
dichtbewaldeter Höhe  
thronende altersgraue  
Schloß, von drei Sei-  
ten vom Silberband  
der Mulde umzogen,  
ist fast die einzige in

sie hat verschiedener Wind geweht, mancherlei Wandlungen hat sie durchgemacht, und kampf-  
schwere Tage sind an ihr vorübergezogen. Sie  
ist die schönste Perle des Muldentales. Dahin  
wandern alljährlich Tausende von Touristen  
und Ausflüglern, von denen auch die Straßen  
Burgstädt's während der schönen Jahreszeit  
namentlich von der Großstadt Chemnitz aus  
als Eisenbahnstation und Ausgangspunkt nach  
Rochsburg durchflutet werden.



Rochsburg.

## Erzgebirgische Wander-Skizzen.

### Nach dem Bergfest zu Schneeberg.

Bergparade, Bergpredigt, Bergfest. Liegt nicht ein seltsamer Reiz in diesen Begriffen? — Gewiß! Sie sind umwoben von einem romantischen Nimbus und muten an, wie ein Stück alter Zeit. Freiberg und Schneeberg sind es allein, die sich aus dem Kranze unserer einst blühenden sächsischen Bergstädte diese Sonderheiten bewahrt haben bis auf den heutigen Tag. Einmal im Jahre ruht dort auch an Werkeltagen die Arbeit des Bergmanns, da steigt er nicht hinab zu den Schätzen in der Tiefe der Erde, da bleibt er oben im goldenen Sonnenlicht des Tages und zieht im Festgewande und im feierlichen Aufzug zum Gotteshaus, um dort die Bergpredigt zu hören und in gemeinschaftlichem Gesang und Gebet Schutz und Segen des höchsten Bergherren im gefährvollen Berufe zu erleben. Das ist alljährlich am 2. Juli, am Tage Maria Magdalena, den man in Bergmannskreisen auch den „Streittag“ nennt.

Man ist vor alters, als Reichenbach noch sein „Schneeberger Thor“ besaß, als noch die alte Poststraße über den Joppenberg hinten an der Postsäule vorbei nach der alten Bergstadt wies, wenn nicht bequemer, so doch im allgemeinen vielleicht öfter von hier nach Schneeberg gekommen, als heute, wo das Dampfroß uns im weiten Bogen über Zwickau-Niederschlema nach Schneeberg führt.

Will man in Schneeberg des eigenartigen Schauspiels der Bergparade am Magdalenenstage Zeuge sein, so heißt es „zeitig aufgebrochen!“ — am besten am Abend vorher bereits sich eingestellt. Auch wir zogen es vor, schon am Vorabend in Schneeberg zu sein. In Niederschlema verließen wir den Zug und legten die Reststrecke über den Schafberg und das Siegelgut zu Fuß zurück. Dabei mieden wir die in der Schwüle des Tales hinführende, tiefverstaubte Straße und tauschten dafür eine abwechslungsreiche Wanderung zwischen Feldern und durch



Wälder und über aussichtsreiche Höhen ein, die uns gar herrliche Bergpanoramen namentlich nach Süden, nach dem Auer Talfessel hinab, nach dem Spiegelwald hinüber, nach der langgezogenen Morgenleite, dem dunklen Gebirgsmassiv des Auersberg erschloß. Ueber der nahen Talsenkung des Schlemagrundes drüben grüßte im Abendsonnenschein der Gleysberg mit dem Köhlerthurm herüber, der schmucken Bergwarte, die der Gebirgsverein auf jener Bergeszinne erbaut und zum bleibenden dankbaren Gedächtnis nach dem einst auch in unserer Stadt Reichenbach segensreich wirkenden Forscher des Erzgebirgs und Gründer des Erzgebirgsvereins, nach „unserem Dr. Köhler“, benannt hat.

Die schönen Landschaftsbilder zu überschauen, hemmen wir öfter unsere Schritte. . . . . Noch einmal nimmt der Wald uns auf, noch einmal öffnet sich eine Lichtung, und vor uns breitet sich, von einem Naturkranz von Waldbäumen, unter denen wir stehen, umrahmt, auf dem nach Ost und Süd steil abfallenden „Schneeberg“ in prächtiger Abendstimmung die gleichnamige alte Silberbergstadt: in der Mitte die altherwürdige, hochragende St. Wolfgangskirche, die erbaut wurde, als die ganze Gegend noch katholisch war, als Pfaffen und Mönche im Lande noch ihres Dienstes walteten, und von der man sagt, daß sie heute eine der größten evangelischen Kirchen Sachsens sei. Und um dieses Gotteshaus herum gruppiert sich, eng an einander geschmiegt, die Stadt, aus deren Giebeln, Bäumen und Dachungen die modernen Bauten des Gymnasiums, des Seminars, der kastellartige Rathhausturm und einige ihrer Vollendung nahe Neubauten sich abheben. . . . . Noch einmal verliert sich in den Wald, senkt sich in den Talgrund hinab, steigt jenseit unser Weg wieder an — dann nimmt uns Schneeberg in seine Mitte auf. Es wollte scheinen, als ob der verhältnismäßig rege Verkehr in den Straßen zum guten Teil bereits eine Begleiterscheinung des nahen Bergfestes sei, und in der That waren auch in unserem Gasthaus, in dem wir Einkehr hielten, eine Anzahl andere Fremde abgestiegen, welche die gleiche Absicht wie uns, hierher geführt hatte.

Nach einiger Rast noch ein Rundgang durch die Stadt, um die Sonderheiten derselben flüchtig zu schauen: über den stattlichen Fürstenplatz mit seiner noch aus alten sächsischen Verhältnissen stammenden ehemaligen Militär-Hauptwache, mit seinem von buschigen Linden umstandenen großen

Steinbrunnen, weiter an meist alten und hochgiebeligen Gebäuden mit z. T. gut erhaltenen Fresken vorüber zur St. Wolfgangskirche hinauf, nahe dabei die Superintendentur, das patrizierhafte Stammhaus der Familie Schnorr v. Carolsfeld, hinter hohen und alten Lindenbäumen die ehemalige Kaserne, heute nur noch Sitz eines Landwehr-Bezirks-Kommandos, dessen sonderbar gestaltete Wirkungssphäre bis in unsere unmittelbare Nähe, nach Herlasgrün Limbach, Mühlwand greift. Schneeberg hatte das Glück, mehr als ein Jahrzehnt länger denn Reichenbach Garnisonstadt zu sein; nachdem es im März 1867 sein Jägerbataillon an Reichenbach abgegeben, beherbergte es noch bis 1878 ein Infanteriebataillon in seinen Mauern. — Draußen in dem Vorgebäude erhebt sich eine stattliche Anzahl von Schächten und Halden tauben Gesteins, die die Stadt besonders nach Süden und Südwesten wie Forts eine Festung umschließen. — —

Zwischen begannen die Schatten der Nacht sich zu breiten. Den weiteren Fortbestand günstiger Witterung kündend, schauten Mond und Sterne auf die trauliche Bergstadt hoch herein. Müder Lampenschein drang aus der Türmerwohnung der Wolfgangskirche.

Am Maria Magdalenenstage zeitig in der Morgenfrühe kündete wiederholt Geläute vom Turme herüber den Anbruch des Festtagsmorgens an. Schon nach 6 Uhr wurde es auf den Straßen lebendig, schritten Bergleute erst einzeln, dann in Gruppen dem Schießhaus zu, wo sich das Ganze zum Zug formierte. Zuletzt bewegte sich unter klingendem Spiel mit der Bergkapelle an der Spitze eine Abteilung mit der seidenen alten schwarz-gelben Fahne unter den Fenstern vorüber. Die Straßen füllten sich mit Zuschauerpublikum; Equipagen, Schulen, ganze Ferienkolonien von auswärts trafen ein. Am dichtesten gruppierten sich die Zuschauermassen längs des Marktes und nach dem Kirchplatz hinan.

Kurz nach 8 Uhr kündigt eine getragene Marschweise von fernher das Nahen der Bergparade. Nur langsam, in gemessenem Tempo kommt die malerische Marschkolonie näher nach den seltsamen altmodischen Klängen der Bergkapelle, die unter Vorantritt der Betriebsdirektion in ganzer Parade den langen Zug eröffnet. So langsam der Zug sich vorüberbewegt, so eifrig das Auge bemüht ist, die Eindrücke und Bilder alle zu erschöpfen und festzuhalten — sie sind für uns Industriestädter zu fremd und eigenartig,



als daß es gelänge, sie mit solch einmaligem Sehen zu bannen. Abteilung auf Abteilung zieht vorüber, im allgemeinen einander ähnlich adjustiert, in sich aber doch vielfach verschieden. Die Bergzimmerlinge, die Häuer, Bergmaurer, Bergschmiede, von Obersteigern und Gängsteigern geführt, so ziehen sie daher. Den Kopf bedeckt der hohe, zylindrische Schachthut, mit grünem Stoff überzogen, vorn eine weißgrüne Rosette, abteilungsweise auch Schachthüte mit Federstutz. Den Oberkörper kleidet die enganliegende schwarze, bei gewissen Abteilungen auch weiße Puffjacke (Bergfittel) mit gelben Knöpfen, betrehtem Stehkragen und Stern und farbigen Aufschlägen am Handgelenk. Die weißen, enganliegenden Beinkleider und Samaschen verleihen der ganzen Erscheinung des einzelnen Mannes ein schmuckes Aussehen. Die Knie sind mit schwarzledernen Bergmannskappen versehen, und hinten über das Gefäß ist das Rückenleder befestigt. Auf der linken Schulter trägt Mann für Mann die Grubenart. Die in der Mitte des ganzen Zugs marschierende uralte Fahne ist von einer Ehrenwache eskortiert. Die Chargierten und Vorgesetzten machen teils durch ihre persönliche Erscheinung an sich, teils durch ihre malerische Tracht einen martialischen Eindruck. Sie tragen z. T. mit grünem Samt überzogenen Schachthut; auch der goldbetrehte Dreimaster ist vertreten; hie und da sieht man aus Blech getrieben und vergoldet das königliche Wappen, Federstutz, und an der linken Seite Schlägel und Eisen.

So bewegt sich der Zug in feierlichem Paradeschritt der Kirche zu. Von den Klängen der Orgel begrüßt, zieht er ein in die weiten Hallen des altehrwürdigen Gotteshauses, das noch heute die deutlichsten Zeichen an sich trägt, daß es dereinst katholischem Ritus gedient hat. Der Obergrat und die drei Obersteiger mit malerischen, weißen, mit Goldspitzen besetzten Krausen um den Hals nehmen rechts und links vor dem Altar Platz. Alles Uebrige läßt sich im Gestühl und auf den hohen Emporen nieder. Es ist ein Bild von köstlichem mittelalterlichen Anstrich, das sich in die nüchterne Gegenwart mischt und das sich in die Gotik dieser hohen altehrwürdigen Säulenhallen so herrlich einfügt und mit diesem zu einem so poesievollen Ganzen sich vermählt, daß es dem Dichter, wie dem Maler die dankbarsten Motive zur Bearbeitung böte. Augen-

scheinlich ist es nicht nur äußerliches Schaugepränge, es wohnt dem ganzen Vorgang wie den Bergleuten selbst noch viel christlicher und kirchlicher Sinne inne.

Der Gottesdienst beginnt. Mit Loben, Danken und gläubigem Vertrauen vereinigt sich die Knappschaft zu gemeinsamem Gesange, und es steigt das Lied zum Herrn der Herren auf.

Mit dir, Allmächtiger, fahr' ich an,  
Und voll Vertrau'n auf dich,  
Nicht schreckend ist die dunkle Bahn,  
Wenn du begleitest mich.

Ein jeder Schritt auf steiler Fahrt  
Erinnert an den Tod:  
Ich wandle sie, von dir bewahrt,  
Getrost und froh, mein Gott.

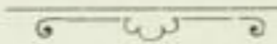
Dein Wille war, daß meine Hand  
Oft Schmerz- und wundenvoll  
Und nahe an des Grabes Rand  
Das Brot verdienen soll.

So folg' ich denn und fürchte nicht  
Gefahr und was mir droht:  
Du, Herr, bist meine Zuversicht;  
Ich tue Dein Gebot.

Dann rauscht durch den weiten hohen Raum, vom Kirchenchor vorzüglich gesungen, die erhebende Weise: „Herr, der Du meine Pfade lenkst, mit mir zur Tiefe fährst, im Schoß der Erde mein gedenkst, mich schüttest und ernährst, Dich preist mein Lied, ehrt mein Gesang, hoch auf aus rauhem Felsenhang u.“ — Und wenn die herrliche Musik verklungen ist, durchdrungen und gewürzt vom Geiste früherer Zeit, dann betritt Sup. Thomas, der Nachfolger des Kirchenrat Noth, die reichornamentierte Kanzel. Seiner Bergpredigt ist das Wort Josua, Kap. 1, 7—9 zu Grunde gelegt, ganz dem Sinn und Geiste des Bergmanns angepaßt. — Mit Segen, Gebet und Chorgesang endet die weihevollte Feier. Dann ordnet die Knappschaft sich wieder zum Abzug von der Kirche, um im späteren Verlauf den Tag mit einem fröhlichen Feste zu beschließen.

Wir aber nehmen von der freundlichen Bergstadt Abschied, um in den sonnenfrohen, schönen Tagen, die der heurige Sommer in so verschwenderischer Fülle bietet, uns seitwärts zu schlagen in die nahen Berge und in die waldigen Täler unseres heimatlichen schönen Erzgebirges. Glück auf!

(Aus dem Reichenbacher Tageblatt. Nr. 175 u. 176.)





## Oschatz.

Ein Städtebild von G. Bödiseh.

Die altherwürdige Stadt Oschatz, im 17. Jahrhundert die fünftgrößte Stadt des Sachsenlandes mit 3500 Einwohnern, war durch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, durch den Rückgang der alten Industriezweige, den Bau der Leipzig-Dresdener Eisenbahn und den großen Brand von 1842 in solche große Not geraten, daß sie durch Landtagsbeschluß aus der Klasse der Mittelstädte in die der Kleinstädte versetzt wurde. Wenn Oschatz auch nicht wieder die Stelle in der Reihe der sächsischen Städte einnimmt, die es früher hatte, so hat es sich, dank der umsichtigen und tatkräftigen

Verwaltung und der fleißigen und gemeinsinnigen Bewohner zu einer schönen Mittelstadt entwickelt, die sich immer mehr vergrößert und erweitert. Für die Verschönerung der Stadt und der nächsten Umgebung hat der Verschönerungsverein bahnbrechend gewirkt. Der Einrichtung der Sparkasse, deren Ueberschüsse namentlich zu Straßen-, Wasser-, Schul- und anderen Bauten verwendet werden, verdankt die Stadt die Möglichkeit, größere Summen zur Verfügung zu haben. Seit 1876 sind über 1 Million Mark zu solchen Zwecken verwendet worden. Trotz der Anlage neuer Zugänge hat die innere Stadt



Totalansicht der Stadt Oschatz.

einen altertümlichen Charakter bewahrt und birgt mancherlei Kunstdenkmäler der Gotik und Renaissance. Reste der alten Stadtmauer und des Stadtgrabens mit zwei Türmen aus den Jahren 1377 und 1477, sowie der zu einer prächtigen Promenade mit breiten Gängen von Linden und Kastanien umgewandelte Wallgraben erinnern uns daran, daß Oschatz ehemals wohlbefestigt war. Das schöne, eigenartige Städtebild, das sich dem Beschauer vom Neumarkte aus bietet, wird allgemein gerühmt. Der alte Brunnen ist 1589 von dem Steinmetz Georg Richter in Leipzig nach dem Modell des goldenen Brunnens daselbst gebaut worden. Die krönende Brunnenfigur, ein Löwe, hält einen Schild mit dem Stadtwappen in der Tazze. Das durch den Brand von 1842 teilweise zerstörte Rathaus wurde nach dem Plane des großen Baumeisters Semper wieder aufgebaut und hebt sich mit seinem Renaissancegiebel scharf von dem blauen Himmel ab. Die prächtige Frei-

terrasse, geziert mit den Bildnissen Herzog Georgs des Bärtigen und seiner Gemahlin Barbara nebst allen Wappen seiner Besitzungen, wurde 1889 durch Professor Steche nach dem Original neugeschaffen. Ebenfalls unter Steches Leitung wurde die Ratsstube restauriert. Der stimmungsvolle Raum zeigt Holztäfelung mit reichem Ornamentschmuck, die geschnitzten Deckbalken sind bunt bemalt und vergoldet. Kunstvolle Tür- und Schrankbeschläge ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. „Die Ratssessionsstube ist von umso höherem kunsthistorischen Wert, als nur noch wenige derartige altherwürdige Räume in unserer Vaterlande erhalten sind.“ In dem daranstoßenden feuerfesten Archiv werden eine Anzahl Briefe von Luther, Melanchthon, Spalatin und Justus Jonas aufbewahrt. Auch findet sich hier ein wertvoller Schatz, eine aus dem Jahre 1382 stammende Handschrift des Sachsenspiegels auf Pergament. Im Torbogen des Rathauses hängen die



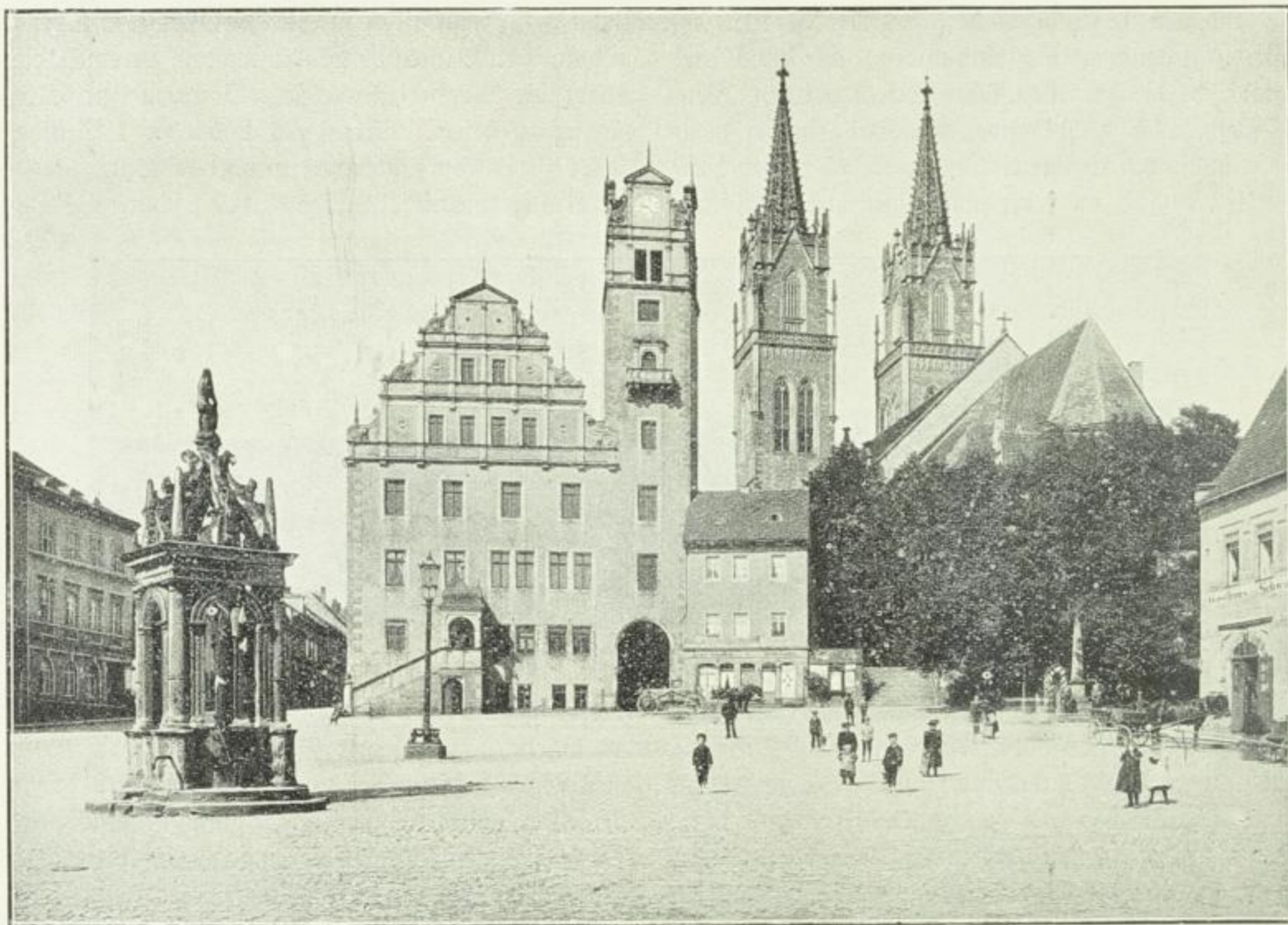
Brüderköpfe — ein Wahrzeichen der Stadt Dschag. Sie befanden sich als eine damals häufige Verzierung am Stadthofe in der Brüderstraße. Man hielt sie fälschlich für die Köpfe von Friedrich und Diezmann. Im Laufe der Zeit wurden sie zum Wahrzeichen der Stadt erhoben.

Der Rat der Stadt übte die Gerichtsbarkeit aus, davon zeugt ein Stein, der sich über der Tür des unterirdischen Gefängnisses im Rathause befand. Das Gefängnis nannte man nach einer Inschrift

dieses Steines „den Schwarzen Sack“. Die Inschrift, eine Stelle aus der Vulgata, lautet:

ESAIE 50 · PONAM · SACCV · OPERIMENTV  
EORVM · 1538 ·

= Ich (kleide den Himmel mit Dunkel und) mache seine Decke als einen Sack. Gegenüber hängen die steinernen Flaschen. Sie stammen aus dem Jahre 1526 und wurden zänkischen Weibern zur Strafe an den Hals gehangen. In den rechts vom Eingange liegenden Korbpranger, auch Narrenhäuschen genannt,



Rathaus.

wurden Feld- und Gartendiebe gesteckt. Das Gefängnis wurde 1532 angelegt. Am Ausgange links steht der Prangerstein mit dem Halseisen. Von Gebäuden am Altmarkte ist noch das Gasthaus zum Stern historisch merkwürdig. Hier kehrte Dienstag nach Miseric. Dom. im Jahre 1548 Philippus Melanchthon ein. Das Eckhaus an der Hospitalstraße trägt den Namen „Zum Großen Christoph“ von einem Bilde, das früher das Haus zierte und darstellte, wie Christophorus das Christkind durch den Fluß trägt. Das alte Amtshaus, die jetzige

Bezirkssteuereinnahme, baute Kurfürst Johann Georg I. nach dem Brande von 1616, man erkennt es an dem zierlichen Giebel. Das Gasthaus zum Schwan, wohl eins der ältesten Gebäude mit gewaltigen Mauern und Türen mit Spitzbogen, war Absteigequartier der Landesherrschaft, als noch die Poststraße durch Dschag führte. An einem Eckstein steht die Jahreszahl 1591. Gegenüber dem Schwan liegt die Hauptwache, ein altertümliches Haus von Linden beschattet. Die Verbindung zwischen Neumarkt und Altmarkt stellt die Sporerstraße her. Hier befand



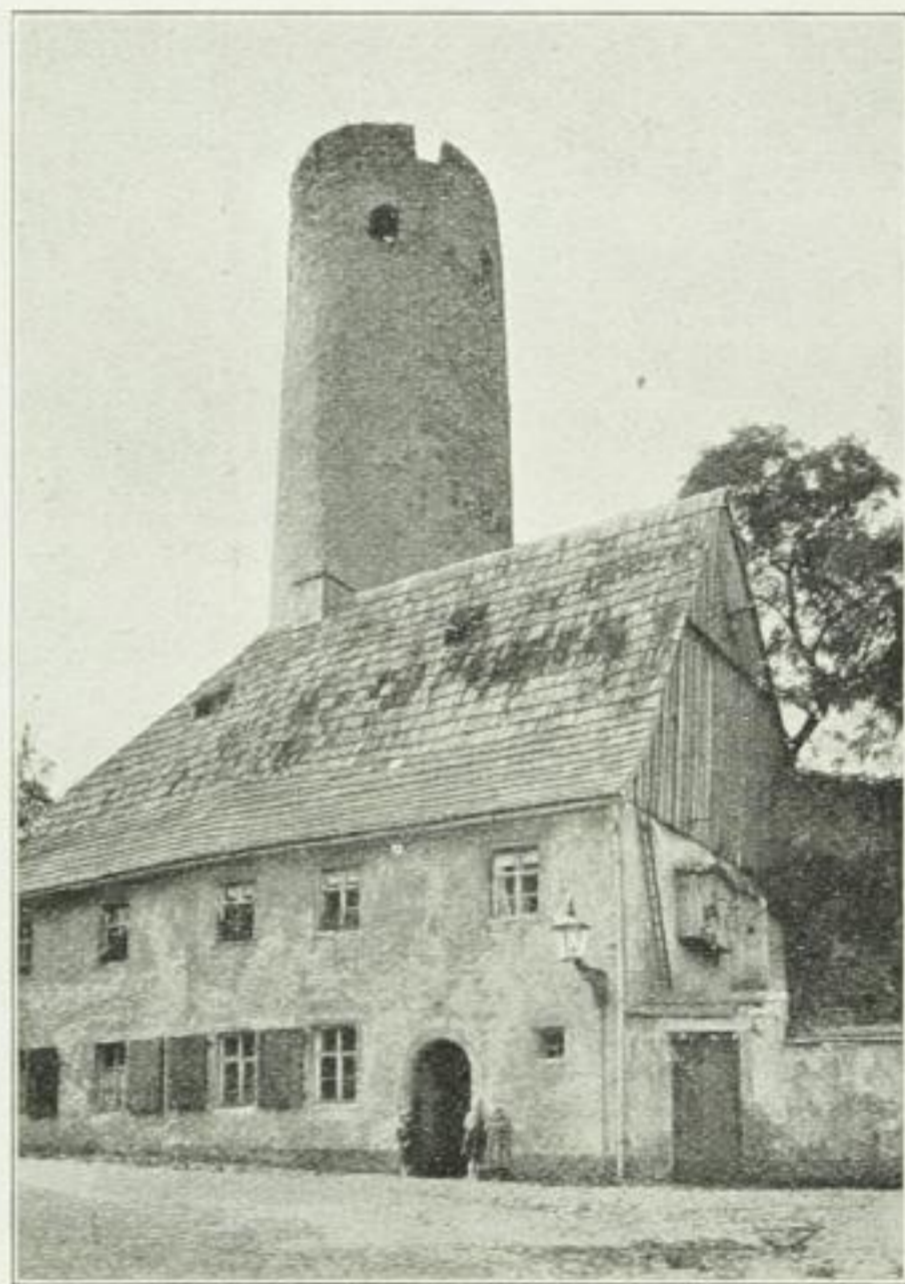
sich an einem Hause bis 1889 ein schöner Erker, dessen Bildhauerarbeiten teilweise in die Wand eingemauert worden sind. Neben dem Brustbilde eines Mannes steht der Name Marten Ties und die Jahreszahl 1532. Am Altmarkte blieb bei dem großen Brande von 1616 das Gasthaus zum weißen Roß als einziges von 25 Häusern stehen. In einem Unterziehbalken der Gaststube findet man die Jahreszahl 1566 eingeschnitten. Im Gasthaus zum Löwen stieg am 19. April 1813, auf seiner Reise nach Tepitz, von Leipzig kommend, Wolfgang von Goethe ab. In der Zeit zwischen dem Mittagessen und der Weiterreise, um 3 Uhr, dichtete er die Parodie: „Gewohnt, getan!“ Sie beginnt: Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht!“

Die schöne St. Aegidienkirche wurde nach dem Entwurfe des berühmten Nürnberger Baumeisters Professor Heideloff im gotischen Stile 1846—49 erbaut. Die 75 m hohen durchbrochenen, kunstvollen Türme sind ein Wahrzeichen der Stadt Oschatz. Der Unterbau der Kirche stammt aus dem 13. und 14. Jahrh. Eine Inschrift in Mönchsschrift an einem äußeren südöstlichen Pfeiler besagt, daß 1464 ein Teil des Altarchores angebaut wurde, nachdem der Grundstein am Tage Philippi Jakobi gelegt worden war.

Auch das Innere des Gotteshauses ist nach Heideloffs Angaben im gotischen Stile ausgeführt, das zeigen Altar und Kanzel, Gestühle und Emporen. Der Triumphbogen ist durch Professor Hermann aus Berlin mit einem herrlichen Freskobilde, die Bergpredigt, geschmückt worden. Von den 5 Fenstern des Altarchores sind nach dem Entwurfe des Direktors der Dresdener Bildergalerie, Julius Hübner, die äußeren mit Glasmalereien geschmückt. Sie stellen Jesus im Tempel und die Segnung der Kindlein dar.

Außer der Hauptkirche besitzt Oschatz noch die Kloster- oder Marienkirche, im Jahre 1246 in der Bauweise der St. Aegidienkirche erbaut. Das Kloster selbst wurde von den Franziskanern schon 18 Jahre früher gegründet. Das schöne Gewölbe der Kirche blieb unversehrt, als die Hussiten um Weihnachten 1429 diese Kirche und die ganze Stadt mit Feuer verwüsteten. Im Jahre 1903 entdeckte man beim Umbau des Archidiafonats in der St. Elisabethkapelle alte Wandmalereien, deren Entstehungszeit um das Jahr 1410 fällt. Von den Freskobilddern sind die Verkündigung der Geburt Jesu, Petrus

und Paulus, St. Nicolaus und das des mutmaßlichen Stifters der Kapelle, des Predigers Nicolaus Homut in Oschatz, der auch Domherr in Würzen war, am vortrefflichsten in den alten Farben erhalten. Die dritte Kirche ist die Gottesackerkirche, die 1587 geweiht wurde. Sie wurde 1892 erneuert. Der holzgeschnitzte gotische Flügelaltar stammt aus der katholischen Zeit und ist kunstgeschichtlich wertvoll. Trotz der Verheerungen durch Kriege und große Brände ist demnach die Stadt Oschatz nicht arm an ehrwürdigen Kunstdenkmälern vergangener Zeiten. Zur Hebung des historischen Sinnes und des Inte-



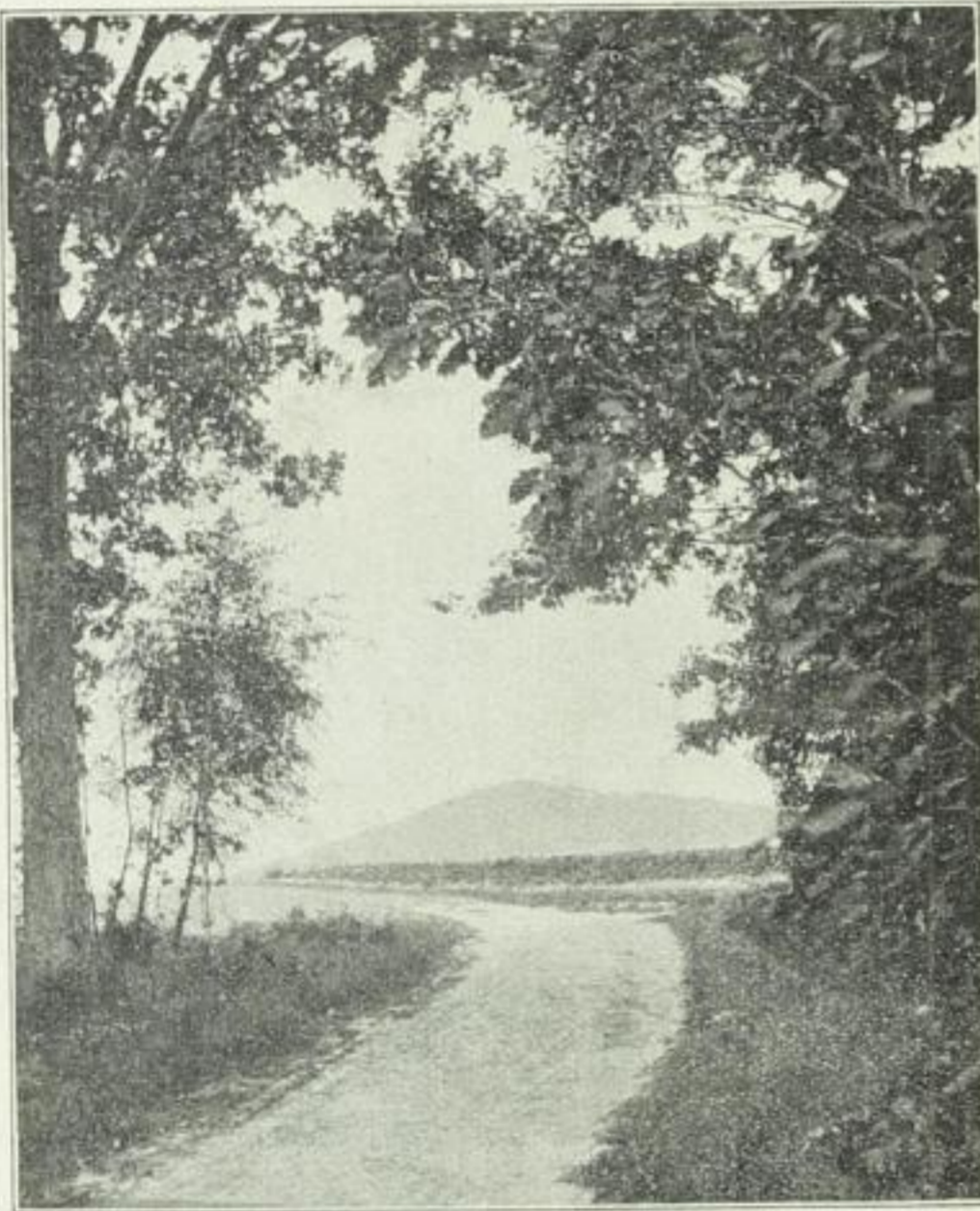
Alter Turm.

resses für die Kunstwerke der Vorfahren hat der Verein für Orts- und Volkskunde erfolgreich gewirkt. Durch Forschen und Sammeln, durch Bild und Schrift sucht er die städtischen und vaterländischen Geschichtsquellen zu erschließen und sorgt dafür, daß die Zeugen der denkwürdigen Vergangenheit der Stadt Oschatz und der engeren Heimat der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben. Er besitzt eine Sammlung von über 1300 Nummern, die übersichtlich geordnet in zwei großen Zimmern des alten Schulgebäudes Platz gefunden hat. (An dem Gebäude wurde am 15. Mai eine dem Andenken der einheimischen Rom-



ponisten M. u. E. G. Hering gewidmete Bronzege-  
denktafel angebracht. Vgl. Nr. 9 „Unserer Heimat“).  
Die Sammlung enthält in ihren 4 Abteilungen:  
Volkskunde, Ortsgeschichte, Innungswesen und Ur-  
geschichte der Heimat viele interessante und wertvolle  
Altentümer.

Die Hauptindustrieweige der Stadt sind Filz-  
waren- und Wagenfabrikation. Das größte indu-  
strielle Unternehmen ist die Filz- und Schuhwaren-  
fabrik von Ambrosius Marthaus, dessen Firma Welt-  
ruf genießt und seine Waren nach allen Erdteilen  
absetzt. Auch die Dezimalwagen-Fabrikation und



Collm.

die Erzeugung von Woll-, Häfel- und Filetwaren  
gewinnen immer mehr an Ausdehnung.

Oschatz ist der Knotenpunkt mehrerer Eisen-  
bahnen, es vermittelt auf der Hauptlinie Leipzig-  
Dresden den Verkehr mit der fruchtbaren Gegend der  
Umgebung. Als Kreisstadt ist es der Sitz vieler Be-  
hörden und Verwaltungen. Im Osten der Stadt auf  
einer Anhöhe liegen die Kasernements des hier garniso-  
nierenden Rgl. Sächs. Manenregiments Nr. 17, Kaiser  
Franz Joseph von Oesterreich und König von Ungarn.

Wegen der Sauberkeit seiner Straßen und  
Plätze ist Oschatz weithin bekannt. Die Straßen  
sind gut beschleust und gepflastert, eine ausgezeich-  
nete Wasserleitung mit Wasserturm versorgt die  
ganze Stadt mit gutem Trink- und Wirtschaftswasser.  
Die Straßenbeleuchtung erfolgt durch Gas-  
glühlicht. Die freundliche Stadt wird oft von  
Fremden besucht und wegen ihrer schönen und milden  
Lage und bequemen Verbindung nach Leipzig und  
Dresden gern von Rentiers und Pensionären als  
Wohnsitz erwählt. Die herrlichen Promenaden, der  
große Stadtpark und der 400 Aker große Stadt-  
wald bieten bequeme Spaziergänge. Im nahen  
Stadtpark wechseln große Rasenplätze, von Blumen-  
beeten und schönen Baumgruppen geziert, mit Laub-  
und Nadelholzwald ab. Die Wege zeugen von  
sorgfältiger Pflege der Parkanlagen. Inmitten des  
Parks liegt auf einer Anhöhe das Restaurant „Zum  
Weinberg“ mit schattigem Garten, von hier aus ge-  
nießt man einen prächtigen Blick auf das Döllnitz-  
tal und auf die Stadt Oschatz. In der Ferne er-  
hebt sich der Collm, der wegen seiner umfangreichen  
Aussicht gern aufgesucht wird. Die nächste Um-  
gebung der Stadt bietet ebenfalls Gelegenheit zu  
Ausflügen. In  $\frac{3}{4}$  Stunden gelangt man zum  
Forsthaus, im schönen Stadtwald gelegen. Der  
Weg führt an den Ruinen des uralten Schlosses  
Osterland vorüber. Zur Zeit ist man mit Aus-  
grabungen und mit der Erforschung der Geschichte  
des Schlosses eifrig beschäftigt. Das Forsthaus,  
das Dorf Collm und der Collm selbst werden gern  
von Fremden als Sommerfrischen gewählt.

Wie die große Anzahl von Stiftungen und die  
vorhandenen herrlichen Kunstwerke, wie die gotischen  
Türme der Stadtkirche u. a., von dem Gemein-  
sinn und der Opferwilligkeit der Oschazer Bürger der  
früheren Zeiten Zeugnis geben, so beweisen die Er-  
bauung eines Stadtkrankenhauses, eines der Neuzeit  
entsprechenden Schlachthofes, einer Realschule und  
die Unterhaltung eines Volkskindergartens, nebst der  
Fürsorge für Schulen und andere gemeinnützige  
Veranstaltungen, daß auch die jetzigen Bewohner,  
würdig ihrer Vorfahren, bestrebt sind, das Aufblühen  
der Stadt, gemäß den Fortschritten und Forderungen  
der Neuzeit, mit allen Kräften zu fördern.







Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge, Osterland und Vogtland.

Jahrgang III. No. 12.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

September 1904.

## Bilder und Skizzen aus Burgstädt.

### II.

#### König Johann als Schützenkönig von Burgstädt.

**K**önig Johann hatte die löbliche Gepflogenheit, von Jahr zu Jahr einen Bezirk seines Landes zu besuchen, um sich über alle einschlägigen Verhältnisse persönlich an Ort und Stelle eingehend zu erkundigen, und so kam er im Jahre 1861 zu Wagen von Limbach über Hartmannsdorf auch nach Burgstädt. Auf dem Brühl wurde ihm ein großer festlicher Empfang bereitet. Die städtischen Vertreter, die Behörden, die Innungen und Vereine mit Fahnen, die Schuljugend und hunderte von unserer Einwohnerschaft hatten sich hier postiert. Majestät unterhielt sich in leutseligster Weise mit verschiedenen Herren, besuchte dann das Rathaus, das Amtsgericht (damals ein Teil der alten Schule) und wohnte auch dem Unterricht in der ersten Mädchenklasse (Lehrer Krauß)

bei. Beim Abschiede klopfte er, sichtlich befriedigt, dem wackeren Lehrer auf die Schulter, reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Sehr gut, hier war nichts gekünstelt!“ Der Besuch des hohen Gastes fiel gerade mit dem Schützenfeste zusammen. Es war der Tag des Königsschießens. Nach beendeter Festtafel trat der damalige Schützenkommandant August Böttger schneidig salutierend an den König heran und sprach: „Die alleruntertänigste privilegierte Schützengesellschaft würde es als höchste Ehre empfinden, wenn Ew. Majestät ihr die Gnade erweisen würde, einen Schuß auf die Königsscheibe abzugeben!“ Freundlich nickend sagte der Landesvater zu und kam zur bestimmten Stunde an der Schießhalle vor dem Schützenhause vorgefahren. Das Schützenkorps in fieberhafter, freudiger Aufregung empfing ihn



mit einem begeisterten Hoch, und der Schützenoberleutnant Wilhelm Heinig reichte ihm seine Scheibenbüchse. „Ich bin eigentlich weniger Schütze, mein Bruder war passionierter als ich“, sagte er, das Gewehr fassend, während eine lautlose Stille in der Halle herrschte. Kaum war der Schuß getan, so sprang eiligst der Zieler hinter der Scheibe hervor, um in der damals üblichen Weise die Nummer zu markieren. In höchster Spannung erwartete man das Zeichen. Siehe da, der Zieler tanzte um die Scheibe. Damit zeigte er an, daß es ein sogenannter

Magelschuß gewesen war. Allgemeine große Erregung, schallendes Hurra. Majestät, selbst etwas erstaunt, begab sich nebst seinem Gefolge nach der Scheibe, um sich persönlich von seinem Schießersfolg zu überzeugen. Es hatte seine Richtigkeit. Auf die neue Scheibe war außer diesem kein weiterer Schuß getan worden, und da ein gleicher im ferneren Verlaufe des Schießens auch nicht erfolgte, so mußte bestimmungsgemäß König Johann als Schützenkönig von Burgstädt proklamiert werden. Se. Majestät nahm auch huldvollst diese Würde an, ließ sich als solcher



⊕ Schützenhaus Burgstädt. ⊕

im darauffolgenden Jahre zum Haupt- und Königsschießen durch den Amtshauptmann zu Rochlitz, Graf zu Münster, vertreten und übersandte der Schützengesellschaft eine kunstvoll gemalte Scheibe (Somerschloß Pillnitz an der Elbe) und ein sehr wertvolles goldenes Medaillon mit seinem auf Porzellan gemalten Porträt. Diese königlichen Geschenke werden von der Schützengesellschaft als besondere Kleinodien in hohen Ehren gehalten. Als zur 800jährigen Jubelfeier des erlauchten Herrscherhauses Wettin 1889 eine Deputation von hier zur Beglück-

wünschung vom König Albert in Audienz empfangen wurde, legte ihm diese, gleichzeitig das seltsame Ereignis berichtend, das Medaillon vor. Der König besichtigte es mit lebhaftem Interesse und sagte: „Dies ist eines der schönsten Bilder meines hochseligen Vaters!“ —

Nach dem getanen Meisterschuß fuhr König Johann von hier nach Schweizertal, um das Fabriketablisement von E. A. Tezner & Sohn zu besuchen. Der damalige Inhaber der Firma, Hermann Voigtländer-Tezner, bereitete seinem hohen Besuche eine



großartige Ovation. Unter anderem war auch auf dem Wehrteiche eine Gondelfahrt eingerichtet, von welcher Majestät, sehr freudig gestimmt, Gebrauch machte. Auf einem vorspringenden Felsen des Flußufers saß ein fein kostümiertes Fischerpaar, reizende Gestalten, und sang ein herrliches Gondellied. Es waren zwei Mädchen aus der Fabrik, mit prächtigen Stimmen begabt, die dem König mit ihrem Sirenen- gesang imponiert haben mochten. Nach beendeter Fahrt befahl er seinem Adjutanten sich nach diesem

Fischerpaare zu erkundigen, und kurze Zeit darauf überbrachte dieser dem königlichen Herrn das Resultat seiner Forschung, das er von einem in der Nähe stehenden Spinnmeister erhalten hatte, den er als einen Chargierten des Fabrikpersonals erkannt haben mochte, und trug es ihm wörtlich vor: „Majestät, 's war Kapsmale und noch eene andere!“ — Ueber diese drastische Auskunft hat sich Majestät von Herzen gefreut.

Th. Dreißer.

## Kirchberg, die sächsische Siebenhügelstadt.

### I.

#### Lage und Größe.\*)

**K**irchberg, zur Unterscheidung von zahlreichen Namensvettern amtlich als „Stadt Kirchberg in Sachsen“ bezeichnet, liegt im westlichen Teil des sächsischen Erzgebirges und im mittleren Stromgebiet der Zwickauer Mulde, in welche das „Kirchberger Wasser“ oder der „Ködelbach“ 6 km unterhalb der Stadt als linksseitiger Zufluß einmündet.

Kirchberg mit (1900) 7934 Einwohnern in 761 bewohnten Gebäuden ist Stadt mit revidierter Städteordnung, d. h. es genießt, mit einem juristischen Bürgermeister und den beiden Kollegien des Rates und der Stadtverordneten ausgestattet, weitgehende Selbstverwaltung. Es hat Amtsgericht mit zwei Amtsrichtern, drei Geistliche, da vier Dörfer in unmittelbarem Zusammenhange zur „Parochie Kirchberg“ gehören, mittlere Volksschule, kaiserliches Postamt II. Klasse, ein königliches Untersteueramt, Gasanstalt, Reichsbanknebenstelle, eine Zahlstelle des

\*) Den I. Artikel entnehmen wir dem neuen „Führer durch Kirchberg und Umgegend“, den der Erzgebirgszweigverein Kirchberg gelegentlich seines 25 jährigen Stiftungsfestes herausgegeben hat. Dieser in Druck und Papier geschmackvoll ausgestattete, empfehlenswerte „Führer“, der außer einer Reihe wohlgelungener Abbildungen 4 Ansichtskarten und eine treffliche Uebersichtskarte von Kirchberg und Umgegend enthält, ist für den billigen Preis von 1 Mark durch Schneiders Buchhandlung in Kirchberg zu beziehen.

Chemnitzer Bankvereins und eine Vertretung des Bankhauses Sarfert & Co. Werdau.

Außer dem Haupterwerbszweig der Tuchfabrikation nebst Wollwäscherei und Spinnerei, Woll- und Wollabfallhandel werden betrieben neben der Landwirtschaft und Gärtnerei Heizrohr-, Armaturen-, Maschinen-, Packstoff-, Schuh- und Zementwaren- Fabrikation, sowie Buchdruckerei und graphisches Kunstgewerbe.

Berühmt und vielbesucht ist die Stadt nicht nur als bemerkenswerte Industriestadt mit bedeutendem, auch überseeischem Export, sondern besonders auch als gastfreier und hervorragend schön und gesund gelegener Ort. „Die sächsische Siebenhügelstadt“ haben Nicht-Kirchberger längst scherzend Kirchberg getauft, überrascht durch seine hochromantische Lage.

Der Vorberg\*) vor allem, 2 km westlich der Stadt gelegen, prächtig sichtbar vom Auersberg, vom Schönheider Kuhberg und von Zwickau, ist von alters her das Wahrzeichen der Stadt gewesen. Durch die liebevolle Fürsorge der Stadtbehörde sind im Hungerjahre 1847/48 grundhafte Wege in Schlangenlinien zum Gipfel des Berges als Notstandsarbeiten hergestellt worden, woran anknüpfend der Erzgebirgszweigverein der Stadt das Seine emsig getan hat, den Berg zu einem Kleinod Kirchbergs

\*) D. i. nicht „Burgberg“, sondern (sorbenwendisch) „Bogberg“, d. h. Gottesberg, also wohl einstige Kultusstätte der heidnischen Sorben.



zu gestalten. Seit dem 3. Juli 1882, dem Tag der Anwesenheit weil. König Alberts, wird der vom Verein auf dem Plateau des Borberges errichtete massive Aussichtsturm mit allerhöchster Genehmigung König-Albert-Turm genannt. Entzückend ist die Aussicht von demselben auf die teils in die drei Bachtäler eingebettete, teils auf „Hängen“, „Leithen“, „Steigen“ und „Bergen“ amphitheatralisch sich erhebende Stadt. Besonders abends gewährt der Blick von hier, aber ebenso von den beiden anderen hervorragenden Höhen, Schießhausberg, Geiersberg, und von der Wiesenburger Staatsstraße aus durch das Meer von Licht einen außerordent-

lichen Reiz. Ist ferner im Süden die Eibenstöcker Schweiz mit dem Auersberg und den Lichtenau-Stützengrün-Auerbacher Borbergen des Kammes des Gebirges ein wirksamer Rahmen für das Bild, so offenbaren im Norden die Essen des Zwickauer Brückenbergs und die mächtigen charakteristischen gelblichen Dämpfe über der Königin-Marienhütte in Cainsdorf, wie gewaltig dort unter und über der Erde Tausende schaffen auf industriellem Gebiete. Im Osten begrenzt der von der böhmischen Grenze bis Burkersdorf herabreichende Staatsforst, im Westen der Streitwald das Gesichtsfeld. Dieses selbst zeigt uns die wohlangebauten lachenden Fluren



Gesamtansicht von Kirchberg.

der Stadt, Saupersdorfs, Leutersbachs, Wolfersgrüns als ein zusammenhängendes anmutiges Ganzes; anmutig, denn über zwanzig Teiche grüßen uns als „Augen“ der Landschaft und kleine Waldbestände, besonders Birkenpflanzungen (sog. „Knoks“, der „Vogelherd“ u. a.) geben dem Gelände den Charakter eines Parkes, während die romantische Höhenlage Lichtenaus und vor allem Burkersdorfs mit ihren kühn die Höhen erklimmenden Häusern und Gehöften geradezu an alpine Bilder erinnert.

Will der Tourist die Namen der Berge der „Siebenhügelstadt“ wissen, so merke er: Borberg, Geiersberg, Schießhaus-(früher Galgen-)berg, Ottensberg, Quirlsberg, Sonnenberg, Täubertsberg. Ge-

meinderents- oder Kaffeeberg, Drachentopf und Kreuzhübel könnten wir dem, dem jene nicht genügen möchten, leicht noch hinzufügen.

Was die Seehöhe Kirchbergs anlangt, so lauten die Zahlen (noch nach der Ostsee normiert): Schießhaus 419,58 m, Bahnhof 334,97 m, Kirche 350 m, Rathaus 361,117 m, Borberg 434,3 m und Geiersberg 422,7 m.

## II.

### Kirchberg — soust und jetzt.

Kirchberg, die in nächster Nähe von Bergen und Hängen umgrenzte Stadt im westlichen Erzgebirge, bildete früher mit 13 Dörfern in seiner



Umgebung den Besitz der Herrschaft Wiesenburg. Nach Angaben erzgebirgischer Chronisten stellte Wiesenburgs Boden noch im Ausgang des 12. Jahrhunderts ein wenig angebautes Waldgebiet dar, in welchem außer einigen sorbischen Niederlassungen nur die Ansätze zu den emporblühenden deutschen Dörfern in zerstreut liegenden Anbauten vorhanden waren. Solche kleine Siedeleien, deutsche wie sorbische, lagen auch in der Nähe des Ködelbaches an den bewaldeten, steilen Hängen des die Stadt mit umschließenden Bor-, Geiers- und Teubertsberges. Erhaltene Ueberlieferungen und urkundliche Nachweise nennen daselbst den alten Anbau am Borberg und eine Gruppe kleiner Gehöfte in der Hüttensleite am östlichen Abfall des Geiersberges.

Die eben erwähnten Siedelungen scheinen jedoch in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts weder einen gemeinsamen Mittelpunkt, noch einen Namen gehabt zu haben. Beides erhielten sie erst durch die Gründung einer der heiligen Margaretha gewidmeten Kirche oder Kapelle, wahrscheinlich gegen das Ende des erwähnten Jahrhunderts. Die ur-

sprünglich gewiß nur schlicht erbaute Andachts- und Gebetsstätte blieb nicht lange ohne Nachbarschaft. Jedenfalls auf Wunsch oder doch unter Billigung des Grundherrn errichteten einzelne Siedler ihre alten, abgebrochenen Anbauten wieder am Geiersberg neben der geweihten Stätte, hauptsächlich wohl darum, weil hier zur Zeit kirchlicher Handlungen, besonders an Sonn- und Festtagen, langsam Handel und Verkehr erblühten. So bildete sich an genannter Stelle eine geschlossene Ortschaft, ein Dorf, welches

nach der Erhebung seiner Kirche oder Kapelle zur Pfarrkirche bald die Umbildung in eine Stadt erfuhr. Den Anlaß zum Emporkommen Kirchbergs gab also eine auf seinem Boden gegründete Kirche, eine Pfarrkirche, mit den ihr unterstehenden Kapellen zu Burkardsdorf und Hartmannsdorf als Filialen. Die Zeit der Entstehung des Städtchens ist in die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts, sonach in diejenigen

Jahre zu setzen, während deren Plauens Bögte, die Keuße, Wiesenburg als ein meißnisches Lehen besaßen.

Es wird hier nicht beabsichtigt, die Geschichte Kirchbergs weiter zu verfolgen; mehr liegt uns daran, über das Gewerbe einiges zu sagen, dem ein großer Teil seiner Bevölkerung seit langer Zeit Arbeit und Nahrung verdankt. Es ist dies die Tuchmacherei. Sie fand den Weg von Zwickau aus und steht nunmehr seit vierthhalb Jahrhunderten im Betriebe.

Während des Jahres 1570 gaben die Herrschaftsinhaber Wiesenburgs, Christoph und Rudolf von der Planitz, den Kirchberger Tuchmachern die erste Handwerksordnung und einige Zeit darnach, 1592, konnte die Tuchmacher-

innung bereits von dem damaligen Besitzer Wiesenburgs, dem Zwickauer Rat, die diesem gehörige Walkmühle für 600 Gulden erwerben. Während das Städtchen schon einmal, 1492 am Abend vor den Weihnachtstagen, von umherstreifenden Hussiten niedergebrannt und seine Bevölkerung erschlagen oder verjagt worden war, kam es auch im dreißigjährigen Kriege durch Plünderungen und Brandlegungen zu schweren Schädigungen, ganz besonders durch die Pest in den Jahren 1630 und 1633. Nach ihrem



Rathaus.





Bismarckdenkmal.

Erlöschten befanden sich außer Waisen und Verwitweten nur noch 16 Ehepaare am Leben. Doch der fast ausgestorbene Ort bevölkerte sich bald wieder. Das Tuchgeschäft blühte von neuem und so kräftig empor, daß Kirchberger Händler nicht allein auf den Messen und größeren Jahrmärkten in Kurpfalz, sondern auch im Erzstift Mainz in Kurbayern und in der Oberpfalz, sowie im Ober- und Niedersächsischen Reichsreise und in Böhmen zu finden waren. Besonders lebhaft gestaltete sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Handel nach Böhmen, wo Kirchberger Tuchverkäufer mit anderen „aus dem Weisnischen“ fast in allen Städten und Märkten am Südrand des Erzgebirges festen Fuß gefaßt hatten. Indessen schlug das Unternehmen der Innungen zu Kirchberg, Lengensfeld und Reichenbach, welche durch Abgesandte auf dem immerwährenden Reichstag in Regensburg im Verlauf des Winters 1663 und 1664 die Freiheit des Tuchhandels im ganzen Reiche zu erwerben gedachten, durchaus fehl, und von da an unterlag das Kirchberger Geschäft häufig starken Schwankungen, bald

ging es besser, bald schlechter, je nachdem die Zeitverhältnisse sich anließen. Eine Besserung trat wieder ein am Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts, als die Stadt im Verlauf von zwei Jahrzehnten nach dem großen Brand von 1757 aus dem Schutt und der Asche wieder erstanden war. Gerade die den Handel schwer bedrückenden Kriege der französischen Republik und des ersten Kaiserreichs brachten das Kirchberger Geschäft wieder empor, da außer gewöhnlichen Warenlieferungen viele Bestellungen auf Militärtuche eingingen. Auch die Kirchberger Brauerei hatte damals ihre beste Zeit. Durch das daselbst hergestellte Weißbier, von welchem starke Sendungen nach auswärts, namentlich nach Leipzig gingen, kam dieser Geschäftszweig auf einige Zeit in Flor. Leider dauerten solche günstigen Verhältnisse nicht lange. Schon im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, während dessen ein dritter Stadtbrand am 19. Juni 1817 wieder 91 Häuser und fast alle diejenigen zerstörte, welche das Feuer am 25. Juni 1757 vernichtet hatte, war dieser Rückgang bemerkbar; er steigerte sich aber in nächster Zukunft derart, daß das damals von über 500 Meistern betriebene Kirchberger Tuchgeschäft immer mehr zum Erliegen kam. In



Ausichtsturm auf dem Geiersberge.



dieser nicht weniger als befriedigenden Geschäftszeit legte ein neuer Brand in der Nacht vom 12. zum 13. Juni 1852 abermals 35 Häuser am Markte in Asche. Endlich regten nach dem Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts derartige Verhältnisse zu technischen Neuerungen, vornehmlich dazu an, die veraltete Betriebsweise zu verlassen und von der Handarbeit an den Wirkerstühlen zum Maschinenbetrieb überzugehen. Seit dieser Zeit ist in das Kirchberger Geschäft wieder ein frischer Zug gekommen, ein Aufschwung, der sich selbst in rascherem Wachstum der Bevölkerung, sowie in dem immer freundlicher werdenden Anblick der Stadt bemerkbar macht. Letztere rückt da und dort die alten Grenzen weiter hinaus; es entstanden außer umfänglichen Fabrikanlagen neue Neubauten, neue Straßen, neue Plätze. Das alles ist, genau betrachtet, das Werk der Dampfmaschine gewesen.

Dem Fremden kündigt sich Kirchberg als Fabrikstadt an. Zahlreiche hohe rauchende Schloten, das Schnurren tausender von Spindeln in den Fabriksälen geben zu erkennen, daß man hier die einheimische Fabrikation lebhaft betreibt und für den Handel in ferne, ausländische Gebiete arbeitet. Gegenwärtig zählt die Stadt 11 Fabriken für Tuch- und Wollzeugfabrikation, 5 Streichgarn- und Kunstwollspinnereien, außer kleinen Wollhandlungen 4 große Dampfwohwäschereien, verbunden mit Woll- und Wollabfallhandel, eine Fabrik für Zentral- und Luftheizungsanlagen, zwei andere für Schlosserei



Die „Himmelsleiter“ am Vorberge.

und Eisengießerei, eine für mechanische Baumwollzwirnererei; hierzu kommen Werkstätten für Kupferschmiederei, Schlosserei, Gerberei, Eisenschmiederei u. a. m. Es versteht sich von selbst, daß bei gesteigerter Wollwarenerzeugung auch eine Erschließung neuer Absatzquellen zu erfolgen hatte. Als Absatzgebiete für dieselbe sind anzuführen: Süddeutschland, das die meisten Artikel der Kirchberger Fabrikation aufnimmt, dann Schweden-Norwegen, die Schweiz, Italien, sämtliche Gebiete der unteren Donauländer; außerdem gehen Sendungen nach der Levante, selbst in einige Hafenstädte Indiens und in solche des chinesischen Reichs.

Der Anblick der Stadt, das Stadtbild, macht einen sehr wohlgefälligen Eindruck. Man mag sie



König Albert-Turm und Pavillon des E.-G.-V. auf dem Vorberge.



betrachten, von welcher Seite man will, immer stellt sie sich mit ihren teils im engen Rödelbachtale, teils an den Hängen der Höhen liegenden Häusergruppen als Gebirgsstadt mit romantischen, malerischen Partien dar. In dem am Geiersberg erbauten Häusertrapez erkennt das kundige Auge den Kern und einst umfestigten ältesten Stadtanbau; um ihn legten sich nach dem Ausgang des Mittelalters zunächst im Tale die niedere, dann, den Geiersberg höher hinauf, die obere Vorstadt an, darauf zwang das bergige Terrain neue Ansätze zum Emporklettern an den Höhen. Unter den Gebäuden der Stadt können hervorgehoben werden die Kirche zu St. Margarethen, ein Bau ohne architektonische Bedeutung, im Innern aber freundlich ausgestattet, dann das Amtsgericht, das Rathaus, die Bürgerschule und städtische Turnhalle, das Postgebäude, ein kapellenartiger Bau auf dem Friedhofe, als Parentationshalle dienend, mehrere freundlich gelegene Villen in einigen Stadtteilen, die Hotels „Zum Brühl“, „Zum Wettiner Hof“ und das „Deutsche Haus“, ferner als Bauten der jüngsten Zeit das Krankenhaus, dessen Erbauung durch erhebliche Zuwendungen des verstorbenen Kommerzienrates Kramer und seiner Angehörigen, außerdem seitens der Stadtverwaltung und einiger Privatpersonen ermöglicht wurde, und das prächtig gelegene Schützenhaus. Von Plätzen sind zu nennen: der Alt- und Neumarkt, der Kirch- und der Lutherplatz, letzterer hergerichtet zu einer freundlichen Gartenanlage, ferner der Platz am Brühl, wo Kirchbergs Verkehr am lebhaftesten in die Erscheinung tritt. In neuer Zeit ist die Stadt auch zu einigen Denkmälern

gekommen. Zuerst gelangte, erinnernd an 13 aus der Parochie Kirchberg gefallene Söhne im Kriege 1870/71, das Kriegerdenkmal zur Ausführung, dann erfolgte zu Ehren des verstorbenen Schützenhauptmanns Schaufuß die Errichtung des Schaufußdenkmals auf dem Platze vor dem Schützenhause durch die Schützengesellschaft, hierzu kam das Bismarckdenkmal auf dem Altmarkte, ein Geschenk des Kommerzienrates Kramer an die Stadt. Erwähnenswert sind ferner zwei Gedenksteine; der eine von dem Fabrikanten J. Pegold auf dem Plateau des Vorberges gesetzt, erinnert an die Anwesenheit des Königs Albert am 3. Juli 1883, den anderen an der Kirchberg-Wilkauer Straße, nahe dem Bahnhof, ließen die Offiziere des ehemaligen fünften (gl. sächs.) Infanterieregiments zum Andenken an ihren dort verunglückten Kameraden, Hauptmann Eberwein, errichten.

Mit Ueberresten erwähnenswerter Bauten aus alter Zeit ist Kirchberg nicht ausgestattet. Was davon vorhanden war, ging bei den Stadtbränden oder durch andere Ursachen gänzlich ver-

loren. Indessen findet der Naturfreund dafür hinlänglichen Ersatz in dem Anblick der schönen Kirchberger Gebirgslandschaft. Die am Rödelbach gelegene und den Mittelpunkt des Rödelbachtals bildende Stadt bietet, wie bereits erwähnt, einen freundlichen, malerischen Anblick. Ihre oben mit Laub-, teilweise mit Nadelholz besetzten und mit Anlagen ausgestatteten Höhen, der Vor-, Geiers- und Schützenberg oder ebenso die einen großartigen Ausblick gewährenden Burkersdorfer Höhe, sind mit Türmen bekrönt und stellen sich als vortreffliche Ausichts-



Schießhaus-Turm.



punkte dar, welche dem Auge malerische Ansichten von der Stadt und prächtige Landschaftsbilder aus der Nähe und Ferne erschließen. Drei, vier Stunden reicht der Blick nach Süden über ein farbenreich und wechselvoll gestaltetes Gelände bis zu den blaugrauen Kammhöhen des westlichen Erzgebirges, eben so weit dringt er nach Westen und nach dem Norden. Die schönste Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung genießt man vom Schützenberge. Reich an Naturschönheiten ist das westlich von der Stadt gelegene Terrain, wo der Filzteich neben anderen seine weite Wasserfläche ausbreitet, ferner das über 15 km lange, von prächtigen Straßen und der Willkau-Karlsfelder Eisenbahn durchschnittenen Ködelbachtal, sowohl in seinem nördlichen, wie auch in dem von Kirchberg aus südlich gelegenen Teile, wo sich in der baumreichen, wenig breiten Talrinne neben dem rasch über den felsigen Boden eilenden Bach über zwei Stunden lang Dorf an Dorf, Gärten und einzelne Häuser aneinander reihen bis hinauf zu dem hochge-

legenen Kirchdorf Rothenkirchen und dem bewaldeten, als große Masse hingebreiteten Kuhberg. Willkommene Spaziergänge bieten die Wege nach dem Hartmannsdorfer Staatsforstrevier, besonders zur zerklüfteten Felsengruppe des Hirschensteins, ferner in das anmutige, mit prächtigen Landschaften ausgestattete Tal der westlichen Mulde, deren Lauf freundliche Dörfer, Schlösser und Ruinen begrüßt.

Seit den Bemühungen des Stadtrates in Kirchberg und des dajelbst bestehenden Erzgebirgzweigvereins, die Umgebung der Stadt immer anmutiger zu gestalten, sind ihre Schönheiten erst zu voller Würdigung gekommen. Fast an allen Sonn- und Festtagen, häufig auch im Laufe der Woche, erscheinen während der schönen Jahreszeit Touristen, größere und kleinere Gesellschaften, besuchen die Höhen um die Stadt und erfreuen sich an den schönen Fernsichten. Möchte dieser liebe Besuch auf die Dauer anhalten und immer zahlreicher werden. Hierzu zu ermuntern, dazu sind diese Zeilen geschrieben.

Anton Bär.



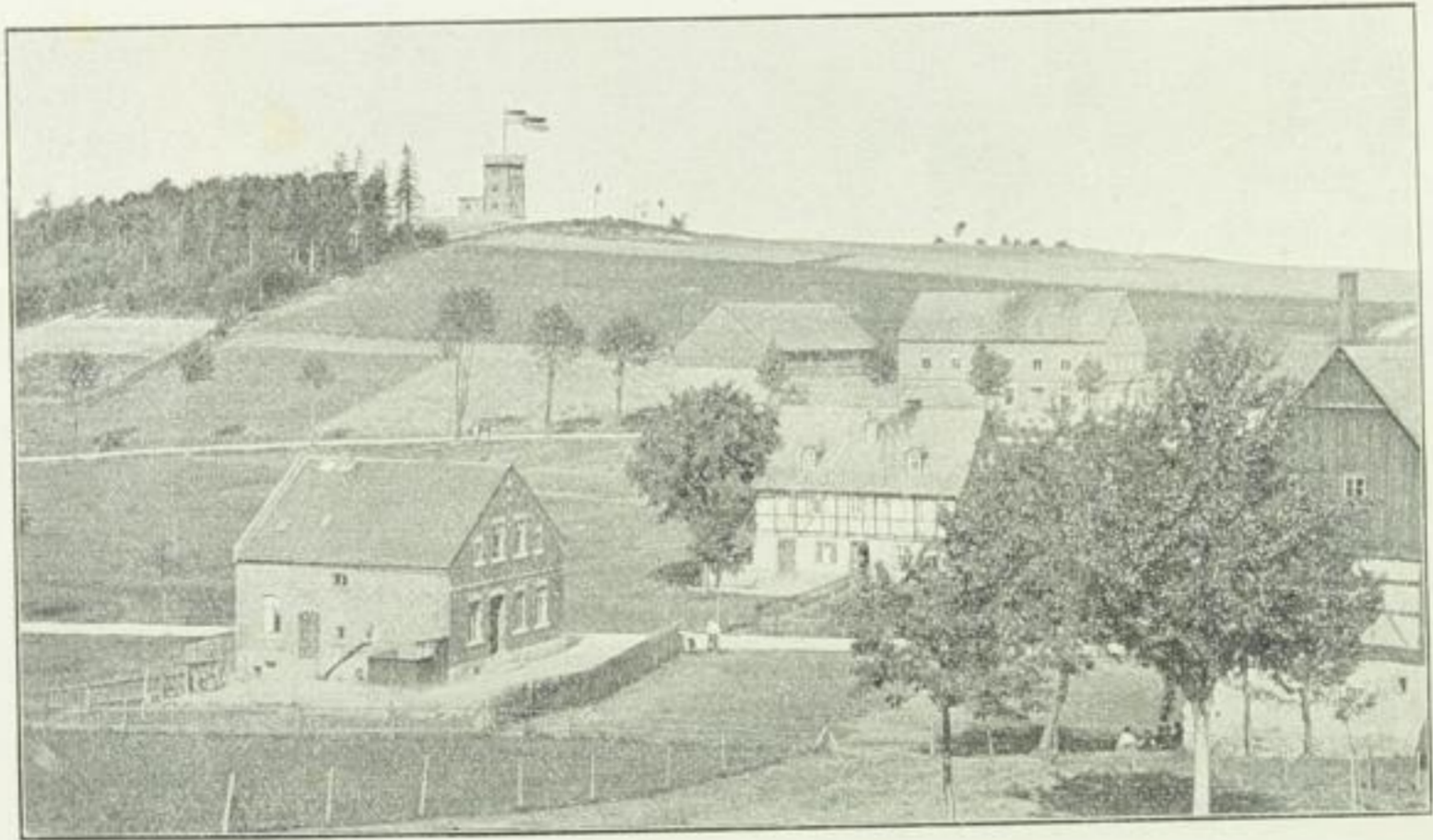
Dammweg am Filzteich.







Jemas Ruhe auf dem Borberge.



Königin Carola-Warte.



## Die Vedung.

Eine Geschichte aus dem Vogtlande von Hugo Christof Heinrich Meyer.



(3. Fortsetzung und Schluß.)

Das waren seine letzten Worte gewesen. Dann war er langsam zum Dorfe hinausgeschritten. Sie hatte ihm noch nachgesehen, bis er auf der Höhe im Walde verschwunden war. Er nahm den kürzesten Weg nach der Stadt, der gerade an der Brandstätte des Fuchshofes vorüberführte. Am Waldrande hatte er sich noch einmal umgewendet. Sie hatte ihm zugewinkt; er mußte sie bemerkt haben. Aber er kehrte sich hastig um und war verschwunden. Von ihrem Plaze aus vermochte sie die Stelle zu sehen, von wo aus Gustav den letzten Blick auf Tronau geworfen. Kein Brief war von ihm in die Heimat gelangt, seitdem seine Mutter gestorben war. — Gustav galt als völlig verschollen. — Nein, in die Fremde wollte sie nimmermehr. Das schien ihr noch schlimmer, als arm sein, hungern und darben müssen. O, wie sie den Boden unter ihren Füßen liebte!

Doch wer war das, der dort den Hohlweg nach der Stätte des einstmaligen Fuchshofes heraufkam, sich das ärmliche Häuschen betrachtete, das an seiner Stelle stand, und nun am Waldrande entlang gerade auf die Ziegelei zuschritt? Eine große, fremde, stolze Erscheinung! Nun sah sie deutlich das Gesicht: gebräunte Züge, dichter Vollbart, gebogene Nase, scharfe, graue Augen. Doch eine häßliche, tiefe Narbe, die quer über das Gesicht lief, entstellte dasselbe. Das mußte ein fremder Stadtherr sein, der auf die Ziegelei bieten wollte. Aber war dieselbe denn soviel wert, daß solche Herrn zur Versteigerung kommen mochten? Und nun tauchte gegenüber aus dem Wald eine andere männliche Gestalt auf — ein alter Bekannter, der mit dem Berghofbauern gut befreundet war und in letzter Zeit öfters auf dem Hofe vorsprach, der junge schmucke Mühlfriz. Dessen Vater hatte eine Schneidmühle im Regnisgrund, wollte aber nach altem Rechte seinem jüngsten Sohne die Mühle übergeben und verlangte, daß seine übrigen Söhne sich selbst

eine Stellung suchen sollten. Der Mühlfriz war da und dort beschäftigt gewesen, hatte aber noch nirgends Wurzel gefaßt. Als er Karline erblickte, eilte er auf sie zu und begrüßte sie: „Karline, das ist schön, daß Du zur Versteigerung zugegen sein willst. Mitsteigern wirst Du ja doch nicht. Das besorgen schon wir. Weißt Du, der Nieghorn hat alles aufgeboten, die Ziegelei herabzusetzen. Aber Du sollst nicht zu kurz kommen. Wir kaufen Dir auch die Vedung ab, alles — Du tußt ja doch nichts damit. So bekommst Du ein stattliches Heiratsgut. Der Bräutigam wird dann nicht lange mehr ausbleiben. Bist ja auch schon längst in den Jahren und darfst nimmer lang warten. — Was hast denn? — Traust uns wohl nicht, weil Du so steif und ernst tußt? Ach freilich — Du weißt ja noch nicht, daß ich eine Stellung in der Stadt gefunden bei dem reichen Amerikaner Braun — na sieh, dort kommt er selbst. Ich soll ihm ein paar Steinbrocken von der Vedung bringen.“ Der Mühlfriz las einige Steine auf, zerhug sie mit dem Hammer, den er bei sich führte, steckte verschiedene Steinstücke zu sich und wandte sich dann wieder an Karline. Diese sah stolz und ernst auf den jungen Mann vor ihr, der ein so zuversichtliches Wesen zur Schau trug, und sagte langsam, nicht ohne einen Anflug von Spott:

„Das Steinklopfen hättest Du Dir ersparen können. Ich gebe die Vedung nicht her, auch nicht den Acker und den Waldstreifen. Es ist genug an dem, was Ihr mir mit Zwang nehmt. Freiwillig geb' ich nichts.“

„Ei poß tausend — na, wenn Du die blanken Goldfische siehst, wirst Du schon zulangen.“

„Du wirst sehen, Eure Mühe ist umsonst.“

„Ei zum Kuckuck, willst Du Dich auf Deiner Vedung begraben lassen?“

„So weit ist's noch nicht. Eben deshalb wollte ich heut' feststehen. Nichts soll mich anfechten.“



„Karline, wenn das Dein Ernst ist, hättest Du besser geschwiegen.“

„Du kannst recht haben.“

Der fremde Herr winkte dem Mühlfriz. Dieser entfernte sich mit kurzem Gruß. Karline sah die beiden im Gespräche bei einander stehen. Dann kam der Berghofbauer und ersuchte Karline, mit ihm zu der nun beginnenden Versteigerung in das Ironauer Wirtshaus zu kommen. Dort waren viele Versteigerungslustige erschienen. Der Schätzungswert des Ziegeleianwesens wurde bekannt gegeben. Das erste Gebot wurde gestellt, und weitere Gebote folgten. Der biedere Kieghorn, dem die Ziegelei noch immer nahe ging, hatte nach den ersten hohen Angeboten jede Hoffnung aufgegeben, endlich noch seinen Schnitt zu machen, und entfernte sich schimpfend. Der fremde Liebhaber, der reiche Amerikaner Braun, erhielt den Zuschlag. Das Anwesen war so hoch gesteigert worden, daß Karline noch eine schöne Restsumme verblieb. Der Fremde erlegte die Summe. Die Versteigerung war beendet. Karline, welche an einem Tische mit dem Mühlfriz allein gefessen war, wollte sich entfernen, als der fremde Herr auf sie zuschritt und sie bat, noch zu bleiben:

„Karline, Ihr wißt jetzt, ich will nichts Unrechtes. Gebt mir Euer Muttergut noch dazu! Hier“, er zählte eine stattliche Anzahl Goldstücke auf, „nehmt das, es reicht, um Euch ein kleines Bauerngut zu erwerben, worauf Ihr einen Hausstand gründen könnt. Besinnt Euch nicht lange. Die Gelegenheit kommt nicht wieder. Ihr bereut es noch!“

Karline hörte mehr auf die Stimme des Mannes vor ihr, als auf das, was er sprach. Sie forschte in seinen Zügen, aber nicht, um seine ehrliche Meinung bestätigt zu finden, sondern um eine Ähnlichkeit zu entdecken. Das Geld vor ihr betrachtete sie kaum und entgegnete kurz:

„Das Meine geb' ich nicht her. Behaltet nur Euer Geld!“

Mit sichtlichem Erstaunen erhob sich der Fremde. Doch betrachtete er aufmerksam die hohe, kräftige Gestalt vor sich, und ein tiefes Nachsinnen, ein mehr als flüchtiges Interesse lag in seinen Blicken, als er halblaut äußerte:

„Ihr lebt jetzt beim Berghofbauern, da weiß ich Euch ja noch zu finden.“

Mit kurzem Gruß trennten sich die beiden. Der Fremde fuhr mit dem Mühlfriz in seiner Chaise davon, der Stadt zu. Karline trat mit dem

Berghofbauern den Heimweg an. Dem Bauer war das Anerbieten des Fremden nicht entgangen. Er betrachtete kopfschüttelnd das nachdenklich neben ihm herschreitende Mädchen:

„Karline, wenn ich Dich nicht wie mein Kind betrachtete, könnt' mir's ja eins sein, was Du tust. So aber, da Du mir nahe stehst, ärgert mich Dein Eigensinn. Du hast's wahrhaftig nicht nötig, das Geld zu verachten.“

„Ihr habt recht, aber Ihr wißt den Willen meiner Mutter nicht. Den hätt' ich verachtet, wenn ich dem Fremden zu Willen gewesen wär'. Laßt also den Tadel, und sagt mir lieber, ob Euch der Fremde nicht bekannt vorgekommen. Mir ist's, als hätt' ich ihn schon gesehen.“

„Du wirst in Deiner Ziegelhütte so vielen Menschen nicht begegnet sein, daß Du Dich lang besinnen mußt. Der Fremde ist halt ein Amerikaner, hat Geld, und wenns ihm einfällt, geht er wieder weiter, dann hast Du das Nachsehen.“

Karline schwieg. Hatte sie nun recht gehandelt? Sie hielt das Anerbieten des Fremden für eine Anfechtung, gegen welche sie standhaft sein wollte. Hatte sie sich getäuscht? Hatte ihr vielleicht heute das Glück die Hand reichen wollen, das unverhoffte Glück, von dem die Mutter so oft gesprochen? Nun war es geschehen! — Möchte aber dem sein, wie ihm wollte, möchte nun alle Trübsal über sie kommen, sie wollte sich aufrecht halten, um nicht in ihr unterzugehen. Allen Trost mußte sie in sich selber finden. Auf die Ueberwindung sollte ja endlich die Freude folgen, so stand es in ihrem Gesangbuche, und sie legte sich nun alles in ihrem schlichten Verstande zurecht, so einfach, wie es die Mutter ihr gelehrt hatte.

## 5.

Mehrere Jahre waren dahin gegangen. Im Berghof hatte sich nichts verändert. Zuweilen nur sprach der Mühlfriz vor, der noch immer bei dem reichen Braun in der Stadt in Stellung war. Was er dort eigentlich zu verrichten hatte, wußte niemand recht. Er selbst war verschwiegen und zu keiner Auskunft über seinen Herrn zu bewegen. Auch Karline und Therese brachten nichts aus ihm heraus. Doch schien es, als bringe ihm sein Herr viel Vertrauen entgegen. Der Mühlfriz hatte auch die Ziegelei zu besichtigen, welche vorübergehend betrieben wurde. Hierbei ließ derselbe im Auftrage seines



Herrn auch das Zieglerhäuschen ausbessern, vergrößern und wohnlich einrichten.

Da verbreitete sich ganz unvermutet das Gerücht, der Amerikaner Braun sei in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Große Unternehmungen, an denen er sich stark beteiligt habe, seien verfracht. — Bald darnach kam das Haus des Amerikaners in der Stadt, sowie dessen sonstige Liegenschaften unter den Hammer. Braun selbst war aus der Gegend verschwunden.

Der Mühlfriz kam jetzt öfter auf den Berghof, aber er war verschwiegener als zuvor. Eines Tages fragte der Bergbauer:

„Na Fritz, jetzt sag' mir doch, wo der Braun sein Geld hingebracht hat. Er war doch kein Verschwender. Es ist nicht zum Ausdenken!“

„Was weiß ich?“ gab der Mühlfriz nachlässig Bescheid. „Aber seid nur nicht so leichtgläubig! Es ist noch nicht alles aus.“

„Bist Du noch bei ihm?“

„Ja und nein — ich betreibe seine Sachen halt auf eigene Faust. Ihr wißt ja, daß ich mir auch schon manches erspart habe in den vielen Jahren!“

„Da werde einer klug! — Aber die Karline hat jetzt das Nachsehen. Ich hab's ihr gleich gesagt. Hätte sie doch ihr kleines Zeug damals hergegeben!“

„Ich weiß nicht. Sie hat recht gehabt. — Die Odung ist bester Kalkfels, und der steigt immer im Wert.“

„Jetzt werd' ich aus Dir erst recht nimmer klug.“

„Wenn's gut geht, will ich Euch schon noch die Augen aufmachen.“

Karline hatte das Gespräch mit angehört und fühlte etwas wie Trost heraus. Also doch noch Hoffnung! — Warum aber bemitleidete sie diesen fremden Menschen, den Braun, als wenn er ihr nahe stände? Was hatte sie mit ihm zu schaffen? Nichts, rein gar nichts! Und dennoch brachte sie ihre Gedanken von ihm nicht los. Ja sie hoffte immer noch, der Mühlfriz würde ihr gegenüber doch noch deutlicher werden, zumal derselbe sich ihr mehr und mehr anschloß. Sie wußte wohl, warum. Mühlfriz liebte Theresen und bedurfte Karlinens Beistand, wenn er ein heimliches Stündchen mit ersterer verbringen wollte. Und Karline verhalf den beiden neidlos zu ihrem Glücke — aber nicht leidlos. Oft war ihr recht trübselig dabei zu Mute,

zumal, wenn sie neben den beiden Verliebten saß und Zeuge ihrer Vertraulichkeiten war. Ja die Armut schien ihr nun ein Fluch. Diese allein war die Ursache ihrer Vereinsamung. Ja, jetzt glaubte sie klar zu verstehen, daß sie an jener Versteigerung das Rechte nicht getroffen hatte. — Theresen herzte ihren Fritz. Sie aber konnte sich auf ihre Odung setzen und weinen. Das tat sie denn auch, wenn es ihr gar so weh um's Herz wurde. —

\* \* \*

Es war an einem warmen Märztag, wie er auch in diesem rauhen Landstrich vorkommt, freilich ohne Bestand und nur eine kurze Unterbrechung der bald mit neuer Kraft wieder einsetzenden und oft bis Anfang Mai währenden Schneestürme bildend. Tiefblau hob sich die Luft über dem Tal. Gelblich, bräunlich, auch wohl ins Moosgrüne, ja wo Wintersaat sproßte, oft in ein sattes Maigrün spielend, da und dort von weißen Schneestreifen, welche an Wegen und Rainen liegen geblieben, durchsetzt, lag die Flur da, in der durchsichtigen, sonnigen Luft.

Die Waldränder traten dem Gesichtskreise näher als im Sommer. Deutlich hoben sich die rotbraunen Stämme und Äste aus dem tiefen Schatten hervor. Alles war klar und scharfgezeichnet. Weithin blinkte der weiße Seidenglanz der Weidenblüte, die grüngelben Haselnußblüten öffneten sich und streuten in den leichten, scharfen Winden ihren Blütenstaub umher. An den Begrändern nickten die Dolden des weißlichen Wintergrüns. An den sprudelnden Bachläufen und Wiesengraben sproßte die tiefgrüne Kresse und zu den Füßen Karlinens, zwischen Gestein und grauen Moosflechten, das zarte Frühlingshungerblümchen und der gelbe Huflattich.

Die moosigen Wiesen zeigten sonst noch kein Leben. Auch aus dem Walde tönten noch wenige Stimmen. Nur der rotbrüstige Kreuzschnabel nistete in den hohen Fichtenwipfeln unter den gelbbraunen, harzigen Fichtenzapfen, und über den Wipfeln kreisten Habicht und Krähe. Verfrüht war diese Lenzesstimmung. Das bekundeten die harschen Lüfte, welche über Täler und Hügel hinzogen. Aber die Stimmung war da, und Karline entzog sich ihr nicht. Sie war nicht mehr jung. Ihre besten Jahre waren fast dahin. Theresen war zehn Jahre jünger als sie und dachte nun schon ernstlich an ein eigenes Heim. Karline aber blieb, was sie war. — Ha, warum wagte sie sich nicht über Tronau



heraus? Ihre Dedung trug ihr keiner fort. Draußen unter den Leuten würde sich schon der Rechte für sie finden! Hier mußte sie vertrauern. Eine Märchenprinzessin war sie ja doch nicht, daß man ihretwegen nach Tronau und auf den Berghof gekommen wäre. Also mußte sie schon den Anfang machen. Rasch war ihr Entschluß gefaßt. Gleich jetzt wollte sie im nächsten großen Kirchdorfe nach Arbeit fragen. Heute war Sonntag. Und in den Nachmittagsstunden vermißte sie niemand. Sie erhob sich und schritt die Dedung hinab. Auf halbem Wege blieb sie stehen. Vom Dorfe her nahte der Ziegelei eine männliche Gestalt, langsam, müde, gebückt. — Nun trat dieselbe ganz aus dem Hohlweg heraus und schlug auf einem Fußpfade die gerade Richtung nach dem Zieglerhäuschen ein.

Karline trat einige Schritte zurück, hinter eine Staude, um den Herankommenden ungestörter beobachten zu können. Die Blicke desselben waren auf den Boden gerichtet. Das Gesicht war von einem breitrandigen Hute verdeckt. Nun blieb die Gestalt stehen, auf den Gehstock gestützt, schwer atmend, den Kopf hebend — das war Braun, der Amerikaner. An der Narbe hatte sie ihn erkannt, wenn auch das jetzt glattrasierte Gesicht mager, eingefallen und bleich erschien und einen ganz anderen Eindruck machte, als das blühende, bräunliche, in das Karline vor Jahren geblickt. Langsam legte der Fremde die kurze Strecke zum Häuschen zurück. Es schien, als ob ihm die Kraft versage. Nun bückte er sich und suchte unter der Schwelle. Er hob einen Gegenstand empor, wohl einen Schlüssel, öffnete die Türe und warf sie hinter sich ins Schloß. Karline trat vorsichtig näher. Sie sah, wie der Fremde die kleinen Fenster öffnete. Die Luft mußte in dem so lange unbewohnt gebliebenen Raume recht dumpfig geworden sein. Dann stieg ein schwacher Rauch aus der Esse empor. Nach geraumer Zeit wurden die Fenster wieder geschlossen, und Karline vermochte kein Lebenszeichen mehr in dem Häuschen wahrzunehmen. Ihren Gang in das nahe Kirchdorf verschob sie auf eine spätere Zeit und eilte auf den Berghof, wo sie ihr Erlebnis ausführlich erzählte. Die Bergbauersleute hörten kopfschüttelnd zu. Der Mühlfriz aber hatte sich erhoben und entfernte halb für sich sprechend:

„Das ist sonderbar! Ich hatte ihn erst in einem Monat erwartet. Ich muß doch gleich nachsehen. In einer Stunde bin ich wieder da.“ —

Der Mühlfriz blieb lange aus. Als er wieder kam, setzte er sich zu den Bauersleuten an den Tisch und begann:

„Es ist eine tolle Geschichte. Aber der Herr Braun hat mir das Versprechen abgenommen, zu schweigen. Deshalb darf ich Euch nur sagen: Mit seinen Sachen stets wohl nicht so schlimm, wenn er auch kein schwer reicher Mann mehr ist. Doch wer kann das genau wissen? Jedenfalls hat er noch zu leben. Aber mir scheint, er ist krank. Er wollt' sich hier nochmals nach dem Seinen umsehen und dann eine große Reise unternehmen. Jetzt fühlt er sich aber zu schwach. Ich soll für ihn verreisen. Schaut Euch morgen nach ihm um! Er wollte zwar, daß ich ihm eine Frau von Tronau besorge, aber es ist besser, Karline nimmt sich seiner an. — Brauchst keine Scheu zu haben, Mädle. Mein Herr meint's nicht unrecht. — Wenn er's nur diesmal übersteht!“

Der Bauer meinte: „Ja, aber wie kommt's nur, daß die Ziegelei noch dem Amerikaner gehört?“

„Das ist sehr einfach. Der Besitztitel ist aus einem Versehen in den öffentlichen Büchern nicht berichtet worden. Das Anwesen ist noch auf den Namen des Ziegelheiner eingetragen, wurde also nicht mit Beschlagnahme belegt.“

„Das ist freilich wunderbar! Und wenn's einmal absonderlich zugeht, bleibt's bei einem Wunder nicht.“

„Kann sein — aber jetzt sagt, ob es Euch recht ist, wenn die Karline die Besorgung drüben übernimmt!“

Die Bauersleute waren mit allem einverstanden. Karline sagte zu. Der Mühlfriz nahm, geleitet von Theres, Abschied.

Am Hofstor rief er noch zurück: „Heute braucht Herr Braun nichts mehr. Aber morgen früh schaut Ihr Euch nach ihm um!“ —

Karline hatte eine unruhige Nacht. In den wenigen Stunden, die sie zu schlafen vermochte, träumte sie schwer. Sie sah wieder den Fuchshof in hellen Flammen. Da trat eine unbekannte Männergestalt zu ihr und führte sie langsam durch einen schönen, großen Wald. Sie folgte ohne Bangen. Am Ende des Waldes lag die Dedung und unterhalb derselben das Zieglerhäuschen. Aus diesem nickte die Mutter ihr freundlich zu. Alles Landvolk hält viel von den Träumen, besonders die Frauen verlegen sich auf die Deutung derselben.



Auch Karline machte keine Ausnahme. Sie sann und sann. Nun, des Traumes Ende wenigstens war tröstlich!

Am frühen Morgen machte sich Karline mit dem Berghofbauer auf den Weg nach dem Zieglerhäuschen. Auf den schönen Märzsonntag war ein stürmischer Montag gefolgt. Ein Schneesturm tobte wie im tiefsten Winter und hatte Weg und Steg verweht. Mühsam stampften sich die beiden durch den tiefen Schnee nach der Oedung. Vor ihnen lag halbverweht das Häuschen. Kein Rauch entstieg der Esse. Kein Zeichen des Lebens! Der Bauer trat mit Karline in den Hausflur und pochte an die Türe. Kein „Herein!“ Die Türe war unverschlossen. Sie traten in das einfach möblierte Zimmer. Schriftstücke lagen auf dem Tische umher. Holz war um den Kachelofen geschichtet. Da erklang aus dem Nebenraum ein Köcheln und Stöhnen. Der Bauer trat hinzu. Halb entkleidet lag der Fremde auf dem einfachen Bette mit glühendem Gesichte, sich bald von der einen auf die andere Seite werfend. Der Bauer rief ihn an. Keine Antwort erfolgte. Der Fremde schien bewusstlos in dem schwersten Fieber zu liegen. Die Krankheit mußte ihn unerwartet schnell mit aller Gewalt überfallen haben. Während Karline die Papiere des Fremden zusammenfaßte und in die Tischschublade legte, entkleidete der Bergbauer den Kranken. Karline brachte Wasser und gab dem Fiebernden zu trinken. Darauf schloß derselbe ruhiger.

„Karline“ bemerkte der Bergbauer, „bleib' Du hier, ich fahre in die Stadt nach dem Arzt.“

Der Bauer entfernte sich und ließ Karline mit dem Kranken allein. Das an die Einsamkeit gewöhnte Mädchen hatte bald das erste Unbehagen in diesem ihr fremd gewordenen Raume überwunden. Mit der Krankenpflege vertraut, hatte sie für ihren jetzigen Pflegebefohlenen unablässig auf Erleichterungen gesonnen. Als der Arzt nach mehreren Stunden endlich erschienen war und den Kranken untersucht hatte, meinte er:

„Schwere Lungenentzündung. Der Kranke wird's kaum überleben.“ Er ließ eine Arznei da und schrieb für alle Fälle ein Rezept. „Wie ich sehe, ist der Kranke in guter Pflege. Lebt er noch bis übermorgen, dann holt mich wieder!“

Als sich der Arzt mit dem Bergbauer entfernt hatte, unternahm Karline einen Rundgang im

Häuschen. Sie fand mancherlei ihr dienliches Geräthe und in einer Bodenkammer sogar ein Bett, das sie für sich im Wohnzimmer aufschlug. Den Schwerkranken konnte sie doch nachts nicht allein lassen. Vom Berghof erhielt sie Lebensmittel. So war sie denn wieder in ihrer Eltern altem Heim. Wenn es auch neu hergerichtet war, es mutete sie dennoch alles vertraut an.

Die Tage verrannen. Der Kranke hatte die Krisis überwunden und lag nun in tiefer Erschöpfung. Sorgfältig hatte Karline auf die Phantasien des Fiebernden geachtet in der Hoffnung, auf diese Weise den Schleier des Geheimnisses, der den Fremden dank der Verschwiegenheit des Mühlfritz so dicht umhüllte, ein wenig zu lüften, aber vergeblich. Sie vermochte in den abgerissenen Worten keinen Sinn zu finden. —

In der sorgjamen Pflege Karlinens hatte sich der geheimnisvolle Fremde nach und nach so weit erholt, daß sein Schwächezustand einem gesunden Schlafbedürfnisse gewichen war. Auch tagsüber schlief der Kranke viel. —

Es war an einem feuchtgrauen Aprilmorgen. Tauwetter herrschte. In der Wohnstube des Zieglerhäuschens hatte Karline, die ersten Morgenstunden benützend, in denen der Kranke noch fest zu schlafen pflegte, sich einen Zuber zurecht gestellt und war nun emsig daran, die Wäsche des Fremden zu reinigen. In der warmen, dunstigen Luft des Zimmers und in dem Eifer der Arbeit hatte sich Karline ihres Mieters entledigt und stand nun in ihrem roten Röckchen, den Oberkörper nur mit einem leinenen Hemde bekleidet, mit entblößten Armen am Waschzuber. Die Türe zum Nebenzimmer stand halb geöffnet. Die dumpfe, warme Luft mußte den Kranken belästigt haben. Er erwachte und blickte umher, dann hinaus in die fremde Schneelandschaft, die sich endlich zum Empfang des Maien zu rüsten schien. Ein Plätichern im Wohnzimmer veranlaßte ihn den Kopf zu wenden. Er vermochte nichts zu sehen, er erhob daher den Oberkörper und beugte sich vor. Da erblickte er seine Pflegerin in ihrer eifrigen Tätigkeit. Ihr sonst blaßes Gesicht war von der Arbeit leicht gerötet. Die aschblonden Haare waren in einem leichten Knoten am Hinterkopfe aufgebunden und ließen einen weißen, kräftigen Nacken frei. An den schönen vollen Armen spielten die Muskeln. Der Fremde schaute lange auf das eigenartige Frauen-



bild vor sich und forschte in den zwar nicht schönen, aber ebenmäßigen Zügen des Mädchens. Ein in sich befriedigtes Seelenleben, eine unberührte Weiblichkeit sprach aus dem Bilde vor ihm. Seltsame Gedanken und Wünsche stiegen in dem Fremden auf. Das also ist Karline, die Zieglerstochter, der er einst die Dedung abkaufen wollte, Karline, die ihn mit seinem Gelde so stolz zurückgewiesen hatte? — Und nun pflegt sie ihn wie einen Bruder? Was mochte sie dazu bewogen haben? Er sann. — Wenn er an sein bisheriges Leben, an die Menschen dachte, die ihm bis jetzt nahe gekommen — sie waren alle gleich, — nur seine Mutter und vielleicht den Mühlfriz nahm er aus. Nichts als die Selbstsucht leitete alle. Wußten sie nicht einen Vorteil zu erspähen, so rührten sie nicht den Finger. Dieses Mädchen aber opferte sich ihm in selbstloser Weise völlig, obwohl sie doch von seinem Mißgeschick der letzten Jahre vernommen hatte, also ohne Hoffnung auf Lohn und Dank, ja ohne Scheu vor ihm, der doch als fremder Abenteurer — wenn auch mit Unrecht — verschrieen war! Als er in dieser Einsamkeit von den Aufregungen und Sorgen der letzten Monate Ruhe suchte und plötzlich das Herannahen einer heftigen Krankheit fühlte, als er nicht die Kraft fand, sich von seinem Bette zu erheben, seine Papiere zu verwahren und sich zu entkleiden, als er so dalag und seine Vergangenheit in blißartigen, schon von der Glut des beginnenden Fiebers durchzitternden Bildern vor ihm vorüberzog, da gedachte er auch jener Szenen in den kalifornischen Golddistrikten und den mexikanischen Silberbergwerken, in welchen er manch' armen Teufel, zum Tode erschöpft, am Wege liegen sah. Er sagte sich, daß ihm das gleiche Schicksal früher oder später einmal beschieden sein könnte.

Als er dann vor Jahren im Kampfe mit Raubgesindel jenen tiefen Hieb über Stirne und Gesicht erhalten, welcher ihm fast das Leben gekostet, und er erst hilflos darniederlag, da glaubte er, jener Augenblick des Sterbens in völliger Verlassenheit sei auch für ihn gekommen. Aber damals genas er nochmals, dank der Fürsorge eines Landsmannes. Und nun liebte er das Leben doppelt. Auch das Glück schritt ihm endlich zur Seite, und als reicher Mann schloß er drüben seine Tätigkeit ab, um hier sich einen neuen, schöneren Wirkungskreis zu suchen. O diese verhängnisvolle Täuschung! Niemand schenkte seinen kühnen Plänen Glauben! Die Zu-

verlässigsten ließen ihn im Stich. Hohe Summen verlor er binnen Jahresfrist. Und nun, da es galt den Rest des einstigen Reichtums zu einem neuen Anfang zusammenzuraffen, da wollten seine physischen Kräfte nicht mehr reichen. Nun war das Ende wirklich da. Einsam und verlassen sollte er hier im weltfernen Zieglerhäuschen hinsterben? Dennoch empfand er etwas wie Trost, überkam ihn ein Gefühl der Geborgenheit in diesen seinen letzten Momenten. Es war ihm, als sei er daheim! — So war er entschlummert.

In seinen Fieberträumen tauchten noch oft die in wildem Kampfe um das Gold verbrauchten Jahre vor ihm auf. Seine Leidenschaften nahmen drohende Gestalten an, die bald in der schwarzen Nacht der tiefen Schächte, bald in lodernden Flammen mit einander rangen. Aber dann sah er immer wieder seine Mutter, die längstverstorbene, vor sich. Sie bettete ihn auf weichem Rasen und erfaßte seine Hand, wenn er stürzte, sie führte ihn durch züngelnde Flammen und eisige Nächte, durch lärmende Städte in tiefe Wälder, auf brausende Meere. Sie strich ihm mit der kühlen, blaffen Hand über Stirne und Scheitel und linderte seine stechenden Schmerzen, sie gab dem Durstenden zu trinken und löste seine Fesseln, von denen er sich in seinen Fieberträumen umschlungen sah; sie rollte die Steinblöcke hinweg, welche ihm die Brust beengten, und brachte ihm Licht in das Dunkel des Schachtes, in dem er grub. Als er dann in halbem Bewußtsein gelegen und schon die Hände seiner Pflegerin fühlte, schon bemerkte, wie eine Gestalt sich vor seinem Bette mit ihm beschäftigte, ihm die Kissen ausschüttelte, ihm Getränk einflößte, da vermeinte er wieder, seine Mutter sei ihm zur Seite. Nachdem er endlich wieder völlig seiner selbst bewußt geworden, schwand zwar die Vorstellung seiner Mutter gegenüber der Mädchengestalt vor ihm, aber die Gefühle der Geborgenheit, der Dankbarkeit, gleich denen eines Kindes gegen seine Mutter, blieben. Die Urheberin dieser Gefühle war Karline.

Heute kamen wieder neue Empfindungen hinzu, nämlich die einer aufkeimenden Liebe zu dem Mädchen, dessen volle und doch so keusche Formen den Mann in dem genesenden Fremden wachriefen und einen unbeschreiblich seligen Vorfrühlingsdrang in ihm erzeugten. Bisher hatte er sich zu solchen Gefühlen nie recht Zeit genommen und war nur immer auf den Erwerb bedacht gewesen. Aber nun hatte



er ja mit der Vergangenheit abgeschlossen. Er war ruhiger und weicher geworden. Das zurückgedrängte Bedürfnis nach häuslichem Glück, die Sehnsucht nach Liebe erwachte in ihm übermächtig. Solche überschäumenden Ströme der Empfindungen drängten nach außen. Er wollte dem Mädchen da drinnen rufen, ihr danken, ihr die Hände küssen. Doch er fürchtete, das Schamgefühl Karlinens zu verletzen. — Noch war nicht der rechte Augenblick gekommen. Auch befiel ihn jetzt wieder eine Schwäche, matt sank er auf seine Kissen zurück. Aber diesmal war sein Einschlummern von unendlich süßen Gefühlen begleitet, wie er sie sonst noch niemals empfunden.

Wieder waren Tage verstrichen. Der Amerikaner saß am Tische über seinen Papieren. Karline war nach dem Berghof zurückgekehrt und kam nur zur Besorgung des Notwendigsten herüber. Sie trat in ihrer gewohnten stillen, bescheidenen Art in die Stube. Das Gesicht des Fremden hellte sich auf, als er das frische Mädchen vor sich sah. „Karline“, er ergriff ihre Hand, „noch hab' ich Euch nicht so für all' Eure treue Pflege gedankt, wie Ihr es verdient habt. Noch mehr aber bedrückt es mich, daß ich nicht weiß, wie ich Euch all' das vergelten soll. Wenn ich auch kein armer Mann geworden bin — mein Reichthum ist dahin. Aber was Ihr auch von mir verlangen solltet, es soll mir nichts mehr am Herzen liegen, als Euch zu Willen zu sein.“

„Nun, Herr Braun, dann sagt mir erst, wo der Mühlfriz steckt. Die Theres vergeht vor Sehnsucht nach ihm.“

„So schlimm ist's? — Ich warte selbst auf Nachricht von ihm. Er wird wohl nächstens zurückkehren. So bald es geht, reis' ich ihm nach.“ —

„Was Herr Braun, Ihr wollt wieder fort von hier? Wohl nach Amerika zurück?“

„Vielleicht, wenn's nicht anders geht.“

„Warum kommen die Amerikaner herüber zu uns? Ich dachte, drüben wär's besser.“

„Das schon, aber wenn sich's einer einmal in den Kopf gesetzt hat, er müßte um jeden Preis hier sein? — Drüben wär' mir all' das nicht passiert.“ —

Der Fremde versank in tiefes, schmerzliches Nachdenken.

Da pochte es an der Thür. Der Briefbote trat herein und brachte Schriftsachen. Der Fremde vertiefte sich in dieselben, schrieb rasch noch einige Zeilen und händigte dem Boten ein bereitliegendes

Paket Briefe ein, mit denen derselbe sich eiligst entfernte. Dann beschäftigte sich Braun wieder eifrig mit seinen Papieren. Das Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen.

Am folgenden Morgen fand Karline das Zieglerhäuschen leer. Der Fremde war ohne Gruß abgereist. Auf dem Tische lag ein Brief an sie. Das Mädchen öffnete denselben. Er enthielt einige herzliche Dankesworte, Abschiedsgrüße und die Bitte, als einstweilige Entschädigung die beiliegende Summe zu nehmen. Eine Anzahl Banknoten entnahm Karline dem Couvert. Sie warf das Geld achtlos auf den Tisch, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und brach in heftiges Weinen aus. Also das sollte das Ende sein? Abgelohnt hatte er sie! — Verstört kehrte sie nach dem Berghofe zurück, übergab den Bauern nach dem Wunsche des Fremden, wie es im Briefe stand, den Schlüssel zum Zieglerhäuschen und klagte den Bauersleuten ihr Leid.

„Was willst du mehr?“ meinte der Bauer.

„Du hast ein schönes Stück Geld verdient.“

Die Bäuerin seufzte: „Meinetwegen möcht' dieser Herr Braun in's Pfefferland zieh'n, wenn nur der Mühlfriz von ihm ließe! Der Friz soll in unsern Hof heiraten. Aber ich weiß, er ist zu stolz und möcht' am liebsten selber ein Bauernzeug kaufen.“

„Eins ist gewiß,“ tröstete Karline, „der Mühlfriz und der Herr Braun sind gut Freund zusammen. Keiner läßt den andern im Stich.“

Doch der Bauer brach ärgerlich das Gespräch ab. „In dem Geld des Amerikaners war kein Segen. Da muß was nicht in Ordnung gewesen sein. Die Leute bringen schlechte Gedanken in's Land. Es ist gut, daß er fort ist. Der kommt auch nimmer wieder. Darauf verlaßt Euch! Aber nach dem Mühlfriz will ich mich erkundigen. Dem soll nur der Amerikaner nicht noch den Kopf verdrehen!“

Wochen verstrichen. Von Mühlfriz traf keine Nachricht ein. Die Erkundigungen, welche der Bergbauer einholte, hatten keinen Erfolg. Sommer war herangekommen. Die Heuernte begann, und die Arbeit auf den Wiesen verdrängte jede andere Sorge. Das ist der Segen der ländlichen Tätigkeit, daß das körperliche Schaffen in freier Natur die Stürme der Seele beschwichtigt.

Nach beendeter Heuernte saßen beide Mädchen, Karline und Theres, an einem sonnigen Sonntag



auf dem Bänkchen im Hausgarten des Berghofes, strickend und plaudernd. Sie hatten die gleichen Gedanken, und ihr Gespräch floß in der Stille des Nachmittages dahin wie ein klares Gewässer im Wiesengrund, wie das Plätschern des Brunnens im Hofe. Nur die Tauben gurrten vom Hausgiebel, und zuweilen blökte das Vieh im Stalle. Auch der Hahn im Hof krächte mitunter. Vom Walde her klangen die Rufe der Wildtaube. Ein Finkenmännchen schlug in den Zweigen. Dennoch lag ein gewisses Erwarten in all dieser Stille, eine Sehnsucht und ein unbestimmtes Hoffen.

Da erklangen Schritte vom Hohlweg her, welcher zum Berghof führte. Bald darauf erschien eine Männergestalt. Die Mädchen blickten auf. Der Mühlfriz nahte dem Hofe. Theres war aufgesprungen und eilte ihrem Fritz entgegen. Sie hing an seinem Halse:

„Endlich kommst Du! Wo bleibst Du so lange?“

Die Bauersleute traten aus dem Hause. Man begrüßte sich. Karline blieb erst auf der Bank sitzen. Tränen füllten ihre Augen. Dann erhob sie sich schluchzend und verließ, ehe noch der Mühlfriz sie begrüßen konnte, in aller Stille den Garten. Schweren Herzens schritt sie durch den Wald ihrer Dedung zu. Sie gönnte der Bergbauerntochter ihr Glück, aber den Anblick desselben vermochte sie nicht zu ertragen. Zu schwer bedrückte sie das Gefühl des Verlassenseins. Der Mühlfriz war doch allein zurückgekehrt. Der andere hatte die Stille des Zieglerhäuschens für immer verlassen. So trat sie auf die Dedung hinaus, die Blicke in sich gefehrt, ihrem Schmerze hingegeben, die Umgebung nicht beachtend. Ihr war es, als wenn sie im Berghof nicht mehr leben könnte. Fort — hinaus in die Welt! Warum war sie nicht schon längst gegangen? Nun aber wollte sie Ernst machen. Gestern hatte der Schottenhans, ein verwitweter Bauer vom nahen Fichtig, ihr nahegelegt, daß sie

doch bei ihm das Hauswesen führen möchte. Freilich hatte er sie dabei so begehrllich angesehen, daß sie schauernd ablehnte. Aber wie sollte sie sich mit solcher Menschenscheu durch's Leben schlagen? Nein, das mußte anders werden. Sogleich wollte sie sich nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Fichtighof begeben. Vielleicht war die ihr gestern angebotene und in erster Unüberlegtheit von ihr abgelehnte Stelle noch unbesetzt. Entschlossen hob sie das Haupt und richtete ihre Blicke voll trotziger Festigkeit in die Ferne. Da stand plötzlich der Amerikaner vor ihr. Erschrocken blickte sie in zwei fröhliche Augen, in ein frisches, lachendes Männergesicht. Zwei Arme breiteten sich vor ihr aus und eine bekannte Stimme rief:

„Karline, verzeih' mir, daß ich so lange ausgeblieben! Es ging nicht anders. Und nun sollst Du auch wissen: Ich bin der Gustav vom Fuchshof. Den Namen Braun habe ich erst drüben angenommen. Wirst Du mich verachten, da Du mich nun kennst? So vertraust Du mir? — Komm', Du Gute, ich will Dir treu sein, wie Du es mir gewesen. Drüben im Berghof hat sich jetzt der Fritz mit Theres für immer verbunden, und wir wollen es auf der Dedung hier ebenso halten!“

Karline sank weinend an die Brust des endlich Gefundenen. —

\* \* \*

Nach Jahresfrist hatten sich neben dem Zieglerhäuschen ein stattliches Wohnhaus und ein Kalkofen erhoben. Auf der Dedung herrschte reges Leben. Die Kalksteine derselben wurden ausgebeutet. Dem aufblühenden Betriebe aber standen mit regem Eifer der Gustav vom Fuchshof und sein Freund, der Mühlfriz, vor. In dem stattlichen Wohnhause teilten sich einträchtig in das Regiment Theres und Karline. Der letzteren aber blieb die Dedung. Sie hatte „mit Freuden überwunden“, und erfüllt hatte sich auch endlich die Hoffnung der alten Zieglerin, daß die Dedung einst noch Glück bringen würde. —



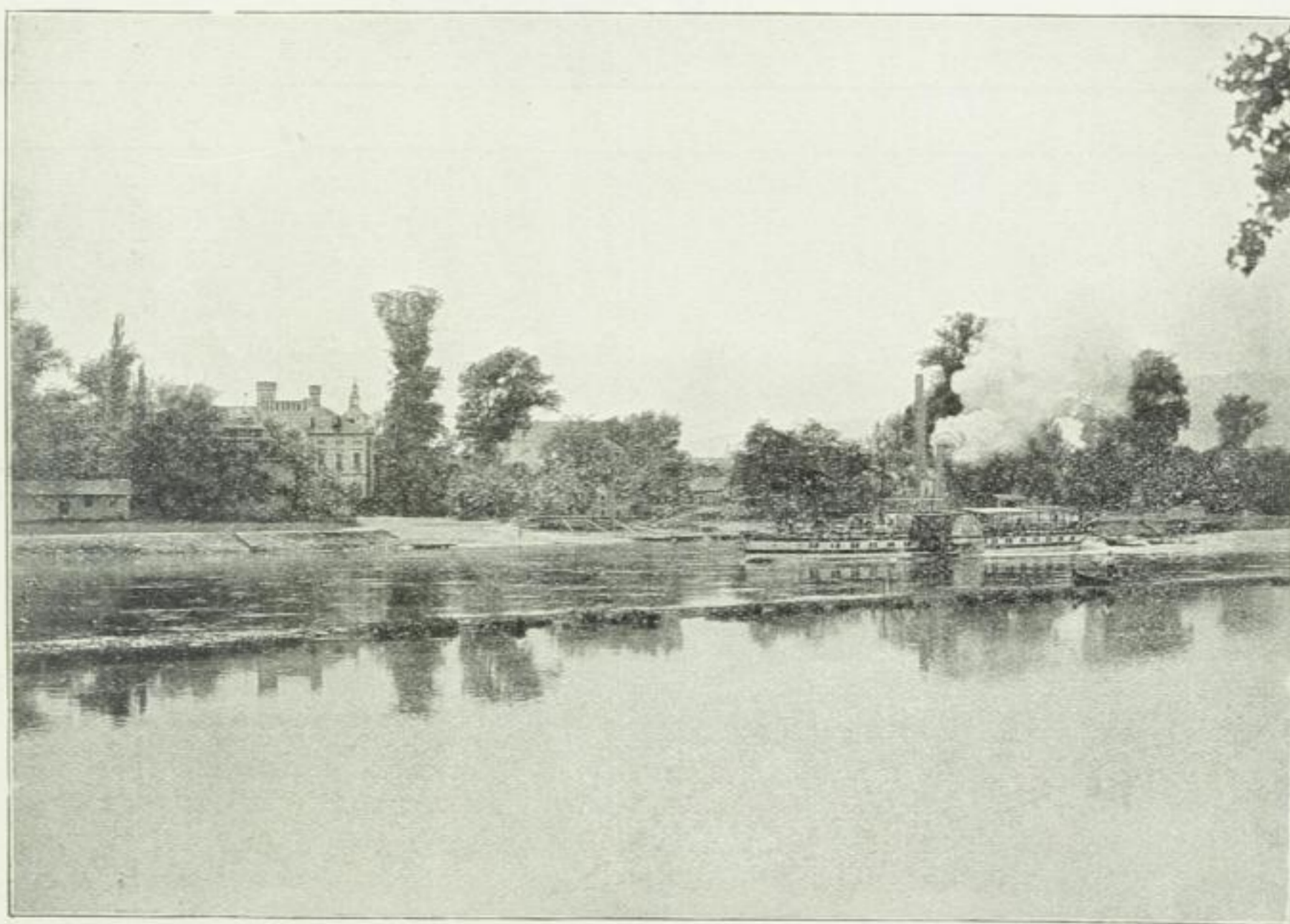


## Bilder aus dem Elbtal.

Zur Ergänzung der Bilder, die wir im Laufe des Sommers zu dem Artikel „Elbefahrten“ gebracht haben, bieten wir heute ein paar neue, indem wir andere uns für eine spätere Wiedergabe vorbehalten.

Das erste Bild gibt eine Ansicht der durch seinen Obsthandel berühmten, schön gelegenen Stadt

Lobositz, die den Ausgangspunkt zahlreicher lohnender Ausflüge in das Mittelgebirge bildet. Lobositz (böhmisch Lobosyč) erhielt erst am 4. Juli 1600, als Adam von Waldstein Besitzer war, von Rudolf III. Stadtgerechtigkeit und damit zugleich das Recht, ein eigenes Wappen (2 Türme im blauen



Lobositz.

Felde und ein offenes Tor mit einem Schutzgitter und einem Bären darunter) zu führen und jeden Freitag einen Wochenmarkt zu halten. Kaiser Leopold I. erteilte dem Orte 1637 das Privilegium dreier Jahrmärkte und eines Viehmarktes. Seine übrige Geschichte ist leider eine lange Reihe von traurigen Schicksalen. Die Pest hauste hier 1315, 1648, 1680 und 1742. Noch jetzt erinnern die

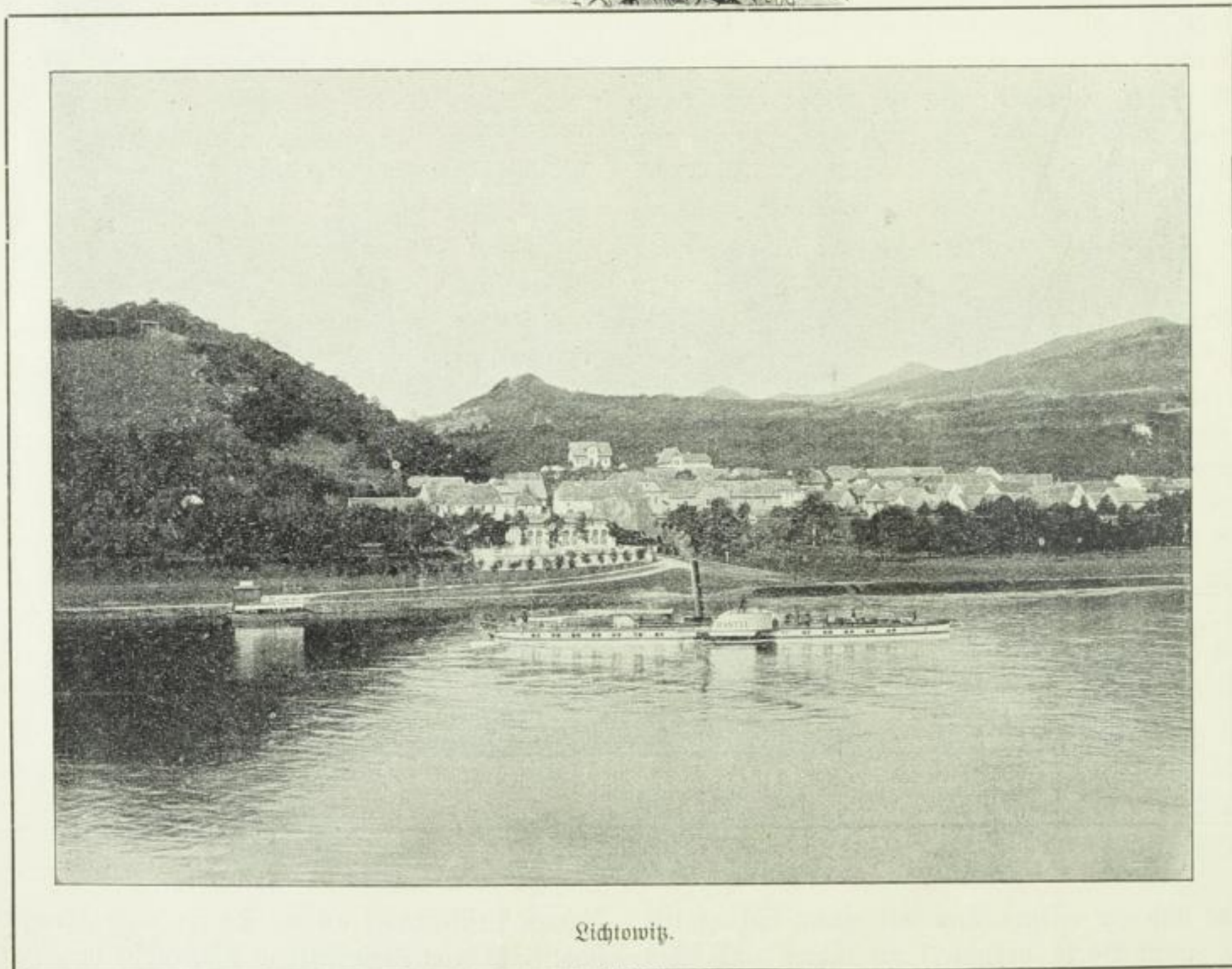
Namen Pestkirchhöfe an der Straße nach Theresienstadt links beim Steinkreuz zu Tschernossek im Grunde hinauf und ein abgebrochener Stein im Wopparner Grunde an jene schrecklichen Zeiten. Im Hussitenkriege wurde Lobositz und dessen ganze Umgebung, besonders 1420 und 26, sehr hart mitgenommen; ebenso hatte es im 30jährigen Kriege (1634, 35 und 39) von den Schweden unter Baner große Drang-



sale zu erdulden. Im 7 jährigen Kriege sah Lobositz die Reihe der blutigen Schlachten eröffnen. Friedrich der Große schlug hier am 1. Oktober 1756 den österreichischen General Brown bei Sullowitz. 1809 in dem Kriege Napoleons gegen Oesterreich wurde ganz Lobositz ein Raub der Flammen und sank vollständig in Asche. Heute ist Lobositz eine kleine, ruhige Industriestadt mit einer gut deutschen Bevölkerung.

Das andere Bild zeigt die gern besuchte Sommerfrische Lichtowitz. Die Perle dieses herrlich

gelegenen Ortes ist, am Nordabhange der Dobraihöhe, ein etwa 47 Joch großer Akazienhain, der in seiner Blütezeit wonnige Düfte ausströmt und sowohl dadurch, als wegen seiner romantischen Lage an die berühmten Rosengärten von Nizza erinnert. Durch den Akazienwald führt ein mit Wegzeichen versehener Bergpfad zu der malerischen Ruine Wopparn und in das idyllische Wopparner Tal. Gern besucht wird von Lichtowitz aus auch der Kampenberg, sowie der Willechauer.



Lichtowitz.

















